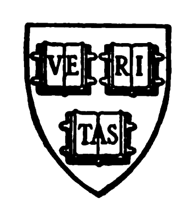




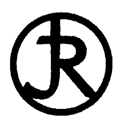

VE RI
TAS

Archiv für das Studium der Neueren Sprachen



44. Band

1869.



ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXIV. JAHRGANG, 44. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1869.

Reprinted with permission of Georg Westermann Verlag

JOHNSON REPRINT CORPORATION
111 Fifth Avenue, New York, N.Y. 10003

JOHNSON REPRINT COMPANY LTD.
Berkeley Square House, London, W.1



Reprinted from a copy in the collections of
The New York Public Library
Astor, Lenox and Tilden Foundations

First reprinting, 1967, Johnson Reprint Corporation
Printed in the United States of America

Inhalts-Verzeichniss des XLIV. Bandes.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Ueber den
Einfluss, welchen die religiösen Spaltungen auf
die Entwickelung der neueren deutschen Literatur
ausgeübt haben.

Steht uns einerseits fest, dass die Literatur im Allgemeinen, besonders aber die Poesie der getreneste Spiegel der ethischen und religiösen Culturzustände eines Volkes ist, und müssen wir andrerseits einen stetigen Fortschritt der geistigen Entwickelung der Völker, in specie der deutschen Nation anerkennen — denn selbst die Perioden, in denen scheinbar ein völliger Bankerott auf intellectuellem Gebiete eintrat oder infolge psychischer Stagnation alle Ideen krank darniederlagen, mussten nur zur Regeneration der matt gewordenen Kräfte beitragen und in nächster Zukunft einen desto höheren Aufschwung nehmen — so ergiebt sich uns daraus für unsern Zweck unmittelbar, dass der Katholicismus und Protestantismus, diese beiden Brennpunkte der christlich-religiösen Sphäre, in ihrer Entwickelung nebeneinander und im feindlichen Zusammenstoss gegeneinander nur fördernd auf die deutsche Poesie haben einwirken können, und dass, je mehr mit Hülfe der philosophischen und theologischen Wissenschaften diese beiden Erscheinungen der christlichen Kirche, ineinander über- und aufgehend, der dereinstigen Vollkommenheit der Einen, allgemeinen, wahrhaft katholischen Kirche entgegenreifen, auch auf dem Felde der Poesie, vornehmlich der deutschen, die ja in neuerer Zeit die Vorkämpferin für alle Nationen geworden, allmälig sich alle Gegensätze ausgleichen und Kampf und Fehde aufhören werden.

Die ursprüngliche christliche Kirche nannte sich die katholische, d. h. allgemeine, indem sie einmal ihre dem religiösen Particularismus der vorherigen Zeiten entgegengesetzte Bestimmung, alle Völker oder Gläubige aus allen Völkern zu umfassen, dabei im Auge hatte; zweitens aber im Hinblick auf ihr Innehaben und Festhalten der ganzen Wahrheit und Gottesoffenbarung, wie dieselbe in den Lehren und Ordnungen des religiösen Gemeindelebens von den Aposteln her in der Gemeinde fortgepflanzt und vorhanden war. Bald aber trübte sich diese Katholicität, und zwar in ganz ähnlicher Weise, wie wir es später beim Protestantismus wahrnehmen werden. Einerseits nämlich traten als Repräsentanten einer freieren Richtung die Heterodoxen und Häretiker auf, indem Jene auf christlicher Grundlage im Ganzen nur in der Darstellung einzelner Lehren von der Ueberlieferung abwichen (z. B. die Monarchianer, später die Arianer, Nestorianer, Eutychianer und Pelagianer), Diese aber (Ebioniten, Gnostiker, Manichäer) das Christenthum durch heidnische und jüdische Ingredienzien geradezu entstellten; andererseits als Vertreter der strengeren Richtung, also in das andere Extrem verfallend, die Schismatiker, welche, höherer Vollkommenheit und Reinheit in der Theorie und Praxis sich rühmend, auf die katholische Kirche als eine zurückgebliebene oder ausgeartete und verunreinigte herabsahen. Aber gerade in diesen Kämpfen und Schwankungen lag der Keim einer weiteren Entwickelung der katholischen Kirche. Denn nun galt es, das Wahre und Unwahre in allen diesen Lehren und Systemen zu sondern, theils um das Unrichtige mit Erfolg bekämpfen zu können, theils um die zerstreuten Wahrheitselemente in diesen Bestrebungen zu sammeln, sich anzueignen und auszubreiten, und so die Kirche intensiv und extensiv zu fördern. Dies geschah denn auch nicht nur in den drei ersten Jahrhunderten, sondern auch nach dieser Zeit theils durch Bethätigung eines regen Expansionstriebes, namentlich auf dem germanisch-slavischen Völkergebiete, theils im Innern durch Verdichtung der katholischen Lehren zu festen Dogmen und Bekenntnissen (wir erinnern an die mächtigen trinitarischen, christologischen und anthropologischen Bewegungen und Arbeiten), durch Feststellung des Schriftkanons und der Tradition und durch Stiftung von

Mönchsorden als Gegenwirkung gegen das allmälige Einreissen eines unheiligen, unsittlichen, rohen und zügellosen Treibens. Mit der Zeit aber trat eine falsche Beruhigung, ein Sichgenügenlassen an dem Daseienden ein, oder der Fortschritt wurde zur Veränderung, d. h. an Stelle einer organischen Selbstentwickelung, bei der die Grundbestandtheile dieselben bleiben, geschah die Verkehrung in ein Anderes. So trat namentlich vor dem Träger des Princips das Princip selbst, vor der Kirche Christus zurück, und wurde andererseits von den einzelnen Subjecten und persönlichen Gliedern mehr oder weniger abgesehen, d. h. die individuelle Bedeutung und Macht des Christenthums beeinträchtigt. So kam man mit Verkennung der der menschlichen Natur inhärirenden Mängel und Gebrechen zur Annahme der Unfehlbarkeit der alleinseligmachenden Kirche und zur absolutistisch-despotischen Ausartung des Papstthums und gelangte bei consequenter Durchbildung dieses pelagianischen Elementes, das die menschliche Natur zur frommen und heiligen macht, zur Menschenvergötterung in dem Heiligen- und Mariencultus. Durch das Zurückdrängen der individuellen Persönlichkeit hinwiederum bildete sich die Vorstellung nicht nur von der Verdienstlichkeit eigener guter Werke, sondern auch von der Zurechnung und dem Zugutekommen fremder aus, womit zugleich eine maasslose Priesterherrschaft Hand in Hand ging. Selbst energische Reformversuche, wie sie im Sinne des wahrhaften Katholicismus das ganze Mittelalter hindurch, namentlich in der ersten Hälfte desselben, durch die Erziehung zur christlichen Sitte und durch die Bildung für Recht, Wissenschaft und Kunst gemacht wurden, wurden bald von der Entartung der Zeit inficirt, und die Durchdringung des Lebens mit dem Christenthum wurde theils zu einer mehr scheinbaren und äusserlich-objectiven Heiligung, theils zur Entsagung, Absonderung, Lösung von den Verhältnissen des menschlichen Lebens, statt dass die menschlichen Lebensordnungen und Verbindungen sich durch das Christenthum hätten veredeln und heiligen lassen sollen. Ehelosigkeit galt für Keuschheit und Heiligkeit; die grossen Gemeinschaften des Rechtes und der Bildung wurden in gänzliche Abhängigkeit von der Kirche gebracht, und zwar in so tyrannischer Weise, dass eine Reaction entstand, die zum Theil in völlige Profanirung

und eine Alles untergrabende Frivolität ausartete. Zwar fühlte man daher schon seit langer Zeit die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform, konnte sie aber innerhalb der Kirche nicht ermöglichen. Da geschah denn das grosse Schisma, und die Reformation begann ihr Werk von aussen. Ursprünglich zwar richteten die Reformatoren ihre Angriffe nur gegen die Missbräuche in der Einen allgemeinen christlichen Kirche, wollten nur das Evangelium in seiner vollen Bedeutung und Kraft geltend machen und erkannten auch die Tradition an, sofern sie nicht mit dem Worte Gottes in Widerspruch stand. Daher sie auch als Glieder der katholischen Kirche angesehen sein wollten und sich nur, um ihren Bruch mit der entarteten katholischen Kirche zu bezeichnen, den Namen der „Evangelischen" beilegten. Doch kam schon frühe der Name „Protestanten" auf, zunächst jedoch nur in Bezug auf einen bestimmten geschichtlichen Vorgang, die Protestation der evangelischen Stände in Speyer 1529. Aber erst in neuerer Zeit ist der Gegensatz von Katholicismus und Protestantismus in principieller Weise zu näherer Bestimmung gelangt, indem der Protestantismus sich allmälig immer weiter von seinem ursprünglichen Boden entfernte und dem subjectiven Meinen und Fürwahrhalten nach dem Maassstabe subjectiver Klarheit und Begreiflichkeit die Entscheidung in Glaubenssachen zuerkannte und mit offener Feindseligkeit gegen alle Tradition und objective Autorität protestirte; während es andererseits auch wiederum Protestanten gegeben hat, die theils im Stillen, theils öffentlich sich der römisch-katholischen Kirche näherten oder ganz zu ihr übertraten. Je mehr sich jedoch die theologische Wissenschaft in neuerer Zeit gehoben, desto klarer ist auch dieser grosse Gegensatz innerhalb der christlichen Kirche in's Licht getreten. So sagt Schleiermacher: er bestehe darin, dass der Protestantismus das Verhältniss des Einzelnen zur Kirche abhängig mache von seinem Verhältniss zu Christo, der Katholicismus dagegen sein Verhältniss zu Christo von dem zur Kirche. Twesten giebt das Wesentliche des Katholicismus in der Formel an: „ubi ecclesia, ibi et spiritus Dei," und das des Protestantismus in der umgekehrten Formel: „ubi spiritus Dei, ibi ecclesia." Möge jedoch der Gegensatz gefasst werden, wie er wolle, soviel steht fest,

dass er zur Entwickelung der Kirche unumgänglich nöthig ist. Denn wie das Kind nur durch das stürmische Jünglingsalter hindurch zum Manne heranreift und die Ueberzeugung des Mannes desto fester und unumstösslicher dasteht, sein Charakter desto entschiedener sich ausprägt, je ungestümer der Jüngling auf den Wogen des Zweifels umhergeworfen wurde, und je angestrengtere und heissere Kämpfe sein Geist zu bestehen hatte — so auch die Kirche.

Und wie wir nun in der katholischen Kirche vor der Spaltung Sectirer und Schismatiker der entgegengesetztesten Art auftreten sahen, so erging es der durch die Reformation gereinigten, protestantischen Kirche, wie wir im Verlaufe der Abhandlung sehen werden, nicht anders — ein Beweis dafür, dass mit der Kirchenspaltung der Gährungsprocess in der christlichen Kirche nur in ein neues Entwickelungsstadium getreten war.

Die deutsche Poesie, welche in dem Abschnitte der Reformationszeit mit Ausnahme einiger wenigen Dichtungsarten (z. B. des Kirchenliedes) und einiger vereinzelt dastehenden Genies, wie Hans Sachs und Fischart, ein träges, unerhebliches Dasein fortschleppte, machte gleichwohl im 17. Jahrhundert einige so bedeutende Fortschritte, dass, bringt man die traurigen Folgen, welche der dreissigjährige Krieg, die Verwüstungen der Franzosen auf dem linken Rheinufer, theilweise auch der spanische Erbfolgekrieg und die Türkenkriege für Deutschland nach sich zogen, die hierdurch eingerissene allgemeine Armuth und sittliche Verwilderung, die durch Pest und Kriege herbeigeführte Schwächung der inneren Volkskraft und den theilweisen Verlust der deutschen Selbständigkeit in Anschlag, man dieselben sich nur aus dem tief gemüthlichen und religiösen Nationalcharakter der deutschen Nation erklären kann. Allerdings lässt sich nicht in Abrede stellen, dass das deutsche Volk in seiner Gesammtheit kein eigentliches Interesse an den Musen in dieser Zeit nahm; vielmehr fanden dieselben fast nur unter dem Adel und höheren Bürgerstande Aufnahme und Pflege. Dafür aber erhielten sich im Volke noch ziemlich zahlreich die Dichtungen und Volksbücher des Mittelalters; und auch die Kirchenlieder und eigentlichen Kriegs- und Volkslieder, besonders diejenigen, welche Weckherlin zum Verfasser hatten, erfreuten sich einer allgemeinen

Verbreitung. Jene, immerhin bedeutenden Fortschritte, welche die deutsche Dichtung in den höheren Klassen der Gesellschaft machte, betreffen jedoch, wenn wir die Neugestaltung des evangelischen Kirchenliedes ausnehmen, nur die Form, indem Opitz durch sein Werk „Von der deutschen Poeterei" eine deutsche Metrik schafft, und Drama, Roman und Satire ihren eigentlichen Anfang nehmen. Von einem würdigen Gehalt der Poesie können wir in diesem Zeitraume Nichts wahrnehmen. Das Studium der alten Sprachen, das mit der Reformation, um das Verständniss des biblischen Urtextes zu vermitteln, Hand in Hand ging, und das andererseits von den Jesuiten als Hauptwaffe gegen die Reformation eifrig gepflegt wurde, hatte alles Andere verdrängt. Wie im vorigen Jahrhundert C. Celtes als lateinischer Dichter gekrönt worden war, wie Helius Eobanus Hessus der Virgil der Deutschen, Euricius Cordus Martial und George Sabinus der deutsche Ovid genannt wurden, so ahmte man jetzt diese späteren lateinischen Dichter nach, und damit nicht genug, man übertrug sogar französische Uebersetzungen dieser Dichter in's Deutsche, wie denn überhaupt ein zweiter Hauptgrund für die Leere der Dichtungen jener Zeit in der Manie für alles Ausländische zu suchen ist. Alles, was aus dem westlichen oder südlichen Auslande, besonders aber aus Frankreich kam, entzückte unsere Nation über alle Beschreibung; Alles, was das eigene Vaterland Gutes aufzuweisen hatte, das war eben „nicht weither"; nur jenseits des Rheins meinte man wahre Bildung und feine Sitte zu finden. Diese Wuth für alles Fremde ging so weit, dass man unserer kräftigen Muttersprache französische Wörter und Sprachwendungen aufzwängte, ja selbst italienische Brocken mit einfliessen liess. Wer nur mit einigen lateinischen Tropen und Figuren um sich werfen konnte, und dabei noch Etwas von Mythologie wusste, war Dichter.

Neben jener classischen Scheingelehrsamkeit und der damit in engem Zusammenhange stehenden bombastigen Pedanterie, war es vor Allem, wie gesagt, diese sclavische Abhängigkeit vom Auslande und die Kriecherei vieler Schriftsteller gegen ihre Gönner und Beschützer (wir erinnern nur an das Verhältniss zwischen Opitz und dem Grafen zu Dohna), worin sich am grellsten der Verfall deutscher Bildung und Literatur offen-

barte. Aber wie konnte es anders sein, da ja in der Politik wie auf dem kirchlichen Gebiete nach dem dreissigjährigen Kriege derselbe knechtische Sinn herrschte! Erniedrigte sich doch die protestantische Theologie zur Hoftheologie und erblickte, von dem freien evangelischen Sinne der Reformationszeit abfallend, in der Kirche oft nur noch ein dienstbares Organ für Hof- und Staatszwecke, wie auf dem entgegengesetzten Gebiete der Jesuitismus einen gleich verwerflichen Knechtssinn gegen Rom verbreitete.

Zwar suchte man dem Unwesen in der Poesie, namentlich was die Sprachmengerei anbetrifft, zu steuern; aber die dagegen reagirenden Institute waren theils selbst fremden Mustern nachgebildet, theils arteten sie bald zu Carricaturen aus. Wir meinen zunächst die Deutschen Sprachgesellschaften, die sich nach dem Vorbilde der italienischen Akademien bildeten. So die fruchtbringende Gesellschaft oder der Palmenorden zu Weimar, die von Philipp von Zesen gegründete deutsch gesinnte Genossenschaft, der Blumenorden oder die Pegnitzschäfer zu Nürnberg. Hier suchte man „nach der reinen Lieblichkeit im Gegensatze zu der alten deutschen rohen Art, nach sinnreichen Erfindungen, durchdringenden, geschärften und löblichen Beiwörtern, artigen Beschreibungen, annehmlichen Sätzen und anmuthigen Verknüpfungen“ — das sind Hoffmannswaldau's eigene Worte — und wollte sich durch Phantasien in süsslichem, spielendem Tone von der Unnatur zur Natur zurücktändeln. Ja so sehr war die Poesie schon zum Handwerk geworden, dass Harsdörffer in Nürnberg den berühmten „Nürnberger Trichter“ erfand, d. i. eine Anweisung, in sechs Stunden die deutsche Reimkunst zu erlernen.

Was ferner Opitz, den Vater der deutschen Metrik, anlangt, so bezeichnet er als solcher allerdings den Eintritt eines ganz neuen Sprachbewusstseins, laborirt aber ebenfalls gar sehr an dem allgemeinen Fehler jener Zeit, der Sucht, sich abhängig zu machen. So hat er eigentlich seine ganze Weisheit nur aus derselben Quelle geholt, aus der geraume Zeit lang alle französischen und niederländischen Dichter den Stoff zu ihren Poetiken schöpften, nämlich aus der Poetik, die der berühmte J. Cäsar Scaliger 1561 schrieb. Wie Jener, so baute auch er seine

deutsche Metrik auf der alten Dichtung auf und lehrte, dass im deutschen Verse gerade so regelmässig abgewechselt werden müsse zwischen Hebung und Senkung, wie im antiken trochäischen und jambischen Verse mit Längen und Kürzen. Alle anderen Versarten verwarf er daher auch noch vorerst. Die kurzen Reimpaare, die bisher üblich waren, hiessen von nun an Knittelverse und wichen dem wiederum von den Franzosen entlehnten heroischen Verse, dem Alexandriner.

Die Dichter der zweiten Schlesischen Dichterschule, deren Führer Hoffmannswaldau und Lohenstein sind, zeigen sich in jeder Beziehung als die Epigonen der ersten Schlesischen Dichterschule, nur dass sich bei ihnen die Gallomanie und die Sucht nach albernen Epitheten noch steigert, das Erlernen und Betreiben der Dichtkunst noch handwerksmässiger geschieht.

Wie wir jedoch in der Schöpfung der deutschen Metrik einen nicht geringen Fortschritt unserer Poesie anerkennen mussten, so bekundete sich ein solcher auch in der Entstehung neuer Dichtungsarten, zunächst des Dramas.

Andreas Gryphius wird ziemlich allgemein für den Vater unserer dramatischen Dichtkunst gehalten. Wenn er uns nun zwar durchaus nicht die rechte Bahn eröffnet hat, auf der unser Drama sich einzig und allein entwickeln konnte, und er es daher auch keineswegs gewesen ist, der uns zuerst zum dramatischen Bewusstsein verholfen hat — denn zum nationalen Drama hat er uns vielmehr den Weg geradezu abgesperrt — so wurde doch durch ihn die Richtung des Dramas auf fremde und moderne Stoffe, auf eine kunstmässig gelehrte Darstellung, sowie auf das Vorwiegen der Subjectivität des erfindenden Dichters festgestellt, und wurde durch ihn zuerst Ordnung und Zusammenhang der Begebenheiten, sowie eine Charakterzeichnung der dramatischen Personen versucht. Auch brachte er in seine Tragödien, wenigstens annähernd, den zu einem Trauerspiel ersten Ranges unentbehrlichen mythologischen und sagenhaften Hintergrund. Seine Lustspiele aber, besonders „Peter Squenz“ und „Horribilicribrifax,“ bezeichnen einen entschiedenen Fortschritt aus der alten Fastnachtsposse zu höherer Komik, zu umfassenderer Gestaltung komischer Zustände und zur bestimmten Zeichnung komischer Charaktere.

Ferner fällt der erste deutsche Roman, Philipp von Zesen's „Adriatische Rosemund Ritterhold's von Blauen" in jene Zeit. Zwar war der fremde, besonders romanische Sagenstoff der früheren Kunstepopöen und poetischen Erzählungen schon im fünfzehnten Jahrhundert, ja selbst im dreizehnten in prosaischen Erzählungen verarbeitet worden, wie in „Tristan und Isolt" und in unsern Volksbüchern vom Kaiser Octavian, der schönen Melusine u. a., und waren im sechzehnten Jahrhundert „Das Buch der Liebe" und „Amadis", zwei Romane mit epischem Hintergrunde, erschienen, an die sich dann die nach dem Beispiele Boccaccio's Ereignisse der Gegenwart behandelnden Novellen anschlossen, und waren endlich im siebenzehnten Jahrhundert zahlreiche Uebersetzungen und Nachahmungen französischer Romane im Stile der beiden Schlesischen Schulen erschienen — den ersten wirklich deutschen Roman aber, mit echt deutschem Stoff, schrieb Zesen. Damit gab er den ersten Anstoss zu den jetzt erfolgenden unzähligen Helden- und Staatsromanen, den historisch-politischen Romanen, die zuletzt in politischen Chroniken enden, zu den Robinsonaden, den Geschichten der Aventuriers, den empfindsamen Romanen, den Ritter- und Räuberromanen, Familien- und historischen Romanen, von welchen allen aber höchstens „Der abenteuerliche Simplicissimus", von Christoph von Grimmelshausen lesenswerth ist.

Die epischen Poesien dieser Periode können wir mit Stillschweigen übergehen, da mit dem erstorbenen Nationalgefühl auch die letzte Erinnerung an das alte Nationalepos und die deutsche Sage verschwunden war, zwar nicht ganz bei dem Volke, das immer noch an den alten Volksbüchern mit treuer Liebe hing, umsomehr aber bei den Gelehrten, welche erst anfangen mussten, sich auf dem Wege der Gelehrsamkeit wieder mit der alten Bildung und der alten Kunst bekannt zu machen. Selbst trotz der während des ganzen Zeitraums herrschenden Nachahmungssucht blieben die Uebersetzungen der grossen Gedichte Tasso's und Ariost's durch Dietrich von Werder ohne Nachahmung.

In Epigrammen, damals „Beischriften" genannt, versuchte sich namentlich der schlesische Edelmann Fr. von Logau oder Salomo von Golaw, der schon im Jahre 1638 eine kleine Sammlung von 200 Epigrammen, im Jahre 1654 aber ein grosses,

3553 Nummern enthaltendes Epigrammenwerk erscheinen liess. Wenn es schon vorher in Deutschland viele Epigrammenschreiber gegeben hatte, so war Logau doch der erste Epigrammatist. Die Bahn für diese epigrammatistische Richtung hatte Zinkgref durch seine „Apophthegmata“ gebrochen, und an Stelle der volksmässigen Fabel und des Schwankes war die Anekdote getreten, woraus sich dann bald das Epigramm entwickelte. Zwar sind die wenigsten der damaligen Epigramme das, was sie nach Lessing's Erklärung sein sollen. Nach ihm „erregt das Epigramm (eigentlich „Ueberschrift“) erst die Empfindung der Unbefriedigung, die wir bei einem Denkmal haben, dessen Bestimmung wir nicht kennen, und dann die der befriedigten Neugierde, welche die Aufschrift des Denkmals giebt, und rechtfertigt dadurch jene alte Benennung.“ Diese ihre Bestimmung, sagen wir, erfüllten die Epigramme Logau's zwar nicht, weil sie sich zu allgemein hielten und sich nicht auf bestimmte Personen und besondere Sachen bezogen; aber sie trafen die Schäden der Zeit dennoch mit scharfer Spitze. — In noch pikanterer Weise that dies die aus dem Epigramm sich entwickelnde Satire, die in jener Zeit allerdings auch nur als längeres Epigramm angesehen wurde, während ihre Aufgabe eigentlich die ist, die Irrthümer, Thorheiten und Laster der Zeit mit scharfem Spott, sittlichem Pathos und in komischer Darstellung zu geisseln. Hier ist es nun wieder Andreas Gryphius, dessen drei Scherzgedichte in antiker, juvenalischer Form eine auszeichnende Erwähnung verdienen; sodann Joachim Rachel, als gelehrter Satiriker, der prosaische Satiriker Moscherosch und J. Wilhelm Laurenberg, der sich übrigens nur erst entfernt von der neuen Dichtkunst berührt zeigt, vielmehr seine Alexandriner, deren auch er allerdings sich bedient, nachlässig baut und im Volksdialekte schreibt; vor Allen aber Johann Balthasar Schuppius aus Giessen. An ihm nehmen wir zuerst directe fördernde Einwirkungen der damaligen kirchlichen und religiösen Zustände auf die deutsche Poesie jener Zeit deutlich wahr. Denn nicht nur kann man ihn mit Recht einen Vorläufer von Thomasius nennen, weil er dessen reformatorische Thätigkeit in der Schule und unserer gesammten Erziehung, namentlich durch seine Begeisterung für unsere Muttersprache, anticipirte, wodurch er der hohlen Gelehrsamkeit

einen empfindlichen Stoss versetzte; sondern mit noch grösserem Rechte muss er als der Vorläufer Spener's bezeichnet werden, im Hinblick auf seine religiöse Gesinnung, die im Gegensatz zum theologischen Schulformalismus jener Zeit ganz auf die aus dem Herzen stammende thatkräftige Gesinnung, auf Leben und Wahrheit gerichtet war. Mit Kraft, Witz und Laune und dennoch überall erkennbarem Ernst der Gesinnung erhebt er seinen satirischen Widerspruch gegen die Ausartungen der damaligen Literatur, gegen die Irrwege der gelehrten Bildung, wie gegen die sittlichen Gebrechen des practischen Lebens. Sein Wahlspruch war: „Domine, da mihi nosse te, nosse me, nosse mundum." Die Theologie nennt er fast mehr eine Erfahrung, als eine Wissenschaft; die Welt, sagt er, sei sein Lehrmeister gewesen, eine Handvoll Gewissen sei ihm lieber als ein Sack voll Wissen; kurz er hat das lebhafteste Gefühl von der unseligen Verwischung der Grenzen, welche die lebendige Kirche und die philosophische Schule zum Heile der Menschheit scheiden sollten. Er hatte die ethische Mission des Christenthums als einer Religion des Geistes und der Kraft lebendig erfasst. In diesem Sinne hält er am Tage nach dem Abschluss des Westphälischen Friedens auf Oxenstierna's Wunsch zu Münster die Friedenspredigt vor den evangelischen Gesandten; in diesem Sinne eifert er gegen die Spielbanken, preist das Glück und die Freiheit der Bettler und kämpft gegen die Schulgelehrsamkeit wie gegen die Tyrannei des übertriebenen deutschen Purismus der fruchtbringenden Gesellschaft.

Was die Lyrik in diesem Zeitraume betrifft, so giebt es wässeriger Kunstlyriker zwar genug, namentlich in Schlesien ist eine durchweg unwahre, eitle, auf willkürlicher Fiction und berechnender Kriecherei beruhende Gelegenheitspoesie im Schwange, es wimmelt hier von sogenannten Gevatter-, Gratulanten- und Condolentenpoesien; die weltliche Volkslyrik aber, nachdem sie ihre Blüthezeit einmal hinter sich hatte, fand nun fast überhaupt keine Bearbeiter mehr in dieser Periode, wie es denn bei den Zuständen des durch die Kriege tief gebeugten, durch die Fürsten übermässig gedrückten Volkes auch nicht anders sein konnte. Nur eine verschwindend geringe Anzahl weltlicher Volkslieder giebt es aus dieser Zeit, und diese tragen allerdings

noch die jugendliche, frische und lebensfähige Heiterkeit oder die gemüthliche Tiefe, welche bei den älteren so gewaltig zu Herzen spricht. Ganz anders dagegen steht es mit der geistlichen Lyrik, und hier treten die heilsamen Einflüsse zweier gleichzeitig auftauchenden kirchlichen Erscheinungen deutlich zu Tage — wir meinen die der Mystik und des Pietismus. Sei es uns verstattet, uns ausführlicher über diese beiden religiösen Richtungen zu verbreiten, da wir in dem ganzen Verlaufe unserer Literatur, vornehmlich in der romantischen Periode, wiederholt ihren unverkennbaren Einfluss gewahren werden.

Schon bald nach den Kämpfen des Realismus und Nominalismus im zwölften Jahrhundert machte sich neben der Scholastik die Mystik in Bernhard und Richard von S. Victor geltend. Man strebte sich im Gefühle unmittelbar mit der Gottheit zu vereinen und fand das höchste Leben in unendlicher Liebe Gottes, welche, mächtig in Thaten und Entsagungen, dichterisch im Ausdrucke, zwar die Quelle aller Gotteserkenntniss sei, sich aber nicht in Begriffe fassen lasse. Seitdem wurde die Scholastik fortwährend durch die Mystik ergänzt. Erst als jene im vierzehnten Jahrhundert zum Schulgezänk entartete, trennte sich diese von ihr, und es erhob sich eine doppelte Reihe von Wortführern, meist in deutscher Sprache und Gesinnung, für die Sache des christlichen Gemüthes; es entstand eine speculative und eine practische Mystik. Jene, auf Erigena, Dionysius und die Neuplatoniker zurückweisend, beschreibt das Absterben der Selbstsucht und die Vollendung der Liebe als ein Untergehen in Gott und wendet die kirchlichen Dogmen mehr oder minder bewusst als Allegorieen an, lenkt jedoch durch die Macht eines sittlichen Geistes immer wieder zur Anerkennung der Geschöpflichkeit und des geschichtlichen Gottessohnes ein. Einige jener Mystiker aber überschritten diese Grenzen in extremster Weise. Namentlich waren es der Meister Eckard, der Dominikaner Johann Tauler und Johannes Ruysbrock (der auch Dr. Ecstaticus genannt wurde), von denen die beiden Ersteren vom Bannstrahle der Kirche getroffen wurden. Ihr Gefühl der Gottesnähe und ihre heilige Liebesgluth geräth in eine solche Ekstase, dass, in pantheistischer Weise, aller Unterschied zwischen Gott und Mensch, zwischen Christus und Christ, zwischen gut und böse

verschwindet. Die geistliche Armuth wird als die rechte Gottgleichheit und die Wollust des Todes in Gott als höchstes Ziel gepredigt. Heinrich Suso bildet den Uebergang zur practischen Mystik, wie sie in Thomas von Kempen ihren Vertreter fand, dessen Buch „Von der Nachahmung Christi“ (wenn es nämlich von ihm ist) deutlich genug seine Richtung auf die einfachen Bedürfnisse des Herzens und des Volkes kennzeichnet. Diese Volksbibel zeigte, im stillen Gegensatze des Heiligendienstes, des äusserlichen Klosterlebens und der Minoritenfabeln, die wahre innere Nachfolge Jesu im Ertödten der Selbstsucht und in unbedingt sich hingebender Gottesliebe. Unter den „Brüdern des gemeinsamen Lebens,“ die sich durch die Einwirkung des mächtigen Busspredigers Gerhard Groot gebildet hatten, gründete sich die practische Mystik eine Pflanzschule. — Im fünfzehnten Jahrhundert sehen wir die Mystiker in Gemeinschaft mit anderen Vorläufern der Reformation, Gregor von Heimburg und besonders mit Erasmus, nachdem alle bisherigen Versuche, von dem Minoriten Alvarus Pelagius (1330) an bis auf Nik. von Clamenge und den Chorherrn Hemmerlin, eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern herbeizuführen, gescheitert waren, dieselbe von innen heraus anbahnen. „Die Gottesfreunde“ waren es, die laute, schmerzliche Klage erhoben über den Verfall der Kirche und, abhängig von Visionen und geheimen Meistern, sich unter das Kreuz Christi schaarten.

In unserer Periode nun, am Ende des siebenzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, nahm die katholische Mystik einen neuen Aufschwung und erhielt einen mehr quietistischen Charakter. In Frankreich war es Antoinette Bourignon, die sich eine Mutter der Gläubigen mit neuer Offenbarung grüssen liess. In Rom empfahl Michael Molinos von Saragossa als den Weg des Heils Gebetstille und Vernichtung alles eigenen Seins, um liebevoll Eins zu werden mit Gott. Seiner Bahn folgte Frau von Guyon in Paris, nicht ohne Uebertreibung, aber in so grosser, feuriger Gottesliebe, wie wohl wenig Menschen auch nur irdisch geliebt haben, und fand einen Vertheidiger in Fénelon, dem grossen Kanzelredner und Gegner Bossuet's. In Deutschland endlich erhob Abraham a S. Clara seine starke, geistreiche Stimme gegen die Verkehrtheiten der Welt, für

fromme, vaterländische Sitte, und brachte Angelus Silesius, der erst protestantischer Arzt, dann katholischer Priester war, noch aus der protestantischen Kirche und aus Jakob Böhme's Freundschaft die Lust am Heilande sammt der ganzen mystisch-pantheistischen Richtung jener Theosophen mit. — Es waren nämlich in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts auch auf protestantischem Gebiete dergleichen Erscheinungen zu Tage gekommen. Die Philosophie eines Paracelsus war die Anschauung eines tief in die Natur versenkten Gottes, wie er ist an sich, in dem Läuterungsprocesse seiner selbst und in der Rückkehr zu sich. Ihm folgte der Theosoph Valentin Weigel, der im Gegensatze alles äusseren Kirchenwesens auf die alleinige Geltung des inneren gottgegebenen Geistes drang und die kirchlichen Dogmen als Allegorieen für innere Welt- und Gottesverhältnisse nahm. Diese Richtung vollendete sich in dem Schuster Jakob Böhme. Alles Sein, auch das göttliche, ist ihm ein ewiges durch Gegensätze hindurchgehendes Werden. Seine überschwängliche fromme Innerlichkeit bildete ein heilsames Gegengewicht gegen die Kirche des Buchstabens. Gleichzeitig förderte Arndt im Sinne der alten volksthümlichen Mystik das inwendige Christenthum, verkündete Heinrich Müller in Rostock, gegenüber den stummen Kirchengötzen seiner Zeit, die göttliche Liebesfülle des Christenthums, und erhob sich Joh. Val. Andreä, der unbewusste Urheber des Ordens der Rosenkreuzer, in Liebe und Spott mit scharfer Kenntniss und fast poetischer Auffassung aller Verkehrtheiten seines Zeitalters, das über dem Lutherthum anfing das Christenthum zu vergessen.

Haben wir soeben Katholicismus und Protestantismus auf dem Gebiete der Mystik sich einander berühren gesehen, so werden wir ebendasselbe auch in dem ihr verwandten Pietismus (dessen Geschichte gerade in der Zeit, von der wir reden, beginnt) wahrnehmen, doch mit dem Unterschiede, dass, während die Mystik katholischen Ursprunges ist, der Pietismus auf echt protestantischem Boden erwachsen ist, ja einen reformatorischen Charakter in sich trägt; denn er ist eigentlich nur die practische Seite der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts. Diese musste vor Allem auf Erneuung reiner Lehre dringen; aber der in dieser verbesserten Lehre liegende Keim zur Frömmig-

keit und christlichen Sitte konnte in der Umgebung weltlichen Sinnes nicht zur Reife gelangen. Denn in theoretischer und practischer Theologie fehlte deren rechter Begriff: dass christlicher Zweck sei, Religion zu lehren und zu wirken; dass wahrer Glaube nur der sei, dem es wesentlich ist, die reinen Lehren zugleich auszuüben, in Liebe thätig zu sein, dem Erkenntniss der Lehren auf klaren Schriftzeugnissen, auf eigenen Erfahrungen ihrer Wirkungskraft beruht. Auf diesen Glauben, der die Wiedergeburt des inneren wie äusseren Menschen zur Folge hat, drangen die damaligen Pietisten, nicht auf blosse Glaubens- und Lebensgesetzlichkeit. Sie wollten durch diesen Glauben zur Erleuchtung und Heiligung und damit zur Ueberzeugung und Besserung führen, zur Selbstverleugnung und Bekämpfung der Welt und der Macht des Fleisches. In dieser Verinnerlichung des Glaubens, wie in der späterhin immer mehr hervortretenden asketischen Richtung der Pietisten liegt zugleich ihre Verwandtschaft mit den Mystikern. — Die Mittel zur Verwirklichung solches ergänzenden Reformationsbegriffes, wie wir ihn dem Pietismus zuerkennen müssten, fand Philipp Jakob Spener, geboren 1635 zu Rappoltsweiler im Ober-Elsass, der eigentliche Vater des Pietismus, in der unvollendet gebliebenen Lutherskirche ursprünglicher Anlage ebenso vor, wie er sie in ihrer Ausartung oder mangelhaften Entwickelung vermisste. Sie alle ruhten auf Einem Princip, dem von Christi Fortgegenwart in der Kirche durch sein Pneuma in der Gemeinde. Einmal erstrebte er eine Ausgleichung zwischen Mystik als höherem Religionssinne und sichtbarer Staats- und Schulkirche, indem er die urkirchliche Idee vom gemeinchristlichen Prophetenthum erneuerte; sodann stellte er das Verhältniss zwischen Religion und Wissen, den Theologie-Begriff, in neues Licht und trug auf gänzliche Umgestaltung des Schul- und Akademie-Studiums an, indem er den Werth der moralischen Bildung dem der intellectuellen gleichstellte. Ferner drang er auf engeren und innigeren Verband zwischen Seelsorger und Gemeinde, und endlich richtete er sein Augenmerk vornehmlich auf die christliche Ethik und kirchliche Disciplin. In diesem vierten Reformationsmittel liegt der eigentliche Schwerpunkt des Spener'schen Pietismus. Christliche Tugend war ihm Streben nach Heiligung:

Meidung nicht der Sünde allein, auch solcher Berührungen mit der Welt, welche zu Bösem verleiten oder doch vom Guten abziehen und die Kraft zu ihm schwächen, wozu Tanz, Spiel, Theater, Gastgelage, Kleidertracht und Moden, unnütze und leichtfertige Unterhaltung durch Reden oder Lesen gerechnet wurde. Doch erkannte er sogenannte Adiaphora an, d. h. Mitteldinge oder moralisch gleichgültige Handlungen, welche Unsittlichkeit wie Sittlichkeit ausdrücken oder fördern nicht durch sich selbst oder nothwendig, sondern nur zufällig. Spener setzte den moralischen Werth in die Gesinnung und That zugleich, in die Heiligung der Person wie des Lebens; er forderte persönliche Moralität und sittliche Freiheit statt blosser Legalität, wodurch er an Kant erinnert; er hob überhaupt stets das Subjective, den ganzen Menschen hervor, verlangte die Wiedergeburt der Natur des Menschengeschlechtes selbst, die innere und äussere Lebensdurchdringung durch die Religion. Er beliess es aber nicht nur bei Forderungen, wie er sie in seiner Schrift „Pia desideria“ aufstellte, sondern begann auch auf practischem Wege seine Reformationsversuche. Seine Hausversammlungen (collegia pietatis) weckten eine fromme Innigkeit durch erbauliche Auslegung der Heiligen Schrift und durch christliches Gespräch. — Bald trat August Hermann Francke mit seinen erbaulichen Vorlesungen über das Neue Testament, die er zu Leipzig in deutscher Sprache eröffnete (collegium philobiblicum), in Spener's Fusstapfen. Doch regte sich in jener Stadt bald der Widerspruch der Weltlichkeit sowohl wie der Orthodoxie, und steigerte sich allmälig zu so starken Angriffen, dass die Pietisten von Leipzig nach Halle übersiedelten und dort unter eifrigster Mitwirkung von Thomasius die Universität begründeten. Als der Widerspruch verstummte, siechte auch der Pietismus mit der Zeit dahin, artete in chiliastische Schwärmerei, ja in Heuchelei aus und bestand nur noch in hohlem Wortgeklingel und frommen Redensarten.

Nach dieser Excursion in's Gebiet der Kirchengeschichte wenden wir uns nunmehr zur geistlichen Lyrik unseres Zeitraumes, um an ihr vornehmlich uns den fördernden Einfluss des Katholicismus und Protestantismus zu vergegenwärtigen. Doch dürfen wir uns nicht verhehlen, dass selbst auf diesem

Gebiete uns gar viele poetische Erzeugnisse begegnen, die gegen die Inhaltsfülle und Gefühlstiefe der Mehrzahl scharf abstechen. Und auch die besten und bedeutendsten geistlichen Liederschöpfungen, die sich während dieser Periode innerhalb der katholischen Kirche zeigen, werden bei aller sonstigen Vorzüglichkeit von einem Vorwurfe getroffen, dem, dass sie sich von der damals in der Poesie allgemein üblichen Spielerei und Tändelei, wie wir sie namentlich bei den Pegnitzschäfern fanden, nicht losmachen konnten.

Als solche geistliche Lyriker dieser Periode, die im Schoosse der katholischen Kirche bereits geboren wurden, sind nur zwei zu nennen, Friedrich von Spee und Jakob Balde. Von Letzterem als deutschem Dichter kommt jedoch nur „Mariä Ehrenpreis“ und „Agathyrsus“ in Betracht, seine Oden und Epoden nur insofern, als Herder sie später zum Theil übersetzt hat. In Spee dagegen tritt uns eine der bedeutendsten und zugleich liebenswürdigsten dichterischen Persönlichkeiten jener Zeit entgegen. Zwar gehört er eigentlich noch nicht unserer Periode an, da er 1635 stirbt; seine Dichtungen sind aber bereits von dem Geiste der anbrechenden neuen Zeit getragen. Fr. v. Spee war 1591 zu Kaiserswerth geboren und gehörte, wie sein Zeitgenosse Balde, dem Jesuitenorden an. Vorzüglich war es in Bamberg und Würzburg, wo ihm Gelegenheit wurde, seine glühende Menschenliebe in aufopferndster Weise mit Wort und That an den Tag zu legen. Seine Stimme erhob er namentlich gegen die Hexenprocesse in seiner „Cautio criminalis,“ wie es schon vor ihm, nur mit weniger Erfolg, Wirr und Tanner, nach ihm die Protestanten Balthasar Becker und Christian Thomasius thaten. Für seine Liebesthätigkeit aber giebt sein Tod hinreichenden Beweis: er starb an einem bösartigen Fieber, das er sich durch übermässige Anstrengung bei der Pflege der Gefangenen und Verwundeten zugezogen hatte, als die Franzosen in Trier, wo er sich zuletzt aufhielt, von dem kaiserlich-spanischen Heere überfallen wurden. Seine dichterischen Werke sind sein „Gülden Tugendbuch“ und seine „Trutz-Nachtigall.“ Ersteres bewunderte schon Leibnitz in seiner „Theodicee“ wegen seiner schönen und tiefsinnigen Gedanken über das Geheimniss von der wahren Liebe Gottes. Zu Letzterem hat Spee eine

Vorrede über deutsche Sprache und Metrik geschrieben, in der er selbständig, unabhängig sowohl von Opitz als von den Fremden, aus der Beobachtung der Muttersprache allein die neuen Gesetze der Silbenmessung und eine schöne Darstellung anbahnte. Was die Darstellung seiner eigenen Lieder und ihren Inhalt betrifft, so spricht sich darin fast in jeder Zeile die allegorisch-mystische Richtung der damaligen Theosophen aus, und zwar durchweg im Tone des Volksliedes. Die Liebe zu Gott und Christo ist der Gedanke, der, wie durch sein Leben, so auch durch seine Lieder zieht. Zwar nimmt diese Liebe oft einen stark sinnlichen Charakter an; doch wenn wir seine todesmuthige Hingebung an seine Mitmenschen kennen, die er Zeit seines Lebens bewies, so scheint dies Versenken in die Anschauung Gottes, dies innige Verschmelzen mit dem Erlöser bei ihm so zur vollen Wahrheit geworden, dass selbst die gewagtesten Vergleichungen, die spielendsten und tändelndsten Bilder unbewusst und ungesucht aus seiner liebeglühenden Seele hervorströmten. Von unverkennbarem Einflusse auf Spee's dichterische Ausbildung war das Hohe Lied, das in dieser Zeit auch anderweitig vielfach bearbeitet wurde — ein sicheres Kennzeichen dafür, wie sehr die damalige Dichtung von mystischen Einflüssen beherrscht war. — Spee bemühte sich sogar, auch das idyllische Element desselben ganz nachzubilden, und liess z. B. Christum als Schäfer erscheinen, der sich für das Wohl seiner Heerde opfert. Und doch stört dies keineswegs, weil der Dichter die Allegorie mit sicherer Hand durchzuführen weiss, und weil Alles poetische Gestaltung gewinnt.

An Spee reihen wir einen Dichter, der aus der evangelischen zur römisch-katholischen Kirche übertrat. Abgesehen nämlich von den gezwungenen Apostasieen, die damals in Schlesien regimentsweise betrieben wurden, und abgesehen von den zur katholischen Kirche übertretenden Fürsten und Gelehrten, finden wir in jener Zeit auch Dichter genug, die, wie es neuerdings in der romantischen Schule ja so häufig vorgekommen, dem Protestantismus entsagten. Wir erwähnen Adam Negelein, ein Mitglied des Pegnitzordens, L. v. Hornigk, Sam. v. Butschky, Hallmann und vor Allen Angelus Silesius. Johann Scheffler oder, wie er sich später nannte, Angelus Silesius wurde

1624 zu Breslau geboren und bezog 1648 die Universität zu Strassburg, wo er die Schriften Jakob Böhme's kennen lernte, sowie auch mit den dort sich aufhaltenden Mystikern in Berührung kam. Dadurch legte er den Grund zu seinem zehn Jahre später erfolgenden Uebertritt in die katholische Kirche; wie wir denn jedesmal, wenn mystische Einflüsse überhand nehmen, auch eine über alle confessionellen Unterschiede sich hinwegsetzende Verwirrung der Gemüther sich bemächtigen sehen. Früher Arzt, trat Scheffler 1661 in den Minoritenorden und erhielt die Priesterweihe. Von der Zeit an erliess er eine Reihe heftiger polemischer Schriften gegen den Protestantismus, während er sich früher der Dichtkunst, und zwar vornehmlich der geistlichen Lyrik gewidmet hatte. In seiner „Heiligen Seelenlust“ oder seinen „Geistlichen Hirtenliedern der in ihren Jesum verliebten Psyche“ ist die innigste Verwandtschaft mit Spee nicht zu verkennen. Dasselbe tiefe Gefühl für die Natur, dasselbe Ringen nach der innigsten Gemeinschaft mit Gott, die glühende Sehnsucht nach Christo findet sich darin. Wie Spee, so bedient auch er sich gern tändelnder Bilder und sinnlicher Ausdrücke, nur dass er viel weicher und sentimentaler ist, als Jener, daher sich denn auch die Pietisten und später die Herrnhuter an ihn anschliessen. Die nach dem Uebertritt gedichteten Lieder zeigen aber durchweg mehr Kraft der Empfindung und grösseren Ernst; Sprache und Darstellung ist darin noch gewandter, ungezwungener und anschaulicher. Die katholische Kirche feiert hier also einen Triumph in der deutschen Poesie. — Wiewohl sein „Cherubinischer Wandersmann“ nicht in's lyrische, sondern vielmehr in's didaktische Gebiet gehört, so müssen wir ihn doch an dieser Stelle erwähnen, weil sich namentlich auch in diesem Buche, wenigstens in seinem ersten Theile, in eclatanter Weise die Einflüsse der Mystik kundgeben. Dies Buch besteht aus einer Reihe ungeordnet aneinander gefügter Sprüche, die durchweg von dem Princip des Quietismus, dem stillen Versenken in die Anschauung Gottes getragen sind, was ja auch die entschiedene Tendenz der andern deutschen Mystiker der damaligen Zeit war. Mitunter allerdings verirrt er sich in den Pantheismus und in die Menschenvergötterung der theoretischen Mystiker früherer Jahrhunderte: wenn er z. B. sagt, Gott könne

ohne den Menschen nicht bestehen, er habe seine Seligkeit vom Menschen empfangen; der Mensch sei so gross als Gott und Jener so klein als er; der Mensch sei ewig u. s. w.

An Scheffler, der übrigens auch schon als Protestant jene mystische Richtung verfolgte (denn seinen „Cherubinischen Wandersmann“ dichtete er wahrscheinlich vor seinem Bekenntnisswechsel), reihen sich protestantischerseits noch Knorr von Rosenroth, Tersteegen und der sich völlig in den unerquicklichsten und lächerlichsten Extremen verlierende Quirinus Kuhlmann. Ferner einige Dichterinnen, z. B. Anna Sophia, Landgräfin zu Hessen-Darmstadt, und Ludämilia Elisabeth, Gräfin zu Schwarzburg-Rudolstadt, wie es denn überhaupt ein auffallendes Zeichen der Zeit ist, dass jetzt zum ersten Male Frauen als Dichterinnen auftreten. Die mystische und pietistische Richtung sprach eben insonderheit auch die weiblichen Gemüther an.

Unter den Pietisten haben Spener und Francke selbst nur wenige geistliche Lieder verfasst; wohl aber treffen wir hier Dichter an, wie Joachim Neander, J. Caspar Schade, Canitz, Schütz, Rodigast, Laurentius, Freylinghausen, Dessler, und Dichterinnen wie die Gräfin Emilie Juliane von Schwarzburg-Rudolstadt und die Freifrau Henriette Katharina von Gersdorff, die Grossmutter Zinzendorff's. Alle zeichnen sich mehr oder minder durch Wahrheit, Kraft und Wärme des religiösen Gefühls aus, durch eine tiefe Gemüthlichkeit, eine würdige und edle Sprache. Bei Allen drängt sich uns ein durchgreifender Unterschied von den Kirchenliederdichtern des sechzehnten Jahrhunderts auf. Während in den Kirchenliedern jener Zeit vorzugsweise das allgemeine evangelische Bewusstsein, das Bekenntniss zur Darstellung kommt, so hier das besondere evangelische Bewusstsein, das Zeugniss, die Anwendung des evangelischen Glaubens auf die besondere Lage, auf die Lebensschicksale, auf die Noth und Qual, im Gefolge der wilden Zeiten des dreissigjährigen Krieges. Das Gefühl ist überwiegend, eine entschieden subjective Richtung unverkennbar. Die Tendenz des Spenerschen Pietismus, als Ergänzung der Reformation, mit der reinen Lehre auch ein practisches Christenthum zu fördern, spiegelt sich in den geistlichen Liedern jener Zeit vollständig wieder. — Den Uebergang zu dieser neuen Gestaltung des Kirchenliedes

bildet Paul Gerhard, indem sich bei ihm einerseits die altlutherische Auffassung in voller Kraft zeigt, dieselbe sich aber andererseits mit dem christlichen Gemeindebewusstsein und dem persönlichen Gefühlsleben zur höchsten Einheit verbindet. Ihm schlossen sich namentlich Buchholtz, Neumark, J. Frank und die Dichterin Luise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg, an, von der wir zwar nur vier Lieder, darunter aber „Jesus, meine Zuversicht“ haben. — Zwar machten orthodoxe Kirchenliederdichter, wie Neumeister und Schmolcke, Reactionsversuche, den Pietisten gegenüber, aber auch in ihren Liedern wurde bereits die Klarheit ihrer religiösen Anschauung mit pietistischer Gefühlsinnigkeit gemischt.

Das aus der Betrachtung der Zeit vom Westphälischen Frieden bis c. 1720 gewonnene Resultat über das Verhältniss des Katholicismus, gegenüber dem Protestantismus, zur Förderung der deutschen Poesie ist also folgendes:

Das mit der Reformation Hand in Hand gehende Wiederaufblühen der classischen Gelehrsamkeit, wozu auch die Jesuiten das Ihrige später beitrugen; die Bedientenhaftigkeit, die wie in der Politik, so auch in der Kirche damals herrschte, wirkte in hohem Grade nachtheilig auf die deutsche Poesie. Als jedoch die um jene Zeit in neuem Glanze auftauchende Mystik und der gleichzeitig aufkeimende Pietismus ihre Fahne gegen die Tyrannei des Buchstabens, gegen das abstracte Verstandeswesen erhoben, bahnte sich auch in unserer Poesie eine neue Aera an. Als allgemeines Zeichen eines nahen Umschwunges sahen wir eine deutsche Metrik entstehen, nahmen die Anfänge des deutschen Dramas und Romans, eine scharfe, geistvolle Satire und vor Allem eine völlige Neugestaltung des geistlichen Liedes wahr, in welchem selbst die bisweilige Tändelei in Darstellung und Ausdruck uns nicht jenen widrigen Eindruck machen konnte, wie in der gleichzeitigen weltlichen Lyrik der Pegnitzschäfer. Was uns also Ansprechendes und Gutes in dieser für unsere Poesie im Ganzen traurigen Zeit aufstösst, das verdanken wir ebensowohl der katholisch (-protestantischen) Mystik, als dem protestantischen Pietismus, diesen Richtungen, die beide aus dem Bewusstsein der Mängel in ihrer Kirche hervorgingen und, da sie in aufrichtigem Eifer für die wahre katholische Kirche

ihre Ziele verfolgten, einen bedeutenden Fortschritt zu der dereinstigen Vereinigung und Verschmelzung beider Confessionen anbahnten.

Die zweite Periode, die gleich der vorigen eigentlich nur eine Vorbereitungsstufe für die folgende, classische ist, umfasst nur einen Zeitraum von vierzig Jahren, von 1720 – 1760. Den Uebergang zwischen den beiden vorbereitenden Perioden bildet zunächst Chr. Wernicke durch seine trefflichen Epigramme, sodann v. Canitz, und namentlich H. Brokes, dadurch dass sie die Ersten waren, die einen würdigen Stoff für ihre Dichtungen suchten. Eröffnen jedoch müssen wir die Periode, von der wir jetzt sprechen, mit J. Christoph Gottsched, der sich in Leipzig zum Dictator des Geschmackes aufgeworfen hatte. Seine positiven Verdienste um unsere Literatur sind nicht gering anzuschlagen; denn er wusste mit bedeutend grösserem Nachdruck als Opitz für die deutsche Dichtkunst einen gleichen, ja höheren Rang neben der lateinischen Poesie geltend zu machen; er zog in seiner „Kritischen Dichtkunst“ eine allgemein willkommen geheissene Schranke gegen die abermalige Verderbniss der Dichtkunst, wusste überhaupt in den höheren Kreisen durch seine Zeitschriften Interesse für deutsche Sprache und Literatur anzuregen, verhalf der deutschen Bühne wieder zu der fast ganz verlorenen Haltung, indem er den Pöbelhanswurst abschaffte, und stellte für Composition, Stil und Sprache der Theaterstücke bestimmte Regeln auf. Indem er aber das Schwülstige der ersten und das Wässerige der zweiten Schlesischen Dichterschule mit Erfolg bekämpfte, verfiel er selbst in einen dritten der Dichtkunst nicht minder nachtheiligen Fehler, in den der Steifheit. Die Poesie drohte in dem Wust von Formeln und Regeln zu verknöchern. Und wären diese Vorschriften und Gesetze wenigstens aus dem Wesen unserer Muttersprache heraus gegeben worden, wären sie auf vaterländischem Boden erwachsen! Doch wiederum war es eine Nachahmung der Nachahmung. Sowie die Franzosen die Poetik des Aristoteles aufgefasst hatten, so mussten sie auch für uns massgebend sein. Aber auch hier zeigt sich ein Fortschritt, da Gottsched sich einmal nur die Franzosen zu Mustern nahm, nicht auch noch Italiener und Spanier, und zweitens nur die besseren Franzosen, die grossen

Dichter unter Ludwig XII., Boileau, Racine u. A. — Gottsched hat also unsere Poesie im Ganzen bedeutend gefördert, war jedoch in Steifheit und sclavische Abhängigkeit von den bessern französischen Dichtern verfallen.

Da begannen Johann Jakob Bodmer und sein Freund Breitinger in Zürich die Herausgabe eines Journals „Diskurse der Malere," und suchten hierin den „Spectator" Addison's und Steele's nachzuahmen, wie sie sich überhaupt ganz und gar an die Engländer anschlossen. Gegenüber der Auffassung Gottsched's und Opitz', dass die Poesie lediglich Sache des Verstandes, der Ueberlegung, nicht aber Sache der Phantasie sei, stellten sie zuerst den Grundsatz auf, der seitdem stets festgehalten wurde: die Quelle der Dichtkunst sei das lebendige Gefühl, die frische, unverkünstelte, erregte Phantasie, und ihr Ziel sei daher auch kein anderes, als die Einbildungskraft zu beschäftigen. Der Streit zwischen der Schweizerischen und Sächsischen Schule entbrannte und wurde von Seiten der ersteren mit dem grössten Erfolge durchgefochten, so dass, als Bodmer in seinen beiden Schriften „Vom Wunderbaren in der Poesie" und „Betrachtung über die poetischen Gemälde der Dichter" klar und deutlich ausgesprochen hatte, dass nur der geborne, nicht der durch schulmässige Uebung eingelernte Dichter Dichter sei, nachdem er auf das wahrhaft Grosse und Erhabene als den nothwendigen Inhalt echter Poesie hingewiesen und die dichterische Begeisterung als unerlässliche Bedingung jeder Poesie hingestellt hatte, die aufstrebende deutsche Jugend ein für alle Mal von Gottsched sich lossagte, und dieser, zumal da noch der Bruch mit der Neuberin und die beissende Streitschrift Pyra's: „Beweis, dass die Gottschedianische Sekte den Geschmack verderbe," hinzukam, mit der schmählichsten Niederlage endete.

Ehe wir nun zur folgenden, zur zweiten classischen Periode unserer Poesie übergehen, in welcher die neu aufgestellten Grundsätze zu factischen Resultaten führen, müssen wir uns eingehend mit der Revolution beschäftigen, die sich gleichzeitig auf kirchlich-theologischem Gebiete vollzog. Wir glauben diese Betrachtung am besten hier einzuflechten, da die philosophischen und theologischen Einflüsse, von denen wir sprechen werden, sich

ebensowohl in der zweiten Vorbereitungsperiode als in der folgenden classischen Periode geltend machten, in letzterer jedoch in potenzirtem Grade.

Der Pietismus, wie wir in dem vorigen Theile unserer Abhandlung sahen, war eine geistige Macht, als welche er tief in die Zeit eingegriffen und somit auch auf die Poesie seinen Einfluss geübt hatte. Er war es, der damals allein die hohe sittliche Macht des Christenthums vertrat. Da er jedoch von Anfang an einer todten, verhärteten Orthodoxie gegenüber seine Stellung genommen und sich von jeher dem todten Mechanismus der kirchlichen Rechtgläubigkeit entgegengesetzt hatte; so artete er im Kampfe mit diesem Formenwesen, wie wir bereits oben andeuteten, bald selbst in ein solches aus. Gewisse Lieblingsphrasen und Stichwörter, die man sich von aussen aneignen, Geberden und Mienen, die man sich angewöhnen, selbst Anfechtungen und Kämpfe, die man sich künstlich schaffen konnte, waren bei den Pietisten nichts Seltenes mehr. Zwang und Verstellung gingen damit Hand in Hand, und bald mischte sich selbst grobe Heuchelei, Selbstsucht und geistig-sinnliche Wollust ein. Auf wissenschaftlichem Gebiete wurde der Pietismus wegen seines gedrückten, scheuen, ängstlichen, peinlichen Wesens immer unbedeutender. Auf dem practischen Gebiete aber pflanzte sich ihm abermals zur Seite sein Doppelgänger, der schwärmerische Mysticismus, wie er in den sogenannten Inspirirten zum Vorschein kam.

Den Uebergang von dem Pietismus zu diesem falschen Mysticismus bildet Johann Wilhelm Petersen, dessen Geburt zwar schon in's Jahr 1649 fällt, dessen Ansichten aber erst im achtzehnten Jahrhundert Aufsehen erregten. Seine Beschäftigungen waren hauptsächlich auf das Hohe Lied und die Apokalypse gerichtet; seine Hauptideen waren der Chiliasmus, die bereits von Origenes vorgetragene Lehre von der Wiederbringung aller Dinge und der Glaube an fortwährende und übernatürliche Eingebungen. Dieser Inspirationsglaube vor Allem war es nun, dem alle damaligen Mystiker anhingen. Ganz Aehnliches wie bei den Camisarden in Frankreich geschah jetzt in Deutschland. Das Fräulein Rosamunde Juliane von Asseburg war die Erste, die im Verein mit Petersen diesen neuen Glauben

verkündigte. Ihr folgten bald unzählige Leute aus den niederen Volksklassen; ja in Schlesien tauchten sogar ganze Gemeinden von inspirirten Kindern auf. Bald kam es zur gröbsten Unsitte und Lästerung. Die Rorsdorfer Secten und die Buttler'sche Rotte ergaben sich dem lüderlichsten Leben und den schändlichsten Ausschweifungen. Und an alledem war, wie Stilling in seinem „Theobald“ sagt, „die erstaunliche Trägheit und Schläfrigkeit der Geistlichen Schuld, ihre Unwissenheit und Ungeschicklichkeit in der Seelsorge und ihre unbeugsame Herrschsucht. Das empörte das Herz des gemeinen Mannes, der in der Aufklärung wuchs, während sein Herr Pastor weit zurückblieb, und so wurde nach und nach der klarste Theil des Volkes gegen den geistlichen Stand eingenommen und so der Grund zur Schwärmerei und zum Unglauben gelegt. Namentlich wurde Berleburg der Sammelplatz der verschiedensten Geister, unter denen besonders der beredte Ernst Christoph Hochmann und Johannes Conrad Dippel hervorragen. Letzterer war zwar anfangs eifriger Anhänger der Orthodoxen, doch nur um für sein lüderliches Leben in seinem Hass gegen die Pietisten eine scheinbare Entschuldigung zu finden, dann aber wurde er Pietist, und endlich warf er sich dem schlimmsten, stark pantheistisch gefärbten Mysticismus in die Arme, den er, nach dem Beispiel von Paracelsus, mit der Alchymisterei in Verbindung brachte. — In der Schweiz trieben neben den mehr oder minder entarteten Pietisten und Mystikern, wie Hurter, Hieronymus d'Annone, Gruber, auch Anabaptisten und Separatisten ihr Wesen. Zuerst wurde Andreas Boni wiedertäuferischer Grundsätze beschuldigt. Bald griffen diese Tendenzen immer weiter um sich; die einzelnen Landes- und Kantonalkirchen sonderten sich völlig voneinander ab; Kindertaufe und Eid wurden abgeschafft, das Sacrament des heiligen Abendmahls mit Füssen getreten. Zwar wurden die Separatisten von den Orthodoxen scharf verfolgt, Daniel Roggenbacher, wie viele Andere, in's Zuchthaus gesperrt, Joh. Manfait mit dem Halseisen an den Pranger gestellt; die Geistlichkeit nahm vielfache sogenannte Besprechungen vor: doch konnte dem Unwesen nicht gesteuert werden; vielmehr artete die Sache immer weiter aus, sodass in der Brüggler Secte sogar förmlicher Ablasskram getrieben und

der gröbsten Fleischeslust gefröhnt wurde. Erst mit dem Auftauchen der Brüdergemeinde ist dieser crasse Separatismus allmälig verschollen.

Wenn schon gegen diese pietistischen, mystischen und separatistischen Richtungen die alte starre Orthodoxie nichts ausrichten konnte, so noch viel weniger gegen die nun aufkeimende Philosophie, gegen die nunmehr beginnende Aufklärung!

Schon 1721 war der Pietismus in einen harten Kampf gerathen mit der von Leibnitz in Deutschland begründeten und zunächst von Christian Wolf (geb. 1679) fortgeführten Philosophie. Dieser hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die Wahrheit in der Theologie auf mathematischem Wege, in deutlichen Begriffen so klar zu zeigen, dass sie keinen Widerspruch erleiden könne. Darüber geriethen die Pietisten in einen nicht geringen Schrecken. Namentlich war es die Leibnitz'sche Lehre von der prästabilirten Harmonie, d. i. die Lehre von einer von Ewigkeit her stattgefundenen Zuneigung der Urtheilchen (Monaden, Atome) zu einander, die ihnen den biblischen Begriff einer freien Schöpfung zu gefährden schien. Zwar gerieth der Pietismus im Verlaufe des Kampfes allmälig in immer grössere Verachtung; doch wurde Wolf von Friedrich Wilhelm I. verbannt, und seine Schriften wurden als atheistische bei Karrenstrafe verboten. Als er nachher unter Friedrich dem Grossen nach Halle zurückkehrte, war anfangs zwar der Enthusiasmus dort noch bedeutend, Wolf's Wirksamkeit aber gegen früher nur gering zu nennen, da ja bereits auch die Blüthezeit seines Gegners, des Halle'schen Pietismus, vorüber war. Mit Wolf aber begann für Deutschland die Aufklärung, und zwar im Geiste des echten Protestantismus, der stets auf Klarheit des Wissens im Verein mit Tiefe des Glaubens dringt. Als merkwürdig und für unsere Betrachtung nicht ohne Wichtigkeit müssen wir noch erwähnen, dass, als der echt protestantische Wolf verbannt wurde, die Jesuiten es waren, die ihn, wie einst den grossen Kepler, in Schutz nahmen und insofern dazu beitrugen, die Aufklärung vor dem Untergange zu bewahren.

Aber auch positiv, wenn auch indirect, förderten Jesuiten die Aufklärung in Deutschland; denn ihre Hauptperiode, die gar bald hereinbrechen sollte, nimmt, wenn wir von seinen

englischen Vorgängern absehen, bei einem Zöglinge der Jesuiten, bei Voltaire, ihren Ausgangspunkt. Was jedoch Voltaire's Lehre betrifft, so ist sie weder katholisch noch protestantisch; vielmehr wirrte er darin protestantische Bibellehre, die er von den Calvinisten Frankreichs her kannte, mit katholisch-scholastischer Kirchenlehre, biblische Geschichte und Legende durcheinander, und die Religion war für ihn nur eine Erfindung der Priester und eine Quelle der Intoleranz. Katholicismus und Protestantismus waren für ihn daher nur verschiedene Formen ein und desselben Aberglaubens; für den Verständigen, sagt er, gebe es nur eine Religion der fünf Sinne. So polemisirt er in allen seinen Schriften gegen das Christenthum, predigt jedoch den Glauben an einen Gott. Diese Ansicht, wie sie noch unter den Halbgebildeten im Schwange ist, nennt man „die deistische", weil sie nur einen Gott, einen fremden Gott, einen Deus hat, wie schon die Athener einem ϑεὸς ἄγνωστος einen Altar erbauten, oder „die naturalistische," insofern dieser Gott nur aus dem geregelten Lauf der Natur, nicht durch übernatürliche Offenbarung erkannt wird. In völligen Atheismus artete diese Ansicht in den sogenannten Encyclopädisten aus, in Diderot, d'Alembert, Helvetius, Holbach, Condillac, die Alle zwar treffliche Mathematiker und tüchtige Gelehrte waren, aber nicht eigentliche Philosophen genannt zu werden verdienen. Alle thaten weiter Nichts, als dass sie die unter Ludwig XIV. im practischen Leben schon längst herrschenden Grundsätze in ein System brachten. Auch sie waren aus der katholischen Kirche hervorgegangen, sowenig auch ihr System mit deren Lehre harmonirte. Anders Rousseau. Wenn auch später momentan zum katholischen Glauben übertretend, ist er doch aus Genf, dem Sitze des französischen Protestantismus, gebürtig. Sein System dagegen ist allerdings ebenso von Calvin's Dogmatik, als von dem römischen Katholicismus entfernt. In dem Negativen, im Verleugnen jeder geschichtlichen positiven Autorität, in seinen Urtheilen über das Ansehen der Bibel und der Ueberlieferung stimmte er mit den übrigen Deisten überein; in Hinsicht des Positiven aber, das Jene an die Stelle setzen wollten, und was sie Wissenschaft, Aufklärung, Kunst nannten, wich er bedeutend von ihnen ab und erscheint geradezu als Ver-

wandter der Pietisten, ja selbst der Mystiker, so dass sich sein System als das eines Gefühlsdeismus erweist. Wissenschaft und höhere Geistesbildung verdammt er, wie die Pietisten; dagegen ist er ein Vergötterer der Natur, der Einsamkeit, selbst der Barbarei. Er predigt Selbstüberwindung und Menschenliebe, ist dabei aber der düsterste Misanthrop. Gott, Freiheit, Unsterblichkeit ist die heilige Trias, die sich fortwährend in seinen Schriften wiederholt, dabei jedoch jeder historischen Grundlage, jedes sittlichen Gehaltes entbehrt. Wie die Mystiker, so verhielt auch er sich bei der angeblich feurigsten Gottesliebe vollkommen indifferent gegen das äussere Bekenntniss, schuf auch er sich eine eigene Herzensreligion. Daher wurde auch er von der katholischen wie protestantischen Kirche verfolgt; doch waren diese Verfolgungen ohne jede nachhaltige Wirkung, da in beiden Kirchen die Theologie durchaus erschöpft und entnervt war.

Nachdem wir so den Ursprung und die verschiedenen Richtungen des Deismus und Naturalismus im Auslande kennen gelernt, gehen wir zu unserem Mutterlande über, wo trotz dem immer noch vorhandenen Kerne positiven Christenthumes im Pietismus doch bei den allmälig eintretenden Spaltungen und vor Allem wegen der beklagenswerthen Abhängigkeit vom Auslande der Deismus sich bald Eingang verschaffte. Abgesehen aber von den vereinzelten selbständigen Erscheinungen eines Dippel und Edelmann, die aus ihrem ursprünglichen Mysticismus schliesslich in den Deismus überschlugen, kam der Deismus erst im Zeitalter Friedrich's des Grossen, und auch nur in einigen Kreisen, zu wirklicher Geltung. Gleich nach seinem Regierungsantritte nämlich verkündete der König: „In meinem Reiche kann Jeder nach seiner Façon selig werden.“ Lutheraner wie Katholiken athmeten auf, selbst griechische Christen und schweizerische Sectirer fanden ein bleibendes Asyl in Berlin und in Preussen. Mit dieser weitreichenden Toleranz ging allerdings die Intoleranz gegen die Geistlichkeit Hand in Hand, aber eben nur, weil sie die Unterdrückerin der Toleranz war. Das Christenthum ward Thorheit genannt, die Theologen Thiere sonder Vernunft, die Pietisten Mucker. Diese wurden sogar hart verfolgt, wie denn A. H. Francke z. B. bei Strafe gezwungen wurde, in's Theater zu gehen. Im Verein mit dem

am Hofe lebenden Voltaire, La Mettrie, Marquis d'Argent wollte der grosse König das Christenthum ausrotten, in der Meinung, damit die Intoleranz, den Aberglauben zu bekämpfen, und Christenthum mit Pietismus oder Orthodoxie verwechselnd. Doch litt er anfangs nicht, dass die freigeistige Richtung in deutscher Sprache unter das Volk gebracht wurde; die dies beabsichtigenden Schriften eines Gebhardi und Rüdiger wurden confiscirt. Daher es denn in Deutschland auch verhältnissmässig nur Wenige gab, die das Voltaire'sche Bekenntniss und das ihres Königs völlig zu dem ihren gemacht hatten. Eine neue Denkweise jedoch, die die Keime aller späteren freisinnigen Richtungen bereits in sich trug, verbreitete sich seit 1740 unverkennbar über die ganze Nation. Die Zeit war entschieden eine andere geworden. Neue Gestalten begegnen uns, neue Physiognomien, neue Trachten, neue Gebräuche, und vor Allem ein anderer Sprachgebrauch, eine andere Erziehungsweise, eine andere Art, die Dinge zu sehen und zu beurtheilen. Am auffallendsten wird uns dies in der Literatur entgegentreten, wenn wir noch einen Blick auf die beginnende Neugestaltung der eigentlichen Theologie werden geworfen haben.

Die alte Orthodoxie war durch den Pietismus gestürzt; dieser aber war wegen seiner rein praktischen Richtung, wie wir gesehen haben, am allerwenigsten geeignet, die Angriffe der Deisten zu pariren. Gegen jede Forschung, Untersuchung, Begründung hegte er von vornherein Misstrauen. Hierauf kam es jetzt aber gerade an. Die Geschichte der Bibel, des Kanons mussten Gegenstand eingehender Forschung werden: man durfte nicht mehr bei der blossen Auslegung der Schriften stehen bleiben, man musste sich an ihre anatomische Zergliederung machen. Die göttliche und menschliche Seite der heiligen Schrift musste wohl auseinander gehalten werden, um daraus dann auch sichere Grundsätze für die Auslegung zu gewinnen. Die Männer, die diesem Geschäfte der Bibelkritik sich zunächst unterzogen, waren Bengel und Wettstein. Wie der Deismus seinen allerersten Ursprung in den Engländern (Cherburg, Hobbes, Blount, Brown im 17. Jahrhundert, im 18.: Toland, Shaftesbury, Collins, Woolston, Mandeville, Tindal, Morgan, Chubb, Bolingbroke) hat, so auch die Bibelkritik. Bentley war

es, durch dessen Bekanntschaft angeregt, Wettstein sein Griechisches Neues Testament herausgab, wobei er von seinen persönlichen Ansichten (er neigte zum Socinianismus) völlig abstrahirte und nur streng wissenschaftlichen Gründen Gehör gab. Mosheim tritt als Vater der neueren Kirchengeschichte und Ethik auf, obwohl noch durchaus orthodox. Ernesti und Semler beginnen eine von der Dogmatik unabhängige Schrifterklärung im Sinne des echten Protestantismus, dessen Grundsatz ja stets es war, dass die Glaubenslehre sich nach der Bibel, nicht umgekehrt, richten solle. Ernesti schliesst sich zwar noch eng an Hugo Grotius an; denn er ist orthodox. Aber welcher Unterschied ist zwischen jener alten und dieser neuen Orthodoxie! Dort willkürliches Zerreissen des Gedankengewebes, um durch Logik und Grammatik auf einen tieferen Grund zu sehen; hier eine allseitige harmonische Geistesthätigkeit von Seiten des Erklärers, nur dass man lebendige Theilnahme vermisst. In Semler gewahren wir bereits den Wendepunkt vom Halle'schen Pietismus zu dem allmälig zur Herrschaft gelangenden Rationalismus. Er ist der erste Neologe; denn er unterscheidet bereits scharf zwischen Religion und Theologie, zwischen Glauben und Wissen, zwischen einer Privatreligion und einer öffentlich geltenden Theologie, indem er überzeugt war, dass man mit dem Herzen und mit der That ein frommer Christ sein, während man über die durch den Verstand näher zu bestimmenden und zu ordnenden Glaubenssätze noch sehr mit sich im Zweifel sein könne — was seine Gegner spottweise seine „Accommodationstheologie" nannten. Auch bei ihm macht sich das Zeichen der Zeit, die Hervorhebung der Subjectivität geltend. Wie im Politischen und Literarischen, so sollte auch im Religiösen der Einzelne das Recht haben, die Dinge nach seiner Weise zu fassen und zu beurtheilen. Es war der Grundton des königlichen Edicts: „Jeder in meinem Reiche kann nach seiner Façon selig werden."

Fanden alle diese Umwälzungen auf philosophischem und theologischem Gebiete in Deutschland innerhalb der protestantischen Kirche Statt, höchstens dass sie zum Theil ihren äusseren Ursprung von katholischen Ausländern herleiteten: so war die gleichzeitige Revolution in unserer Poesie

eine ganz entsprechende, sie war ein legitimes Kind des Protestantismus. Dies ergiebt sich schon aus einem rein äusserlichen Vergleiche mit der grossen Kirchenreformation des sechzehnten Jahrhunderts. Beide sind rein deutschen Ursprunges; beide entstanden aus ureigener Kraft, ohne im Anfang von Fürsten und Mäcenen begünstigt zu werden. Wie sich dort die reine Lehre erst im Kampfe zwischen der nord- und süddeutschen Reformation, zwischen Luther und Zwingli, befestigte: so klärte sich hier der Geist unserer zweiten classischen Periode ab durch den Zusammenstoss der Hamburger Poeten Wernike und Brokes mit dem Schweizer Haller, durch den Kampf der Sächsischen Kunstkritik mit der Schweizerischen unter Bodmer und Breitinger. Noch ein anderer mehr äusserlicher Umstand verräth den durchaus protestantischen Charakter der Wiedergeburt unserer Poesie: wir meinen den, dass während der ganzen Zeit von Gottsched bis Klopstock auch nicht ein einziger Dichter von einiger Bedeutung sich erhebt; denn Denis, Mastalier und einige Andere lehnen sich erst an Klopstock an. Den inneren Beweis für ihren protestantischen Ursprung werden wir finden, wenn wir unsere Classiker selbst, besonders Lessing, einer genaueren Betrachtung unterworfen haben. Wir werden sehen, dass, wenn auch, selbst schon am Anfange der neuen Zeit, hin und wieder durch den neben der Aufklärung herrschenden und, wie wir sahen, bereits entarteten Mysticismus und Pietismus veranlasste Wirkungen in der Poesie sich kundgeben, so doch das leitende und treibende Princip das der protestantischen Aufklärung ist. Von der einen Seite wird die meist durch mystischen und pietistischen Einfluss entstandene Unnatur der Hoffmannswaldau-Lohenstein'schen Poesie glücklich bekämpft; von der andern Seite will man vor Allem Selbständigkeit, Freiheit, Ursprünglichkeit; die der alten Orthodoxie entsprechende Gottschedische Steifheit und seine sclavische Abhängigkeit von fremden Regeln und Formeln wird abgestreift. Gegenüber dem Bombast der Schlesischen und gegenüber der Verwässerung der Sächsischen Schule fängt man an, nach einem der Poesie würdigen Inhalt zu suchen, ja ihn gebieterisch zu fordern; denn bei den hohlen Phrasen und bei den aufgeblasenen, gelehrt sein sollenden, handwerksmässigen Dichtungen jener

Zeit — das fühlte man — konnte man keine Befriedigung mehr finden. So bricht denn mit Klopstock eine neue Zeit an. Doch da er drei verschiedene Richtungen in sich vereinigt, wollen wir diese zuerst einzeln, wie sie jede für sich von Andern theils vor, theils nach Klopstock in der Poesie vertreten wurden, verfolgen. Die Einen nämlich suchten den Inhalt für ihre Dichtungen in den Tiefen des positiven Christenthumes und suchten die Dogmen der sogenannten natürlichen Religion im Lehrgedicht vorzutragen nach dem Vorgange der englischen Moralisten, Pope, Addison, Swift u. A.; die Anderen fanden ihn in der Freiheit und Heiterkeit eines sorglosen Lebensgenusses; die Dritten endlich in der politischen Begeisterung, die ihnen Friedrich der Einzige einhauchte.

Die erste dieser drei Richtungen vertreten Haller mit seinem Freunde und Vorläufer Drollinger einerseits und Gellert andererseits. Albrecht von Haller wurde 1708 in Bern geboren. Sein Beruf waren die Naturwissenschaften, und je grösser er als Anatom, als Botaniker, als Begründer der Physiologie dasteht, um so höher sind seine dichterischen Erzeugnisse, deren Glanzpunkt seine „Alpen“ bilden, anzuschlagen. Wenn er auch anfangs ein treuer Anhänger Lohenstein'scher Poesie war und auch später, wie er selbst in seiner Vorrede zu den „Alpen“ bekennt, sich nicht ganz von jenem Ungeschmack befreien konnte, und wenn es ihm andererseits bei seiner immensen Gelehrsamkeit nicht möglich war, sich in seinen Gedichten des Philosophisch-Lehrhaften und Gottschedischer Steifheit zu entäussern, so war er doch der Erste, der seiner Poesie einen würdigen Inhalt wählte und denselben mit wahrer dichterischer Begeisterung besang. Mit jugendlichem Feuer bekämpft er in seinen „Alpen“ die künstliche und entnervte Gesellschaft der Convenienz, in seinen politischen Romanen den Despotismus, in seinen philosophisch-religiösen Lehrgedichten den Aberglauben und Unglauben. Ein Vorläufer Kant's, zieht er der menschlichen Vernunft enge Grenzen; an die höchsten metaphysischen Probleme wagt er sich mit dem Verstande nicht heran. Mit tiefer christlicher Erkenntniss spricht er, im scharfen Gegensatz zu den seichten Moralisten jener Zeit, von der wahren Tugend.

Christian Fürchtegott Gellert (1715—1769) war der Sohn eines Pastors zu Haynichen. Um seine hervorragende Stellung in der damaligen Gelehrtenwelt, die Liebe und Achtung, die er bei Alt und Jung, Vornehm und Gering genoss, darzuthun, wollen wir nur hindeuten auf das Gespräch mit Friedrich dem Grossen, in welchem sich der der deutschen Literatur sonst so abgeneigte König über das Coulante in seinen Versen lobend äusserte und ihn später den Verständigsten aller deutschen Gelehrten nannte; auf den Brief des Freiherrn von Widmann, in dem dieser ihn in den ehrerbietigsten Ausdrücken um Zurechtweisung und Unterricht in der deutschen Sprache ersucht; wir erinnern an seine überfüllten Auditorien, an die Gunstbezeugungen, mit denen er von den preussischen Prinzen Karl und Heinrich und von August von Sachsen überschüttet wurde, an seine wenn auch ängstliche und schwächliche, so doch durch und durch biedere und fromme Persönlichkeit, und an das Goethe'sche Wort, dass er das Fundament der deutschen sittlichen Cultur sei. Uns muss es vielmehr darauf ankommen, zu zeigen, dass dieser grosse Einfluss in der ästhetischen und sittlichen Befreiung, deren Anfänge hauptsächlich von ihm ausgingen, seinen Grund hatte. In dieser ästhetischen und sittlichen Befreiung bestand ja eben der Gährungsprocess der ganzen Zeit; wer aber den Geist seiner Zeit zuerst in Worte zu bannen, dem Gedanken seiner Zeit zuerst Ausdruck zu verleihen, ihn zur That werden zu lassen vermag — dem fallen die Geister zu. Und dies that Gellert; sowohl seine Fabeln und Erzählungen, seine Schauspiele und Vorlesungen beweisen es, als auch vornehmlich seine geistlichen Oden und Lieder. Halten wir uns an diese allein. In seiner geistlichen Poesie erkennen wir die Richtung der damaligen Philosophie und Theologie deutlich wieder, Kampf gegen die alte Orthodoxie wie gegen die Ausartungen des Pietismus und Mysticismus. Dabei erkennt man überall den bedeutenden Einfluss der mathematisch-verstandesmässigen Richtung der Wolf'schen Philosophie. Wenn er auch an der geoffenbarten Religion, und zwar der in Christo geoffenbarten Religion mit unerschütterlichem Glauben hing, so hielt er doch die Moral für den Culminationspunkt in derselben und meinte zugleich, dass es die höchste Aufgabe des Gottesgelehrten

sei, die Menschen durch verstandesmässige Beweise von der Göttlichkeit des Christenthums zu überzeugen — ganz im Sinne der Moralisten seiner Zeit; daher auch in seinen Liedern die unverkennbare Sucht nach grösstmöglicher Verständlichkeit herrscht, so dass sie sich bisweilen von moralischen Vorlesungen nur durch die Reime unterscheiden. Daher der allerdings bedeutende Abstand von den glaubensfreudigen Bekenntnisliedern eines Luther, den gefühlsinnigen geistlichen Liedern der Pietisten und von den beide Eigenschaften in sich vereinigenden eines Paul Gerhard. Bei Gellert wird jede religiöse Empfindung erst aus der moralischen Reflexion geboren. Aber Gellert gehörte auch einer bestimmten Schule an, wie ja überhaupt das Sichbilden von Dichterschulen namentlich auch ein Zeichen dieser Zeit war; er dichtet für seine Zeit und verfolgt einen bestimmten Zweck: er will die aufklärerischen Leute seiner Zeit, also namentlich die höheren Stände, in denen damals bekanntlich der Voltaire'sche Deismus Platz gegriffen hatte, mit der geistlichen Dichtung wieder versöhnen; er will, wie er selbst sagt, „den Geschmack an der Religion vermehren," der — Dank der alten Orthodoxie und dem neuen Pietismus und Mysticismus — abhanden gekommen war, und will „die Herzen in fromme Empfindungen versetzen." Daher merkt man zwar in den meisten seiner Lieder Absicht, lässt sich dadurch aber nicht verstimmen, wenn man sich jene Zeit und Gellert's ganze Persönlichkeit in ihrer Einfachheit und Frömmigkeit dabei vergegenwärtigt. So sehr sich dies practisch-sittliche Moment in seinen Liedern geltend macht, das aus dem Streben entsprang, einen trägen Buchstabenglauben und ein heuchlerisches Wortchristenthum zur ernsten Gesinnung und That anzutreiben, so dass er sogar katholischerseits dafür belobt wurde: so stehen sie eben um dieses Strebens willen auf der Höhe der Zeit und entbehren meistens auch nicht der Innigkeit.

An Haller und Gellert, deren Poesien noch wesentlich von dem Grundgedanken des christlichen Offenbarungsglaubens bestimmt werden, reiht sich Uz in seiner zweiten Periode. Auch er moralisirt in seinen späteren Gedichten über den göttlichen Ursprung der Dinge, über den Ursprung des Bösen, über die Unsterblichkeit der Seele; jedoch verzichtet auch er auf die

Lösung der Unsterblichkeitsfrage und gesteht, dass es Gewissheit darüber nur in der Offenbarung gebe. Wie Gellert, so kämpft auch Uz in seinen Liedern den Kampf gegen alles Niedrige und Gemeine; wie Jener, so ringt auch er mit dem religiösen Zweifel — nur dass seine Sprache reiner, sein Vers wohllautender ist.

Den drei genannten Dichtern stellen sich drei andere, Liscow, Rabener und Kästner gegenüber, die zwar, wie Jene, ebenfalls eine moralisirende Tendenz haben, sie jedoch als Satiriker, in negativer Weise, d. i. durch Verspottung der Thorheiten in Sitte und Literatur zu realisiren suchen. Auch sie wirken von der Grundlage einer ernsten Lebensansicht aus, und ohne mit dem positiven Christenthum zu brechen. Dass aber die Satire von neuem auftritt, zeigt schon an und für sich den Wendepunkt der alten und neuen Zeit an.

Wie wir ferner auf religiösem Gebiete neben der neuen, sich immer mehr dem Rationalismus nähernden Orthodoxie auch in Deutschland die Anfänge eines reinen Naturalismus gewahrten, so sehen wir gleichzeitig in der Literatur neben dem stoischen Principe das epikureische, neben dem Spiritualismus den sinnlichen Realismus sich geltend machen; und wie die Repräsentanten jener Richtung die Neubelebung der christlichen Sinnesweise zu ihrem Zwecke machen, so veranlassen Diese die Auferweckung der antiken Bildung, indem sie, sich eng an die alten Sänger von Wein und Liebe, an Anakreon und Horaz anschliessend, die Freiheit und Heiterkeit eines sorglosen Lebensgenusses preisen. Vertreter dieser zweiten Richtung waren Uz in seiner ersten Periode, Hagedorn, Gemmingen, Michaelis, Jacobi, Pfeffel und vor Allen Gleim (1719—1803), der gerade in Halle, dem Hauptsitze des Spener-Franke'schen Pietismus, mit Uz, Goetz und Radnik zusammen den Anakreon las und durch eine 1746 erschienene Ausgabe der Oden dieses Dichters der anakreontischen Poesie Freunde und Anhänger warb. In Gleim haben wir weniger den Dichter als den Dichterfreund zu bewundern. Als Freund, Förderer, Beschützer der jungen Literatur entwickelte er bis an sein Ende eine unermüdliche, aufopfernde Thätigkeit. Nicht nur unterstützte er von Halberstadt aus alle bedeutenderen jungen Dichtertalente reichlich

aus Privatmitteln, so oft seine Güte auch gemissbraucht wurde, sondern suchte namentlich auch den preussischen Königen, unter denen er lebte, für die deutsche Literatur Interesse einzuflössen und ihnen das Wohl der Dichter an's Herz zu legen. Was seine eigenen dichterischen Leistungen betrifft, so sind seine Schäfergedichte und Schauspiele sämmtlich sehr untergeordneten Ranges, so sehr sie auch den Zeitgenossen gefielen; am wichtigsten ist für uns sein religiöses Lehrgedicht „Halladat oder das rothe Buch," doch ebenfalls weniger um seines poetischen Werthes willen, als wegen der wahren Empfindung, die sich darin ausspricht, und weil es am ausführlichsten das Glaubensbekenntniss Gleim's sowohl in theologischer als anthropologischer Beziehung enthält. Ueberall treffen wir den reinsten Deismus an — allerdings frei von jeglicher frivolen Beimischung — und die trockenste Moral, die aber von lebendiger echter Gesinnung getragen wird und zu liebenswürdiger Erscheinung gelangt, sobald der Dichter die Schönheit der einfachsten sittlichen Grundlagen, wie Eltern-, Kindes-, Freundesliebe besingt.

Nennen wir noch die Hauptvertreter der dritten, der patriotischen Richtung, welche ausser von den Meisten der bereits genannten anakreontischen Dichter namentlich von Ewald Christian v. Kleist, Ramler, A. Luise Karsch eingeschlagen wird. Denn, wenn sie auch nicht direct für unseren Zweck in Betracht kommen, da sie sich zu den gleichzeitigen religiösen Bewegungen mehr oder weniger indifferent verhalten, vielmehr auf politischem Gebiete, und zwar in Friedrich dem Grossen ihren Schwerpunkt haben, so musste ihrer doch Erwähnung geschehen, um Klopstock zu verstehen, in dem sich alle drei Richtungen, die christliche, antike und patriotische vereinigen und concentriren.

Ehe wir jedoch zu Klopstock selbst übergehen, müssen wir die oben unterbrochene Geschichte der philosophisch-theologischen Erscheinungen wieder aufnehmen. Auch am Schlusse des vorigen Jahrhunderts sind es wiederum die uns bereits bekannten Richtungen, die sich nur in etwas anderer Form geltend machen: die rationalistisch gefärbte Apologetik des positiven Christenthums eines Jerusalem, Sack, Spalding, Zollikofer, Teller; der jüngere, schwäbische Pietismus Bengel's

und die damit zusammenhängende Brüdergemeinde; drittens der Mysticismus der Methodisten und Swedenborgianer; viertens die Aufklärung, die in dieser Zeit an Lessing ihren Hauptvertreter und Förderer findet. Daher wir denn auch statt mit Klopstock, mit ihm die erste Trias unserer Classiker, zu der noch Wieland gehört, eröffnen wollen, und nachdem wir Lessing als Repräsentanten der Aufklärung in Poesie und Theologie gezeigt haben, sofort die Darstellung der übrigen drei religiösen Richtungen anzureihen gedenken.

Ohne Theologe oder Dichter von Profession zu sein, übte Gotthold Ephraim Lessing dennoch einen unberechenbaren Einfluss auf die theologische und literarische Welt, auf Kunst und Religion überhaupt, und zwar vorzüglich durch seine kritische Thätigkeit. Fassen wir einstweilen seine theologische Wirksamkeit in's Auge, so fällt dieselbe hauptsächlich in die Zeit seiner Anstellung als Bibliothekar in Wolfenbüttel. Hier war es, wo er durch Herausgabe der sogenannten „Wolfenbüttelschen Fragmente“ oder „Fragmente eines Wolfenbüttelschen Ungenannten“ (vielleicht Reimarus) eine allgemeine Bewegung unter den Theologen hervorrief. Der Verfasser dieser Fragmente behauptet nämlich, das Christenthum sei nichts weiter, als das Resultat schlauer Berechnung; Christus habe wirklich ein irdisches Messiasreich gründen und das Judenthum reformiren wollen, und erst als an seinem Kreuzestode sein Plan gescheitert sei, habe man der Lehre vom Reiche Gottes eine geistige Deutung gegeben und auch die Geschichte von der Auferstehung Jesu erfunden. Nicht dass sich Lessing selbst zu dieser Ansicht bekannt hätte; dazu hatte der Sohn des frommen lutherischen Predigers einen viel zu christlichen Sinn und vor Allem ein viel zu aufrichtiges Streben nach der Wahrheit, das ja soweit ging, dass er nach seinem eigenen Bekenntniss, wenn Gott ihm die Wahl zwischen dem ewigen Suchen nach der Wahrheit und der Wahrheit selbst gelassen hätte, er sich ohne Bedenken für das Erstere entschieden hätte. Aber eben darum war es ein so köstlicher Fund für ihn und ein so hochwichtiger und einflussreicher in dieser durch die Zweifel Voltaire's und der Encyklopädisten geschwängerten Zeit. Daher ergriff er mit Freuden die Gelegenheit, dies Fragment in die theologische Welt

hinauszuschleudern und es selbst in seinen Schriften gegen den Hauptpastor Götze zu vertheidigen, weil er meinte, wie er auch selbst an seine Eltern schrieb, in Sachen der Religion dürfe man Nichts auf Treu und Glauben hinnehmen, und weil er der Sache, je wichtiger sie war, desto vollständiger auf den Grund dringen wollte, weil er alle Gründe pro und contra gegeneinander abwägen, und sich dann erst für oder gegen das Christenthum entscheiden wollte. Wenn er sich auch gestehen und seinen Gegnern einräumen musste, dass, dadurch die subjective Religion vieler Einzelnen gefährdet werden könnte, so war ihm doch nicht bange um die objective Religion. „Es würde schlecht um das Christenthum stehen — das war seine richtige Ansicht — wenn es sich vor Zweifeln und kritischen Untersuchungen zu scheuen hätte.“ Freilich geht ihm dabei — und daher muss er eben ein entschiedener Vertreter der radicalen Aufklärung genannt werden — die Aufklärung des Verstandes über Alles. Nicht die Empfänglichkeit des Gemüthes, die Sehnsucht nach dem Göttlichen, der Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit, was das Christenthum voraussetzt, und womit es sich an Gelehrte und Ungelehrte, an den tiefsten Denker und an den Unmündigen wendet, hat in seinen Augen Gültigkeit und Werth, nicht ist für ihn das Christenthum ein Rechenexempel, dessen Facit man vorher wissen muss, um es ausrechnen zu können, sondern durch voraussetzungslose Verstandesoperationen nur könne man zu der Wahrheit gelangen. Und das war der echt protestantische Charakter Lessing's, dass er den Zweifel in religiösen Dingen nicht nur nicht verdrängte, sondern vielmehr hervorrief; dass er keinen Autoritätsglauben gelten liess, sondern nur den Ueberzeugungsglauben als berechtigten statuirte. — Wie mit Luther die selbständige Schriftforschung begann, so nahm sie jetzt einen neuen Aufschwung. Ja während die protestantische Kirche, gegenüber der katholischen, die Bibel als die einzige Quelle der Religion hingestellt hatte, so ging Lessing noch weiter: er suchte zu zeigen, dass das Christenthum noch älter sei, als die Schriften des Neuen Testaments, die ja erst innerhalb der christlichen Kirche entstanden seien; er ging auf die älteste Glaubenslehre, wie sie sich durch mündliche Tradition bei den ersten Vätern der Kirche gebildet hatte,

zurück. Wie Luther uns von der todten Tradition erlöst hatte, so wollte er das Seinige thun, die Theologie von der Herrschaft des Buchstabens der Schrift zu befreien, er drang auf den lebendigen Geist in der Kirche. Zwar hat Lessing kein theologisches System in seinen Schriften aufgestellt; wohl aber hat er mit unbestechlichem Wahrheitssinne, mit grösster Ehrlichkeit und Biederkeit sein scharfes Messer der Kritik geschwungen und tief in das System der alten Orthodoxie eingegraben. Und dies Alles in einer Sprache, die, wie die Luthers, ebenfalls einen Wendepunkt in unserem ganzen Denken bezeichnet. Er ist der Erzeuger der modernen Poesie; wie er kann kein Zweiter über die Dinge schreiben, sowie Goethe's Prosa unerreichbar ist in ihrer Verhandlung mit den Dingen. In Lessing's Prosa stellt sich uns der dialectische Process in seiner vollen Wahrheit und höchsten Lebhaftigkeit dar; sie ist geistreiches, lebhaftes Gespräch, in dem die treffendsten Gedanken einander ablösen, und selbst die an und für sich gleichgültigsten Gegenstände werden mit geistreicher Anmuth abgehandelt, so dass unser Interesse unwillkürlich erregt und gefesselt wird, dass wir nicht mehr davon loskommen können, ehe wir den Schluss erreicht haben. Mit dieser Bemerkung über seinen Styl haben wir schon seine literarische Wirksamkeit berührt. Durch dieselbe, indem er sie theils durch kritisch-ästhetische Schriften, theils durch eigene poetische Produkte bethätigte, ist er epochemachend für die ganze Folgezeit der deutschen Poesie geworden; Alles in ihr hat sich seit der Zeit neu gestaltet. Doch ehe wir näher darauf eingehen, wollen wir noch einen kurzen Blick werfen auf die übrigen, meist gleichzeitigen Vertreter der Aufklärung, die sich auf Lessing stützten.

Wie in der Theologie, so machten sich die aufklärerischen Bestrebungen auch geltend in der Pädagogik und in der Popularphilosophie. Dort waren es vornehmlich Basedow, Campe, Salzmann, die von dem Philanthropinum zu Dessau aus in Rousseau'schem Sinne die Erziehung, die Schule, und damit zugleich die Kirche zu reformiren begannen. Wer wollte die grossen Fortschritte verkennen, die durch die Philanthropisten, den pietistischen Bestrebungen und dem Zopfthum gegenüber, gemacht sind! Was früher in dem Belieben des Einzelnen stand, wurde jetzt

in ein System gebracht, zur Methode erhoben; es wurde die Wissenschaft der Pädagogik geschaffen. Hier war es Lessing's Freund Fr. Nicolai, der Buchhändler, der in Verbindung mit ihm und Mendelssohn zuerst „die Bibliothek der schönen Wissenschaften,“ dann „die Literaturbriefe“ und endlich „die allgemeine Deutsche Bibliothek“ herausgab. Letztere wurde von nun an das Organ der neuen Aufklärung und hat namentlich das Verdienst, alle wichtigen literarischen Erscheinungen der damaligen nach Lectüre dürstenden Mitwelt zur Kunde gebracht zu haben. Gleichzeitig entstehen die philosophirenden, moralisirenden Schriften eines Mendelssohn, Abt, Garve, Engel u. a., die Volks- und Jugendschriften von Rochow, Weisse, Salzmann u. a., zu denen sich dann noch Uebersetzungen jener englischen moralischen Wochenschriften gesellen, des Tattler, Spectator, Guardian u. a., und vor Allen die Schriften des originellen Amerikaners Franklin, den wir als einen der edelsten Vertreter des modernen Protestantismus und der Aufklärung des Jahrhunderts zu betrachten haben. Der Trieb, der alle diese Verfasser beseelte, war die Gemeinnützigkeit; die Moral, die sie predigten, hatte die irdische Glückseligkeit zum Zweck und die Klugheit zum hauptsächlichsten Mittel, dieselbe zu erreichen.

Dass bei Männern dieser Richtung die Lyrik sich gerade keiner besonderen Bevorzugung und Pflege erfreuen konnte, am wenigsten die geistliche Lyrik, liegt auf der Hand; auch das Epos fand keine Bearbeitung, wohl aber das Drama — und damit kommen wir zu Lessing zurück. Sein eigentlicher Beruf war, das sagt er selbst, die deutsche Bühne zu reformiren, und in der Erfüllung desselben finden wir ihn sowohl in Leipzig, als während seines zweimaligen Aufenthaltes in Berlin, als auch in Hamburg. Zwar hat Lessing die Kunst überhaupt zum angelegentlichsten Gegenstande seiner Betrachtung gemacht, hat in seinem „Laokoon“ oder „Ueber die Grenzen der Malerei und Poesie“ ein für alle Mal die schärfste Grenze zwischen den bildenden Künsten und der Dichtkunst gezogen und ist in der Poesie selbst jeder einzelnen Dichtart nachgegangen, hat das Wesen der Fabel, des Epigramms, der Satire u. s. w. in den trefflichsten Abhandlungen ergründet und sich selbst darin ver-

sucht: aber Nichts hat ihn sein ganzes Leben hindurch fesseln können, als das Drama. Bahnbrechend waren hier namentlich seine „Hamburgische Dramaturgie“ und seine eigenen dramatischen Leistungen. Von seinen Lustspielen, die sämmtlich Jugendarbeiten sind, zu geschweigen, obgleich auch sie alles bis dahin in diesem Zweige von deutschen Dichtern Geleistete weit übertreffen, gehen wir sofort zu seinen Trauer- und Schauspielen über. Jedes einzelne von ihnen ist bahnbrechend in seiner Art. In seiner „Miss Sara Sampson“ und seinem „Philotas“ verpflanzte er den Geist der englischen Tragödie auf die deutsche Bühne, d. h. er suchte wahre Charaktere in naturgemässer Erscheinung darzustellen. „Minna von Barnhelm“ eröffnete, nach Goethe's Ausspruche, „den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte.“ Es ist unser erstes Nationalbühnenstück, da es sich nicht mehr innerhalb kleinlicher Situationen bewegt, sondern die grossen weltbewegenden Begebenheiten des siebenjährigen Krieges zum Hintergrunde hat. „Emilia Galotti“ ist wiederum in anderer Hinsicht epochemachend. Wie dort die Wahl des Stoffes von besonderer Bedeutung, so zeigt Lessing hier in der Behandlung desselben den Weg, den die wahre Tragödie einzuschlagen hat. Classisch ist die Klarheit der Exposition in diesem Stücke, das Zusammenwirken der Begebenheiten, die Entwickelung der Handlung, meisterhaft die Zeichnung der Charaktere; unübertrefflich an Schönheit die Präcision der Sprache. Und auch stofflich hat das Stück seine Bedeutung, indem es für die ganze folgende Zeit den Ton der bürgerlichen Tragik zuerst anschlug. Das Stück jedoch, das gerade für unseren Zweck von besonderer Wichtigkeit ist, ist „Nathan der Weise.“ Nicht dass es als Kunstwerk die andern überträfe — im Gegentheil, es steht ihnen darin bedeutend nach — sondern der Stoff ist es, der uns interessirt, da Lessing in diesem Stücke, ermüdet vom Streite mit dem Pastor Götze, das Theater zu seiner Kanzel macht und von hier aus Toleranz predigt. In diesem Stücke hat Lessing sein eigentliches Glaubensbekenntniss abgelegt; denn er selbst sagt: „Nathan's Aeusserung gegen alle positive Religion ist von jeher die meinige gewesen.“ Doch weicht er von den Deisten darin ab, dass er unter posi-

tiver Religion nicht die geoffenbarte Religion versteht — dagegen würde schon seine „Erziehung des Menschengeschlechtes" sprechen — sondern damit nur eine in ihren Satzungen schon verhärtete, intolerante Orthodoxie meint, wie sie sich in den Worten des Patriarchen ausspricht: „Thut Nichts, der Jude wird verbrannt." Der Kern des Dramas, die Parabel von den drei Ringen, ist den „gesta Romanorum" entlehnt, aus denen bereits Martin Rieckart den Stoff zu seinem „Eislebischen christlichen Ritter" entnommen hatte. Ursprünglich zwar galt die Anwendung der dort benutzten Fabel den Heiden, Juden und Ketzern gegenüber den echten Söhnen der katholischen Kirche; die neue dramatische Einkleidung Rieckart's jedoch diente dem lutherischen Eifer gegen Papstthum und Reformirte. Sie war bereits auch von Franzosen und Italienern vielfach ausgebeutet, so von Boccaccio in einer Novelle seines Decamerone, und hieraus hat Lessing auch die Personen Saladin's und des weisen Juden, den er Nathan hiess, entnommen. Die andern Personen, die den Gedanken des Dichters vollziehen, sind seine eigenen Geschöpfe. Dieser Gedanke aber ist die Milde gegen Andersgläubige, ist die Religion der Toleranz und Humanität. Daher wird im Nathan keiner Religion vor der andern der Vorzug gegeben; aber es wird auch nicht das wahre Christenthum angegriffen, wiewohl die Charaktere, die hier das Christenthum vertreten, im Vergleich zu Saladin und Nathan ziemlich stiefmütterlich behandelt sind. Der Patriarch ist ein Jesuit vom reinsten Wasser, Daja eine gutmüthige Schwärmerin; der Tempelherr ist ohne Pietät und Ehrfurcht für das Christenthum und Recha indifferent gegen dasselbe. Doch lag dies in der polemischen Tendenz des Stückes. Es war eben gegen alle diejenigen geschrieben, die nicht nur die Ausschliesslichkeit einer alleinseligmachenden Kirche, sondern auch eine bestimmte theologische Auffassung des Christenthums durchsetzen wollen. Was über das Stück noch gesagt werden könnte, fasst Schwarz in die Worte zusammen: „Es ist in diesem Schauspiel ein Stück unsers deutschen Lebens, ein tiefgehender Zug unsrer nach Innerlichkeit und Freiheit der religiösen Ueberzeugung verlangenden Natur dramatisirt, es ist nicht nur die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts mit ihrer Toleranz hier verherrlicht, — nein! es ist ein über jene

Zeiten weit hinausgehendes Ideal religiöser Duldung hingestellt, welches das deutsche Volk immer als das seinige erkennen, als sein Erbtheil in Anspruch nehmen wird."

Neben der Aufklärung machtên sich am Schlusse des vorigen Jahrhunderts, wie oben angedeutet wurde, noch drei Richtungen auf theologischem und religiösem Gebiete geltend, deren Einfluss auf die Literatur zum Theil ebenfalls noch in die Jetztzeit hineinragt. Alle drei verhalten sich zwar feindlich gegen die Aufklärung, sind aber im Kampfe mit ihr vielfach von ihr afficirt worden. Wir meinen zunächst die halbrationalistischen Apologeten des positiven Christenthums, die eigentlich nur in Gellert's Fusstapfen wandeln. Jerusalem und Sack, Jener durch seine „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion," Dieser durch seinen „vertheidigten Glauben der Christen," legen den Grund zu der ganzen folgenden religiös-belehrenden Literatur. In ihren Schriften, wie in ihren Predigten, die sich übrigens durch Einfachheit und Würde auszeichnen, dringen sie auf den einfachen biblischen Glauben, d. h. auf den Glauben an eine besondere göttliche Führung und an die Erlösung, doch ohne jegliche dogmatische Beschränkung, auf Sittlichkeit und Menschenliebe. Dabei entspricht ihr Wandel ihren Lehren. In ihrer ganzen Wirksamkeit suchen sie das wahre Christenthum zu bethätigen; durch ihre Bemühungen um eine religiöse Jugendbildung, wobei sie auch auf Unterricht in den Realien und verständigen Gebrauch der alten Sprachen dringen; durch ihre Sorge um das Armenwesen und für Erziehung überhaupt. Der ältere Spalding und Zollikofer nähern sich schon mehr den Aufklärern durch ihre völlig phantasielose Auffassung der Religion, durch noch stärkere Hervorhebung der moralischen Seite des Christenthums, durch ihre rein practische Auffassung von der „Nutzbarkeit des Predigtamtes" — wie denn Zollikofer über die Würde des Menschen, über Freundschaft, Erziehung, gesellige Vergnügungen u. s. w. predigte —; durch das Urgiren der inneren Seelenharmonie, gegenüber der Gefühlsverwirrung der Halle'schen Pietisten. Aber ebenso eifern sie auch gegen den Naturalismus, die Freigeisterei und Religionsspötterei und ziehen sich vor den „herzlosen Poeten der Religion" zurück. Bei Teller und Diterich endlich kann man kaum noch einen

Unterschied zwischen einem Apologeten des positiven Christenthums und einem Deisten erkennen.

Wie wir Lessing, den Vertreter der Aufklärung, das Feld der Lyrik völlig brach liegen lassen sahen, so bleibt es auch von den Repräsentanten dieser von der Aufklärung am meisten afficirten Richtung unbebaut. Die von Spalding, Teller, Diterich unternommenen Arbeiten in der geistlichen Lyrik bestehen nur in einer Verwässerung der Gesangbücher.

Bewegten wir uns bisher seit Lessing auf rein protestantischem Gebiete, so nähern sich die beiden Richtungen, die wir nunmehr zu besprechen haben, mehr oder weniger dem Katholicismus. Es ist der jüngere Pietismus und ein neuer Mysticismus. Beide influiren, wie wir sehen werden, in unserer Periode namentlich auf die Klopstock'sche und Wieland'sche Schule.

Wie Spener der Träger des Pietismus im Norden, so ist Bengel der Patriarch desselben im Süden, der Vater des Schwäbischen Pietismus. Zwar ist Bengel entschiedener Chiliast und lässt uns die wunderlichsten Prophezeiungen vernehmen; da aber die Bibelkritik vor Allem sein Studium ist, so erscheint sein Pietismus doch bei weitem verständiger, als die Ausartungen des Halle'schen Pietismus. Die Gottseligkeit ist ihm der Mittelpunkt aller theologischen Gelehrsamkeit, die Quintessenz von Glauben und Wissen. Zu Bengel's Zeit erwachte auch der Sinn für das Missionswesen, wie in der von Urlsperger gegründeten Deutschen Christenthumsgesellschaft, die die Beförderung der christlichen Religion und des Reiches Gottes zum Zweck hatte, die Bibel- und Tractatgesellschaften ihren Ausgangspunkt fanden. — Seine Schüler Oettinger und Crusius wollen die Wolf'sche Philosophie durch eine tiefere biblische Philosophie verdrängen und setzen dem trocknen Verstandesformalismus lebendige Anschauungen entgegen. — In Hiller endlich haben wir den fruchtbarsten Liederdichter jener Zeit, und sein „Liederkästlein“ war lange Zeit in Württenberg nächst der Bibel das verbreitetste Buch.

Mit diesen Pietisten eng verwandt, obgleich von ihnen sowohl wie von den Orthodoxen und Deisten gleich sehr angefochten, ist Zinzendorf, der Stifter der Herrenhuter-Gemein-

den oder der sogenannten „Mährischen Brüder.“ In Betreff seiner Person wollen wir uns nur einige Andeutungen erlauben. Die ersten Eindrücke der Frömmigkeit empfing er bereits in seinem grossmütterlichen Hause in Gross-Hennersdorf, schon in zarter Kindheit stand er mit Jesus in brieflichem Verkehr, hatte von jeher einen mächtigen Gebetstrieb und einen regen Wohlthätigkeitssinn, stiftete schon als Zögling des Franke'schen Pädagogii den „Orden vom Senfkorn“ unter seinen Mitschülern, verkehrte auf seinen vielen Reisen nur mit den sogenannten „Kindern Gottes“ und hielt als Justizrath — denn auf den Wunsch seiner Verwandten musste er Anfangs Jura studiren — Predigten. Als er sich später ganz der Theologie gewidmet, das theologische Examen bestanden hatte und ordinirt worden war, bemühte er sich stets, alle echten Freunde des Heilandes, alle wahren Gotteskinder um sich zu sammeln, wobei er, obgleich selbst stets Lutheraner und Bekenner der Augsburgischen Confession, auch Reformirte und Socinianer in seine Secte aufnahm, selbst mit Inspirirten in Verbindung stand und mit frommen Katholiken den innigsten Verkehr anknüpfte. — Was seine Lehre anbelangt, so wollte er, wie er selbst sagt „das Lamm Gottes inthronisiren und die Katholicität seiner Leidenslehre als eine Universaltheologie in Theorie und Praxis einführen.“ Gegen die damals immer weiter um sich greifende einseitige Lehre von einem Gott Vater, zu dem Viele auch ohne den Sohn gelangen zu können hofften, gegen diese Gottvaterreligion hob Zinzendorf in gleicher Einseitigkeit die Lehre vom Sohn heraus, den er gewissermassen an Stelle des Vaters setzte. Er verwirrte die Lehre von der Dreieinigkeit derart, dass er nur von einem Heiland wissen wollte. Und hier wiederum war es ausschliesslich nur das blutige Verdienst Christi, das er behandelte und nicht nur zum Centrum des Christenthums, sondern zu seinem einzigen Inhalte machte. Und zwar wird diese Lehre von ihm in seinen Reden und Liedern in jenem weichlichen, spielenden, sinnlich ausmalenden Tone vorgetragen, den wir bei den Dichtern der zweiten Schlesischen Schule, und namentlich bei den beiden katholischen geistlichen Lyrikern, Spee und Silesius, antrafen. Der Imagination wird ein viel zu grosser Spielraum gewährt, die Empfindsamkeit in extremer Weise übertrie-

ben. Die Sittenlehre der Herrnhuter ist weiter Nichts, als ein unsicheres Spiel mit Gefühlen; die Gottesfurcht wird ganz verworfen, alle Moralität besteht einzig in dem Anblick des Heilandes und seiner Menschlichkeit. — Doch zog Spangenberg, veranlasst durch das energische Auftreten Bengel's, dieser ausschweifenden Phantasie und dieser Gefühlsdogmatik in seiner „Idea fidei fratrum" eine heilsame Schranke. Andrerseits zeigt sich Zinzendorf auch wieder freisinniger als Bengel; so verwirft er z. B. den Glauben an die wörtliche Theopneustie in der Schrift. — Blicken wir schliesslich noch auf die Verfassung und innere Einrichtung der Zinzendorf'schen Gemeinde, so zeigt sich, dass er als Gemeindestifter, Gemeindesammler und Lenker bei weitem grösser dasteht, als als Dogmatiker und Dichter. Allerdings hat man seinen hier einschlagenden Bestrebungen hierarchische Tendenz vorgeworfen und hat, in dieser Beziehung, nicht ohne Grund die Brüdergemeinde mit den Jesuiten verglichen; doch ist eine Verwandtschaft zwischen beiden Gesellschaften vorhanden nur in Bezug auf die äussere Form, auf den Mechanismus der geselligen Ordnung, auf die allgemeine Verbreitung und auf das klosterartige Sichzurückziehen von der Welt. In der That aber war Zinzendorf ein erklärter Gegner der Jesuiten; ja er hielt es in seiner Jugend mit den Jansenisten.

Die letzte der religiösen Richtungen, die wir in diesem Theile noch zu betrachten haben, ist der von den Methodisten und Swedenborgianern vertretene Mysticismus.

Zwar ist die Wurzel des Methodismus in England zu suchen; aber um so weniger können wir ihn übergehen, da ja auch die zweite classische Periode unserer Literatur ursprünglich auf englischem Grund und Boden fusste. Wie in Deutschland, so gab es auch in England neben den Deisten und Aufklärern Männer wie Clowke und Tillotson, die in der Weise unserer Sack, Spalding, Jerusalem etc. als Apologeten des positiven Christenthums auftraten, also sich mehr oder weniger mit den Repräsentanten der Aufklärung verbanden. Ebenso aber auch wie in Deutschland dieser gemässigten Aufklärungstheologie in den Pietisten und Herrnhutern ein Feind erwuchs, so hatte sich in England im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts

ein der Aufklärung entschieden feindlich gegenüberstehender Orden gebildet, der der Methodisten. Ihre Stifter waren die Brüder Johann und Karl Wesley; unter ihren andern Mitgliedern ragte Whitefield und Fletcher am meisten hervor. Auch ihre Absicht war, wie die Zinzendorf's, ein Kirchlein in der Kirche zu bauen und eine Seelensammlung von echten Gläubigen aus allen Classen und Secten zu veranstalten. Den Namen „Methodisten" erhielten sie spottweise, weil sie bei ihren Bekehrungen eine „gewisse Methode" anwandten. Anfangs jedoch mehr auf äusserliche Frömmigkeit, Sittenstrenge und häufige Andachtsübungen Werth legend, gelangten sie später durch den Umgang mit den „Deutschen Herrnhutern" zu einem innerlicheren Christenthum, zu einer tieferen Erkenntniss über die Gnade in Christo und die innere Freudigkeit eines auf diese Gnade bauenden Glaubens; Friede und Freude im heiligen Geist verdrängte das Gesetz. Bald jedoch verschwand der wohlthätige Einfluss der deutschen Gemüthlichkeit, und der englische Nationalcharakter trat in gesteigerter Schroffheit wieder hervor. Schliesslich arteten die Methodisten zu einer, gleich den Camisarden in Frankreich, in äusserster Schwärmerei befangene Secte aus. Am klarsten wird uns das Wesen des Methodismus, wenn wir eine kurze Parallele zwischen ihm und dem Herrnhutischen System ziehen. Während dieses an quietistischer Einseitigkeit laborirt, herrscht dort eine entschieden asketische Tendenz; eröffnet sich hier der Himmel der Phantasie des Herrnhuters, so malt sich der Methodist in seinem Sündengefühle nur die Hölle mit ihren Schrecken aus. Vertritt Zinzendorf gewissermassen einen christlichen Aristokratismus, so vertritt der Methodismus den christlichen Demokratismus, indem er sich mit seiner volksthümlichen Beredsamkeit, mit seinen wandernden Evangelisten mit Vorliebe zu den vernachlässigten und versunkenen Volksklassen wendet. Beide religiösen Erscheinungen haben in ausgedehntem Maasse zur Verbreitung der Humanität beigetragen, indem sie vornehmlich das Missionswesen förderten und die Methodisten ausserdem einen Hauptantheil an der Abschaffung des Sclavenhandels in Anspruch nehmen dürfen.

Konnte im Methodismus, als einer specifisch-englischen religiösen Erscheinung, der Mysticismus als solcher nicht zur

eigentlichen Geltung gelangen, da nur das deutsche Gemüth einer solchen Vertiefung und Verinnerlichung fähig ist; so geschah dies bei der Uebertragung seiner Principien nach Deutschland um so auffallender. Wir meinen die theosophisch-mystischen Swedenborgianer oder, wie sie sich nannten, „die Kirche des neuen Jerusalems.“ — Bei den Pietisten und Herrnhutern wurde zwar auch auf Wunder das grösste Gewicht gelegt, aber nur auf die in der sittlichen Welt, auf die Wunder der Bekehrung; sie erwarteten keine neuen Offenbarungen, hatten keine Visionen und bewegten sich stets auf biblischem Grund und Boden. Bei Swedenborg dagegen wiederholt sich, wenn auch in andern Formen und viel grelleren Farben, ganz dasselbe, was wir bei den früheren Mystikern, bei Jakob Böhme, Gichtel, bei der Bourignon gefunden haben. Sie strotzen von neuen Offenbarungen, wähnen in immerwährendem Verkehr mit der Geisterwelt zu stehen, glauben an noch fortdauernde Wunderkräfte in der sichtbaren Kirche und entfernen sich gar weit von der orthodoxen Kirchenlehre und dem Buchstaben des geschriebenen Wortes. Die heilige Schrift, sagt Swedenborg, sei ursprünglich von Engeln geschrieben, und nur mit deren Hülfe und vermöge der „Wissenschaft der Correspondenzen“ könne man in ihren tieferen geistigen Sinn eindringen; die wahre Kirche aber, das neue Jerusalem, sei erst mit der geistigen Wiederkunft Christi zu erwarten. Aehnlich wie Zinzendorf, nur viel ausdrücklicher, verwirft er die Trinitätslehre: Christus ist für ihn Vater, Sohn und heiliger Geist zugleich. Mit den aufklärenden Theologen des Jahrhunderts stimmte er in der Verwerfung der kirchlichen Lehre von der Genugthuung Christi überein, wenn er auch den Tod Jesu tiefer auffasste, als diese. Wie Dippel und andere Mystiker, sich der katholischen Kirche nähernd, fasst Swedenborg Heiligung und Rechtfertigung als Eins und verlangt die Werke neben dem Glauben. Das Jenseits ist ihm übrigens nur ein potenzirtes Diesseits; Alle Engel, böse wie gute, seien früher Menschen gewesen. Daher ist ihm z. B. der Teufel nur ein Collectivbegriff aller verdammten Seelen. Auch hierin also, in der Leugnung des persönlichen Teufels, trifft er mit der Neologie zusammen. In seiner Beschreibung vom letzten jüngsten Gerichte, das, nachdem schon frühere

Gerüchte vorausgegangen, im Jahre 1757 stattgefunden, und dem er selbst beigewohnt haben will, stossen wir wiederum auf die wunderlichsten Ausschweifungen der Phantasie, die einem Dante Ehre machen würden, nur dass die göttliche Komödie durch die fortwährenden Anspielungen auf die damaligen Zeitverhältnisse einen positiven Inhalt bekommt. Uebrigens haben auch die Swedenborgianer, wie die Herrnhuter und Methodisten, zur Verbreitung der Humanität durch Förderung des Missionswesens und Abschaffung des Negerhandels das Ihre beigetragen. — Swedenborg's Lehre verbreitete sich von Schweden aus — Swedenborg war nämlich aus Stockholm gebürtig — bald auch nach England und Nordamerika. In Deutschland fand sie 1765 durch Veröffentlichung seiner Schriften durch den Prälaten Oetinger Eingang und hat namentlich in neuester Zeit wieder mächtigen Anhang gefunden.

Nachdem wir so die religiösen Zustände der Schlussjahre des vorigen Jahrhunderts geschildert haben, wenden wir uns wiederum zu unserer Poesie, und zwar müssen wir, da wir, von der chronologischen Folge abweichend, Lessing vorweg besprochen haben, in die Zeit unmittelbar vor ihm, in die Anfangszeit der zweiten classischen Periode zurückgreifen und kommen somit also zunächst zu Klopstock und seiner Schule.

Klopstock war gerade der Mann, dessen es bedurfte, um die Bestrebungen der Vorbereitungsperiode zum Abschluss zu bringen und durch Vereinigung des christlichen, antiken und deutschen Elementes eine neue Zeit hervorzurufen. Uns wird nun vornehmlich das christliche Element beschäftigen, und zu dem Ende müssen wir noch einen kurzen Blick zurückwerfen auf die Moralpoesie der Bremer Beiträger, auf der sich Klopstock aufbaute, während Wieland, wie wir sehen werden, auf der Lebensphilosophie der Halberstädter fusste. Nicht nur im Freundschaftsprincip, sondern auch in der Bekämpfung der Freigeisterei und dem Einstehen für christliche Tugend stimmten jene Dichter überein. Wie aber Bengel und die Anhänger der neologischen Accommodationstheologie, Semler, Sack, Jerusalem u. s. w., die Freidenker abgeschreckt wähnten von den orthodoxen Spitzfindigkeiten und dafür Nahrung des Herzens boten, so heben diese die Reize der Natur, der Kunst und der

menschlichen Bildung, der Philosophie hervor, um zu zeigen, dass alles dies Weltmännische wohl mit Religion und Glauben bestehen könne. Die heilige Schrift betrachtete Cramer als ein Werk des Geschmackes und fand ein grosses Vergnügen daran, dass die Einbildungskraft ebensoviel Nahrung darin finde, als Vernunft und Herz. „Und dies ist das Stichwort," sagt Gervinus, „mit dem Klopstock nothwendig auf die Bühne treten musste; es ist die Ansicht, aus der die ganze wiederbelebte geistliche Dichtung um Klopstock herum betrachtet werden muss. Die Kunst konnte wenig dabei gewinnen; die Religion musste fast nothwendig dabei verlieren. Man wollte den Freidenkern mit artigen Formen begegnen, und dies eben machte Wieland," wie wir später sehen werden, „umkippen vom Christen zum Freigeist; man wollte die Religion zur Leidenschaft machen, und dies bewirkte, dass schwache Protestanten zum Katholicismus übertraten."

Um aber auf Klopstock zurückzukommen, so vertritt er, wie gesagt, das Christlich-Universelle, das Deutsch-Vaterländische und das Antik-Classische zugleich; er umspannt die Dichtung des Nordens, des Orients und des Alterthums, während Wieland, wie wir weiter unten zu sehen Gelegenheit haben werden, alexandrinisch-ritterliche Dichtung in seiner zweiten Periode repräsentirt. — Vorgebildet in Schulpforta, wandte Klopstock sich zuerst mit entschiedener Vorliebe zu den Alten; Horaz und später Homer waren seine Muster. In seinen Oden hat er nicht nur den hohen Formensinn der Alten auf's entschiedenste bewährt, namentlich indem er seine Muttersprache in alle nur möglichen Versmaasse hineinbildete; sondern hat auch, was noch mehr ist, diesen Formen stets einen völlig entsprechenden, würdigen Inhalt eingegossen. Er blieb stets der Dichter des Herzens und Gedankens und that zuerst factisch kund, was die Schweizer im Anschluss an die Engländer in der Theorie bereits geltend gemacht hatten, und worauf Lessing so drang: dass nur die Begeisterung den Dichter mache, nur die Poesie einen wirklichen Werth habe, die geradeswegs dem Herzen entströmt. Hierin sehen wir ihn also unter dem directen Einflusse der angebrochenen Aufklärung stehen, wie ja überhaupt von allen damaligen Erscheinungen, sei es auf religiösem, sei es auf poeti-

schem, sei es auf irgend einem andern Gebiete, keine eine derartige Beeinflussung ganz verleugnen kann.

Diese seine antik-classische Ader, namentlich die antike Ode, finden wir später in Ramler und Voss wieder. Was die neuen Versmaasse, insonderheit den Hexameter anbelangt, so finden sie in der ganzen Folgezeit den lebhaftesten Anklang und allgemeine Nachahmung, so sehr sich auch pedantische Grammatiker dagegen sträubten. Schliessen wir hieran die durch Klopstock bewirkte Förderung der deutschen Sprache, so ist sein Verdienst hierin nicht hoch genug anzuschlagen, und gerade in diesem Punkte zeigt er sich den grossen Geistern des echten Protestantismus, einem Luther und Lessing, gar nahe verwandt. Mitunter ist er allerdings von Lohenstein'schem Geschmack nicht freizusprechen; mitunter finden wir in seinen Poesien eine das Ohr betäubende und den Verstand verwirrende Ueberladung des Ausdrucks, wodurch sie sich in undurchdringliches Dunkel einhüllen. Daher wir ihn denn auch bald die Alten verlassen und die deutsch-vaterländische Richtung einschlagen sehen. Die Poesie der Alten erscheint ihm mit ihren regelmässigen Formen, ihren unumstösslichen Gesetzen der Poetik und Metrik zu künstlich, d. h. nicht natürlich genug. Die Naturpoesie, wonach sich sein Herz sehnte, fand er in der alt-germanischen Poesie der alten Barden, dann namentlich in Ossian und der scandinavischen Poesie und bei den germanischen Engländern, einem Milton und Young. Schon hier, in seinen vaterländischen Poesien, können wir seinen Hang zum Mysteriösen, Geheimnissvollen erkennen, wie wir ihn bei Swedenborg und der Kirche des neuen Jerusalems antrafen. Jenes verführerische Dunkel lagert auf allen seinen hier einschlagenden Dichtungen, die Phantasie wird bis zum Extrem erregt, und häufig wird der Dichter zum Propheten. — Schliesslich mischt sich die Religion hinein; die vaterländische Dichtung wird von der christlichen verdrängt, Homer und Ossian gegen David aufgegeben. Klopstock dichtet christliche Oden, d. i. Hymnen und den Messias. Schon Leibnitz hatte zu einer epischen Behandlung biblischer Stoffe gedrängt und den Mystiker Petersen mit der Ausführung seiner Uranias, in der der Sündenfall und die Erlösung besungen werden sollten, beauftragt:

In seine Fusstapfen traten Drollinger, Bodmer u. A. Alle dichteten Cantaten, Oratorien; Händel componirte seinen Messias; Wieland schrieb in seinem dreizehnten Jahre „Die Zerstörung Jerusalems“ — kurz allgemein warf man sich auf die epische Behandlung biblischer Stoffe, bis Klopstock endlich durch sein grossartiges Epos „Der Messias“ alle andern Stimmen verstummen machte. Wie sehr dies Werk an ästhetischem Werth, gegenüber seinem historischen, verliert, in wie geringem Grade es die Aufgabe eines Epos als solches erfüllt, wollen wir hier nicht auseinandersetzen; nur soviel ergiebt sich uns daraus sofort, dass Klopstock vorherrschend Lyriker war, wie er es ja auch sein musste, wenn anders sich in ihm jene beiden eben besprochenen religiösen Richtungen reflectiren sollen. Dass aber in der That, wie bei Milton und Young, eine Verwandtschaft mit den englischen Methodisten, so bei Klopstock ein enger Zusammenhang mit den deutschen Pietisten, mit Zinzendorf und Swedenborg stattfindet, ist unverkennbar. Wie dort, auf religiösem Gebiete, gegen Orthodoxie und flache Aufklärung gestritten wird, so löst sich auch hier, auf dem Felde der Poesie, plötzlich die starre Eisrinde der Künstelei; so wird auch hier der Zwang der Regeln, die Sclaverei der Nachahmung abgestreift und ungebunden schwingt sich die Phantasie in die höchsten Regionen. Doch wird sie nicht zügellos jedem Einflusse von innen und aussen überlassen, sondern, getragen von unbegrenzter Gottesverehrung, hat sie nur ein Ziel im Auge, das Höchste, was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt. Bodmer und Wieland in seiner zweiten Periode trennen den Poeten vom Menschen und thun dadurch der Sittlichkeit nicht geringen Eintrag. Klopstock dagegen wirft sich zum Schützer der Moral auf; geleitet von der Offenbarung, verschmelzt er Kunst und Sittlichkeit, vereinigt Leben und Dichtung zu enger Verbrüderung und tritt entschieden polemisch auf gegen die Freigeisterei eines Voltaire, Bolingbroke, Hume. — Erscheint aber die Milton'sche Poesie in der Erhabenheit des Handelns, in der männlichen Grösse verwandt mit den späteren Methodisten; so äussert sich bei Klopstock der Zinzendorf'sche Quietismus in der Erhabenheit der Gesinnung und Empfindung, in weiblicher Sanftmuth. Ist die Milton'sche Poesie oft hart und

tragisch, so ist die Klopstock'sche weich und versöhnend; bekundet sich dort eine entschiedene Plastik, erscheint dort Alles verkörpert, fassbar, rein menschlich: so fehlt es hier an allen Motiven für die spärlich eingestreute Handlung, die ihren Schauplatz im Himmel hat. Die Seele schwelgt nur in überirdischem Entzücken und in dem Himmelsfrieden, der sich auf sie senkt. Basirt dort Alles auf einem intensiven Selbstbewusstsein, auf der Lehre von der Verdammlichkeit des Menschen: so weicht hier die Furcht vor der göttlichen Gerechtigkeit der Freude an seiner Barmherzigkeit. Die Idee der Erlösung und der Versöhnung ist es, an der Klopstock sich begeistert, und wodurch er sich ebenso von dem Zeitalter der Toleranz und Humanität tangirt zeigt, wie Zinzendorf. Anfangs, dem demokratischen Princip huldigend, wie wir es den Methodismus thun sahen, ja selbst ein Verehrer der französischen Revolution, bereute Klopstock bald „seinen Irrthum," ward Hofdichter und zuletzt der Mittelpunkt eines aristokratischen Kreises; ja er soll sich sogar um „die Dictatur in der Wiener Akademie" bemüht haben — ganz ähnlich, wie Zinzendorf hierarchische Tendenzen Schuld gegeben wurden. Ueberhaupt wurde er, wie Jener, von allen Parteien angegriffen: die Einen tadelten seine Beschränktheit, die Andern seine Genusssucht, die Dritten seine Trägheit. An die Tendenz der Urlsperger'schen deutschen Christenthumsgesellschaft erinnert sein Versuch, in allen Hauptstädten zusammenhängende Lesezirkel zu gründen; an Swedenborg die vielen Visionen und Schildereien in seinem „Messias."

Dies Verhältniss der damaligen Erscheinungen des Protestantismus zu unserer Dichtung wiederholt sich bei den Epigonen Klopstock's, deren Jeder eine andere Richtung aus ihm sich hervorsucht und für sich in Anspruch nimmt. So bemächtigen sich, wie bereits gesagt wurde, Ramler und Voss der antiken Ode, behandeln sie jedoch handwerksmässig und verfolgen dabei, ähnlich den gleichzeitigen Accommodationstheologen, eine Richtung auf das Brauchbare, Nüchtern-Beschreibende und Platt-Gewöhnliche, wenn auch Letzterem formale Verdienste um unsere Poesie durchaus nicht abzusprechen sind, indem er zuerst den Homer uns zugänglich gemacht und uns Poesie in Poesie übersetzen gelehrt hat, wobei er zugleich den deutschen Hexa-

meter der Vollendung nahe brachte. Auch die idyllische Richtung Klopstock's setzt sich in Voss fort, wie neben diesem in Gessner, Schmidt, Bronner, Usteri und Hebel. Nicht nur Voss, sondern der ganze Hainbund hat mit Klopstock das gemein, dass er in seinem „Göttinger Musenalmanach“ gegen alles in alten Formen Erstarrte, gegen alles Undeutsche und Unwahre auftritt. Unter ihnen hält Bürger die Mitte zwischen Klopstock und Wieland, Claudius zwischen dem empfindsamen Christenthum Klopstock's und der heitern Lebensphilosophie Gleim's. Auf Stolberg, der mit Klopstock ein Vorläufer der Romantik genannt werden muss, behalten wir uns vor in dem letzten Theile zurückzukommen. So wie er zur katholischen Kirche übertrat, so begegnen uns unter den patriotischen Dichtern der Klopstock'schen Schule endlich wieder zwei katholische Dichter, J. Michael Denis oder Sined der Barde und Karl Mastalier. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich jedesmal, wenn der Katholicismus sich dem Protestantismus zu nähern oder von ihm berührt zu werden scheint. Beide lebten in Wien unter der Regierung Joseph's II., der, bekanntlich ein enthusiastischer Verehrer Friedrich's des Zweiten, auch im katholischen Deutschland grossartige Reformen im Sinne der protestantischen Aufklärung zu unternehmen begann. Denis schliesst sich eng an Klopstock und an Ossian an, Mastalier mehr unmittelbar an Horaz. Wie sehr sich Beide durch Gedankenreichthum und gebildete Sprache auszeichnen und sich um Bildung und Gesittung verdient gemacht haben, so fanden sie doch mehr Anklang im protestantischen Norden als im katholischen Süden. Denn mit der Vernichtung der Josephinischen Reformen trat der frühere Geist der Finsterniss wieder mächtig hervor und hielt jede geistige Regung nieder. Der Jesuitismus liess Nichts aufkommen, was die Geister hätte aufklären und beleben können. — Auch unter den Idyllendichtern gab es einen schon genannten Katholiken, Bronner, und unter den biblisch-religiösen Dichtern der Klopstock'schen Schule gehörte Sulzer der katholischen Kirche an. Die protestantischen Dichter dieser Dichtergruppe ahmen theils den Messias nach, wie Bodmer in seinem vollkommen verunglückten Epos „Die Noachide,“ theils die geistlichen Gesänge, Hymnen und Kirchenlieder, die Klopstock gedichtet hatte. In der höhe-

ren Lyrik, in seinen Oden, Hymnen und Elegien steht Klopstock als unübertreffliches Muster da durch die Innigkeit des religiösen Gefühls, die sich darin ausspricht, durch die Kraft des Ausdrucks, die Kühnheit der Bilder, die Tiefe und Einfalt der Gedanken. Nur in seinen Elegien, die an Plan und formeller Beziehung vollendete Muster sind, wird der ihrem Wesen entsprechende Grundton der sanften Wehmuth häufig zu überspannter Sentimentalität gesteigert, so dass man vor lauter Empfindung Nichts mehr empfindet und das Ganze so mehr in einem Nebel verschwimmt. Neben seinen höheren lyrischen Dichtungen wandte er sich aber auch der Poesie des Kirchenliedes zu, indem er theils ältere Kirchenlieder, wie es die gleichzeitigen Theologen thaten, zu ihrem Nachtheile umgestaltete, theils neue geistliche Lieder dichtete, die er für Kirchenlieder wollte gehalten wissen. Wir können sie nicht so nennen, da ihnen die unentbehrliche Grundlage des Volksliedes, das eigentlich Volksmässige, fehlt, weil sie nicht einfache religiöse Thatsachen poetisch darstellen, sondern im Gebiete der verfeinerten Empfindungen, der Gefühle, verweilen und so nicht den objectiven Charakter der älteren geistlichen Poesie, sondern den subjectiven der neueren, der eines Spee u. s. w. an sich tragen, und bei aller sonstigen Vortrefflichkeit selbst in den auf den Zusammenhang mit Pietismus und Mysticismus weisenden Fehler der Letzteren verfallen, in eine übertriebene Empfindsamkeit, und so dem weichen, zuletzt völlig zerfliessenden und in Nichts sich auflösenden Gefühls- und Thränenchristenthum den grössten Vorschub geleistet haben.

Von geistlichen Bardendichtern, die sich direct an Klopstock lehnen, erwähnen wir zunächst Lavater. Wie Klopstock, Anfangs Demokrat und Idealist, dichtete er seine „Schweizerlieder," die noch ganz in dem Tone der Moralisten gehalten sind. Bald aber wendet sich seine Poesie ganz zu Gott und der Religion. Er nimmt von Klopstock den Geschmack am Erhabenen, die oligarchischen Begriffe vom Christenthum an, wendet sich der Zinzendorf'schen Messiasreligion zu und verfällt dem extremsten Quietismus. Er betrachtet die Bibel, wie Cramer, vom poetischen Standpunkte aus und verlangt von einem geistlichen Liederdichter Erleuchtung, eigene Empfindung, Erfahrung,

Schriftkenntniss, himmlische Salbung und einen feiernden Ton, wie sehr auch die Deutlichkeit, Fasslichkeit und somit die Andacht darunter leiden möge. In dieser Ueberspanntheit erkennen wir den Charakter der Swedenborgianer wieder. Und trotz seines Pochens auf eigene Empfindung konnte schon Goethe ihm mit Recht vorwerfen, dass er kein empfindender Dichter, nur ein grübelnder Theologe sei, und dass er vor lauter Hitze kalt bleibe.

Ferner ist der bereits als Odendichter bekannte Ramler anzuführen und das Haupt der Bremer Beiträger, Cramer. Auch er, wie Klopstock und die Zollikofer, Spalding etc. — diese jedoch im umgekehrten Sinne — bemüht sich, die alten Kirchenlieder zu verbessern und deren Einfalt durch Glätte, ihre Würde durch poetischen Schwung zu ersetzen, wie sie, dichtet er für die feinere Gesellschaft feinere Lieder und sucht mit Klopstock-Zinzendorf'schem Aristokratismus, wie die Poesie überhaupt, so namentlich die geistliche Lyrik auf engere, auserwählte Kreise zu beschränken, was nur nachtheilig auf Religion und geistliche Poesie wirken konnte. Uebrigens bildet er den diametralen Gegensatz zu Gellert. Ist dieser ängstlich, mehr defensiv; mangelt seinen Liedern Empfindung und Phantasie: so ist der von Cramer redigirte „Nordische Aufseher“ voll von Schmähungen gegen die Freigeister; sind seine Poesien voll angestrengter Beschaulichkeit und forcirter Frömmigkeit. Die Religion wird zur Leidenschaft; die Sehnsucht nach dem Tode waltet vor, wie bei Young; Affekt und Entzückung erinnern an die Methodisten und die Kirche des neuen Jerusalems. Und diese Einsamkeits- und Nachtgedanken-Poesie hat, wie wir später sehen werden, zur Förderung der bereits aufkeimenden Reizbarkeit und Hypochondrie in der deutschen Poesie beigetragen. In der Mitte zwischen Gellert einerseits und Klopstock und Cramer andererseits steht Fr. Ad. Schlegel. — Ferner stossen wir noch auf zwei Dichter dieser Gruppe, J. Tim. Hermes und Christoph Christian Sturm. Unter den zahlreichen geistlichen Liedern des Ersteren sind die Himmelfahrtslieder und die in seinen Roman „Sophiens Reise“ eingeflochtenen die besten. Die Lieder Sturm's wollen durch Anschauung der Natur zur Erkenntniss Gottes führen; ja er hat sogar ein „Gesangbuch für Gartenfreunde und Liebhaber der Natur“ herausgegeben.

Schliesslich müssen wir, nachdem wir noch katholischerseits den Jesuiten Franz Xaver Riedel angeführt haben, der aus den „Römischen Tageszeiten“ und dem „Messbuch“ „Die Lieder der Kirche“ übersetzte, den geistlichen Liederdichtern der Klopstock'schen Schule die directen Vertreter der pietistischen Richtung in diesem Zweige der Poesie anreihen.

Während das alte „Würtemberger Gesangbuch“ und des oben erwähnten Hiller „Geistliches Liederkästlein“ noch keine Spur des neuen Geistes zeigen, so beginnen jetzt Lehnus und Moser für die Menge Lieder zu sammeln, jammern Huber und Gemmingen über die Finsterniss und Barbarei in ihrem Vaterlande, beginnt Deutschheit und Freisinnigkeit trotz des Despotismus des Herzogs Karl Platz zu greifen, und sucht der jüngere Moser durch seine Lieder Menschenwürde und Selbstgefühl zu wecken. Alle Lieder aber dieser jüngeren Pietisten und der Herrnhuter laboriren einmal an zu geringer Volksmässigkeit, wie die Klopstock'schen, andererseits an süsslicher Empfindelei, an der Liebe zu allegorischer Darstellung, Bilderhäufung, gesuchter und schwülstiger Ausdrucksweise, wie wir es bei den Dichtern der zweiten Schlesischen Schule sahen. Zu den Besseren gehören Bogatzky, Allendorf, Lehr, Woltersdorf, Pfeil, Weissensee, Rieger und Magdalena Sibylla Riegerin, die sogar wegen ihres „Versuches einiger geistlichen und moralischen Gedichte“ von der Universität Göttingen zur kaiserlichen Dichterin gekrönt wurde. Auch Zinzendorf selbst war geistlicher Liederdichter. Wiewohl er von Kindheit an Sinn für die alten geistlichen Kernlieder zeigte, so liess er sich doch von der Krankheit der Zeit anstecken und verstümmelte diese Lieder in seinem Sinne; waren sie den Neologen nicht klar und correct genug, so waren sie ihm zu wenig christlich. Seine eigenen Schöpfungen erheben sich meist kaum über das Niveau einer gereimten Prosa, höchstens durch ihren empfindsamen, oft schwülstigen Ton. Zwar zeichnen sie sich, wie Herder sagt, durch „jene Biegsamkeit der Sprache und jenen Reichthum an kühnen Wendungen und Herzensausdrücken aus, der oft überrascht, oft betäubt; arten aber nur zu oft durch Spielerei mit den Wunden und der Seitenhöhle, durch ungehörige Anwendung von Bildern aus dem

Hohen Liede und durch Einmischung fremder, Anderen als den Eingeweihten ganz unverständlicher Wörter und Bilder in grobe Geschmacklosigkeit aus."

Indem wir nunmehr zu dem dritten Gliede unserer Trias, Christian Martin Wieland, übergehen, haben wir von vornherein zwei Perioden in seiner Dichtung zu unterscheiden, die idealistische und die materialistische. Schon auf der Schule zu Klosterbergen getheilt zwischen frommen Andachtsübungen, dem Studium der alten Classiker und der Lectüre von englischen, französischen, ja spanischen Schriftstellern, schwankte er zwischen den entgegengesetztesten Richtungen umher, bis er durch Bodmer, dem er sich, da dieser seiner Eitelkeit schmeichelte, mit Leib und Seele ergeben hatte, entschieden auf Milton und Young und mit ihnen auf Klopstock gewiesen wurde. Wie dieser, folgt er von jetzt an den Hauptrichtungen der Zeit, nur dass er weit von der Energie entfernt ist, mit der Klopstock diese in einem selbständigen Wesen vereinigte. Er trieb die „die seraphische" Dichtung, was Form und Inhalt anbetrifft, in's Extrem; nicht nur dass er in den „Briefen von Verstorbenen" bis zu Hoffmannswaldau'schem Schwulst hinabsinkt, sondern in den „Sympathien" verfällt er auch in die heftigste Polemik gegen Gleim und Uz. Gegen diesen rief er sogar in den „Empfindungen eines Christen," von Bodmer aufgehetzt, die Theologen zum Kampfe heraus, „auf dass sie der Unordnung steuerten, die gewisse leichtsinnige Anbeter der Venus und des Bacchus anrichteten." Bei seiner ausserordentlichen Receptivität hatte er sich durch seinen engen Anschluss an die oben genannten englischen Dichter, wobei noch seine pietistische Erziehung in die Wagschale fällt, so in die poetisch-religiöse Schwärmerei hineingelebt, dass er erst durch den beissenden Spott der „Literaturbriefe," im Verein mit äusseren Lebensverhältnissen (wir meinen namentlich seinen Verkehr im Hause des Grafen Stadion), zum Abfall von den „Mizraimischen" Dichtern bewogen wurde. Zwar sah auch aus den poetischen Produkten seiner ersten Periode seine spätere Muse oft nicht undeutlich hervor; jetzt aber fällt er rückhaltslos in's andere Extrem. Auch die heitere Lebensphilosophie unserer Moralisten genügt ihm nicht mehr; über sie hinausgehend, direct zur Quelle unseres deutschen Naturalis-

mus aufsteigend, zum französischen Deismus eines Voltaire, ja zu dem practischen Materialismus der Encyklopädisten, wie wir ihn in Deutschland am Hofe Friedrich's des Grossen antrafen, vertritt er von nun an die modernste französische Cultur, die Cultur des um alles Höhere unbekümmerten Lebensgenusses, die Cultur der Sinnlichkeit, der Frivolität. Alle Sittlichkeit findet er in seinem Grundsatz „leben und leben lassen," alle Weisheit in der möglichst klugen und möglichst vollständigen Ausbeutung des Vergnügens. Und dieser Umstand, verbunden mit der allerdings nahezu vollendeten Form, der fliessenden Diction, dem leichten, zwanglosen Styl seiner Dichtungen war es, was ihn zu schneller Berühmtheit gelangen liess und ihn zum Classiker der höhern Stände, der feinern Gesellschaft machte. Auch er beschränkt also die Dichtung auf gewisse aristokratische Kreise. Können wir Lessing als den aristokratischen Vertreter der Intelligenz ansehen und Klopstock als den des Gefühls, so ist Wieland der aristokratische Repräsentant des raffinirten Lebensgenusses. Hatte bei Lessing das antike, bei Klopstock das christlich-germanische Element das entschiedene Uebergewicht, so tritt in der zweiten Periode der Wieland'schen Poesie Beides in den Hintergrund; nur die Verfallzeit des Alterthums, die Epikurischen Philosopheme und Lucian, und auch diese nur in modern französirtem Gewande, sind es, die zur Geltung gelangen. Gegen das Ende seines Lebens milderte sich jedoch sein Epikureismus; allmählich suchte er sein Leben mit seiner Dichtung in Einklang zu bringen. Er verwirft die platonische Liebe, schmäht die sinnliche und bekennt sich zu der sittlichen Liebe des Herzens. Aus dem Gegensatz zwischen himmlischer und irdischer Liebe ergiebt sich ihm eine mittlere dritte, in der die beiden andern verschmelzen und die letztere durch die erstere geadelt wird. Und hierbei wird er ganz von selbst in die Welt der Ritterdichtung zurückgeführt und übte durch sein in diese Zeit fallendes bestes Werk, den „Oberon," einen unbestreitbaren Einfluss auf die ganze Folgezeit unserer Dichtung aus. — Directe Nachahmungen desselben finden wir in der Dichtung Alxinger's, und auch Müller, Blumauer, Heinse und Thümmel schliessen sich eng an Wieland an.

Ueberblicken wir das Verhältniss des Katholicismus, gegen-

über dem Protestantismus, zur Förderung der deutschen Poesie unter Lessing, Klopstock und Wieland jetzt im Zusammenhange, so müssen wir dem Katholicismus jeden directen und fördernden Einfluss auf dieselbe absprechen. Die wenigen katholischen Dichter der Klopstock'schen Schule kommen aber auch nur in Betracht, insofern sie von dem protestantischen Klopstock angeregt sind. Dagegen sehen wir unter dem Einfluss der protestantischen Aufklärung durch Lessing das deutsche Drama einen nie geahnten Aufschwung nehmen, unter Klopstock die Lyrik blühen und unter Wieland das Epos wieder zur Geltung kommen. Allerdings aber bemerkten wir bei Klopstock und Wieland einen indirecten, aber auch schädlichen Einfluss des Katholicismus, wie ja in jener Zeit auch auf kirchlich-religiösem Gebiete neben der Aufklärung die katholisirenden Richtungen der jüngeren Pietisten, Herrnhuter und Swedenborgianer einhergingen. War es bei Klopstock und bei Wieland in seiner ersten Periode zum Theil angeborner, zum Theil ein durch eine jenen Richtungen der Zeit entsprechende Erziehung künstlich hervorgerufener Hang zu mystischer Schwärmerei und überschwenglicher Empfindsamkeit: so zeigt sich uns Wieland in seiner zweiten Periode durch den engen Anschluss seiner Poesien im Stoff und zum Theil auch in der Form an die Dichter des katholischen Auslandes und später durch seine entschiedene Vorliebe für unsere romantische Ritterdichtung des Mittelalters mittelbar durch den Katholicismus beeinflusst. Mit ihm rücken wir der Zeit, wo wir von einem entschiedenen und unmittelbaren Einflusse des Katholicismus sprechen können, der Zeit der neueren Romantik, um ein Bedeutendes näher.

Ehe wir jedoch zu derselben gelangen, haben wir noch Herder, Goethe und Schiller, sofern sie nicht schon mit zu den Romantikern zählen, in ihrem Zusammenhange mit den vereinigten kirchlichen, theologischen, religiösen und philosophischen Richtungen des neunzehnten Jahrhunderts in aller Kürze zu betrachten.

Die in den letzten Decennien des achtzehnten und im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts auftauchenden philosophischen Systeme werden uns zuerst und hauptsächlich beschäftigen, da alle geistigen Erscheinungen der Neuzeit, also

auch die ganze neuere Theologie und Poesie innigst mit denselben verwachsen sind. Und da ist es wiederum zunächst das sogenannte „kritische“ System Kant's, das im Zusammenhange mit der fortschreitenden Entwickelung der Kirche und theologischen Wissenschaft einer kurzen Betrachtung unterworfen werden muss.

Während man seit Wolf sich gewöhnt hatte, Vernunft und Offenbarung zu trennen, indem die Naturalisten die Wirklichkeit aller göttlichen Offenbarung leugneten, die Supranaturalisten dagegen den Glauben an dieselbe für unentbehrlich zur allgemeinen Religion hielten; so ist Kant der Vertreter des Rationalismus, dessen Wesen er in seiner Schrift: „Die Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft“ also beschreibt: „Ein reiner Rationalist räume die Wirklichkeit einer göttlichen Offenbarung zwar ein, behaupte jedoch, dass ihre Kenntniss und die Annahme ihrer Wirklichkeit zur Religion nicht schlechterdings erfordert werde.“ Zwar nicht, wie die gemeinen Deisten, Christum, Christenthum, Bibel, Kirche und Kirchenlehre verwerfend, sah er darin doch nur eine Stütze für die Schwachen. Was Lessing ausgesprochen, und was im Bewusstsein der Moralisten mehr oder weniger unklar schlummerte, bannte Kant in ein System und beschwor durch diesen Zauber den Geist der Zeit herauf. — Aufrichtigen Wahrheitssinn und Ordnungssinn vom Vater, eifriges Streben nach Heiligkeit von der Mutter geerbt habend, bekundet er auch in seinem System überall einen Hass gegen alles Revolutionäre in Kirche und Staat und unterwirft, ehe er sich an die höchsten Dinge wagt, zunächst das menschliche Denkvermögen selbst einer scharfen und eingehenden Beurtheilung in seiner „Kritik der reinen Vernunft.“ Zwar war das Resultat als solches, dass nämlich alles ausserhalb Raum und Zeit Befindliche kein Gegenstand des reinen Denkens sei, wenig befriedigend; aber dass nur überhaupt wieder das alte *γνῶθι σεαυτόν* von der Menschheit mit aller Energie gefordert ward, bekundet einen grossartigen Fortschritt, da dadurch aller scholastischen Willkür des Denkens ein Ziel gesetzt wurde. Was jenseits von Raum und Zeit liegt, sagt Kant weiter, sei ein Postulat der practischen Vernunft, d. h. es sei zwar nicht theoretisch zu beweisen, wohl aber werde der Mensch durch

seine sittliche Freiheit, seinen Willen, der ihm auch innerhalb der Schranken von Raum und Zeit gewiss sei, hingeführt. Was er ferner den „kategorischen Imperativ“ nennt, ist fast das *δαιμόνιον* des Socrates oder ganz dasselbe, was wir „Gewissen“ nennen würden. Dies gebiete dem Menschen, seiner sittlichen Natur gemäss zu handeln, das Gute um des Guten willen zu thun. Die Religion, die Sittlichkeit ist für Kant also Selbstzweck, nicht das Mittel, um zu wahrer Glückseligkeit zu gelangen. Daher verwirft er die durch das Judenthum, den Katholicismus und die Glückseligkeitstheorie der Eudaimonisten vertretene Legalität und bekennt sich zum protestantischen Christenthum als der Religion der Moralität und stellt Christum, sowohl was seine Person als seine Lehre betrifft, als Inbegriff derselben auf. In der Sittlichkeit, sagt Kant, liege das Wesen der Religion, und der Werth des Menschen bestimme sich nach der Redlichkeit des Strebens, womit er seine durch das „radicale Böse,“ d. i. die Erbsünde, von Haus aus verderbte Natur zu reinigen und sittlicher Vollkommenheit nahe zu bringen suche. Doch vermöge er dies nur durch eigene Kraft und werde dabei nicht durch die Gnade Gottes unterstützt, der ihm zwar auch ein persönlicher, aber rein ausserweltlicher Gott ist.

Fichte, Anfangs der begeisterte Anhänger Kant's, ging jedoch bald über denselben hinaus, ja trat sogar schliesslich in directen Widerspruch zu ihm. Auch er befand sich zunächst auf dem subjectiven Standpunkte einer menschlich begrenzten Erkenntniss. Doch während Kant eine wirklich existirende Aussenwelt annahm, so erscheint ihm die ganze Aussenwelt als ein Reflex der Gedankenbilder, die in unserm Inneren entweder bewusstlos oder mit Bewusstsein entstehen und sich bewegen. Für ihn hatte nur das Ich oder das Bewusstsein Realität, das er sich aber als eine fortgesetzte That dachte. Nachdem sich im Menschen das Bewusstsein gebildet, „das Ich sich selbst gesetzt“ hat, ruht es nicht, sondern „setzt alsdann ein Nicht-Ich; doch ist dies durchaus nichts Materielles, sondern, wo es uns als Stoff erscheint, ist nur eine augenblickliche Störung des Denkprocesses eingetreten. Gott war ihm ein reines Handeln, „das absolute Ich,“ das er auch „sittliche Weltordnung“ nannte. — In Jena des Atheismus angeklagt, siedelte er nach

Berlin über; und hier war es, wo seine Philosophie eine ganz andere Wendung nahm. In seiner „Bestimmung des Menschen" und besonders in seiner „Anweisung zum seligen Leben" bezeichnet er das Christenthum als die einzig wahre Religion, und zwar nicht in Kant'schem Sinne, vom Standpunkte der Moral, sondern in engem Anschluss an den inneren Vernunftbeweis, wie er ihn im Evangelium Johannis zu finden bekannte. — Wie das Kant'sche System, so zeichnet sich auch die Fichte'sche Philosophie durch aufrichtiges Ringen nach Wahrheit und durch eine gewisse sittlich reinigende Kraft aus, wozu sich bei Letzterem noch Kühnheit, Energie und Charaktergrösse gesellt.

Kant und Fichte hatten durch ihre von aller lebendigen Anschauung sich entfernende, abstracte, formelle Denkweise der gesammten Wissenschaft, insonderheit der Theologie eine andere Richtung gegeben, oder vielmehr dem Strome des Denkens ein bestimmtes Bette angewiesen. Wie wir wissen, hatte sich bereits seit Wolf bei den Neologen ein Trieb nach religiöser Aufklärung, der alten Orthodoxie gegenüber, geltend gemacht im sogenannten Deismus, Naturalismus und Moralismus, und zum Theil auch im Materialismus. Dem gegenüber, oder vielmehr im Anschluss an die erstern Moralisten, erhob sich jetzt der deutsche Rationalismus. Während die frivolen Naturalisten, deren es in Deutschland allerdings, auch zur Zeit Friedrich's des Grossen, nur Wenige gab, das Christenthum überhaupt keiner näheren Betrachtung würdigten, sondern es höchstens nur zum Gegenstande des Spottes machten, so hielt der Rationalismus fest an Gott, Tugend und Unsterblichkeit und suchte das Christenthum bei der denkenden Menschheit in Aufnahme zu bringen, indem er dasselbe den Forderungen der Vernunft anbequemte. Weit entfernt vom Unglauben, wollte er vielmehr einen vernünftigen Glauben und lehnte sich dabei an die Bibel. Doch, ein Feind alles Mystischen und Geheimnissvollen, betrachtete er die Person und Lehre Christi nur vom practisch-moralischen Standpunkte aus, deutete alle auf ihn bezügliche Thatsachen, namentlich die Wunder, natürlich, macht selbst das Gebet und die Sacramente nur zu Stützen der Tugend und verdrängt durch seine kahle Verständigkeit alles Bedeutsame und Sinnvolle des Cultus. — Den diametralen Gegen-

satz zu den Rationalisten bildeten die Supranaturalisten, und dennoch standen Beide auf demselben Boden, dem der Vernunft. Auch den Supranaturalisten war die Natur nur eine vom Schöpfer ein für allemal hingestellte Maschine, in deren Räderwerk er nur mitunter eingreife, um Wunder zu thun. Auch ihnen war Alles unbequem, was über die Vernunft hinausging; aus Furcht aber vor dem Unglauben nahmen sie ihre Vernunft unter den Glauben gefangen. Daher denn neben der Lehre von der Erlösung durch Christum, von der Rechtfertigung durch den Glauben eine von diesem Glauben unabhängige, meist aus heidnischen Systemen entlehnte Moral herlief. Jedenfalls — soviel steht fest — waren Rationalisten und Supranaturalisten tüchtige Vorkämpfer des Protestantismus, Jene mehr in negativem, Diese in conservativem Sinne; ja es gelangen sogar Katholiken jener Zeit auf dem Wege der Philosophie zum Protestantismus, wie wir es an Fichte's Vorgänger in Jena, Reinhold, sehen. Und so werden wir auch die Dichtung in jener Zeit, insofern sie von dem herrschenden theologischen und philosophischen Geist berührt wird, als echtes Kind des Protestantismus wiederfinden.

Bevor wir jedoch zu Herder kommen, müssen wir noch eine altgläubige Richtung in's Auge fassen, die sich dem Rationalismus und Supranaturalismus gegenüber geltend machte, obwohl auch sie vielfache Spuren des Zeitgeistes an sich trägt. Wir meinen Stilling und Lavater, die uns häufig sogar an die Pietisten und Herrnhuter, selbst an die Mystiker erinnern werden; ferner Hamann, Claudius und Fr. Jacobi.

Stilling und Lavater stehen, obgleich ihre Blicke in die Geisterwelt und Aussichten in die Ewigkeit selbst einem Swedenborg Ehre machen würden, doch stets auf dem practischen Grunde des diesseitigen Lebens; namentlich ist Lavater, wie als Mensch, so als Prediger und Bürger ausgezeichnet. Stilling stellte sich ganz unter die unmittelbare Führung Gottes, und besass, angeregt durch regen Verkehr mit den Pietisten, eine einfache Frömmigkeit und einen unverwüstlichen Glauben an Gott, weswegen ihn selbst Goethe hochschätzen musste. Wunderbare Gebetserhörungen spielen bei ihm, wie bei Petersen und Bengel, eine Hauptrolle in seinem Leben. Für Stilling und Lavater giebt es eine fortwährende Kette des Wunderbaren und

Geheimnissvollen, wofür des Ersteren Geistertheorie und des Letzteren Ansichten über die Wunderwirkungen in der physischen Welt und Beider Vorliebe für die Apokalypse hinlänglich Zeugniss ablegen. Doch sind alle ihre transcendentalen Weissagungen nur vermuthungsweise, nicht, wie bei Swedenborg, als geschaut aufgestellt. Während Stilling aber durch seine Sehnsucht nach dem Jenseits einen noch entschiedeneren Hang zur Mystik verräth, so fühlt sich Lavater mit seiner Jesusliebe im Diesseits völlig wohl und zufrieden. Gott ist ihm nur ein Gott der Liebe, d. i. der reinen Erfreuungslust; von Gott kann daher nur Freude kommen. Auch er hatte, wie Zinzendorf, nur *eine* Passion, Christum, aber in idealerem Sinne. Das Christenthum ist ihm eine innige Durchdringung des Menschlichen und Göttlichen, die durch Christum, der nicht nur während seiner Incarnationsperiode, sondern noch fortwährend wirkt, vermittelt wird. Obgleich Lavater somit ein strenger Anhänger und Vertreter des positiven Offenbarungsglaubens ist, so erscheint er schon seiner Vielseitigkeit wegen doch auch entschieden als ein Mann des Fortschrittes und der Aufklärung. Die Worte „Liberalismus," „Humanität," „Menschenwürde," „Toleranz" hatten auch bei ihm einen guten Klang. Als echter Protestant nahm er Nichts auf Autorität an, sondern forschte selbstständig und acceptirte, gleichviel ob von Aufklärern oder Orthodoxen, was ihm gut schien. Weder finden wir bei ihm die Klopffechterei der früheren Theologen noch die Leidenschaftlichkeit der späteren Rationalisten und Supranaturalisten. So steht er gleichzeitig im innigsten Verkehr mit dem Israeliten Mendelssohn, mit Zimmermann, dem Leibarzt Friedrich's des Grossen, und mit dem Maler Füssli. Demungeachtet konnte er heftig polemisch werden, wo er Unredlichkeit argwöhnte; lieber war ihm offener Unglaube. Seine sittliche Lebensansicht war weit entfernt von der der Pietisten oder gar der der Puritaner und Methodisten, wofür schon sein reger Sinn für Natur und Kunst, sein Hang zu unschuldigen Vergnügungen zeugt. So suchte er, über den Gegensätzen stehend, eine neue Bahn zu brechen, indem er Verstand mit Gemüth und Gefühl, Glauben mit Wissen, äusserlich und innerlich Gegebenes, Geoffenbartes und Vernünftiges, Christenthum und Humanität mit einander zu verschmelzen wusste.

Wie wir es Lavater schon thun sahen, so war es die Aufgabe der ganzen protestantischen Kirche jener Zeit, alles Neue, das in der Philosophie durch Kant, in der Erziehung durch Pestalozzi, den wir hier nur dem Namen nach erwähnen können, und in der Kunst und schönen Literatur, besonders auf der Bühne, durch Schiller, wovon wir später sprechen werden, angeregt worden war, zu prüfen und das Gute zu behalten, ohne sich vom Strome der Aufklärung fortreissen zu lassen. Und das geschah, wie gesagt, durch die am alten Glauben entschieden hangende Richtung. Vertreten jedoch ward diese jetzt nicht mehr durch den Pietismus, er war keine Macht mehr in der Kirche, und nur noch im Stillen wirkte er fort — sondern durch denkende, geistreiche Männer, die auch als Schriftsteller in den Gang der Literatur einzugreifen vermochten; vor allen Anderen durch Claudius und Hamann. Beide waren nicht Theologen von Profession, wie denn überhaupt die Gegensätze in der protestantischen Kirche in erster Linie durch Nicht-Theologen ausgefochten wurden, sondern „hommes de lettres," wie Claudius sich selbst nennt. Während Claudius am Ende seines Lebens allerdings in starren Pietismus und mystische Abgeschlossenheit versank, so war jedoch in seiner Blüthezeit „Der Wandsbecker Bote" durch seine naive Gutmüthigkeit und heitere Frömmigkeit, in der er gegen die Aufklärung zu Felde zog und das positive Christenthum vertheidigte, ganz dazu geeignet, den alten Glauben wieder in Aufnahme zu bringen. Ein ebenso entschiedener Gegner der steifen, intoleranten Orthodoxie wie der verflachenden Aufklärung, wusste er in allen christlichen Confessionen das echt Christliche zu schätzen und verlangte von den Aufklärern, dass sie lieber die Vernunft gläubig, als den Glauben vernünftig sollten zu machen suchen.

Sein Freund Hamann, der Magus des Nordens, fand weniger durch Liebenswürdigkeit, wie Claudius sie in hohem Maasse besass, Anklang bei der gläubigen Richtung, als durch die Tiefe seines Geistes, deretwegen ihn selbst Kant hochschätzte und Jean Paul zu der Aeusserung fortgerissen wurde, dass seine Commata Planetensysteme, seine Perioden Sonnensysteme seien. Auch mit Fr. Jacobi, Goethe und namentlich mit Herder stand er in innigem Geistesverkehr. Und so kommen wir denn zu

dem Manne, mit dem wir die zweite Trias unserer zweiten classischen Periode zu eröffnen haben, zu Herder.

Ihn müssen wir als Theologen und Dichter zugleich in's Auge fassen, da bei ihm — wodurch auch er bereits an die Romantik erinnert — Poesie und Leben, Wissenschaft und Religion innig mit einander verschmolzen sind. Er ist ein universeller Geist, der gleichzeitig in das Gebiet der Politik und Philosophie, der Literatur und Erziehung, der Religion, Kirche und Theologie entscheidend eingreift. In seinem regen, geschmeidigen, ungemein receptiven Geiste verschmolzen die verschiedenartigsten Eindrücke sofort zu einem harmonischen Ganzen. Daher er dem oberflächlichen Blicke getheilt erscheint zwischen der aufklärenden und altgläubigen Richtung, während er doch nur der Vertreter der wahren, echten Humanität im edelsten Sinne des Wortes sein will und ist.

Wie Kant und die meisten literarischen Grössen der Neuzeit, stammte er aus einer frommen und einfachen Familie. Das Studium der Medicin, dem er sich anfangs gewidmet hatte, befriedigte ihn nicht, und er ging zur Theologie über. Nachdem er in Königsberg mit Kant, Lilienthal und besonders Hamann in näheren Verkehr gekommen war und eine Zeit lang an dem Collegium Fridericianum daselbst eine Lehrerstelle bekleidet hatte, ging er in's Ausland. In Paris machte er die Bekanntschaft der hauptsächlichsten Deisten und traf bei seiner Rückkehr nach Deutschand mit Claudius, Stilling und Goethe zusammen. Von Bückeburg aus, wohin er einen ehrenvollen Ruf als Superintendent und Consistorialrath erhalten hatte, gab er durch seine „Aelteste Urkunde des Menschengeschlechtes“, „Die Provinzialblätter,“ „Die Philosophie der Geschichte der Menschheit“ den ersten Anstoss zu einer grossartigen Bewegung. In Weimar schrieb er „Ueber den Geist der Hebräischen Poesie,“ seine „Briefe über das Studium der Theologie.“ Ganz gegen das Ende seines Lebens trat die specifisch positiv-christliche Richtung schärfer hervor; seine letzte Seelenspeise waren Klopstock's Oden, Young's „Nachtgedanken,“ Müller's „Reliquien“ und die Bibel, namentlich die Propheten. Herder war, obgleich er das geistliche Amt zu seinem Beruf gemacht hatte, und es mit demselben so ernst meinte und in ihm so segensreich wirkte, wie

wohl selten Jemand, doch kein Theologe von Fach. Er war, wie Goethe, ein universeller Geist, nur dass Jener mehr auf die Ausbildung des Weltbewusstseins wirkte, während Dieser das Gottesbewusstsein in seine innersten Tiefen zurückführte und dasselbe mit dem Weltbewusstsein nicht vermengte, wohl aber auf vielfache Weise vermittelte. Und zwar that er dies stets durch poetische Anschauung. Er ist ein religiös-theologischer Genius und dichterisches Genie zugleich; doch sind es weniger seine einzelnen Dichterwerke, denen er seine Grösse zu verdanken hatte, als sein Dichtersinn, seine durch und durch dichterische Natur; er war selbst ein Gedicht des Guten, Wahren und Schönen; in ihm erkannte sich die Menschheit in ihrer Menschheit — er war mit einem Worte der Vertreter der echten Humanität. Zu seiner poetischen Auffassung der Religion verhalf ihm namentlich die Vertiefung in den biblisch-orientalischen Geist, die eingehende Beschäftigung mit der alttestamentlichen Poesie, und durch diese poetische Anschauung erschienen die theologischen Extreme versöhnt. Denn seine Poesie und Philosophie schwebten nicht in der Luft — sie waren zusammen eine Volkspoesie im Grossen, sie wurzelten in der Geschichte der Menschheit; das Menschliche gelangte zu inniger Verschmelzung mit dem Göttlichen und wurde so durch dieses veredelt. Und war dies Streben nach Humanität nicht ein echt protestantisches? „Humanität ist der Charakter unseres Geschlechtes, der aber nur der Anlage nach uns angeboren ist, uns daher eigentlich erst angebildet werden muss; das Christenthum aber gebietet die reinste Humanität auf dem reinsten Wege.“ Und in diesem echt christlichen Sinne hatte die Reformation (und das Studium der Alten) dem Göttlichen und Menschlichen wieder zu seinem Rechte verholfen. Nachdem nun eine Zeit lang unter dem Einfluss des Pietismus und Mysticismus aller Sinn für das Schöne, für die Kunst erstorben, die Humanität also wieder verdrängt worden war, nahm Herder die Aufgabe der Reformation von neuem auf; er humanisirte sie und brachte auf diese Weise den Protestantismus seinem Ideale um ein Bedeutendes näher. Wenn dies Streben absichtlich gemissdeutet wurde und in der Folgezeit daher theils in politischen Kosmopolitismus, theils in religiösen Indifferentismus ausartete, so war es nicht seine Schuld.

Herder wurzelte noch in den Einflüssen und Erinnerungen der alten Zeit; er strebt für Zucht, Ordnung und Gesetzlichkeit und verabscheut alles Revolutionäre; er schwankt, wie überhaupt nirgend, auch nicht auf religiösem und theologischem Gebiete zwischen den Extremen umher, sondern schwebt über denselben. Daher zeigt er denn auch, im Gegensatze zu den Theologen und geistlichen Liederdichtern der letztvergangenen Zeit eine Verehrung für die alten Lieder; doch warnt er auch wieder vor dem Missbrauch derselben und billigt auch neue, der Zeit angemessene Kirchenlieder. Den ursprünglichen Ton dieser Lieder traf jedoch Herder so wenig wie Klopstock.

Auf die Bedeutendsten der Dichter, die gewissermassen eine Gruppe um Herder bilden, auf Jean Paul, Amadeus Hoffmann und Seume werden wir bei den Romantikern zurückkommen. Jetzt wollen wir sofort von Schiller sprechen, doch nur insofern er als Vertreter der echt protestantischen Richtung dieser Zeit erscheint.

Im genauesten Zusammenhange mit der Kant'schen Philosophie stehend, war Schiller zwar kein Anhänger des vulgären Rationalismus; doch vertrat er den edleren Bruder desselben durch den Inhalt vieler seiner Dichtungen und durch seine ganze Lebensrichtung; nur dass er ihn bei dem Reichthum seiner Phantasie durch eine reine poetische Form idealisirte und ihn dadurch gerade denjenigen unter den Gebildeten unsers Volkes mundgerecht machte, die sich an der trocknen Verstandesnüchternheit desselben stiessen. Und es ist wahrlich kein geringes Verdienst, das sich Schiller dadurch um unsere Nation erworben hat. Gegenüber den materialistischen, frivolen Tendenzen, wie sie zum Theil auch von der Wieland'schen Schule her Deutschland überschwemmten; gegenüber jener selbstsüchtigen Ansicht, die die Tugend zu einer Magd der Genusssucht herabwürdigte, ist gerade von ihm wieder die Anregung für ein höheres Leben ausgegangen, hat gerade er von neuem auf das Unsichtbare, auf ein poetisch-philosophisches Ideal hingewiesen und die Würde der Tugend mit Begeisterung der Nation an's Herz gelegt. Geboren und erzogen in Württemberg, wo das altväterliche Christenthum noch tiefe Wurzeln hatte, klangen ihm die frommen Eindrücke seiner Jugend, denen er schon als Knabe in seinen

„Morgengedanken am Sonntage“ einen rührenden Ausdruck verliehen hatte, stets in seiner Seele nach. Selbst als durch die Bekanntschaft mit der Voltaire'schen Philosophie der Zweifel in ihm rege gemacht wurde, war es „ein Zweifel voll heiligen Ernstes und Tiefe der nach Wahrheit lechzenden Seele.“ Allerdings ward er gegen jede historische, positive Religion immer mehr eingenommen und witterte überall absichtlichen Priesterbetrug. Die Bibel mit ihrer grossartigen Poesie, die Herder so wohl zu würdigen verstand, fand bei ihm wenig Anklang; seine Ideale des Schönen wurzelten in der Griechischen Welt. Während ferner Herder's Philosophie und Poesie ganz auf historischem Boden ruhte, so ist nach Schiller's eigenen Worten für ihn die Geschichte überhaupt nur ein Magazin für seine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter seinen Händen werden. Diesem Mangel an objectiver geschichtlicher Wahrheit, diesem Zurückgedrängtwerden des Historisch-Individuellen durch einen verallgemeinernden philosophischen Geist ist es zuzuschreiben, wenn in Schiller's Dramen die Charactere mit grosser Willkür idealisirt erscheinen, wenn seine Helden gewöhnlich weniger ihrem eigenen Wesen entsprechende Ideen als die des Dichters vertreten (wie z. B. der Marquis Posa als ein ausgeprägter Kantianer im spanischen Costüm des sechszehnten Jahrhunderts erscheint), und wenn in seinen Dichtungen das plastische Element durch das declamatorische überwogen wird, gerade wie bei Racine und den Franzosen, und umgekehrt wie bei Goethe. – Die Begeisterung für Kant dauerte jedoch bei Schiller nur einige Jahre; er wandte sich mehr und mehr dem positiven Christenthume zu. Doch betrachtet er es immer nur als ästhetische Religion, und wenn er auch in ihm das wichtigste Factum der Weltgeschichte erblickt, so ist es ihm doch nicht Wiederherstellung, sondern höchstens nur ein Entwickelungsmoment in dem Fortschritte der Menschheit zur Humanität.

Fragen wir uns nun nach dem Verhältnisse, in dem die Schiller'sche Poesie zum Protestantismus steht, so müssen wir ihm die negative Seite des Protestantismus, das Protestiren gegen falsche Frömmigkeit, gegen Heuchelei und Pfaffenthum, gegen die Unterdrückung der Geistes- und Denkfreiheit, gegen

Beschränkung der politischen und religiösen Unabhängigkeit in vollstem Maasse zuerkennen. Daher hat er sich auch als Geschichtsschreiber gerade die Gebiete der neueren Geschichte gewählt, auf denen der religiöse Kampf, den die Reformation hervorgerufen, sich bewegt, den Abfall der Niederlande, den dreissigjährigen Krieg und die französischen Religionskriege. Ob und inwiefern sich eine katholisirende Tendenz bei ihm schon eingeschlichen hat, wird bei Gelegenheit der Romantik in Betracht gezogen werden. Nur insofern seine Ansichten über das Theater dahin einschlagen, wollen wir schon hier darüber sprechen.

Mit Schiller sehen wir das Theater in eine neue Entwickelungsstufe treten. Hatte die alte christliche Kirche den Besuch der heidnischen Schauspiele naturgemäss verboten; hatte die Reformation das geistliche Schauspiel des Mittelalters, in dem man mit Recht Ueberreste papistischen Heidenthums erblickte, verdrängt (wiewohl die sogenannten Fastnachtspiele gerade in reformatorischem Interesse hie und da beibehalten wurden), so hatte sich, namentlich seitdem sich Shakespeare's Einfluss in Deutschland geltend machte, allmählich eine andere Ansicht über das Theater verbreitet. Lessing machte zuerst auf die hohe Bedeutung der Bühne aufmerksam, und Schiller erklärte dieselbe nicht nur für eine moralische, sondern sogar religiöse Bildungsanstalt des Volkes; ja er stellte sie als solche über Kirche und Schule. Diese Verschmelzung von Poesie und Religion, von Poesie und Leben erreichte in der romantischen Schule, wie wir sehen werden, ihren Gipfelpunkt, und trug einige schöne, meist aber ungeniessbare und verkrüppelte Früchte. Auch schon zu Schiller's Zeiten zeigten sich die bösen Folgen dieser Verwirrung. Auf der Kanzel deklamirte man Schiller'sche Monologe, predigte zwar viel von Moral, stellte dadurch jedoch die tiefere Sittlichkeit des Christenthums, die wahre Heiligung des Menschen in den Schatten; selbst dem Cultus der protestantischen Kirche suchte man durch das Theatralische, wie durch Einführung von Opernmusiken, durch abnorme Decorationen, durch metrische Gebete statt der alten liturgischen Formen aufzuhelfen. Die Theaterdichter wiederum, statt das Leben darzustellen im Lichte der Kunst, predigten, philosophirten und

moralisirten. Es wurden Priesterrollen in die Schaustücke eingeflochten, selbst die Sacramente auf die Bühne gebracht und auf die unnatürlichste Weise Laster und Tugend übertrieben. Wir denken begreiflicherweise dabei weniger an Schiller selbst, als vielmehr an viele seiner Nachahmer. Auch die didaktisch-religiösen Poesien jener Zeit, wie Tiedge's Lehrgedicht „Urania" und die Witschel'schen Productionen zeugen von jener unglücklichen, unnatürlichen Vermengung. Die Reflexion kleidet sich hier in das Gewand der Sentimentalität und lässt auf diesem Wege den Kant'schen Gottes- und Unsterblichkeitsglauben dem Zweifler allmählich zum Bewusstsein kommen. — Doch es ist Zeit, zu Goethe überzugehen.

Da während seines langen Lebens drei Generationen an ihm vorübergingen und er bei der grossen Schmiegsamkeit und Gefügigkeit seines Geistes sich leicht der Aussenwelt und ihren Eindrücken hingab und sich dann dieselben assimilirte, so stellten sich bei ihm, der jedesmaligen Zeitrichtung gemäss, die bekannten drei Perioden heraus, die naturalistische, idealistische und eklektisch-universelle. Uebrigens ein geschworener Feind aller Extreme, war sein oberster Grundsatz, überall Maass zu halten, wie in der Kunst, so auch in Sittlichkeit und Religion. Daher er denn auch gleich sehr den eigentlichen Aufklärern wie den Pietisten gegenübertritt, obgleich er andrerseits auch wieder mannigfache Berührungspunkte mit den Vertretern beider Richtungen aufzuweisen hat, ja im freundschaftlichsten Verkehr mit den entgegengesetztesten Personen und Charakteren steht. In der ersten und letzten Periode seines Lebens stand er religiösen Eindrücken am meisten offen. Wie alle die grossen Männer, die im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert der deutschen Literatur einen neuen Schwung zu geben berufen waren, wie Lessing, Klopstock, Herder, Leibnitz, Wolf, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, so war auch Goethe aus der protestantischen Kirche hervorgegangen; ja er ist ein recht reformatorischer Geist. Wie Luther in der Geschichte der deutschen Sprache eine neue Periode eingeleitet hatte durch seine kernhafte Bibel- und Kirchensprache, so Goethe durch seine plastische Darstellung, durch seine durchsichtige Welt- und Umgangssprache. Auch im Uebrigen erscheint er als echter Protestant. Wenn er auch

den Katholicismus von seiner formellen Seite als Künstler und Dichter adoptirte; wenn er in Beziehung auf confessionelle Unterschiede überhaupt oft eine scheinbar an Indifferentismus grenzende Toleranz zeigte, so bezeichnet er dennoch den Protestantismus als die echte Sinnesart und macht sich über „die neukotholischen Poeten aus der romantischen Schule“ mehr als einmal lustig. Gleichwohl kann auch er sich den Einflüssen der Schelling'schen Philosophie und des Pantheismus, wie wir sehen werden, nicht ganz entziehen, und hat insofern selbst an den Romantikern einen Antheil.

Nachdem wir somit gezeigt haben, wie die auf rein protestantischem Boden erwachsenen Systeme Kant's und Fichte's auch der Theologie und insonderheit der deutschen Dichtung jener Zeit diesen Charakter aufprägten; nachdem wir gesehen, wie Herder, Schiller, Goethe ihrem eigentlichsten Wesen nach Protestanten waren, so liegt uns nunmehr ob, zu erweisen, in welchem Verhältniss zu Katholicismus und Protestantismus die Epigonen der Sturm- und Drang-Periode, namentlich die Romantiker, stehen, und inwieweit bereits von Klopstock an die Romantik sich verbreitete. Zu dem Ende aber müssen wir uns abermals eine Excursion in's Gebiet der Philosophie erlauben.

Die beiden philosophischen Systeme, die die neueste Zeit beherrschen, sind das ältere Schelling'sche und das Hegel'sche. Jenes, auch unter dem Namen der „Naturphilosophie“ oder der „Philosophie des Absoluten“ oder der „Identitätsphilosophie“ bekannt, kommt schliesslich auf die Vereinigung des Idealismus mit dem Realismus hinaus und löst so wesentlich die Aufgabe jener Zeit. Denn der Isolirtheit des Fichte'schen Ich gegenüber machte sich die Realität der Aussenwelt zu gewaltig geltend, als dass die Behauptung, Alles sei nur Einbildung, noch lange hätte Stich halten können. Vielmehr liess Schelling die Welt sich in unserm Ich, wie uns in der Welt uns wiederspiegeln und belebte dadurch die gedankenlose Objectivität. Gott und Welt, Geist und Natur sollten für unser Bewusstsein in eine lebendige Beziehung und Wechselwirkung gesezt werden. Die Weltseele, sagt er, reflectire sich in der Menschenseele; im Mikrokosmos, dem Menschen, wiederhole sich die Welt, wie in ihm Gott als Gott sich erkenne. Dadurch ging also die trockne,

geistlose, todte Naturbetrachtung, wie sie in den Rationalisten ihren Culminationspunkt erreicht hatte, in eine lebendige, poetische Betrachtung der Natur über; daher denn gerade Dichter und Künstler die grössten Verehrer dieser Philosophie waren. Aber auch auf dem Gebiete der Wissenschaft, insonderheit auf dem der Theologie, zeigte sich der bedeutende Einfluss der Naturphilosophie. Während sie scheinbar den alten, von den Rationalisten verlassenen Kirchenglauben wiederherstellte und daher von Vielen als die Wiedererweckerin des positiven Christenthums begrüsst wurde; während sie von einer Menschwerdung Gottes, von einer Dreieinigkeit, von einem Sündenfall, wie Zinzendorf, von einem leidenden Gotte redete und selbst die Lehre vom Teufel wieder zu Ehren brachte, so ist das Ganze doch im Grunde nichts Anderes, als ein geistreiches Spiel der Phantasie, wie es bei den pantheistischen Gnostikern und den Mystikern, besonders bei Jakob Böhme, sein Wesen getrieben hatte. Während jedoch die frühere Mystik die practische Heiligung im Auge hatte, so entbehrte, wie wir sehen, die Naturphilosophie und die auf ihr fussende, in ihr vollständig aufgehende christliche Theologie der damaligen Zeit aller sittlichen Fruchtbarkeit und liess den Wissenstrieb weitaus vor dem Besserungstriebe vorwalten; sie machte die völlig unprotestantische Unterscheidung zwischen Esoterikern und Exoterikern und wurde daher auch vielfach von den Katholiken ausgebeutet. Andrerseits lag es aber auch wieder in der Natur dieses Systems, dass es Tiefe, Innigkeit und Begeisterung in das Studium der Theologie hineinbrachte.

In diesem Sinne ist Schleiermacher epochemachend für die neuere Theologie geworden. Vorzüglich sind es seine „Reden über Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern,“ in denen der grosse Einfluss, den Schelling auf ihn geübt hat, sich bekundet, so dass sie ihm sogar die Anklage des Pantheismus zuzogen. Und allerdings ist in diesen Reden weder von einem persönlichen Gotte noch von persönlicher Unsterblichkeit die Rede; vielmehr setzt er dem kalten deistischen Glauben jener Zeit die lebendige, poetische, geistige Ansicht von einem immanenten Gott entgegen, und verräth dadurch eine Neigung zum Pantheismus. Doch nur im edelsten Sinne; denn in denselben

Reden verlangt er vom Philosophen die Religiösität eines Spinoza und vom Künstler die eines Novalis. Später tritt er in immer entschiedeneren Gegensatz gegen Schelling und steht mehr auf dem Standpunkte der Gefühlsphilosophie Jacobi's, den wir, um nicht zu weitläufig zu werden, hier übergangen haben. Schleiermacher und de Wette, den wir auch nur dem Namen nach anführen können, wurden die Begründer der sogenannten „ästhetischen," d. i. einer sich ihres Verfahrens klar bewussten, fromm begeisterten, gemüthlichen Betrachtungsweise der Religion, in specie des Christenthums.

Während Schleiermacher, ähnlich wie Herder, von beiden Seiten angefochten wurde, indem die Rationalisten ihn der Zweideutigkeit beschuldigten, die strengen Orthodoxen dagegen unbedingte Rückkehr zum Alten verlangten, erwuchs Letzteren eine scheinbare Stütze im Hegel'schen System.

Während Schleiermacher den Glauben über das Wissen stellt und als Basis der Religion zunächst das Gefühl, und zwar das Abhängigkeitsgefühl bezeichnet, dringt Hegel vor Allem auf Erkenntniss. Doch unterscheidet er auf dem Boden der Erkenntniss die religiöse Vorstellung von der Idee oder dem Begriffe. So sollten wir gleichzeitig über das gedankenlose Sichhingeben an einen überlieferten Stoff und über die subjective Willkür, mit der sich die bisherige Theologie die Aussenwelt hatte zu erklären suchen, hinausgehoben werden dadurch, dass wir nicht nur, wie Schelling es thut, im Reiche der Natur, sondern auf dem Gebiete des gesammten Wissens, der Kunst und Religion unser Bewusstsein sich des den Dingen innewohnenden und sie bewegenden Begriffes bemächtigen lassen, oder, wie er sagt, dadurch, dass wir die „Immanenz", die „Selbstbewegung des Begriffes", den „absoluten Process" oder den „Chemismus des Gedankens" in Allem zu erkennen suchen. So sollten Realismus und Idealismus, Glaube und Wissen vollständig in einander aufgehen. Während nun die sogenannte rechte Seite der Hegelianer in der neuen Speculation nur eine Vertiefung und Vergeisterung der Kirchenlehre fand, wiesen die Schüler der linkenSeite, zu deren Vorkämpfern sich Strauss und Bruno Bauer aufwarfen, die Kirchenlehre, überhaupt alle historischen Stützen des Christenthums in's Reich des Mythus; ja Feuerbach stellte

sogar die Religion des Menschen überhaupt als Selbsttäuschung dar.

Seit der Hegel'schen Philosophie ist abermals ein neuer Geist, ein völliger Umschwung in der Wissenschaft, besonders auch in der Theologie eingetreten. Der crassen Unwissenheit der Pietisten und Rationalisten gegenüber wurde jetzt von jedem Theologen eine tüchtige exegetische und historische, ja auch philosophische Bildung verlangt. So ward das Bibelstudium frei von sich blähender äusserlicher Schriftgelehrsamkeit, ebenso wie von der immer mehr überhand nehmenden völlig willkürlichen Erklärung der Bibel; es gewann an Unparteilichkeit und lebendigem Interesse zugleich. Namentlich war es auch die Kirchengeschichte, die durch Neander zuerst eine geistigere Behandlung erfuhr, da man jetzt dazu gelangt war, sich mit Liebe in fremde Zeiten und Zustände, auch im Einzelnen, zu vertiefen. Auch für christliche Kunst und Sitte fing man sich wieder an zu interessiren, wie überhaupt der Sinn für das Symbolische erwachte und auch für die Dogmen der Kirche das Verständniss geöffnet wurde. Während wir ferner am Ende des vorigen Jahrhunderts eine auffallende Verwässerung des Kirchenliedes zu beklagen hatten, machte sich jetzt auch hier der conservative Geist der Zeitphilosophie geltend: man wandte sich wieder mit Vorliebe zu den alten Kirchenliedern. Auch Cultus und Kirchenverfassung wurden Gegenstand des allgemeinen Interesses; Hegel selbst hatte ja den Cultus als die höchste That des menschlichen Geistes bezeichnet. In allen Disciplinen der protestantischen Theologie begann man in die Tiefe zu forschen, wollte vor Allem Wahrheit, auch wenn man sie im Lager des Gegners, der römisch-katholischen Kirche, anträfe. Wie somit also der Entwickelungsprocess der Kirche zu dereinstiger wahrer Katholicität, worüber wir uns an dem Eingange unserer Abhandlung ausführlicher verbreitet haben, auf dem protestantischen Gebiete einen wesentlichen Fortschritt nahm, begann es sich jetzt endlich auch in der römisch-katholischen Kirche ernstlich zu regen, und manches Zugeständniss wurde dem Protestantismus gemacht, manche Annähernng an ihn versucht. Zwar hatte es seit der grossen Kirchenverbesserung auch in der römisch-katholischen Kirche an reformatorischen Bestrebungen nie gänzlich gemangelt. Es

gab stets Einige, die der päpstlichen Allgewalt Schranken zu setzen, das Mönchsthum zu reformiren, den Volksunterricht zu verbessern und strengere Sitte einzuführen suchten; doch konnten diese freieren Richtungen niemals aufkommen, gegenüber der ausgebreiteten Wirksamkeit der Jesuiten, die gerade dadurch, dass sie ein Hauptmittel der Reformation, die classische Bildung, für ihre Zwecke adoptirt hatten, ein so gewaltiges Gegengewicht gegen dieselbe auszuüben vermochten. Dieser Orden wurde nun aber, als die Aufklärung auch in die katholische Kirche eingedrungen war, von Clemens XIV. aufgehoben, wiewohl er 1814 unter Ludwig XVIII. wiederhergestellt worden ist. Daneben machte der deutsche Katholicismus, namentlich schon unter Joseph II., energische Anstrengungen. das Abhängigkeitsverhältniss der Geistlichkeit vom Papst zu lockern. Auf diesem Gebiete vornehmlich zeigt sich die Wechselwirkung zwischen protestantischer und katholischer Kirchengemeinschaft, und zwar ist es eben die deutsche Wissenschaft, besonders die deutsche Philosophie, die das gemeinsame Band der Verständigung bildet. Auch in der katholischen Kirche erhoben der Mysticismus, Rationalismus, Kriticismus, Idealismus, Pantheismus nach einander ihre Stimmen, wie in der protestantischen. Auch dort werden seitdem biblische Kritik und Alterthumskunde sorgsam gepflegt. Die deutsche katholische Theologie hat ihre Celebritäten wie die protestantische: Sailer, Wessenberg, Dalberg, Hermes, Möhler sind es, die hauptsächlich zur Vergeistigung des Katholicismus beigetragen haben, wie auf der andern Seite Görres das hierarchisch-katholische Princip des Mittelalters vertritt. Franz Baader, Professor in München, suchte in seiner Dogmatik den Katholicismus vom Standpunkte der Schelling'schen Philosophie aus speculativ zu begründen und den Naturalismus und Spiritualismus durch das Zurückgehen auf eine uralte verlorene germanische Weisheit zu versöhnen. Hermes unternahm es, vom Kant-Fichte'schen Standpunkte aus die Theologie seiner Kirche mit der Philosophie zu vereinigen. Kurz, überall sehen wir auch in der katholischen Kirche den speculativen Geist sich Bahn brechen; immer mehr verschafft sich das Herder'sche Humanitätsprincip Geltung, mit dessen Hülfe allein eine dereinstige Einheit auch der sichtbaren Kirche erzielt werden dürfte. —

Begeben wir uns nunmehr wieder auf das Gebiet der deutschen Poesie.

Nach der Sturm- und Drangperiode, ja zum Theil noch in ihr erstand die sogenannte Romantische Schule, worauf schliesslich noch die sogenannte moderne Dichterschule zu nennen wäre.

Die romantische Schule ist das nothwendige Ergänzungsglied der Genieperiode. Hatten Klinger, der Maler Müller, Hahn, Lenz, Wagner u. A., im Anschlusse an Schiller und Goethe, die bereits von Herder angestrebten universalistischen Tendenzen verfolgt, nur dass sie mehr zerstörend als aufbauend dabei verfuhren, dass sie planlos, nur von einem unbewussten, dunklen Drange getrieben, den deutschen Geist mit dem fremden, die Poesie mit dem Leben zu verschmelzen suchten, und, gleich dem Goethe'schen Zauberlehrling, nicht die Kraft besassen, des einmal heraufbeschworenen wilden Geistes Herr zu werden, sich vielmehr von ihm derart überwältigen liessen, dass Manche von ihnen im Wahnsinn endigten; so adoptirten die Romantiker dies Streben der ganzen Zeit, nur dass die Besseren unter ihnen sich ihres Zieles klar bewusst zu werden strebten, wie denn Schlegel ein vollständiges Programm der Schule aufstellte. Er sagt: Die romantische Poesie sei eine progressive Universalpoesie, gleichsam die Dichtkunst selbst, die ewig nur werden, nie vollendet sein kann, und als ihr erstes Gesetz anerkennt, dass die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leide. Ihre Bestimmung sei nicht bloss, alle getrennten Gattungen der Poesie unter sich zu vereinigen, sondern sie auch mit allen andern Künsten, allen Wissenschaften, mit dem Leben überhaupt innig zu verschmelzen. Was also die Stürmer und Dränger bereits practisch ausgeführt, wurde von der romantischen Schule zum Gesetz erhoben. Während Jene jedoch mit zwar bedauernswerther, aber charaktervoller Leidenschaft, mit genialer Gewalt die Wirklichkeit in's Reich der Dichtung emporrissen, die Poesie wirklich im Leben suchten: flohen die Romantiker aus dem Leben der Gegenwart in das Mittelalter und vergruben sich in Mystik und heuchlerische Religiösität. Charakteristisch ist bei ihnen nur ihre Charakterlosigkeit. Denn jedes Positive wurde bei ihnen sofort durch die berühmte Ironie wieder aufgelöst. Und da sich ihnen die

Ueberzeugung aufdrängte, dass zur Verwirklichung der Einheit des Lebens mit der Poesie auch Einheit der Sitte, der Sprache, der Lebensanschauungen, des Strebens und vor Allem Einheit des Glaubens erforderlich sei, was sie mit ihrer symbolischen Weltansicht bezeichneten: so war die natürliche Folge davon, einmal dass gerade Mehrere der Hauptvertreter der Schule, Fr. Schlegel, Zacharias Werner, Adam Müller, in den Schooss der römisch-katholischen Kirche flüchteten; alsdann dass jetzt auch unter den Katholiken plötzlich ein Schwarm von Dichtern und Dichterlingen sich erhob. Bei alledem hat jedoch die romantische Schule auch nicht gering anzuschlagende Verdienste aufzuweisen. Auf ihre Anregung erwachte wieder die Neigung für das Volksmässige überhaupt. Auf ihrem Boden erwuchs die neue Wissenschaft der Literaturgeschichte, die grossartige, eine Welt von neuen Ideen aufschliessende deutsche historische Sprachforschung Jakob und Wilhelm Grimm's; ihrer Fähigkeit, fremde Stoffe gelten zu lassen, sich anzuempfinden, denselben sich anzuschmiegen, haben wir die Bekanntschaft mit der älteren romanischen Poesie und vor Allem den Umstand zu verdanken, dass Shakespeare Einer der Unsern geworden ist.

Wollen wir die Romantik bis zu ihrem Ursprunge verfolgen, so müssen wir bis auf die Bremer Beiträger, Klopstock und den Hainbund zurückgehen.

Schon in Haller konnten wir die Morgenröthe der Freiheit auf dem Gebiete unserer Poesie begrüssen. Er streifte zuerst die Fesseln des Regelzwanges und der reinen Verstandesdichtung ab und verschaffte dem Gemüth und Gefühl Eingang in die Poesie. Er und noch mehr die Anakreontiker betrachteten die Dichtkunst bereits als eine heitere Gefährtin, als eine Würze des Lebens. Mit Klopstock, ja selbst schon zu Gellert's Zeit, treten die Keime der romantischen Dichtung immer deutlicher hervor. Dadurch dass die Romane des Engländers Richardson in Deutschland bekannt wurden, begann sich die Empfindsamkeit in den Gemüthern zu regen. Der Cultus des Gefühls begann; innige Freundschaftsbande verknüpften die verschiedenartigsten Geister und Charaktere mit einander. Andererseits war die Durchdringung des Lebens durch die Poesie, wie schon bei den Anakreontikern in der Theorie, so in Klopstock's Persön-

lichkeit zum wirklichen Ausdruck gekommen. Während seines achtmonatlichen Aufenthalts in Zürich liess der Dichter des Messias, zum grossen Leidwesen Bodmer's, seines pedantischen Wirthes, seiner Leidenschaft für Gymnastik, ritterliche Uebungen und Festlichkeiten aller Art freien Lauf und wusste die Lust an heiterer Geselligkeit recht wohl mit dem erhabensten Schwunge der Dichtung zu vereinigen. In seinen Dichtungen hinwiederum treffen wir dieselbe Kühnheit der Phantasie, dieselbe Tiefe und Fülle subjectiver Empfindung, dieselbe Mannigfaltigkeit in den Formen, gegenüber den starren Versregeln und metrischen Gesetzen, an, wie bei den Romantikern, nur dass Klopstock es mit den antiken Formen ausschliesslich zu thun hatte. Dass diese empfindsame und revolutionäre Seite in Klopstock's Dichtung mit den katholisirenden Erscheinungen der damaligen Zeit zusammenhing, haben wir oben zu zeigen versucht. — Aber selbst der durch und durch protestantische Lessing sollte mit seiner „Emilia Galotti“ in diese Bewegung hineingezogen werden. Hier knüpfte der Tyrannenhass der Stürmer und Dränger an, der sich, gemischt mit Klopstock'schem Unabhängigkeitsgefühl, in wilden Accenten Luft machte.

Obgleich in allen andern Beziehungen das gerade Gegentheil Klopstock's, ist Wieland ebenfalls, und noch bei weitem mehr, ein Vorläufer der Romantiker zu nennen. Dies sonderbare Gemisch von Idealismus und Materialismus, dies Schwanken zwischen Heiligem und Weltlichem, jene ganz eigenthümliche Altklugheit und Frühreife, jene Sicherheit, mit der Wieland schon als Knabe auf die die ganze romantische Poesie, die halb Geschichte, halb Roman, halb Poesie, halb Philosophie und Moral ist, enthaltende Cyropädie und später auf die mittelalterliche Dichtung fiel; diese seine ganze alexandrinisch-ritterliche Poesie nebst seiner entschiedenen Vorliebe für romanische Dichtungen und endlich seine Uebersetzung des Shakespeare — wiederholt sich nicht alles dies in der eigentlichen romantischen Schule? Allerdings weiss er Nichts von jenem ahnungsvollen mittelalterlichen Dämmerlichte, in dem jene lebte und webte, wählt auch die Romantik nicht um ihrer selbst willen zum Stoff, sondern nimmt von ihr nur den sagenhaften Hintergrund und die Einkleidung, zeigt eigentlich auch nur für die französische Feenwelt

eine besondere Vorliebe und behandelt selbst diese im Ganzen nur ironisch, wie er sich überhaupt über seine Helden und Heldinnen oft genug lustig macht. Aber trotz seinem geringen Respect vor dem Mittelalter zeigt er gerade durch die Willkür, mit der er dasselbe seinen Zwecken dienstbar macht, eine innige Verwandtschaft mit Manchem aus der romantischen Schule.

War eines der hauptsächlichsten Merkmale der romantischen Schule das Streben nach Universalismus, die Tendenz, die Poesieen aller Völker zu vereinen, die Fähigkeit, sich in Alles hineinzudenken und hineinzuempfinden, so muss Herder mit vollstem Rechte ebenfalls zu ihren Vorläufern gezählt werden. Er ja regte diesen universalistischen Humanitätsbegriff zuerst an in unserer Dichtkunst und besass diesen Universalismus in dem grossartigsten, damals noch von keinem Menschen auf Erden erreichten Maasse. Die Sprache, Sitte, Poesie aller Völker zu erfassen, die Poesie und Philosophie mit der Geschichte zu verschmelzen, haben die Romantiker ja von ihm erst gelernt. Der Begriff echter Volkspoesie ist durch ihn erst klar geworden.

Herder hatte die deutsche Nation gelehrt, den eigenen Geist mit dem fremden zu vermählen. Goethe realisirte diese Vermählung, indem er theils Gestalten bildete aus fremdem Stoffe mit eigener Form, theils aus eigenem Stoffe mit fremder Form; und insofern er diese fremden Elemente auch anderswoher als aus dem classischen Alterthum entnahm, sei es von den romanischen Völkern, sei es von den Orientalen oder auch aus dem deutschen Mittelalter, gehört auch er mit zu den Romantikern. Er war der Genius, der in dem Leben selbst den dichterischen Stoff mit glücklichem Griffe zu erfassen, der das Wirkliche selbst poetisch zu gestalten wusste, nur dass er nicht, wie die Meisten der Romantiker, mit subjectiver Willkür dabei verfuhr, sondern auch der Objectivität — und das wird gerade als seine Hauptstärke gerühmt — ihr Recht wahrte. Da ist nichts Gemachtes, Erkünsteltes, besonders in seinen lyrischen Producten; Alles ist einfach, natürlich, wahr. Diejenigen seiner grösseren dichterischen Productionen, die gewissermassen romantisch genannt werden müssen, fallen theilweise in seine Jugend, hauptsächlich aber in die Periode seines Greisenalters. Dort wäre „Götz von Berlichingen“ wegen des mittelalterlichen Stoffes

und „Werther“ wegen der sich darin aussprechenden Sentimentalität zu nennen; aus seiner Altersperiode wären die „Wanderjahre“, der „Faust“, namentlich dessen zweiter Theil, dahin zu rechnen; aber auch in den anderen Compositionen jener Zeit, der „Novelle“ vom Löwen, in „Wahrheit und Dichtung“, im „Westöstlichen Divan“ etc. könnte man romantische Anklänge nachweisen — ein deutlicher Beweis, dass auch Goethe jetzt unter dem Einfluss des Schelling'schen Systems sich befand, nur dass er mehr den philosophischen Kern desselben sich angeeignet hatte, während die Romantik mehr das Phantasiereiche, das Phantastische daraus entnahm.

Schiller verräth in den Dichtererzeugnissen seiner Jugend, den „Räubern“, in „Cabale und Liebe“, „Fiesko“, schon insofern sie den Stempel der Sturm- und Drangperiode an sich tragen, Verwandtschaft mit den Romantikern; noch mehr aber in „Maria Stuart“, im „Gang nach dem Eisenhammer“, und im „Grafen von Habsburg“, sofern darin, wenn auch mehr nur scheinbar, katholisirende Tendenzen vertreten sind.

Die Dichter der Sturm- und Drangperiode zerfallen eigentlich in zwei Gruppen. Die eine ist der Göttinger Dichterbund, der sich um Klopstock sammelt; die andere nahm ihren Ausgangspunkt in Frankfurt a. M. und bekannte sich zu Shakespeare als ihrem Genius, zu Goethe als ihrem Führer. In beiden Schulen, wie in ihren Meistern, gewahren wir starke Anklänge an die Romantik. Beider Wahlspruch war: „Natur! Ursprünglichkeit! Freie Selbstbestimmung! Poetisches Leben und lebendige Poesie!“ Bei Beiden geht sprudelnde Lebenslust mit tiefer Schwermuth Hand in Hand. Wie bei den Romantikern, treffen wir auch bei Jenen einen unaufhaltsamen Schwung der Phantasie an, theils ein Zurückfallen in den derbsten sinnlichen Genuss. Revolutionäre Willkür paart sich mit Patriotismus, das keckste Ueberspringen gesellschaftlicher und bürgerlicher Schranken mit heiliger Ehrfurcht für die Bande der Familie, mit der Achtung für die Frauen, für Tugend, Religion, für alles Gute, Schöne, Edle.

Nur Einen wollen wir aus diesen beiden Gruppen hervorheben, Fr. L. Graf zu Stolberg, der bereits in eminentem Sinne ein Vorläufer der Romantiker genannt werden muss, und

mit ihm die Reihe Derjenigen unter den Anhängern der eigentlichen romantischen Schule eröffnen, die vom Protestantismus zum Katholicismus übertraten, um sodann die Protestanten gebliebenen und schliesslich die katholischen Romantiker anzureihen, indem wir jedoch von Allen nur noch die hervorragendsten Persönlichkeiten kurz berühren und uns Ausführlicheres für eine spätere Zeit vorbehalten.

Während z. B. Winckelmann lediglich um äusserer Vortheile willen zum Katholicismus übertrat, im Uebrigen aber sich völlig indifferent verhielt zur Religion überhaupt, so geht der Confessionswechsel Stolberg's aus einem nach siebenjährigem Kampfe entstandenen religiösen Bedürfniss hervor. Früher, wie sein Bruder, ein Mitglied des Göttinger Dichterbundes, in innigster, durch den gemeinsamen Eifer für classische Studien noch tiefer begründeter Freundschaft mit Voss stehend, ein enthusiastischer Schwärmer für politische Ideale, unterlag er allmälig den Eindrücken, die er in Rom, bei Lavater und noch nachhaltiger in dem Kreise der Fürstin Gallizin, der sich in Münster um sie gebildet hatte, empfing, wandte sich von den classischen Studien zu mittelalterlichen und wurde aus einem orthodoxen Lutheraner Katholik. Stolberg war ganz Gefühlsmensch, mit sinnlich-phantastischer Beimischung; daher ihn gerade der Münster'sche Kreis so anzog. Die Fürstin nämlich, früher eine eifrige Anhängerin Voltaire's und Diderot's, war die enthusiastische Schülerin des christlichen Philosophen Hemsterhuis geworden und hatte sich durch den Minister Fürstenberg und einige katholische Geistliche tiefer und tiefer in das innere Wesen des Christenthums einführen lassen. Dies war jedoch weniger das römisch-katholische Christenthum mit seiner äusseren Werkheiligkeit und seinen todten Satzungen, als vielmehr das mit der deutschen Mystik zusammenhängende Gefühlschristenthum eines Lavater, Hamann, Claudius u. A., das aber freilich mit katholischem Pietismus gefärbt war, wie F. H. Jacobi in seinem Briefwechsel mit Goethe ihm mittheilt. Während jedoch Lavater u. A. es bei diesem heimlichen Katholicismus bewenden liessen, trat Stolberg offen zur katholischen Kirche über, weil er hier den besten Schutz gegen die aufklärenden Tendenzen der Zeit zu finden meinte. Die romantische Poesie selbst ist

also noch bei Stolberg weniger Schuld an seinem Uebertritt; weit mehr ist es bei Schlegel und Zacharias Werner der Fall.

Wie wir oben den Einfluss der katholischen Elemente, die sich seit Schelling in die Philosophie eingeschlichen haben, und der protestantischen, von denen die katholische Theologie allmälig durchdrungen wurde, auf die Entstehung der Romantik zu zeigen versucht haben, so tritt bei diesen beiden Persönlichkeiten auch das Umgekehrte recht deutlich hervor, der Einfluss der romantischen Poesie auf die Religion. Während jedoch bei Schlegel neben dem Einflusse der Romantik auch das religiöse Motiv sichtbar ist, so tritt jener bei Zacharias Werner, in schreiender Uebertreibung und alles sittlichen Gehaltes entbehrend, in den Vordergrund.

Stolberg hatte in der katholischen Kirche eigentlich mehr nur das einfache biblische Christenthum gesucht; Schlegel hatte dagegen mehr das formelle Kirchenthum im Auge. Jener lässt sich durch den Einfluss Anderer zum Katholicismus bestimmen. Dieser construirt ihn sich wissenschaftlich als nothwendige Form der sichtbaren Kirche und hofft dereinst im Schoosse der katholischen Kirche eine von Schelling'schem Pantheismus gereinigte Naturphilosophie, eine alleinseligmachende christliche Philosophie erstehen zu sehen. Dass aber auch die sittliche Verirrung der Romantik, sowie ihre Vorliebe für die mittelalterliche Zeit und für mittelalterliche Formen bedeutend mitgewirkt haben zu seinem Uebertritt, geht einmal aus seiner schon vier Jahre vor demselben erschienenen „Lucinde“ hervor, in der er eine über alle Beschränkung der sogenannten Convenienz sich hinwegsetzende Moral predigte und der Emancipation des Fleisches den Weg bahnte; andererseits aus seinen „Vorlesungen über Literatur“, die er in Wien hielt, in denen er die mittelalterliche Zeit als die Glanzperiode heraushob und die Reformation nicht nur als einen Abfall vom Glauben, sondern auch als Abfall von der echten Poesie und Kunst darstellte.

Wollen wir nun bei dem geistreichen, tief wissenschaftlich gebildeten Schlegel die Reue über ein Werk wie seine „Lucinde“ auch weniger als Motiv für seinen Uebertritt bezeichnen, so ist derselbe jedoch bei Zacharias Werner Nichts weiter,

als eine geistige Bankerotterklärung, das Sichanklammern eines Unglücklichen an den letzten Rettungsbalken nach erlittenem Schiffbruch. Und diesen Schiffbruch hatte die Romantik zu Wege gebracht. Davon geben seine poetischen Erzeugnisse, besonders seine Dramen, „Die Söhne des Thales“ und „Die Weihe der Kraft“, genügendes Zeugniss. Während Schlegel in seinem Drama „Alarcos“ das Antike mit dem Romantischen verschmolzen hat, tragen jene Stücke durchweg einen ausgeprägten romantischen Charakter.

Von anderen Apostaten im Anhange der romantischen Schule wären noch Adam Müller und Ludwig von Haller zu nennen; doch traten sie hauptsächlich aus politischen Sympathieen, aus Vorliebe für die alte Aristokratie, für das Conservative zum Katholicismus über.

Von denjenigen Romantikern, die in der protestantischen Kirche verblieben, heben wir nur Novalis und den Baron La Motte Fouqué hervor, indem wir auf Tieck, den eigentlichen Begründer der Schule, und auf die anfänglich beabsichtigte Darstellung der Entwickelung der sogenannten modernen Schule aus Jean Paul, Börne und Heine, wie auf die Darlegung des speciellen Einflusses der Hegel'schen Philosophie auf unsere Dichtung für diesmal verzichten.

Bei Novalis oder, wie er eigentlich hiess, bei Hardenberg zeigt sich vornehmlich, dass die religiöse Strömung der Zeit auch fördernd auf die romantische Poesie eingewirkt hat, und seine geistlichen Lieder sind es, die umgekehrt wieder zur Erweckung eines wahren Christenthums, einer echten katholischen Gesinnung nicht wenig beigetragen haben, während seine prosaischen Schriften oft einer unbestimmten pantheistischen Gefühlsbegeisterung das Wort reden und entschiedene Neigung zum römischen Katholicismus bekunden. Ja selbst in einigen seiner Lieder steigert sich dieselbe durch das Ineinanderwirren einer romantisch-verklärten, sinnlichen Liebe und der religiösen bis zum ausgeprägten Mariencultus. Während aber die meisten seiner geistlichen Lieder ganz dazu geeignet sind, in den verschiedenen Lagen und Stimmungen des Lebens die heiligsten Mitgefühle, auch des strengsten Protestanten, zu erwecken, redet er z. B. in dem Fragment „Die Christenheit oder Europa“

in extremster Weise dem crassesten römischen Katholicismus das Wort. Aus allen seinen mannigfaltigen Verirrungen heraus spricht uns jedoch ein durchaus edler Geist an, und die Liebe zum Erlöser bildet den Grundton seiner religiösen Stimmung.

Während bei Novalis eine herrnhutische Erziehung den Grund zu seiner Geistesrichtung gelegt hatte, so verfloss Fouqué's Kindheit unter rationalistischen Einflüssen. Sein weiches Gemüth und seine rege Phantasie konnte aber keine Befriedigung dabei finden; er nahm zur Romantik seine Zuflucht. Vor Allem zogen ihn die in den romantischen Dichtungen dargestellten Herrlichkeiten des katholischen Gottesdienstes und der Legendenwunder an, sodass er oft im Begriffe stand, zur katholischen Kirche überzutreten. Doch that er es nicht, vertiefte sich aber in Jakob Böhme, den Vater der protestantischen Mystiker, der ja auch bei den übrigen Romantikern und bei den Naturphilosophen als die Quelle der tiefsten Weisheit verehrt wurde. Durch den Umgang mit Fichte und durch den ernsten politischen Kampf wurde er allmälig auch innerlich wieder zum Protestantismus zurückgeführt.

Es bleibt uns schliesslich noch übrig, des wichtigen Umstandes zu gedenken, dass seit der Einführung katholischer Elemente in die philosophische Speculation auch die Katholiken sich eifrig der Dichtkunst zuwandten. Namentlich waren es die Freiherren Dalberg und Wessenberg, die hier für Verbreitung der Aufklärung Sorge trugen, Ersterer als eifriger Pfleger und Beschützer der Kunst und Wissenschaft, Letzterer durch eigene poetische Leistungen auf lyrischem, epischem und dramatischem Gebiete. Von katholischen Romantikern führen wir Clemens Brentano, Eichendorf und Schütz an. Ersterer hat sich durch sein „Wunderhorn", das er mit Achim v. Arnim zusammen herausgab, das grösste Verdienst um die deutsche Poesie erworben, während Eichendorf's Poesieen sich durch seelenvolle Wahrheit auszeichnen und Schütz im historischen Drama von epochemachender Bedeutung geworden ist. In neuester Zeit ist die Schaar der katholischen Dichter noch bedeutend gewachsen, sodass, wenn anders wir uns schon diesmal auf eine nähere Betrachtung derselben einlassen wollten, wir sie nach verschiedenen Gruppen ordnen und eine Oester-

reichische, eine Bayerische, eine Rheinisch-Westphälische, eine Schwäbische, eine Schweizerische und eine Norddeutsche Gruppe unterscheiden müssten.

Fassen wir nunmehr alles bisher Gesagte kurz zusammen, so ergiebt sich für das Verhältniss des Katholicismus, gegenüber dem Protestantismus, zur Förderung der deutschen Poesie seit dem Westphälischen Frieden Folgendes:

Stand uns von vornherein fest, die Literatur, in specie die Poesie sei ein Spiegel des geistigen Lebens der Nation, mithin auch der theologisch-wissenschaftlichen und kirchlich-religiösen Bildung derselben; nehmen wir somit an, dass die Entwickelung der christlichen Kirche in engem Zusammenhange, ja in stetem Wechselverhältniss mit der Förderung der Poesie stehe, und bezeichneten wir als den Zielpunkt der beiderseitigen Entwickelung die endliche Ausgleichung aller Gegensätze, die durch die Reflexion vermittelte, also bewusste Rückkehr zur Ursprünglichkeit: so haben wir im weiteren Verlaufe der Abhandlung diese Sätze durch eine Darstellung der kirchlich-religiösen und poetischen Erscheinungen seit dem Westphälischen Frieden zu erhärten gesucht. Die Reformation war der Zeitpunkt, in dem die Gegensätze ihren Culminationspunkt erreicht hatten und zu offenem Bruche führten. Von da an begann der Läuterungsprocess in der Doppelkirche, um die ursprünglich unbewusste Katholicität in bewusster Weise dereinst wiederherzustellen, nur dass die römisch-katholische Kirche sich darin von der protestantischen weit überflügeln liess und eigentlich erst in den Zeiten der Aufklärung selbstthätig in jenen Entwickelungsprocess mit eingriff. — Wie aber in jedem derartigen Process für das menschliche Auge, dem die Zukunft verhüllt ist, oft Stillstand, ja Hemmung oder gar Rückschritt einzutreten scheint, so war es auch hier. Wir sahen den Protestantismus am Anfange unseres Zeitraumes in todtem Buchstabenglauben und starren Orthodoxismus, in Scheingelehrsamkeit und bedientenhafter Abhängigkeit befangen, bis ihm die Mystik und der Pietismus, gerade weil sie auch katholische Anschauungen und Tendenzen in sich aufgenommen hatten, allmälig Leben einhauchten und die starre Eisrinde brachen, so dass nun auch die Poesie, die zu den Zeiten Opitz' und der zweiten Schlesischen Schule unter den Fesseln

des Regeldrucks und des steifen Formenwesens, der Gelehrtthuerei und der Kriecherei schmachtete, wieder auflebte und namentlich in der geistlichen Lyrik herrliche Blüthen zu Tage förderte; und zwar wurde gerade von Seiten der katholischen Mystiker, Spee und Silesius, nahezu das Beste geleistet. Mystik und Pietismus arteten jedoch bald aus, und alsbald nehmen wir dieselbe Erscheinung auf dem Gebiete der Poesie wahr. Der wohlthätige Einfluss jedoch jener religiösen Richtungen wirkte fort. Die Aufklärungsperiode bereitet sich vor; man sucht den kirchlichen Dogmenkram und den poetischen Regelzwang, der unter Gottsched seinen Gipfel erreicht hatte, zu beseitigen, bis mit Lessing das Zeitalter der Toleranz und mit Herder das der Humanität hereinbricht. Der Protestantismus ward immer mehr von seinen Schlacken gereinigt. Aber so echt protestantisch die Bestrebungen der Aufklärung waren, so waren sowohl Philosophie und Theologie als Poesie, eben weil sie von dem Princip der Toleranz und Humanität durchdrungen waren, d. h. weil sie das wahrhaft Menschliche und wahrhaft Göttliche suchten, und wenn sie es auch zum Theil aus dem feindlichen Lager der Katholiken holen sollten, den katholisirenden Einflüssen des späteren Mysticismus und Pietismus ausgesetzt, sodass, nachdem Naturalismus, Rationalismus, Supranaturalismus, Idealismus ihre Trümpfe ausgespielt hatten, die Naturphilosophie Schelling's und das speculative System Hegel's nebst der von ihnen afficirten Theologie geradezu mit dem Katholicismus zu liebäugeln begann. Doch weit entfernt, dies als einen wirklichen Rückschritt der christlichen Kirche zu bezeichnen, müssen wir vielmehr schon darin einen unendlichen Fortschritt erkennen, dass jetzt ja auch der katholischen Kirche Gelegenheit gegeben ward, sich an diesem Entwickelungsprocess lebhafter zu betheiligen. In Theologie wie Poesie begann es dort sich mächtig zu regen, wenn auch noch immer in weit geringerem Grade als auf protestantischem Gebiete. Während ferner die katholische Kirche früher besondere Ueberredungskünste, jesuitische Umtriebe, Vorspiegelungen von irdischen Vortheilen aufbieten musste, um sich neue Anhänger zu verschaffen, so liefen ihr diese nun von selbst zu. Denn war ihnen durch den verflachten Rationalismus, der gegen Alles protestirte,

am meisten gegen die Grundlehren des Protestantismus selbst, der Alles als Katholicismus, Pfaffen- und Jesuitenthum verdächtigte, was mit Achtung und Liebe von den christlichen Instituten redete, was sich die Verbreitung christlicher Grundsätze, die Einleitung christlicher Verbindungen angelegen sein liess, die protestantische Kirche verleidet worden, so meinten sie jetzt die durch Schelling und Hegel angestrebte Versöhnung zwischen Glauben und Wissen am ersten und sichersten in der katholischen Kirche erreichen zu können. War dies zwar für die protestantische Kirche scheinbar ein augenblicklicher Verlust, so gewann die katholische dabei, wie wir sahen, um so mehr, und die Rückwirkung auf jene wird auch nicht ausbleiben, d. h. die Entwickelung der gesammten christlichen Kirche zu der wahrhaft einen, katholischen ist gerade in jener Zeit um ein Bedeutendes gefördert worden.

Dasselbe haben wir auf dem Gebiete unserer Poesie gesehen. Trotz dem protestantischen Charakter unserer zweiten classischen Periode konnten wir dennoch von Klopstock bis Goethe katholisirende Elemente wahrnehmen, bis wir endlich bei den Romantikern die katholischen Einflüsse dergestalt überhand nehmen sahen, dass nicht nur ihre Poesieen zum Theil rein katholisches Gepräge tragen, sondern auch unter ihnen gerade die meisten Ueberläufer zum Katholicismus, ja selbst, wie in der Klopstock'schen Schule Mastalier und Denis, viele geborene Katholiken sich finden, von denen wir für diesmal jedoch nur drei kurz berühren wollten, indem wir in Betreff der andern auf die Geschichte der katholischen Literatur von Moritz Brachl verweisen. Sollen wir dies nun einen Rückschritt in unserer Poesie nennen? Gewiss ebensowenig, als wir die regere Theilnahme der Katholiken an der theologischen Wissenschaft als einen Rückschritt in der christlichen Kirche bezeichnen konnten. Vielmehr wird auch hier der heilsame Rückschlag nicht ausbleiben, werden die der Romantik zu Grunde liegenden Elemente wahrer und edler Mystik, wenn sie auch nicht vor Entartung und Uebertreibung sicher waren, mit ihrem verklärenden und vertiefenden Einfluss die schädlichen Folgen, die sie gehabt, schliesslich ebenso überdauern, wie wir es besonders im geistlichen Liede des achtzehnten Jahrhunderts sahen, und werden

die Bestrebungen der Romantiker, die Poesie mit dem Leben zu verschmelzen, mit einem Worte eine wahrhaft christliche Poesie zu schaffen, dereinst ebenso realisirt werden, wie das Streben der Kirche nach Einheit und nach Ausgleichung aller Differenzen.

Stralsund. Dr. W. Backe.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Die Sprache der Deutschen, nach ihrer Geschichte, ihrer Literatur und ihren Mundarten dargestellt und für Deutschlands Volksschullehrer, sowie für den Gebrauch in Schullehrer-Seminarien u. s. w. Herausgegeben von K. H. G. Davin, Seminarlehrer. Erfurt und Leipzig. G. W. Körner, Verlags-Kirchen- und Schulbuchhandlung. 1864. gr. 8. IV u. 351 S. (Preis 1 Thlr. 15 Sgr. Partie-Baarpreis: 12 Exempl. à 28 Sgr. und 1 frei.)

Das Werk ist vor längerer Zeit erschienen, verdient aber wohl, dass die Aufmerksamkeit derer, die eine kurze und dabei doch vollständige Uebersicht der deutschen Sprach- und Literaturgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf die neueste Zeit verlangen, von neuem auf dasselbe gelenkt werde. Der Verfasser hat bei seiner Arbeit zunächst Volksschullehrer im Auge gehabt, und hat seine Ausdrucksweise und Darstellung der Bildungsstufe gerade dieses Berufes angepasst; diese Bildungsstufe selbst aber umfasst viel mehr Kreise und Stände, als durch das Wort Volksschullehrer bezeichnet wird, sie entspricht dem, was man gemeinhin als allgemeine Bildung bezeichnet. Es kann ausserdem leicht Jemand in anderen Zweigen des Wissens eine höhere Stufe erreicht, in Bezug aber auf die Kenntniss der Geschichte der Sprache und Literatur nur allgemeine Vorstellungen sich erworben haben, die er auf eine bequeme Weise durch dieses Buch vervollständigen und klarer, lebendiger und farbiger machen kann. Gerade die Berücksichtigung dessen, was die Geschichte der Sprache betrifft, vermisst man in den gangbaren, für das grössere Publikum berechneten Geschichten der Literatur; und was darin in dieser Hinsicht doch immer nur mehr andeutungsweise vorkommt, setzt zu seinem Verständniss eine viel zu genaue Kenntniss der Sache voraus, als dass die Andeutungen selbst fruchtbar sein, d. h. eine klare Anschauung der Geschichte der Sprache hervorbringen könnten. In dem vorliegenden Buche sind als Sprachbeispiele die gewöhnlich als solche in Sammlungen der Art vorkommenden, besonders für die ältere Zeit aber mit den eingehendsten Erläuterungen versehen, aufgenommen, und ein Streben, Neues hier einzuführen, wäre auch sehr an unrechter Stelle gewesen. Dass die Auswahl von Sprachproben aus neuerer Zeit nicht umfassender sein konnte, ist durch den beschränkten Umfang des Werkes bedingt, ist aber aus naheliegenden Gründen gerade jetzt nicht weiter zu bedauern. — Freilich wird gegen manche in dem Buche geäusserte Behauptungen viel ein-

gewendet werden können, aber selbst unrichtige Ausdrücke, wenn es z. B. von der Uebersetzung dês Ulfilas heisst: es hätten sich davon noch einzelne Bruchstücke erhalten, oder: die Schreibweise des Althochdeutschen in der ersten Periode ist eine völlig willkürliche u. s. w. sind doch nicht so angethan. dass man die Vorzüge des Buches darüber übersehen müsste. Ganz besonders ansprechend ist der letzte Abschnitt, der sich mit den deutschen Mundarten beschäftigt. Durch das Werk von Firmenich sich durchzuarbeiten ist nur Wenigen vergönnt; wovon man aber wünschen muss, dass es allgemein bekannt sei, das ist hier in ausreichender Fülle zusammengestellt. Wenn das Buch eine neue Auflage erlebt, so wird der Verfasser natürlich die Stelle aus dem „Wahlaufrufe pommerscher Schulzen und Bauern im Jahre 1862“ weglassen. Solche Ergüsse momentaner politischer Stimmungen gehören nicht in ein Buch, das für längere Zeit und für weitere Kreise bestimmt ist. Dass übrigens die Beurtheilung der literarischen Erscheinungen sich ganz auf dem Standpunkte Wackernagel's, Vilmar's (Literaturgeschichte), Barthel's hält, wonach denn u. a. auch Lessing's Nathan als „materialistisches Drama“ bezeichnet wird — thut dem Werthe des Buches in unsern Augen keinen Abbruch. Wer sich über die religiöse und sittliche Stellung unserer Klassiker ein eigenes Urtheil bilden will, dem stehen die Werke selbst jetzt überall zu Gebote, und wer sich auf das Urtheil Anderer verlassen muss — für dessen religiöses und sittliches Wohl ist ein einseitiges Urtheil von dem bezeichneten Standpunkte aus nach unserer Meinung immer noch vortheilhafter, als eins von der entgegengesetzten Seite.

Berlin. M.

Heinrich Christian Boie. Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert von Karl Weinhold. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1868. gr. 8. X u. 389 S.

„Boie's Bedeutung liegt wesentlich in Anregung, Leitung und Veröffentlichung der Arbeiten Anderer; diese Berührungen nachzuweisen und zu schildern, war eine dankbare Aufgabe. Mein Buch giebt daher zur Kenntniss vieler Dichter und Schriftsteller jener Zeit (Boie ist 1744 geboren und 1806 gestorben) Beiträge, die zum Theil neu sind.“ So charakterisirt der Verfasser selbst die Bedeutung seines Helden und des Buches, das er über ihn herausgegeben hat, gewiss angeregt durch die Beziehungen, in welche er selbst in Kiel zu der Boie'schen Familie getreten ist, in welcher das Andenken an Heinrich Christian, als an einen Mann, dessen Name in der Glanzperiode unserer Literatur sich eine eigene Geltung verschafft hat, mit lobens- und liebenswürdiger Pietät gepflegt wird. Da Boie selber nicht Anspruch darauf machte, unter den Sternen erster Grösse an dem poetischen Horizonte des vorigen Jahrhunderts zu glänzen, und da die Schicksale seines innern wie äussern Lebens in keiner Hinsicht als ausserordentliche angesehen werden können, so ergiebt sich, dass das Hauptinteresse des Lesers sich viel mehr den Personen zuwendet, die durch seinen Lebenskreis hingegangen sind, oder richtiger: durch deren Lebenskreis er selber gegangen ist, als ihm selber, obgleich es an sich immer erfreulich bleibt, das Leben eines tüchtigen, redlichen, immer edel und hoch denkenden, überall das Beste Anderer auch mit Darbringung von Opfern erstrebenden und durchaus auf der Höhe der Bildung seiner Zeit stehenden Mannes vor uns vorübergehen und sich vollenden zu sehen. Das Hauptverdienst des Verfassers ist offenbar darein zu setzen, dass er seinen Stoff, der fast auf jedem Schritte zu den mannichfachsten Digressionen verlockte, in so knapper und gewandter Weise behandelt, dass dem Leser der Hauptgesichtspunkt des Buches nie verloren geht.

Es ist, wie wenn uns von einem Berggipfel aus eine Aussicht auf das weite Gebiet des literarischen Lebens des vorigen Jahrhunderts eröffnet würde, wo nun dieselben Dinge, die man sonst von anderen Gesichtspunkten aus gesehen hat, nur in anderen Linien erscheinen. Wir vermissen unter der Zahl der literarischen Heroen damaliger Zeit fast nur Winckelmann, mit dem keine Beziehungen Boie's obwalten, sonst giebt es kaum einen Mann erster und zweiter Grösse, über den nicht einige interessante Notizen beigebracht würden. Das Buch ist also von Niemandem zu übersehen, der sich mit einem genaueren Studium der Glanzperiode unserer Literatur beschäftigt. — Sollte es übrigens nicht möglich gewesen sein, die Abschnitte „Boie's Stellung zu der Literatur seiner Zeit" und „Der Göttinger Musenalmanach und das deutsche Museum" in die Schilderung des Lebensganges Boie's, welchen die ersten vier Bücher geben, zu verarbeiten? Der Verfasser würde, wenn er so verfahren wäre, dem Leser und sich selbst manche Wiederholungen erspart haben, und die Art, wie das Guhrauer-Danzel'sche Werk das Leben Lessing's, und wie Justi das Winckelmann's behandelt, weist die Möglichkeit einer solchen Ineinanderarbeitung sehr verschiedener Elemente beweisend nach. Die Mittheilung der Gedichte Boie's in einer umfassenden Auswahl können wir nur billigen. Abgesehen davon, dass einigen dieser Gedichte wirkliche Poesie innewohnt, sind sie recht geeignet, uns in das geistige Leben der in Betracht kommenden literarischen Kreise zu versetzen, und die Sauberkeit und Gewissenhaftigkeit, die philologische Eleganz, mit der der Verfasser des Buches bei der Herausgabe dieser Gedichte verfahren ist, erhöht den günstigen Eindruck auch der mancherlei Kleinigkeiten, die natürlich nicht fehlen durften, um ein vollständiges Bild auch des poetischen Schaffens Boie's zu gewähren. M.

Geschichte der polnischen Literatur. Uebersichtlich dargestellt von E. P. Breslau, Ernst Günther, 1868. gr. 8. 47 S.

Eine kurze, recht verständig angelegte Uebersicht der Geschichte der polnischen Literatur von der Einführung des Christenthums in Polen bis zu den neuesten Zeiten hin, die denjenigen Deutschen empfohlen werden kann, die sich einen raschen Ueberblick über den Umfang dieser Literatur verschaffen wollen. Denn für Deutsche ist das Buch offenbar bestimmt, weil der Verfasser sonst die polnische Sprache vorgezogen haben würde, und da, wo das Deutschthum und das Polenthum an ihren Grenzen zusammenstossen, mag auch das Interesse der Deutschen an dem Stande der polnischen Literatur grösser sein, als in einiger grösseren Entfernung von diesen Grenzstrichen. Denn das kann wohl behauptet werden, dass der specifische Unterschied der in den Werken der polnischen Literatur niedergelegten eigenthümlichen Lebensanschauung von der deutschen so bedeutend und tiefgreifend ist, dass auch die gefeiertsten Werke der Polen auf den Gang und das Wesen der deutschen Literatur keinen bemerkbaren Einfluss ausüben können. Viel näher stehen uns die eigenthümlichsten Werke der romanischen Völker als die der Slaven, und das beruht keineswegs darauf, dass die slavischen Sprachen in ihrem Bau dem Erlernen grössere Schwierigkeiten darbieten als die romanischen, — man braucht nur einige Zeilen im Konrad Wallenrod, dessen Gegenstand die deutschen Interessen doch so nahe berührt, zu lesen, um sofort in eine ganz andere, fremdartige, das deutsche Wesen nicht eben anmuthende Welt sich versetzt zu finden. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet hat das Wort und die Bezeichnung „classischer Schriftsteller" in der polnischen Literaturgeschichte nur einen relativen, auf das eigene Volk bezüglichen, nicht aber einen absoluten Sinn, wonach ein classischer Schriftsteller der Weltliteratur angehört. Dessenungeachtet wird kein gebildeter

Deutscher seine Freude an der Art und Weise haben, wie jetzt in Russland gegen polnische Sprache und Bildung operirt wird; auch ist es nicht wahrscheinlich, dass die russischen Behörden in ihrem Verfahren einen durchgreifenden Erfolg haben werden, da selbst wenn der Zweig der polnischen Literatur im russischen Polen wirklich ausgehauen werden sollte, die Zweige in Galizien und Preussen, und selbst die Schösslinge in Paris, Brüssel u. s. w. nicht aufhören werden zu blühen und Früchte zu tragen. Und das Bewusstsein von dieser Lage des Polonismus in den Deutschen lebendig zu erhalten, und darauf hinzudeuten, dass ein Volk, welches eine so ausgebildete Sprache und eine so reiche Literatur besitzt, doch nicht so ohne Weiteres aus der Reihe der lebensfähigen Völkerindividuen gestrichen werden kann und soll, das mag wohl mit ein Grund zu der Herausgabe des vorliegenden Buches gewesen sein, in dem doch auch manche interessante Einzelheiten zu finden sind. Dass Kopernikus als echter Pole figurirt, ist weniger überraschend, als dass auch der Zeitgenosse Dürer's, Peter Vischer's u. s. w., der Nürnberger Veit Stoss, den wir doch gewohnt sind uns, wie jene Nürnberger Künstler überhaupt, als Repräsentanten des echt deutschen vollkräftigen Bürgerthums vorzustellen, als Pole von Krakau unter dem Namen Wit Stwosz erscheint.

M.

Fr. Latendorf, Sebastian Franci de Pythagora ejusque symbolis disputatio commentatio illustrata.

Den unter den Lesern dieser Zeitschrift gewiss zahlreichen Freunden der ältern neuhochdeutschen Literatur dürfte der Hinweis auf die genannte Abhandlung erwünscht sein, da sie, als Gratulationsschrift erschienen (zum Jubiläum des Neustrelitzer Gymnasiallehrers Fuldner), sich leicht der Aufmerksamkeit des betreffenden Leserkreises entziehen könnte. Sie verdient aber volle Beachtung; denn sie trägt, wie überhaupt die Arbeiten des Verf., das Gepräge gründlichen Wissens und fleissigen, sorgfältigen Forschens.

Sehr erfreulich wäre es, wenn man die wenigen Bogen als Vorläufer eines grösseren Werkes des Verf. über S. Frank ansehen dürfte.

Hiermit könnte ich die kurze Anzeige des Schriftchens schliessen, legte nicht die Appellation des Verf. auf S. 23 gerade an mein Urtheil mir die Pflicht auf, wenigstens den einen Punkt ausführlicher zu besprechen.

Es handelt sich hierbei um eine Stelle aus Grimm's Deutschem Wörterbuch, die buchstäblich so lautet:

„FLOSZ, m., bergmännisch, das roheisen, wie es in eine vor dem ofen befindliche rinne gelassen wird: wirf den brochen hafen zum fenster aus oder deck den flosz mit aschn zu, das ist, lasz den zorn aus sein. FRANK, chron. 27b (oder ist hier flosz, fluxus, lache gemeint? die deckende asche widerspricht.)"

Bekanntlich hat J. Grimm die ihm von den verschiedenen Mitarbeitern gelieferten Excerpte seinem Wörterbuche einverleibt, ohne — selbst in Fällen, die es dringend erheischten — die fraglichen Stellen nachzuschlagen und im Zusammenhang nachzulesen. Diese sich Benutzern des Grimm'schen Wörterbuches nur allzuoft als unzweifelhaft aufdrängende Thatsache mag für Andere einiger Belege bedürfen; wir begnügen uns hier mit einigen bereits früher in dieser Zeitschrift (22, 459) angeführten:

Band I, p. 23 des Grimm'schen Wörterbuches heisst es wörtlich als Beleg für das Zeitwort aben: „ZACHARIÄ sagt:

lasz mit säuselndem west den abenden weltkreis erfrischen

d. h. den sinkenden."

Nun steht aber in der Poet. Sch. von Zachariä (Braunschw. 1792) 2, 90 die Stelle so:

„Lass den Mittag den Menschen aus seinem Füllhorne speisen
Und mit säuselndem West den Abend den Weltkreis erfrischen,“

vgl. in der Ausg. der Tageszeiten (Rostock 1752) p. 104 die zweite Zeile:

„Und den Abend mit säuselnden Westen den Weltkreis erfrischen.“

Ferner Band I, p. 363 des Grimm'schen Wörterbuches steht zwischen Aengstlichkeit und Angstmann ein Artikel:

„ANGSTLOSE, f., excusatio, ausrede? womit man sich in der Angst zu lösen sucht? müssen sich mit solchen angstlosen und notreden so lausicht und bettelisch behelfen. LUTHER I, 509 b.“

Nach solchen Vorgängen wird es wohl Niemand Wunder nehmen, dass J. Grimm die fragliche Stelle aus S. Franck nicht selbst nachgeschlagen und im Zusammenhang nachgelesen und dass er sie infolge dessen falsch gedeutet. Sie gehört, wie Latendorf richtig nachweist, zu dem pythagoreïschen Symbolon:

Χύτρας ἴχνος συγχεῖν ἐν τῇ τέφρᾳ

oder, wie es bei Plutarch. quæst. sympos. 8, 7, 1 (edit. Tauchn. 4, p. 412) ausführlicher lautet: *Χύτρας τύπον ἀρθείσης ἐν σπόδῳ μὴ ἀπολείπειν, ἀλλὰ συγχεῖν*, und die von Franck gegebene Deutung beruht auf der durch Erasmus' Vermittlung ihm bekannte Erklärung des Philinus bei Plutarch (l. l. 8, 7, 4; edit. Tauchn. 4, 414). Es kann danach kaum irgend zweifelhaft erscheinen, dass unter Floss der durch das überfliessende, überkochende Wasser verursachte Plansch zu verstehen ist, wie es Latendorf auffasst. Vielleicht dürfte man auch an das Ausfliessen des Inhalts aus dem beim Kochen zerspringenden Topf (zerbrochnen Hafen) denken. Dass die von Grimm gegebene sogen. Erklärung gar nicht in Frage kommen kann, versteht sich ohne Weiteres. Man begreift übrigens nicht, was Grimm sich dabei gedacht haben mag, wenn er die Flossen bei der Roheisenerzeugung mit Asche bedecken lassen will; vergl. ausser techn. Werken (wie Prechtl, Technol. Encykl. 5, 160; Schenckenstuel, Berg- und Hüttenspr. 77, 91 etc.; Karmarsch, Techn. Wörterbuch 1, 581 ff.) z. B. — wo man die betreffende Schilderung wohl weniger sucht — Fr. Kürnberger, Novellen 2177.

Soviel über die fragliche Stelle Seb. Franck's. Zum Schluss wiederhole ich meine Empfehlung der sorgfältigen Arbeit Fr. Latendorf's.

Strelitz. Dan. Sanders.

H. Keller, Professor an der Kantonsschule zu Aarau: Schulgrammatik der Englischen Sprache für höhere Lehranstalten. Zwei Theile. Aarau bei Sauerländer. Preis: I. Theil 18 Sgr. II. Theil 24 Sgr.

Die Grammatik von Keller besteht aus zwei Theilen, von denen der erste 102, der zweite 150 Seiten umfasst.

Der erste Theil ist Grammatik, Lese- und Uebersetzungsbuch aus dem Deutschen in's Englische zu gleicher Zeit, wie die bei weitem grössere Zahl der neueren Lehrbücher der neueren Sprachen für den Schulunterricht. Er enthält auf Seite 12—97 die Formenlehre, und als Einleitung von Seite 1—11 eine Einführung in die Aussprache. Zuerst werden die Vocale besprochen. Die verschiedenen Laute derselben markirt der Verfasser zwar durch Ziffern, nimmt aber dabei keine Rücksicht auf die Verwendung der Ziffern in den am meisten verbreiteten Wörterbüchern. So beziffert er fat mit 3, fall mit 4, hot mit 3, horn mit 4, kurz, man sieht,

es ist ihm nur darauf angekommen, für die Benutzung seiner Erklärung der Aussprache für sein Buch ein Unterscheidungsmittel zu bieten. Mit S. 11 hört aber die Anwendung der Marks of notation auf, und kommt erst wieder ganz vereinzelt S. 90 bei den sogenannten unregelmässigen Verben zum Vorschein. Sonst aber hat der Lernende das ganze Buch hindurch für die den Uebungen beigedruckten Vocabeln keinen Anhalt. Und doch ist bei dem englischen Unterrichte nichts wichtiger, als dass der Schüler, nachdem er mit dem unterscheidenden Werthe der Laute bekannt gemacht ist, mit Hülfe einer Bezeichnung, seien es nun Ziffern oder die Perry-Worcester'schen Zeichen, selber die Aussprache der englischen Wörter herausfinden kann. Damit ihm dies aber möglich und gewohnheitsmässig sei, muss er erstens von vornherein mit Benutzung einer Aussprachebezeichnung in das Lesen des Englischen eingeführt werden, und zwar einer solchen, welche mit der in einem allgemein verbreiteten Wörterbuche übereinstimmt; zweitens muss sich die Bezeichnung durch das ganze Lehrbuch für den Anfangsunterricht hindurchziehen, und vor allen Dingen müssen die Vocabeln zu den Uebungen damit versehen sein. Dies ist in dem Buche Prof. Keller's nicht der Fall. Es geht also aus dieser Einrichtung seiner Arbeit hervor, dass er den Schüler für das richtige Aussprechen sämmtlicher in seiner Grammatik vorkommenden Wörter auf das Vorsprechen des Lehrers anweist. Und dies ist ein Mangel, welcher dem Werthe des Buches Abbruch thut.

Wann wird endlich einmal für den englischen Unterricht die Zeit kommen, in welcher man sich von jener Maître-Manier des Vorsprechens frei gemacht hat und nur solche Lehrbücher benutzt, welche durch eine brauchbare Aussprachebezeichnung den Schüler in den Stand setzen, selber zu lesen. Man weiss doch recht gut, dass mit jener Methode des Vorsprechens nichts Ordentliches erreicht wird, und dass nach jahrelangem Unterricht der Schüler nur herumtappt und sich eine Aussprache angeeignet hat, welche dem Kundigen auf der Stelle die schlechte Methode seines Lehrers verräth. Es ist mir in der That unbegreiflich, dass eine nicht geringe Zahl von Lehrern hierüber noch in Unkenntniss oder Gleichgültigkeit verharrt. — Andere bedienen sich zwar einer Aussprachebezeichnung, übersehen aber dabei, dass dieselbe nur für das einzelne Lehrbuch ausreicht und, weil sie nicht mit einer in Dictionären angewandten Bezeichnung übereinstimmt, den Schüler nicht veranlasst, bei seiner Präparation auf die Lectürestunden die in seinem Wörterbuch angewandte Bezeichnung zu benutzen, um so weniger, da, leider, der Lehrer eine solche Vorbereitung nicht einmal verlangt. So lange der englische Unterricht noch in der schlechten Weise gegeben wird, dass der Lehrer nur beiläufig die Aussprache beachtet, dass er nicht darauf hält, dass seine Schüler sich selbständig um die Aussprache bekümmern, d. h. bei ihrer Vorbereitung die Wörter nicht bloss der Bedeutung, sondern auch der Aussprache wegen aufschlagen; — so lange noch Lehrbücher in Gebrauch sind, welche keine oder ungeeignete Aussprachebezeichnung enthalten, wie Prof. Keller's Buch: so lange werden die Resultate dieser Lehrstunden dürftig bleiben und den Vorwurf rechtfertigen, dass die methodische Behandlung des englischen Unterrichts noch auf einer Stufe stehe, die wenig zu den Fortschritten aller Wissenschaften passe. — Ausführlicheres über diesen Punkt steht in der Vorrede zu meiner English Pronunciation.*

Was die Behandlung des Lehrstoffes in der Grammatik Prof. Keller's betrifft, so sind die einzelnen Partien der Formenlehre gruppenweis zusammengestellt, und die einzelnen Abschnitte mit englischen und deutschen Uebungsstücken versehen. Um die Möglichkeit zur Bildung ganzer Sätze von

* Engl. Vocabulary and Engl. Pronunciation. Deutsch-Englisches Vocabular und Methodische Anleitung zum Erlernen der Englischen Aussprache. 1866.

Anfang an zu haben, hat der Verfasser to be und to have bis zum Plusquamperfectum (S. 19) hin Tempus für Tempus aufgeführt. Dagegen ist an und für sich nichts zu sagen, doch ist eine Anordnung vorzuziehen, welche to have und to be gleich vollständig giebt. Damit ist dem Schüler nicht zu viel zugemuthet, und es verhält sich damit anders als mit dem Französischen. Denn wenn ich die Einrichtung der in Betracht kommenden Anstalten in's Auge fasse, so fangen die englischen Stunden erst in einer Klasse an, in welcher die Schüler schon alt und geübt genug sind, um die englische Conjugation mit allen Zeiten zu lernen. Weiterhin hat auch der Verfasser das grammatisch Zusammengehörige zusammengelassen. Von S. 39 an begegnet man auch englischen Erzählungen, welche die Einförmigkeit des Tractirens einzelner Sätze in richtiger Berechnung zweckmässig unterbrechen. Auch stehen in dem Buche sechs zusammenhängende Stücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Englische.

So kurz auch das Lehrbuch ist, habe ich doch Einiges darin gefunden, was besser in den zweiten Theil gehört. Ich meine S. 44 die Aufzählung der Substantiva von hair bis trowsers; S. 48 und 49 den Abschnitt über das Geschlecht der Hauptwörter, Nr. 1 und 2. Auch S. 73 könnten in dem Kapitel „Nebenwort oder Adverb“ die Abschnitte a, b und c fehlen, da sie nur Lexikalisches enthalten und geeigneter in dem zweiten Theile untergebracht werden können.

Zur bequemeren Handhabung wäre zu wünschen, dass die einzelnen Kapitel durch Paragraphen und Nummern gesondert wären, auch fortlaufend oben auf den Seiten der Inhalt derselben kurz angedeutet stände, wie dies im zweiten Theile wenigstens mit der Paragrapheneintheilung geschehen ist.

Eine Stelle der Vorrede habe ich noch zu berühren.

Prof. Keller sagt von seinem Buche: „... es huldigt weder dem Schlendrian des rein grammatischen Unterrichts, noch dem Mechanismus jener Lehrmethoden, welche eine fremde Sprache lehren wollen, ohne dem Schüler die Gesetze derselben zum Bewusstsein zu bringen“ u. s. w. Ich erkenne nicht klar, was Prof. Keller mit dem „Schlendrian des rein grammatischen Unterrichts“ meint. Glaubt er im Ernst, dass die Lehrer des Englischen irgendwo rein grammatisch unterrichten? Dazu lässt den meisten dieser Herren schon das Vorsprechen der Wörter zur Einübung der Aussprache keine Zeit, abgesehen von anderen Gründen, welche die Freundschaft zwischen ihnen und dem rein Grammatischen nicht recht gedeihen lassen. Und dann scheint mir die Verbindung „Schlendrian des rein grammatischen Unterrichts“ etwas von einem Oxymoron an sich zu haben. Der Schlendrian findet sich wohl eher bei Solchen, die mit dem Grammatischen weniger im Reinen sind.

Es ist im Ganzen ziemlich gleichgültig, ob die Vocabeln zu den Uebungen vor, oder hinter, oder getrennt von denselben, etwa am Ende des Buches, stehen. Prof. Keller hat die Vocabeln den Uebungen vorandrucken lassen. Meint er damit, dass die Schüler die Wörter jedesmal erst lernen, und dann die dazu gehörigen Stücke übersetzen sollen, so folgt er darin zwar einer verbreiteten Ansicht, die namentlich von Lehrern gehegt wird, welche mit dem Wesen des Sprachunterrichts auf höheren Lehranstalten nicht vertraut sind, gestattet mir aber folgende Bemerkung: Wir haben jetzt mehr als je Veranlassung, mit der Zeit unserer Schüer sparsam umzugehen, und Alles aufzusuchen, um mit geringerem Zeitaufwande und geringerer Anstrengung Seitens der Schüler, soweit es thunlich ist, zum Ziele zu gelangen. Ich denke, man erreicht seinen Zweck gut, wenn man, ohne Vorbereitung zu verlangen, solche Uebersetzungsabschnitte mit Hülfe der beistehenden Vocabeln in der Klasse übersetzen, zu Hause die schriftliche Uebersetzung anfertigen lässt, und erst dann die betreffenden Vocabeln zum Auswendiglernen aufgiebt. Es liegt auf der Hand, dass der Schüler, der durch das vorangehende mündliche und schriftliche Uebersetzen mit Inhalt und Wörtern vertraut geworden ist, leichter und sicherer die Vocabeln lernen und behalten

wird, als wenn er sie vorweg ohne Kenntniss des Zusammenhanges lernen muss. Dies führt mich noch auf eine andere Bemerkung.

So sehr ich einerseits dafür bin, die Arbeitskraft der Schüler und ihre Zeit zu schonen; muss ich es doch entschieden für einen Fehler erklären, wenn der Lehrer die Uebungsstücke, also solche, wie sie in Prof. Keller's Buche stehen, nur mündlich übersetzen, keine schriftliche Uebersetzung machen lässt. Ich würde dies nicht erwähnen, wenn ich nicht wüsste, dass diese oberflächliche Behandlung des Lehrstoffes leider oft genug stattfindet. Und dann verlangt man nachher Sicherheit in der Formenlehre! Noch mehr; wenn es sich nur irgendwie mit der Zeiteintheilung vereinigen lässt, verlange man von den Schülern Retroversion der aus dem Englischen schriftlich übersetzten Abschnitte. Auch diese wird ihm dadurch erleichtert, dass in der Klasse jedes Stück durchgearbeitet worden ist, ehe überhaupt die Anfertigung des Schriftlichen und die Retroversion gefordert wird.

Um ein Gesammturtheil zu geben, spreche ich mich dahin aus, dass bei grösserer Rücksicht auf die Einübung der Aussprache dieser erste Theil der Schulgrammatik von Keller zum Unterrichte auf höheren Lehranstalten ganz geeignet sein würde, zumal da der Inhalt der Uebungssätze sorgfältig ausgewählt ist.

Zweiter Theil. Syntax. Der zweite Theil des englischen Lehrbuches von Keller liefert den Beweis, dass der Herr Verfasser nicht nur, wie er in der Vorrede schreibt, vorhandene Hülfsmittel benutzt, sondern auch eigene Beobachtungen gemacht hat. Das darin enthaltene Material ist gut geordnet und bietet eine Fülle grammatischen Lehrstoffs. Wenn man bei der Beurtheilung eines solchen Buches für höhere Klassen in Anschlag bringt, dass es nicht bloss für die Durchnahme der einzelnen Kapitel in der Klasse, unter Leitung des Lehrers, sondern auch darauf berechnet sein muss, dass der Schüler bei Anfertigung schriftlicher, häuslicher Arbeiten selbständig darin Belehrung suchen kann: so muss man mit der verhältnissmässig ausführlichen Darstellungsweise Prof. Keller's in seiner Syntax einverstanden sein. Dabei ist sein Buch übersichtlicher als z. B. der zweite Theil zu Fölsing's Grammatik. Aber eine Klippe ist nicht vermieden worden. Die Erklärung syntaktischer Eigenthümlichkeiten verleitet leicht zu einer Ausdrucksweise, welche abseits von der Sphäre liegt, für welche Schulbücher bestimmt sind. Es begegnet dann wohl dem Erklärer, dass er sich um den Kern der Sache herumdreht, ohne das, worauf es ankommt, scharf zu begrenzen. Oder einfache Sachen werden durch die Erklärung verdunkelt, und Unterscheidungen aufgestellt, die nicht Stich halten. Mit Bezug darauf bemerke ich, dass z. B. S. 27 die Regel zu Sätzen wie „That is a mistake carefully to be avoided" unklar ist. Der passive Infinitiv entspricht in solchen Fällen dem fehlenden Particip der Nothwendigkeit, resp. Möglichkeit. — § 66 und § 72 müssen zusammen behandelt werden, denn „He began weaving" (§ 66) und „I commenced building" (§ 72) fallen unter dieselbe Auffassung. — § 129, Nr. 1 u. 2 sind einfach als subjectiver und als Genitiv der Eigenschaft hinzustellen; Nr. 4 ist zu allgemein gehalten. — Die Regel § 137 ist zu schwerfällig; — § 143, Nr. 5 für den Schüler nichts als Klang; Nr. 6 nicht zutreffend, denn der Gebrauch scheidet at und with nicht so scharf. Ich erinnere dabei an Professor Hamann's Monographie der Präposition with in dem Programm der Realschule zu Potsdam vom Jahre 1865. Die Beispiele § 143 berücksichtigen ausserdem nur with, nicht das mitgenannte at; der Satz mit consistent with passt nicht. Aehnlich ist in Nr. 3 desselben Paragraphen die Regel mangelhaft. — § 157 giebt keine Einsicht in den Gebrauch des substantivischen Possessiv-Pronomens in Verbindungen wie „This excuse of his", „No prudence of ours", ebensowenig Anm. 2. — Der Satz in der Anmerkung zu § 169, in welchem die relative Anknüpfung than whom vorkommt, gehört zu § 136. — S. 101 die Stelle „Mehrere Präpositionen, namentlich at, in, of, on, to, werden in der Sprache des gemeinen Lebens in a verkürzt:

He rode a hunting; he is a coming“ ist sehr bedenklich und widerstreitet den Resultaten der historischen Grammatik. — Ausser der Fassung gewisser Regeln sind mir auch einzelne Ausdrücke aufgefallen, so S. 60: „Der Dativ wird bewerkstelligt“; S. 68: „technische Ausdrücke wie prince regent, prince royal etc.“ — S. 76: „man als grammatischer Lückenbüsser“...; ebendaselbst: „adjectivische oder conjunctionelle Form“; — S. 84: „Wenn das deutsche unbiegsame was sich auf den Inhalt eines unechten Adjectivsatzes bezieht ...“; — S. 120: „intentional“. Meine Ansicht ist, dass man die Zahl der Termini eher vermindern als vermehren, und die üblichen nicht ohne Noth verwerfen muss.

Da ein Lehrbuch, wie das vorliegende, auf Personen berechnet ist, die Englisch erst lernen sollen, halte ich es für wünschenswerth, dass unter den Abschnitten, welche die englischen Sätze zu den Regeln enthalten, die Vocabeln stehen, die man als nicht bekannt voraussetzen darf.

Von S. 128—137 hat der Verfasser deutsche Sätze zum Uebersetzen in's Englische hinzugefügt, z. B. eine Druckseite über die Regeln von 1—33, eine andere über die §§ 34—71 u. s. w. Diese Einrichtung ist nicht empfehlenswerth. Soll das Lehrbuch ein solches Material enthalten — und dagegen ist ja nichts einzuwenden — so müssen die wichtigsten Fälle der Syntax berücksichtigt, und mit deutlicher Bezeichnung der betreffenden Regel passende Sätze in genügender Anzahl gegeben werden.

Auf den letzten Seiten stehen zusammenhängende Stücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Englische; die nöthigen Vocabeln sind ebenso wie bei den einzelnen Sätzen unten auf den Seiten beigedruckt.

Wenn man von jenen obigen Einwendungen absieht, welche dem Werthe der ganzen Arbeit keinen erheblichen Eintrag thun, so kann ich mich dahin erklären, dass die Syntax Prof. Keller's sich wohl zum Gebrauch in den oberen Klassen höherer Lehranstalten eignet. Ich bin überzeugt, dass der Verfasser bei eigener Benutzung seiner Grammatik ähnliche Wahrnehmungen wie die von mir angedeuteten machen wird. Denn gerade beim Unterrichten selber zeigt sich am besten, ob die Fassung einer Regel deutlich und präcis genug ist.

Berlin. Alb. Benecke.

C. C. Hense, Poetische Personification in griechischen Dichtungen mit Berücksichtigung lateinischer Dichter und Shakspeare's. Erster Theil. Halle 1868.

Ein Theil dieses Buches ist bereits im Jahre 1864 als Programm bei Gelegenheit des Jubiläums des Gymnasiums zu Parchim erschienen und von Ref. Bd. XXXVIII, S. 96 f. des Archivs kurz besprochen worden. Die Zahl der dort mitgetheilten Artikel betrug 36, die vorliegende Schrift weist deren 92 auf, überdies sind in den einleitenden Abschnitten sowie auch in den einleitenden Bemerkungen mancherlei Aenderungen und Erweiterungen vorgenommen worden. Der bis jetzt veröffentlichte Theil umfasst nun diejenige Gruppe von Personificationen, welche in Wörtern und Wendungen ihren Ausdruck finden, die den Theilen und den Thätigkeiten des menschlichen Körpers entlehnt, auf nicht beseelte Gegenstände übertragen werden und so dem Dichter ein Mittel bieten, diesen letzteren einen Schein menschlichen Lebens und menschlichen Daseins zu geben. Der zweite Theil soll, wie der Verfasser in der Vorrede angiebt, das Gebiet der Wörter und Wendungen behandeln, welche Geistesverhältnisse bezeichnen, menschliche Gesinnung und Seelenleben oder eine hieraus entspringende Thätigkeit ausdrücken und personificirend auf Natur- und Zeitverhältnisse, abstracte Begriffe und mechanische Gegenstände übertragen werden.

Ueber den Inhalt der Vorbemerkungen ist bereits an der angeführten Stelle von mir berichtet worden; der Hauptteil des Buches besteht aus 92 getrennten Abschnitten, in welchen die einzelnen Theile des Körpers, dann Kleidung, Waffen und Geräth, endlich eine Reihe von Zuständen und Thätigkeiten des menschlichen Körpers in der Weise behandelt werden, dass der metaphorische Gebrauch des betreffenden Ausdrucks für die verschiedenen Gegenstände in einer reichen Zahl von Stellen griechischer Dichter nachgewiesen und durch die Hinzufügung von Beispielen aus lateinischen Dichtern, aus Shakspeare und einzelnen aus deutschen Dichtungen weiter erläutert wird. Das Lob, welches Ref. früher dem Reichthum dieser Sammlungen gegeben, gebührt dem vorliegenden Buche noch in erhöhtem Maasse.

Die griechischen Fremdwörter, eingeleitet und lexikalisch erklärt von Dr. Ed. Laubert. Berlin 1869.

Der Verfasser des vorliegenden Buches, der schon im Jahre 1866 eine umfängliche Abhandlung über die Fremdwörter veröffentlicht hatte, welche unsere heutige Sprache dem Französischen entlehnt, hat jetzt vornehmlich zu praktischen Zwecken über die griechischen Fremdwörter eine Arbeit geliefert, die insbesondere den der griechischen Sprache Unkundigen zu dienen bestimmt ist. Die Wahrnehmung, dass dem griechischen entnommene Wörter gerade in den exacten Wissenschaften in ausserordentlich grosser Zahl als technische Benennungen ihre Anwendung finden, lässt ein Unternehmen höchst zweckmässig erscheinen, welches sich die Aufgabe stellt, das Verständniss der Wortbedeutung solcher Ausdrücke auch denen zu ermöglichen und zu erleichtern, deren Bildungsgang die Erlernung der griechischen Sprache ausschloss; freilich lässt sich nicht verkennen, dass die Ausführung dieses Unternehmens mit nicht geringen Schwierigkeiten zu kämpfen hat.

Ueber das Verfahren, welches der Verfasser eingeschlagen hat, giebt der erste, fast die Hälfte des Ganzen umfassende Theil des Buches Auskunft. Zunächst erschien es demselben geboten, die lexikalische Form zu wählen, weil dieselbe allein die für den gesetzten Zweck erforderliche Uebersichtlichkeit gewährt. Der Wunsch, das gesammte Material auf einen möglichst engen Raum zusammenzudrängen, führte nun zu einer solchen Anordnung, dass in dem alphabetisch geordneten Verzeichniss der erste Theil der Compositionen (und Compositionen bilden die unendlich überwiegende Menge der zu erklärenden Wörter) aufgeführt und übersetzt wurde, hinter jedem einzelnen aber dann der zweite Theil der Compositionen, ebenfalls in alphabetischer Ordnung folgte, ohne dass die Bedeutung angegeben wäre. Es muss demnach jeder Theil eines zusammengesetzten Wortes einzeln in dem Wörterbuche aufgesucht werden, um die Bedeutung der Theile zu finden, aus dem Gefundenen muss der Suchende sich die Bedeutung des Ganzen zusammensetzen. Wir wollen zugeben, dass die dadurch verursachte Unbequemlichkeit gering ist im Verhältniss zu dem grösseren Aufwande von Raum, welcher erforderlich gewesen wäre, wenn ein vollständiges, alphabetisch geführtes Verzeichniss aller Composita mit den Bedeutungen jedes einzelnen hätte gegeben werden sollen, aber die Sache hat doch ihre Schwierigkeiten. Zunächst wird für den des Griechischen Unkundigen die in griechischen Formationen oft eintretende Lautwandelung das Auffinden erschweren oder gar unmöglich machen. Ein Dilettant der Astronomie sucht die Bedeutung von Parallaxe. Unter dem Worte para findet er den zweiten Theil allaxe aufgeführt; wo aber findet er diesen im Lexikon? Dass derselbe in dem Artikel allag ἡ ἀλλαγή zu suchen, freilich nicht ausdrücklich angeführt zu finden ist, könnte er nur rathen. Und nun die Bildung der Bedeutung? Ein Realschüler will wissen, was heisst Parallelepipedon? Er findet unter para die Zusam-

mensetzung angegeben aus: para-allel-epi-pedon. Im Wörterbuch findet er: para = bei, vorbei, neben; allel = einander; epi = an, bei, über; pedon unter ped s. pod, unter pod endlich τὸ πέδον = Boden, Grundfläche. Was ist nun der Ertrag fünfmaligen Aufschlagens? was heisst nun Parallelepipedon? Sucht er Logarithmus, so findet er logo = Wort, Rede; arithmo = Zahl; was bedeutet nun Logarithmus? Wortzahl oder Redezahl? Ref. hat hier nur Beispiele der geläufigsten Art gewählt; dasselbe gilt von Diagonale, Hypotenuse, Kathete, von vielen andern minder gewöhnlichen Ausdrücken, und es zeigen diese Beispiele deutlich, wie das Streben nach Kürze und Uebersichtlichkeit die Brauchbarkeit ausserordentlich beeinträchtigt hat. In manchen Fällen hätte freilich leicht geholfen werden können; z. B. würde unter stereo die Angabe, dass τὸ στερεόν der Körper heisst, für das Verständniss von Stereometrie und Stereoskop viel gewonnen sein.

Einen ausserordentlich schwierigen Punkt bildet die Vollständigkeit der Sammlung, die zu erreichen schon dadurch unmöglich wurde, dass fortwährend, namentlich in den Naturwissenschaften, neue technische Ausdrücke gebildet werden, die hierher zu ziehen sein würden. Der Verfasser giebt selbst an, dass er die Zahl der verzeichneten Fremdwörter mit leichter Mühe um das Doppelte hätte vermehren können, und dass für ihn namentlich der Gesichtspunkt leitend gewesen ist, diejenigen Wörter aufzuführen, die nicht bloss in vereinzelten Bildungen vorkommen, sondern eine gewisse Fruchtbarkeit für die Zusammensetzung oder eine grosse Wichtigkeit haben. Wir erkennen es an, wie leicht bei der grossen Masse des Materials dies und jenes übersehen werden konnte, auch wie schwankend die Ansicht über grössere und geringere Wichtigkeit eines Wortes sein mag, dennoch vermissen wir ungern manche recht allgemein gebrauchte Ausdrücke, z. B. Manometer, Aneroid.

Es konnte nicht fehlen, dass ein erster Versuch wie der vorliegende zu Ausstellungen Veranlassung gab, dennoch sind wir überzeugt, dass derselbe von Nutzen und namentlich einer weiteren Entwicklung fähig ist.

Berlin. Dr. Büchsenschütz.

Miscellen.

Ueber die Eingangsscene des zweiten Theiles von Shakspeare's König Heinrich IV.

So oft ich die Eingangsscene des zweiten Theiles von Shakspeare's König Heinrich IV. gelesen habe, hat mich immer die ausserordentliche Schönheit derselben im höchsten Grade ergriffen. Es war mir, als fühlte ich, dass dem Dichter durch den grossen und allgemeinen Beifall, den der erste Theil gefunden hatte, die Schwingen gewachsen waren. Dabei aber war es mir unbegreiflich, dass bis dahin keiner der Commentatoren, so weit sie mir wenigstens bekannt geworden waren, auf eine Ungehörigkeit, die in dieser sonst so vollkommenen Scene den aufmerksamen Leser stört, hingedeutet hat. Lord Bardolph bringt dem Grafen Northumberland die erfreulichsten Nachrichten über den Sieg seines Sohnes Heinrich Percy bei Shrewsbury. Auf Northumberland's Frage, woher er die Nachricht habe? ob er selber von Shrewsbury komme? gesteht er, dass er die Nachricht nur aus zweiter Hand bringe. Da sieht Northumberland seinen Diener Travers kommen, den er auf Kundschaft ausgeschickt hat, und deutet an, dass man von dem genauere Kunde werde bekommen können. Aber Bardolph antwortet: Der hat seine Neuigkeiten nur von mir; ich bin ihm aber auf unserm Wege hierher vorbeigeritten. Nun tritt Travers auf und berichtet dasselbe von Sir John Umfrevile, was Lord Bardolph von sich berichtet hat. Wie hängt das zusammen? hat Travers Lord Bardolph für Sir John Umfrevile gehalten? Aber das müsste nothwendig aufgeklärt werden, kommt aber gar nicht weiter zur Sprache. Nun kann man sehr leicht auf die Vermuthung kommen, dass die Aufführung des Stückes durch Reducirung der beiden Rollen des Sir John Umfrevile und des Lord Bardolph in die eine des auch später in dem Stücke auftretenden Lord Bardolph erleichtert und später es versäumt worden sei, die dadurch entstandene Unebenheit auszugleichen. Vielleicht war der Schauspieler, der die eine der beiden Rollen zu geben hatte, kurz vor der ersten Aufführung krank geworden. Es liess sich auch wirklich ganz leicht in der zweiten Rede Sir John Umfrevile's:

> Tell thou the earl
> Sir John Umfrevile doth attend him here —

ändern in:

> Tell thou the earl
> That the lord Bardolph doth attend him here —

und in der ersten Rede Northumberland's:

What news, Umfrevile etc.

in

What news, lord Bardolph.

Aber in Travers' erster Rede liess sich in dem Verse:

My lord, sir John Umfrevile turn'd me back

nicht so leicht sir John Umfrevile mit lord Bardolph vertauschen. Aber da spricht ja auch nicht Umfrevile von sich und wird auch nicht angeredet, sondern es ist nur von ihm in der dritten Person die Rede, und man konnte sicher darauf rechnen, dass diese kleine Ungehörigkeit bei der Aufführung des Stückes nicht werde bemerkt werden. Als aber das Stück einmal in dieser Gestalt über die Bretter gegangen war, liess man es getrost auch ferner so.

Wie gesagt: auf diese Vermuthung konnte man ungemein leicht kommen. Aber das hätte wohl kein Verstand der Verständigen herausgebracht, dass die letzten Worte des Dieners Travers in unseren jetzigen Ausgaben:

This strained passion doth you wrong, my lord,

nicht ihm, sondern dem beseitigten Sir John Umfrevile gehören. Aber gerade hier ist unglücklicherweise in der Quart-Ausgabe die Personbezeichnung Sir John Umfrevile geblieben. Die Folio-Ausgaben haben diesen Vers gar nicht, d. h. in den Theaterhandschriften hat man diesen Vers, der wahrscheinlich zuerst gar nicht beachtet worden war, bei der Aufführung ja aber natürlich von selbst wegfiel, erst nachträglich gestrichen. Die späteren Herausgeber haben ihn aus der Quart-Ausgabe wieder aufgenommen, aber Travers zugetheilt. Ich sage wohl mit Recht: auch die kühnste Kritik würde, wenn sie auch auf den Gedanken von der wahrscheinlich ursprünglich nur einstweiligen Verschmelzung der Rollen Lord Bardolph's und Umfrevile's in eine gekommen wäre, diese Rede nicht Travers genommen und dem Sir John Umfrevile vindicirt haben. Aber wenn wir die beiden Verse:

This strained passion doth you wrong, my lord

und

Sweet earl, divorce not wisdom from your honour

genauer betrachten, so werden wir doch finden, dass sie in ihrer Parallelität viel besser zwei ziemlich gleich hochgestellten Personen in den Mund gelegt werden, als dass der erste Vers von einem Diener gesprochen wird und dann Lord Bardolph im Grunde nur wiederholt, was der Diener gesagt hat, und wir werden dem Geschicke danken, dass gerade hier uns ein äusserer Fingerzeig zur Wiederherstellung des ursprünglich von Shakspeare geschriebenen Textes erhalten worden ist.

Zugleich sehen wir hier, dass die Quart-Ausgabe, die wohl, wie alle Quart-Ausgaben, nur eine furtive ist, nicht durch Nachschreiben bei der Aufführung entstanden sein kann, sondern durch vielleicht heimliche, bestochene Abschrift aus den Theaterhandschriften. An eine Fertigkeit so schnellen Nachschreibens ohne Stenographie in Shakspeare's Zeit ist aber wohl überhaupt nicht zu denken, so dass wir wohl durchweg bei den Quart-Ausgaben heimliche Abschrift in Auftrag eines Buchhändlers anzunehmen haben. Collier's vielbesprochener Fund, der Perkins-Shakspeare ergänzt diesen Vers nicht. Hieraus können wir schliessen, dass, wo der Perkins-Shakspeare Verse ergänzt, die auch in den Quart-Ausgaben stehen, diese doch nicht aus den Quart-Ausgaben, sondern aus den Theaterhandschriften genommen sind, und dass sie in den Folios durch blosses Versehen des Setzers fehlen. So ist denn auch der alte Name Falstaff's Sir John Oldcastle nur in einer Quart-Ausgabe als einmalige Personbezeichnung erhalten; in den Theaterhandschriften war das später geändert; daher findet sich auch davon nichts in dem Perkins-Shakspeare.

Damit man nun endlich einmal diese herrliche Eingangsscene, so wie sie Shakspeare geschrieben hat, lesen könne, setze ich das, was geändert werden muss, vollständig hier her.

Scene 1. The same.

The Porter before the gate. Enter sir John Umfrevile.

Umfrevile.
Who keeps the gate here, ho? — Where is the earl?

Porter.
What shall I say you are?

Umfrevile.
Tell thou the earl
Sir John Umfrevile doth attend him here.

Porter.
His Lordship is walk'd forth into the orchard;
Please it your honour, knock but at the gate,
And he himself will answer.

Enter Northumberland with lord Bardolph.

Umfrevile.
Here comes the earl.

Northumberland.
What news, Umfrevile? every minute now
Should be the fater of some stratagem:
The times are wild; contention like a horse
Full of high feeding madly hath broke loose
And bears down all before him.

Umfrevile.
Noble earl
I bring you certain news from Shrewsbury.

Northumberland.
Good, an heaven will!

Umfrevile.
As good as heart can wish:
The king is almost wounded to the death;
And in the fortune of my lord your son
Prince Harry slain outright: and both the Blunts
Kill'd by the hand of Douglas; young prince John
And Westmoreland and Stafford fled the field;
And Harry Monmouth's brawn, the hulk sir John
Is prisoner to your son: O such a day,
So fought, so followed and so fairly won,
Came not, till now, to dignify the times,
Since Caesars fortunes!

Northumberland.
How is this derived?
Saw you the field? came you from Shrewsbury?

Umfrevile.
I spake with one, my lord, that came from thence,
A gentleman well bred and of good name,
That freely render'd me these news for true.

Northumberland.
Here comes my servant Travers, whom I sent
On Tuesday last to listen after news.

Umfrevile.
My lord, I overrode him on the way;
And he is furnish'd with no certainties,
More than he haply may retail from me.

Von hier an bleibt Alles unverändert bis zu der letzten Rede, die in unseren Ausgaben dem Diener Travers zugetheilt ist, die Sir John Umfrevile zu sprechen hat.

Noch bemerke ich, dass ich diese meine Ansicht über diese Scene schon in dem Oster-Programm unseres Gymnasiums vom Jahre 1847 unter dem Titel: „Die Shakspeare-Studien auf dem oldenburgischen Gymnasium" veröffentlicht habe. Wir waren aber damals noch nicht in dem Programmen-Tausch-Verein, und so wird dies Programm wohl kaum über unser Ländchen hinausgekommen sein.

Oldenburg. K. Hagena.

Das Sprichwort und seine ältesten Denkmäler bei den Völkern des Alterthums. (Aus einem neuen holländischen Werke über „die Sprichwörter" frei bearbeitet.)

Bei den meisten cultivirten Völkern der früheren und späteren Jahrhunderte, deren Geschichte und Literatur uns genügend bekannt ist, finden wir schon in den ältesten Zeiten Schriften erwähnt, die aus einer Anzahl Redensarten zu einem Ganzen zusammengestellt sind und die ohne eigentlichen Zusammenhang grösstentheils eine moralische Tendenz haben; wir dürfen demnach auch wohl mit Grund vermuthen, dass andere Völker, von denen uns eine derartige Notiz nicht bekannt ist, ebenfalls solche Schriften besassen, die jedoch der Zahn der Zeit mag vernichtet haben.

Dass diese Vermuthung keine zu gewagte sei, wollen wir zu beweisen suchen, indem wir, dem natürlichen Lauf der Sache nachgehend, aus der Art und dem Zweck der erwähnten Schriften nachstehend erklären, was der Anlass zu ihrer Entstehung gewesen sein mag. Wir werden alsdann von selbst zu der Ueberzeugung gelangen, dass diejenigen Ursachen, welche die Sprüche und Redensarten oder das Sammeln derselben hervorgerufen haben, wahrscheinlich auch anderswo bestanden und dieselben Folgen hatten.

Es wird wohl Niemand gegen die Ansicht sprechen können, dass zu allen Zeiten, in allen Ländern Männer existirt haben, die, es sei durch angeborene Geistesgaben, es sei durch unermüdliche Beobachtung von Ereignissen und Anlässen und den daraus entspringenden Folgen, in Bezug auf richtige Urtheilskraft weit über ihren Mitbürgern und Zeitgenossen standen. Folgerichtig wurden dieselben alsdann, da ihr Augenmerk nicht nur auf belangreiche Weltereignisse beschränkt, sondern auch auf minder wichtige Lebensumstände gerichtet war, wie so viele Rathschläge gern gehört und befolgt, sobald die Erfahrung gelehrt hatte, dass diese Männer die wahrscheinlichen oder nothwendigen Folgen von Thaten und Ereignissen besser als alle Anderen mussten berechnen können.

Waren die Rathschläge in kurzen, abgerundeten und fasslichen Sätzen ausgesprochen und betrafen sie solche Umstände, die öfters im täglichen Leben wiederkehrten, so ist es leicht erklärlich, dass derartige Aussprüche als Sprüche der Weisheit und Erfahrung oder auch wohl als scherzhafte Redensarten in den Mund des Volkes übergingen und später, bei Wieder-

kehr desselben Ereignisses von Andern wiedeholt oder auch ähnliche Fälle angewendet wurden.

Solche einzelne Redensarten nun wurden schnell als unwiderlegbare Wahrheiten angenommen — vulgatum illud, lesen wir schon bei Livius XL, 46, quia verum erat, in proverbium venit. Es konnte somit wohl nicht anders sein, als dass sie schnell einen wohlthätigen Einfluss auf das Volksleben ausübten, wie sie denn wahrscheinlich auch wohl etwas zur allgemeinen Veredelung der Menschheit beigetragen haben. Um sich hiervon zu überzeugen, bedarf es nur, auf die Art der Sprüche hinzudeuten, die aus den ältesten Zeiten in Schriftdenkmälern übrig geblieben sind. Einmal wird man an die Ehrerbietung vor Gott und an die Liebe zum Nächsten erinnert, dann zur Tugend ermahnt und vor Untugend gewarnt; ferner hört man, was man als Bürger der Gesellschaft und dem Staate schuldig ist, dann wieder, was einem Jeden sowohl im häuslichen wie im geselligen Leben als Pflicht obliegt, während ausserdem ernstlich auf Bedachtsamkeit im Handeln, auf mässigen Gebrauch der irdischen Güter, auf Sparsamkeit und Vorsorge für die Zukunft hingewiesen wird.

Kein Wunder also, dass bei den cultivirten Völkern des Alterthums bereits in frühen Jahrhunderten Männer, die den grossen und allgemeinen Nutzen von derartigen Sittensprüchen erkannten, das Ihrige zur Erbauung Anderer beizutragen suchten, indem sie die Sprüche sammelten, die sie aus dem Munde des Volkes aufgefangen hatten und denen dann sowohl eigene Einfälle als witzige Sprüche Anderer mögen beigefügt worden sein. — Schlagen wir die Geschichtsbücher auf, worin der Ursprung, die Entwickelung und die Vervollkommnung der Wissenschaften bei den ersten Völkern der Erde beschrieben sind, so finden wir dort aufgezeichnet, dass bei den Chinesen die ältesten Schriften, die das Volk kennt, voll sind von Sprüchen der Weisheit, und zwar in Sittensprüchen oder in kernigen Redensarten abgefasst. Confucius soll in dieser Art eine Sammlung verfertigt haben, um sie mehr und mehr seinen Landsleuten bekannt zu machen. Dass diese freien und für sich bestehenden Redensarten nach Art und Tendenz vollständig mit unsern Sprüchwörtern übereinstimmen, geht zur Genüge aus zwei französischen Werken des Missionärs Cibot, der 54 Jahre alt 1780 zu Peking starb, hervor. Das erste, das ohne seinen Namen in den Mémoires concernant l'histoire, les sciences, les arts, les mœurs, les usages etc. des Chinois par les missionaires de Pé-kin, Bd. IV, S. 268—286 (Paris 1779, 4.) erschien und den Titel „Maximes, proverbes, sentences, pensées et reflexions morales sur la Piété Filiale führt, umfasst wohl nur einen Lehrsatz, aber gerade dies liefert den überzeugenden Beweis des reichen Sprichwörterschatzes, der in den chinesischen Schriften gefunden wird. Das zweite, vier Jahre nach Cibot's Tode, ebenfalls in den Mémoires, Bd. X, S. 144—178, erschienene Werk „Pensées, maximes et proverbes, extraits et traduits de divers livres chinois par M. Cibot“ bezieht sich gleich anderen Sprichwörtersammlungen auf allerlei Gegenstände und gewährt uns einen Einblick in den Charakter und die tägliche Lebensweise dieser wenig bekannten Nation.

Wenden wir ferner unsern Blick auf das mehr bekannte Morgenland, so begegnen wir hier Salomon als dem ältesten Vorbild, der (nach 1. Buch der Könige 4. 32) 3000 Sprüche verfertigte; von dieser Sammlung existirt nur noch ein Theil in dem unschätzbaren Buche „Sprüche Salomonis“, das nach dem Urtheil Sachkundiger aus mindestens fünf Sammlungen mit verschiedenen Anhängen besteht.

Ebenso sind in späteren Zeiten die Sprüche gesammelt, die unter dem Namen Jesus Sirach in den apokryph. Büchern zu finden und welche, wenngleich an Werth viel geringer zu schätzen sind, in der Art und Tendenz aber mit denen Salomon's übereinstimmen. So hat sich denn auch dieselbe Schreibweise, durch Sittensprüche und Sprichwörter sittlichen Inhalts das Volk zur Erfüllung der Gesetze und zur wahren Lebensweisheit aufzumuntern,

bei den Morgenländern noch sehr lange erhalten, wie aus den mannigfachen Sammlungen, die noch vorhanden sind, hervorgeht. Von diesen seien hier besonders „Amthal al Sairat", zusammengestellt von dem arabischen Redner Abu Obeid Alcasem ben Salam, der 839 starb, und der Sammlungen von Ali und Meidani erwähnt.

Dass endlich viele Theile des Talmud und verschiedene andere zu der Rabbinischen Literatur gehörenden Schriften reich an Sprichwörtern sind, ersehen wir aus L. Dukel's „Rabbinische Blumenlese, enthaltend eine Sammlung, Uebersetzung und Erläuterung der hebr. und chald. Sprüche des Sirach, Talmud, Sprichwörter, Sentenzen, Maximen etc." (Leipzig 1841); ferner aus dessen „Zur Rabbinischen Sprachkunde. Eine Sammlung Rabbinischer Sentenzen, Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten" (Wien 1851), und aus Fürst's „Ueber einige Sentenzen, Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten des Talmud, nebst Parallelen zu den Talmudischen Sprichwörtern (in dem „Orient", 12. Bd., 2. Abthlg., 1. Heft, Leipzig 1851).

Es giebt jedoch kein Volk der alten Welt, das die Literatur der Sprichwörter mehr bereichert hat, als das griechische. Zum Beweise hierfür — um nicht von der grossen Anzahl der sogenannten Poetæ Gnomici zu sprechen — sei hier nur erwähnt, was wir jetzt noch in Menander's *Γνῶμαι Μονοστιχοι* finden. Diese Sprüche haben mit den lateinischen „Sententiæ", die dem Publius Syrus zugeschrieben werden, das gemein, dass sie durchgehends aus einzeiligen Versen, worin die eine oder andere Lebensregel enthalten ist, bestehen. Beide Produkte lassen jedoch schon auf den ersten Anblick durch die alphabetische Ordnung, worin die Weisheitssprüche gestellt sind, errathen, dass unter diesen Namen viel eher die Sammler als die Autoren zu suchen sind.

Ausser diesen sind in Griechenland, wie bei den Römern, sicherlich sehr viele und unter diesen sehr gelehrte Männer gewesen, die sich mit Sammeln von Sprüchen und Sprichwörtern beschäftigten, deren Schriften gleichwohl zum grössten Theil als verloren gegangen zu betrachten sein dürften. Was davon übrig geblieben ist und in spätere Zeiten fällt, das findet man in dem Corpus Paroemiographorum Græcorum, 1839—1851 von Leutsch und Schneidewin in Göttingen herausgegeben, worin man die Werke des Zenobius, Diogenianus, Plutarchus, Gregorius, Cyprius, Macarius, Apostolius und Arsenius nebst einigen Anhängen von Unbekannten antrifft. Jede dieser Schriften enthält einige hundert Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten alphabetisch geordnet und grösstentheils mit kurzen Erklärungen versehen, die jedoch manchmal so wörtlich übereinstimmen, dass es nicht zweifelhaft erscheinen kann, dass der Eine vom Andern abgeschrieben oder die Sammler aus gleicher Quelle geschöpft haben.

Bezüglich der alten Schriftsteller, deren Sammlungen verloren gegangen sein dürften, und die nicht weiter als durch einzelne Notizen bekannt sind, hat Schneidewin mit der ihm eigenen Sorgfalt in der Vorrede des ersten Theils des „Corpus" nähere Mittheilung gemacht, der wir nachfolgende Namenliste entnehmen.

Obenan steht Aristoteles mit seinen beiden Schülern Theophrast und Clearchus nebst dem Stoiker Chrysippus. Erstgenannter — vielleicht auch die Andern — scheint einige alte Sprichwörter gesammelt und erklärt zu haben, und zwar zu dem Zwecke, um zu beweisen, was man daraus in Bezug auf Denk- und Handlungsweise und selbst auf Geschichte der ältesten Zeiten lernen kann.

Ferner gehört hierzu der Bearbeiter einer Beschreibung von Attica, Namens Demo, der, nach einem einzigen Fragment zu schliessen, die Sprichwörter sehr ausführlich in einem Werke, das mindestens 40 Bücher umfassen muss, behandelt hat.

Dann folgt Aristophanes Byzantinus, der zwei Bücher *Παροιμιῶν Ἐμμετρων* und vier Bücher *Παροιμιῶν Ἀμετρων* geschrieben hat, ein Beweis,

dass auch damals schon einzelne Sätze aus Dichtern unter den Sprichwörtern aufgenommen wurden.

Die darauf folgenden Alexandrinischen Gelehrten, die sich mit diesem Gegenstande befassten, sind nicht viel mehr als mit Namen bekannt, und zwar aus einer einzigen Notiz, die selbst noch zweifelhaft ist in Bezug auf Richtigkeit der Angabe, so dass über sie absolut nichts gesagt werden kann. Sie heissen Theaetetus, Aeschylus, Mylon, Apollonides, Nicaensis und Attalus.

Dagegen wissen wir etwas mehr von Aristides' Παροιμίαι, wovon Athenæus XIV, 641, A, ein Fragment aus dem dritten Buche enthält. Hieraus ersehen wir, dass der Autor nicht wie die späteren die alphabetische Ordnung eingehalten hat, und nach dem Inhalt zu schliessen, liegt darin die Bestätigung der Vermuthung, dass Aristides hauptsächlich, wenn nicht einzig und allein, Jagd gemacht hat auf die Sprichwörter, die zu historischen oder geographischen Untersuchungen Veranlassung gaben.

Doch als der verdienstvollste von Allen wird Lucillus Tarrhæus genannt, der nicht nur die Werke seiner Vorfahren weise benützte, sondern auch selbst Reisen in das In- und Ausland machte, um sich mit den Sagen der Städte, Tempel, Plätze etc., deren Kenntniss er zum Verständniss der Sprichwörter nöthig erachtete, bekannt zu machen.

Dem Werke dieses Lucillus Tarrhæus, das verloren gegangen ist, gleichwie der ebenfalls verlorenen Schrift des Didymus, der zu Augustus' Zeiten lebte, haben die meisten späteren, bereits oben genannten Paroemiographen ihre Arbeiten entlehnt, wie denn auch zu vermuthen ist, dass die beiden Letzterwähnten mehr zu wissenschaftlichen Zwecken mit den Sprichwörtern sich beschäftigt haben.

Dass auch die Römer — um endlich zu diesen überzugehen — gleich den Griechen ihre Sprichwörter gesammelt haben, das behaupten zu wollen, dürfte bei dem Mangel an genügenden Beweisen wohl sehr gewagt sein; aber ebensowenig würde der von Vermessenheit frei zu sprechen sein, der feststellen wollte, dass dies Volk bezüglich seiner Sprichwörter gleichgültig gewesen sei, da dieselben, wie aus den Lustspielen des Plautus und Terenz augenscheinlich hervorgeht, so gern gehört wurden und von andern Schriftstellern häufig in der geeignetsten Weise verwendet worden sind. Dürfen wir glauben, dass es nur einen Alterthumsliebenden Cato, einen Alles untersuchenden Varro, einen Moralprediger Seneca gegeben hat? Oder sollten wir nicht mit Wahrscheinlichkeit annehmen dürfen, dass es unter dem römischen Volke, wenngleich keine Namen und Titel auf uns gekommen sind, mehrere Männer gegeben hat, die sich einer so wichtigen Sache annahmen, es sei, um auf diese Weise die Zeitgenossen und die Nachkommen zu lehren, worin das wahre Lebensglück des Menschen bestehe und was die eigentliche Bestimmung seines kurzen Verbleibens hier auf Erden sei; es sei, um daran eine Untersuchung über wichtige Erscheinungen in der Sprache, den Gebräuchen und der Geschichte des Volkes in früheren Tagen zu knüpfen; es sei, um dadurch die so hochgepriesene Zucht und Einfalt der Voreltern bei der stets mehr und mehr entarteten Nachkommenschaft in Erinnerung zu bringen?

Inwiefern Kaiser Augustus das Verdienst gebührt, als Sammler von Sprichwörtern genannt zu werden, ist wohl nicht mit Bestimmtheit zu entscheiden. Wohl steht von ihm geschrieben, dass er gewohnt war, bei der Lectüre der griechischen und römischen Schriftsteller die kernigsten Sätze und Sprüche aufzuzeichnen, um sie bei gelegener Zeit als Losungswort zur Aufmunterung oder Warnung seinen untergebenen Administratoren zuzusenden, möglich, dass durch diese Verwendung viele der Sätze als Sprichwörter behandelt worden sind. Ob jedoch diese aufbewahrt oder von dem Kaiser zu einem Ganzen gebracht wurden, davon schweigt die Geschichte. (Suetonius, v. Augusti c. 89.) Wie dem jedoch auch sei, auf ein Vorbild wenigstens

können wir mit einiger Sicherheit verweisen. Wir meinen nämlich Apuleius, der Platonische Philosoph, der als Paroemiographus Latinus angeführt werden mag. Von diesem existiren zwar noch verschiedene Schriften, aber sein Werk über die Sprichwörter ist verloren gegangen, und nur das Einzige, was wir speciell hiervon wissen, beschränkt sich auf die Mittheilung des Sosipater Charisius (in Instit. Gramm. II, p. 214, ed. Putschii), der über das Wörtchen mut schreibt: Mut non facere audet, ut apud Apuleium Platonicum de proverbiis scriptum est libro secundo.

Was aus vorstehenden Angaben aus der Literatur der alten Völker hervorgeht, dasselbe können wir auch bei den Völkern der Gegenwart als geschehen betrachten, nämlich dass Diejenigen, die zuerst Sprüche und Sprichwörter sammelten, dies aus rein moralischen Ursachen gethan, dass dagegen Jene, welche später ihr Augenmerk auf diesen Gegenstand richteten, sich mehr ein literarisches Ziel gesteckt hatten. Für beinahe jedes europäische Volk und selbst für verschiedene Völker anderer Welttheile würden wir leicht reichliche Beweise dieser Erscheinung beibringen können, wozu schon die Angabe der Titel der früheren und späteren hierauf bezüglichen Schriften genügend sein würde. Da jedoch eine vollständige Zusammenstellung derselben wohl einen starken Band füllen dürfte und eine freie Wahl insofern grosse Schwierigkeiten verursachen würde, als bei Aufnahme des einen Wichtigen das andere nicht minder Belangreiche wegbleiben müsste, ferner die Möglichkeit, einen Jeden zu befriedigen, nicht zu erwarten ist, so wollen wir lieber auf das verdienstvolle Werk von Chr. Conr. Nopitsch, Literatur der Sprichwörter (Nürnberg 1822, 2. Ausg., 1833) verweisen. In diesem Werke ist von allen Völkern, die in alphabetischer Ordnung aufgeführt werden und deren Reihe mit den Aethiopiern und Arabern beginnt und mit den Türken, Ungarn und Westfalen schliesst, der grössere oder geringere Reichthum der hierher gehörigen literarischen Früchte aufgezeichnet und zwar in der Zeitordnung, in der die Schriften durch den Druck veröffentlicht wurden, — ein Buch, das stets seinen Werth behalten wird, so lange nicht ein zweites Werk, das gleich diesem alle Nationen zur Sprache bringt, veröffentlicht ist.

Stuttgart.

Zu Geiler von Keisersberg.

Geiler liebte den Umgang mit den Johannitern, deren Regel strenger und deren Sitten untadelhaft waren. Sie setzten ihm bei seinem Tode 1510 eine Gedenktafel, die sich jetzt auf goldenem Grunde im Münster befindet.

Alsatia 1862—67. S. 86.

Bonstetten über Gessner.

(Briefe S. 94. Zürich 1798.)

„Wer die Reitze des Hirtenlebens nie gefühlt hat, lese Gessnern, dessen Herz und guter Geist über den verdorbenen Geschmack deutscher Nachahmer und französischer Phraseologen glorwürdig triumphirt und dann die Einfalt und Grazie, welche auf den Alpen ist, wie wir sie sehen beschrieben hat. Ich schätze mich für glücklich ihm durch die Bekanntmachung seiner unsterblichen Schriften — sie werden alle deutschgenannte Hexameter, alle italiänische Concetti und französische Taendeleien überleben — (?) auch im Lande zu Sanen in den Gemüthern glückseliger Menschen Altäre, so ewig als ihre Sitten gegründet zu haben.“

Strassburger Buchbindermeisterstück.

Nach dem Gesetze von 1629 hatte ein Buchbinder Folgendes als Meisterstück zu verfertigen:

„Ein Median-Bibel in Bretter gebunden, mit weissem Leder überzogen für's erst."

„Ein Cosmographia Münsteri oder ander Buch mit Landtafflen auch in Bretter oder Compact vnndt weiss Leder für's andre."

„Ein Median Folium in weiss Kelberen Pergament auf das fleissigst uff dem Pergament verguldt undt ausgefüttert für das dritte."

„Ein Octavbuch in rot Leder, uff dem Leder u. Schnitt verguldt, für's viert."

„Umdt letztlich Pastor- oder Gesangbücher in Compact oder Bretter mit weissem Leder überzogen und mit Clasuren beschlagen."

Die Preise c. 1646: Von ein Fol.-Band Median 2 fl. bis 2 fl. 4 sh. Ein gemein Foliant in Schwein in Leder 16 bis 18 sh. Ein Bund in 18, 24, 32; in Carduan 2 sh. 4 dz.

Alte Orts- und Ländernamenschreibung.

In oberrheinischen, bevorab Constanzischen Chroniken haben wir eine hübsche Lese für unsern Zweck. Nehmen wir Mone, Quells., Bd. II her von c. S. 45 an. (ad 1521 ff.)

Masyer, Mézières a. d. Maas. Bovi, Pavia. 47b. Grauff von Weyden ist der Woiwode Johann Zapolya. 52b. Bycardeya. 108b. Stettlein Geyss, Guise a. d. Oise. a. a. O. Quintein, St. Quentin. a. a. O. Berona, Peronne. a. a. O. Marsyllien u. s. w. Marzell, Marseille.

Gera, Chieri; Bispera, Baldichieri bei Turin oder Chierasco. (1537) a. a. O.

Salutz, Saluzzo. Spineroll, Pignerolo SW. von Turin. Laparossa, Busca S. von Turin.

Ast, Asti: 109a (1537)

> Vor Ast kamen wir fast
> Zu Alba starben wir halba
> Vor Byneveöl was unser nit mehr veyl
> Vor Gera mochten wir uns nit mehr erwehra
> Uf dem Monteneber sind wir all erlegen.

Spottreim der deutschen Landsknechte auf die Franzosen. — Monteneber ist Monte Chiaro bei Turin.

Monterol (Montreal); Theruana für Therouanne bei St. Omer. Barey (Berry); Scheckhatar f. Cateau-Cambresis. Jovis (Ivoi) u. s. w.

Allgemein ist Trent für Trient auch in oberdeutschen späteren Schriften.

Lugdan noch bei Ficion, Reutlinger Chronik, 17. Jahrh. (Lyon.)

A. Birlinger.

Mir liegt seit langer Zeit ein unglückliches Wort im Sinn, und quält mein schulmeisterliches Gewissen, so dass ich mich erst beruhigt fühlen werde, nachdem ich diesen Skrupel vor Ihnen ausgeschüttet habe. Nachdem mir gestern eine Mahnung zu Gesicht gekommen ist (der ich übrigens ihre philologische Berechtigung nicht im Entferntesten bestreiten möchte), dass

wir nicht mit Livingstone die abessinische Giftfliege: Tzetze, sondern sie mit Bruce: Tsaltsal nennen sollten (nach dem Propheten Jesaias: das Land der geflügelten Tsaltsal oder der Spaarfliege, also das Land Abessinien, dessen Plage diese Fliege ist; was jedoch, nebenbei gesagt, von Gesenius mit Hinweis auf andere Stellen nicht erklärt wird: das Land der geflügelten Tsaltsal, sondern: das Land der waffenklirrenden Heere (welcher kleine Unterschied, ehe wir der Mahnung zu folgen uns entschliessen, erst auszugleichen wäre); nachdem ich, wie gesagt, diese Mahnung gelesen, fühle ich den Muth, mit meiner kleinen Bemerkung heranzurücken. Es handelt sich nämlich um die Dornengestalt eines langen ſ oder s, die sich in ein leider bei uns eingebürgertes Fremdwort eingeschlichen hat, und zwar offenbar infolge einer Verwechselung. Es ist das eine Geschichte wie mit dem „Lärmschlagen“, soll heissen: zu den Waffen rufen, alle arme = aux armes, also etwa: Allarm schlagen; denn, schlägt man auf die Trommel, so findet sich der Lärm von selbst. Es ist nämlich das Wort Repressalien, das wir täglich in Zeitungen lesen und das auch in Geschichtswerken vorkommt, aber standhaft mit doppeltem s geschrieben wird, als wäre es von reprimere im Lateinischen abzuleiten, wohingegen es offenbar das italienische Wort ripresaglia ist, das die entsprechende Bedeutung hat und von riprendere, part. ripreso herkommt. Das ital. ripremere dagegen, part. ripresso, bildet das Subst. ripressione und hat auch nicht die beabsichtigte Bedeutung von Represalien. Wenn wir auch Repressivmassregeln u. dgl. von premere abgeleitete Wörter gebrauchen, so lassen sich diese Ausdrücke schwerlich zum Schutze des doppelten s in Represalien verwerthen. Die Franzosen haben auch die Wörter: répressif und répression, schreiben aber richtig: represaille. Warum sollten wir ihnen an Correctheit nachstehen?

Solingen. Philippi.

Das französische Wort neutre, wie seine abgeleiteten: neutralité, neutraliser, neutralisation, haben, meines Wissens, keine gleichgeltende in der heutigen deutschen Sprache, mag man deren finden?

Wenn das lateinische Fürwort neuter heute nicht mehr als mit der Umschreibung „keiner von beiden“* ausgedrückt werden kann, verhielt es sich anders damit in dem sechzehnten Jahrhunderte, worin dasselbe durch ein einziges Wort: dwederer, dwedere, dwederes ** für die drei Geschlechter bezeichnet war. Um demselben einen aneignenden und in dem bestimmten Falle staatlichen Sinn zu geben, genügt es, dem Wurzelworte dweder die Ableitung ig beizufügen und man erhält daraus das Beiwort dwederig, e, es,

* Vgl. W. Freund, Gesammtwörterbuch der lateinischen Sprache, Breslau 1844—1845, voce, neuter, und K. E. Georges, Lateinisch-deutsches Handwörterbuch, Leipzig 1861—1862, voce, neuter.

** J. Kehrein, Grammatik der neuhochdeutschen Sprache u. s. w., Leipzig 1852, erster Theil, § 161, S. 115. Tschudi hat wäderer (wer von beiden) und dwäderer (keiner von beiden). J. Kehrein, Grammatik der deutschen Sprache des 15. bis 17. Jahrhunderts, Leipzig 1863, erster Theil, § 333, S. 218. Anm. Das mit weder gebildete deweder (neuter) ist nun veraltet. Ds. (Diebold Schillings) hat noch: ob deweder Teil in semlichem Krieg ützit gewunnen hette 254. Ts. (Tschudi): dasz dwäderer Teil gesiget. Aber dwäderer Teil gab nützit umb des andern Verbannung 36. und wolt schier niemand dewederm Künig (Richard, Alfons) hulden 154. — Ao. (Albertus Oelingerus) hat S. 93 f. Auff dwedere Seut (ad neutram partem).

[Anmerkung des Verfassers.] Ich habe diese verkürzte Schreibweise dweder . . . vorgezogen, auf dass die daraus zu entstehenden abgeleiteten desto leichter auszusprechen wären.]

welches dem falschen deutschen neutral, einem etwaigen Abklatsche des lateinischen neutralis, durchaus entsprechen wird. Die anderen französischen neutralité, neutraliser, neutralisation, anstatt Neutralität, neutralisiren, Neutralisation oder Neutralisirung,* könnten wohl mit Dwederigkeit, bedwederigen, Bedwederigung übersetzt werden.

L. Fabry-Rossius,
agrégé à l'université de Liége.

Zum deutschen Unterricht.

Es giebt sicherlich keinen Unterrichtsgegenstand, bei dem man sich vor einer Zersplitterung von Kraft und Aufmerksamkeit so sehr zu hüten hätte, wie grade beim deutschen Unterricht. Die Gefahr eines vielgeschäftigen, aber unsicheren und planlosen Umhertappens ist hier um so grösser, je reicher und mannigfaltiger einerseits der zu behandelnde Stoff und je knapper andrerseits die Zeit ist, die darauf verwendet werden kann. Es gilt dies natürlich vorzugsweise von dem deutschen Unterricht auf den Gymnasien. In 2—3 Stunden wöchentlich — was soll da nicht alles vorgenommen und erreicht werden! Wir wollen zunächst nur von den beiden untersten Klassen (Sexta und Quinta) sprechen, wo der Stoff doch verhältnissmässig noch am wenigsten umfangreich und das Pensum ziemlich beschränkt ist. Dennoch wird man schon hier mit der Zeiteintheilung oft in die Enge und in Gefahr kommen, zu viel und zu Verschiedenartiges auf einmal zu betreiben. Aufsätze (sit venia verbo!), Erklärung prosaischer Lesestücke und Gedichte, Leseübungen, Deklamationen, Grammatik, Orthographie, Interpunktion — das sind alles Dinge, die mehr oder weniger berücksichtigt sein wollen. Wer aber Alles auf einmal erreichen will, der erreicht zuletzt gar nichts. Darum ist es gewiss rathsam, hier auf die möglichste Concentration des Unterrichts bedacht zu sein. Es kann dies vielleicht auf verschiedene Weise erreicht werden. Am zweckmässigsten erscheint es uns zunächst, die Leseübungen und die Uebung im Wiedererzählen, sowie das Grammatische und Orthographische in die engste Verbindung mit den Aufsätzen oder schriftlichen Uebungen zu bringen, in der Art, dass die Aufsätze für jene Zwecke mit benutzt werden. Der Stoff zu den Aufsätzen (meistens werden es Diktate sein) muss dann freilich sorgfältig ausgewählt werden; namentlich wird man auch für einen passenden Inhalt zu sorgen haben, für einen Inhalt, der ebenso geeignet ist, den Verstand zu bilden und die Phantasie zu befruchten, wie er für Herz und Gemüth eine angemessene Nahrung darbietet. Nicht selten werden diese kleinen Aufsätze (wozu sich besonders Parabeln und andere kleine Erzählungen empfehlen) den Knaben auch Gelegenheit geben, ihre Künste im Uebersetzen in das Lateinische zu zeigen. Es wird dies namentlich da geschehen können, wo es darauf ankommt, abhängige oder Nebensätze im Lateinischen durch eine Participial-Construktion wiederzugeben oder gewisse grammatische Eigenthümlichkeiten beider Sprachen zur Anschauung zu bringen. Dass andrerseits auch im lateinischen Unterricht in ähnlicher Weise für das Deutsche mit gewirkt werden muss, bedarf wohl nicht erst der Erwähnung. Indem man so die schriftlichen Arbeiten zum Mittelpunkte der mannigfaltigsten Uebungen macht, wird zugleich ihr Inhalt als ein dauernder Besitz dem Gedächtnisse des Schülers eingeprägt werden.

---

* F. E. Petri, Handbuch der Fremdwörter in der deutschen Schrift- und Umgangsprache u. s. w., von neuem durchgearbeitet von W. Hoffmann, Leipzig 1865; voce neutral.

Was nun aber die Erklärung von Gedichten betrifft, auf die wir einen grossen Werth legen, so wird sich diese am besten mit den Uebungen im Deklamiren vereinigen lassen. Jedes Gedicht, das von einem Schüler vorgetragen wird, muss auch den übrigen so weit erklärt werden, bis dass sie den Inhalt klar überschauen und ihn erzählend wiederzugeben vermögen. Wo der dichterische Ausdruck Schwierigkeiten bietet, darf die Erklärung natürlich nicht verabsäumt werden, doch wird man sich dabei einer körnigen Kürze befleissigen und sich auf das Nothwendigste beschränken müssen. Zweckmässig dagegen wird es sein, durch vergleichende Rückblicke auf andere, schon gelernte oder schon vorgetragene Gedichte oder einzelne Stellen aus denselben Bekanntes immer wieder von Neuem im Gedächtnisse aufzufrischen und zu befestigen. Gelegentlich können auch wohl schon einzelne biographische Notizen über solche Dichter wie Körner, Gellert, Schiller u. a. gegeben werden. Dass auch Leseübungen hier ganz an ihrer Stelle sind, versteht sich von selbst; namentlich aber wird durch gutes Vorlesen von Gedichten von Seiten des Lehrers der Sinn für einen guten Vortrag zeitig geweckt werden können. Einzelne Gedichte werden von der ganzen Klasse zu lernen sein.

Fr. Ad. Wagler.

Ein Document über den Tod Voltaire's.

Im Journal des Débats veröffentlicht Herr H. Taine ein interessantes Schriftstück über den Tod und das Begräbniss Voltaire's, welches ihm durch den americanischen Consul in Moskau, Herrn Schuyler, mitgetheilt worden ist. Herr Schuyler hat es in den Archiven zu Moskau gefunden; es ist eine Beilage zu einer Depesche des russischen Gesandten Fürsten Bariadinsky an die Kaiserin Katharina II.; der Gesandte sagt in der Depesche, er habe diesen Bericht von einem seiner Freunde aufstellen lassen, der über alle Einzelheiten vollkommen unterrichtet sei. Dieser Bericht ist bisher noch niemals abgedruckt worden; er ist an den Fürsten Bariadinsky gerichtet, ohne Unterschrift und aus Paris vom 11. Juni 1778 datirt. Er beginnt mit der Schilderung der Krankheit, welche die Ursache des Todes Voltaire's wurde; er litt an einem immer wiederkehrenden Uebel der Blase, welches ihm zu Zeiten grosse Schmerzen verursachte und gegen welches er Milderungsmittel anwandte, die, obgleich sie augenblicklich Hülfe brachten, doch schädlich waren. Nach der letzten Sitzung der Akademie, welcher Voltaire beiwohnte und in welcher er mit grosser Aufregung über eine von ihm vorgeschlagene Abänderung des Planes der Dictionnaires der Akademie geredet hatte, kam er ganz erschöpft nach Hause. In der Nacht befiel ihn das Blasenleiden in heftigster Weise und er nahm desshalb wiederholt grosse Dosen von Opium ein, welches er in solchem Falle zu gebrauchen pflegte. Am nächsten Morgen jedoch kehrten die Schmerzen noch heftiger zurück, und als der Hausarzt Dr. Trouchin kam, verlangte er mit grosser Heftigkeit Hülfe von ihm, ohne jedoch zu sagen, dass er bereits viel Opium genommen habe. Der Arzt verordnete eine starke Dosis Laudanum und Voltaire nahm diese sofort. In Folge davon verfiel er sogleich in vollständige Kraftlosigkeit, sein Magen versagte jede Speise und es ging ersichtlich mit ihm zu Ende. Die Nachricht von seinem gefährlichen Zustande verbreitete sich sofort in ganz Paris und erregte die grösste Theilnahme, zugleich aber auch die Besorgniss seiner näheren Freunde um das Begräbniss des berühmten Mannes; denn der Pfarrer der Gemeinde von St. Sulpice, in welcher Voltaire wohnte, hatte, besonders aufgehetzt von einigen bigotten Damen, worunter die Herzogin von Nivernois und ihre Tochter, erklärt, er würde ihm kein christliches Begräbniss gestatten. Die beiden Neffen Voltaire's, der Parlamentsrath d'Ornoy und der Abbé Mignot, thaten verschiedene

Schritte, um sich den Schutz des Parlamentes gegen den Pfarrer zu verschaffen, aber ohne sicheren Erfolg. Man beschloss endlich, den Leichnam nach der Abtei Bellières (bei Nogent sur Seine) zu bringen, welche dem Abbé Mignot gehörte, und ihn dort vorläufig zu bestatten. Inzwischen lebte Voltaire noch, aber sein Zustand ward immer hoffnungsloser, man erwartete jeden Augenblick seinen Tod. Nun begab sich der Abbé Mignot zu dem Pfarrer von St. Sulpice, um ihm Vorstellungen zu machen. Der Pfarrer gab zu, dass er nicht gesetzlich verfahre, weil Voltaire zwei Monate zuvor gebeichtet und ein schriftliches Glaubensbekenntniss ausgestellt habe, welches in seinen Händen sei, aber er habe höheren Befehl. Am 30. Mai endlich begab sich der Abbé Mignot nochmals zu dem Pfarrer, der sich nun bereit erklärte, mit dem Abbé Gautier, bei welchem Voltaire gebeichtet hatte, zu dem Sterbenden zu gehen. Als man dem Sterbenden die Ankunft des Pfarrers wiederholt gemeldet hatte, sagte er endlich: „sagt ihm, dass ich ihn achte", dann umfasste er den Pfarrer, der an das Bett getreten war, mit einem Arme wie um ihm ein Zeichen seiner freundlichen Gesinnung zu geben. Der Pfarrer sprach nun dem Kranken zu und fragte ihn endlich mit lauter Stimme: „Mein Herr, erkennen Sie die Göttlichkeit Jesu Christi an?" Auf diese Frage sammelte Voltaire alle seine Kräfte, versuchte sich zu erheben, machte mit dem Arme, den er zuvor um den Pfarrer gelegt hatte, eine heftige Bewegung, als wolle er ihn fortstossen, und rief mit starker Stimme und scharfem Ausdrucke: „Lassen Sie mich in Frieden sterben!" Darauf wandte sich der Pfarrer zu den Umstehenden und sagte: „Meine Herren, Sie sehen wohl, er ist nicht bei Besinnung." Er verlangte dann Schreibzeug und stellte eine Erklärung aus, dass man den Körper Voltaire's ohne Ceremonie hinschaffen könne, wohin man wolle, und dass er ihn aufgebe. Damit war die Excommunication ausgesprochen. Voltaire starb einige Stunden darauf. Nachdem der Leichnam geöffnet und nothdürftig einbalsamirt worden, ward er in der Nacht des folgenden Tages, mit einem Schlafrocke und einer Schlafmütze bekleidet, in einen Wagen gesetzt und festgebunden, so dass er den Anschein eines Kranken hatte, den man transportirte, und so nach Bellières gebracht. Dort grub man sofort ein acht Fuss tiefes Grab, in welches man den Leichnam legte und ihn zwei Fuss hoch mit ungelöschtem Kalk bedeckte. Dieses geschah aus Vorsicht, damit der Bischof der Diöcese ihn nicht etwa wieder ausgraben lasse und als Excommunicirten aus dem geweihten Boden verbannen könne. Der Prior von Bellières hielt Tags darauf unter Assistenz der Pfarrer und Geistlichen der Umgegend ein feierliches Todtenamt, wofür er von dem Bischofe von Troyes, zu dessen Diöcese die Abtei Bellières gehörte, einen schriftlichen Verweis erhielt.

Dies ist der wesentliche Inhalt des Berichtes, der sich im Uebrigen über die Nachlassenschaft Voltaire's, seinen voraussichtlichen Nachfolger in der Akademie, so wie über das oben erwähnte schriftliche Glaubensbekenntniss verbreitet, welches aber nicht in authentischer Form mitgetheilt wird.

Nicolai's Brief über die Strassburger Mundart.

Strassburg.

Theuerster Bruder!

Allmählig kehren Kräfte und Gesundheit zurük, und ich sehe mich doch wieder im Stande, dir die Berichte von meinen Strassburgischen Beobachtungen fortzusezzen, nachdem du so manchen unbedeutenden Brief während meiner Krankheit von mir erhalten hast.

Dem Himmel sei's gedankt, dass ich mich doch wieder so ganz erholt habe! Auch dir muss ich für deinen warmen, brüderlichen Antheil danken! Doch, du kennst mich, also genug davon! — — —

In meinen Strassburgischen Reisebemerkungen komme ich nun auch auf die Sprache. Die eigentliche deutsche Strassburger Sprache ist einer der garstigsten Dialekte der deutschen Hauptsprache, indem er das Mittel zwischen dem schwäbischen, schweizerischen und pfälzischen Dialekte hält. Dieser Strassburger Jargon erstrekt sich nur über Strassburg, denn weiter hinauf gegen der Schweiz wird die Sprache immer rauher und nähert sich immer mehr dem schweizerischen Dialekte; hingegen weiter hinunterwärts gegen der Pfalz wird sie weicher und nähert sich der plattdeutschen Mundart. Z. B. In Strassburg spricht man durchgehends das Verneinungswörtchen: nein, wie man es sprechen soll, in Kolmar spricht man: nahi und in Buchsweiler näh — weiter hinunter neh! —

Was nun den Strassburger Dialekt an und für sich betrifft, so muss ich dir sagen, dass er so viele altdeutsche Wörter noch in sich schliesst, die man bei uns im nördlichen Deutschland nicht kennt, und dass seine Aussprache so sehr mit der deutschen Schriftsprache im mittlern Zeitalter harmonirt, in welchem die Minnesinger u. s. w. florirten, dass es einem deutschen Strassburger weit leichter seyn muss, diese Schriftsteller zu verstehen, als einem andern Deutschen. — Von der gemeinsten Strassburgischen Aussprache will ich dir ein Pröbchen daherschreiben, das mir F... mitgetheilt hat.

Strassburgische Aussprache:

Werrli wenn i'ss gewisst hätt, dass denamm Mähndi wottscht uff dä griänä Berri gehn, i wär glich mitt'r gangä. I hätt au gern ä bissel getanzt. Ischs luschdi zuägangä? Minner Seel i wär gern derrbih ksinn, awwer i hah nitt älain wek gekönnt. Sah m'r nurr, sinn vihl Litt druhssä ksinn? Na, sä redd doch! Bischdä nitt ä Zipfel, gehsch uff dä Danzbodde unn nimmsch dihn Maidel nitt mit'r! Hättsch m'rs vohrhär ksait, i wott 'rs uffg'stifft hann! Wahrt duh nurr. Sischd'r nitt vergessä! — Sah' m'r doch, hänn mihni Kamerahdä nitt nohch m'r kfrouht? —

Hochdeutsch:

„Warlich wenn ich es gewusst hätte, dass du am Montag wolltest auf den grünen Berg gehen, ich wäre gleich mit dir gegangen. Ich hätte auch gerne ein wenig getanzt. Ist est lustig zugegangen? Bei meiner Seele ich wäre gern dabei gewesen, aber ich konnte allein nicht abkommen. Sag' mir nur, sind viele Leute draussen gewesen? Nu, so rede doch! Bist du nicht ein Dummkopf, gehest auf den Tanzboden und nimmst dein Mädchen nicht mit dir. Hättest du mir es vorher gesagt, ich wollte es aufgestiftet haben. Warte nur. Es ist dir nicht vergessen. Sage mir doch, haben meine Kameraden nicht nach mir gefragt? —"

Nun, Karlchen, wie gefällt dir diese Sprache, ist sie nicht allerliebst?

Ich muss dir aber noch folgendes dabei anmerken. Nämlich dass es selbst in Strassburg verschiedene Unterabtheilungen von diesem Jargon gebe. Die Fraubasensprache zeichnet sich durch gedehnte, affektirte Töne aus; die Schiffer sprechen ihren Dialekt tief aus der Kehle heraus; die Honoraziores sprechen etwas feiner, als die andern, u. s. w. Z. B. Eine Fraubase spricht statt geschlagen, kschlahuä; ein Schiffer sagt: kschlah. Ein Strassburger von der mittlern Klasse spricht statt Degen, Regen: Dähje, Rähje — einer vom Pöbel: Daje, Raje. Ferner, ein Strassburger, der nicht wie das gemeine Volk Huhss (für Hauss) sagen will, glaubt gut deutsch zu sprechen, wenn er Hous sagt, u. s. w.

Dies sei Pröbchens genug! Izt will ich dir auch einen kleinen Beitrag zu einem Strassburger Idiotikon, den ich mit meines Freundes Hülfe gesammelt habe, mittheilen; mit der Zeit bearbeite ich vielleicht diesen Versuch noch weiter.

Strassburgisch.	Hochdeutsch.
G'häb.	Dichte, vest.
Zaine.	Korb.
Bäscheln.	Künsteln.
Jaichen.	Jagen, scheuchen.
Fazvogel.	Spassvogel.
Zimberlich.	Niedlich, fein.
Verpfumpfeien.	Verderben.
Sak.	Tasche.
Täsche.	Ohrfeige, Maulschelle.
Hupfuff (Hüpfauf).	Ein Beiläufer, Aufwärter.
Gimpler.	Trödler.
Verbihbähbeln.	Verzärteln.
Ständel.	Bude.
Huzzeln.	Schaukeln, item auf dem Rükken tragen.
Kachel.	Nachttopf.
Wispeln.	Sich leise bewegen, item flüstern.
Krittich.	Gierig.
Bammbel.	Grosse Flasche.
Pfetter und Göttel.	Pathe und Pathinn.
Sprenzen.	Begiessen, besprüzzen.
Wakkeln.	Wanken.
Turkeln.	Taumeln.
Greinen.	Weinen.
Pfupfen.	Aufstossen, schluchzen.
Huhren.	Niederhokken.
Huttschen.	Fortstossen; hezzen.
Herzig.	Artig.
Krizzeln.	Küzzeln.
Mitschel. (vielleicht von Miche.)	Brödchen.
Griserlich.	Schauerlich.
Strudeln.	Uebereilen.
Balgen.	Schmähen, schelten.
Trotte.	Kelter.
Es himpelt.	Es hinkt, hapert.
Sträl.	Kamm.
Barbeln.	Kinderpokken, Blattern.
Schmuz.	Kuss.
Guffe.	Steknadel.
Keien.	Fallen.
Es keit mich.	Es verdriesst mich.
Lass mich unkeit.	Lass mich ungeschoren.
Murken.	Uebergebliebenes Stük Brod.
Känsterlen.	Schränkchen.
Trutschel.	Ein gutes, dummes Mädchen, oder Weibchen.
u. a. m.	u. a. m.

Ich will nicht mehrere hiehersezzen, weil ich mir meine übrige Bemerkungen über diesen Gegenstand auf eine andere Gelegenheit vorbehalte. Morgen ein mehreres von

Deinem etc. etc. etc.

Lassberg, Mittelhochdeutsch.

Liedersaal S. II, Vorrede I: „Das aber darf ich dir nit verhalten, wie mir zu grosser Freud und Trost kund worden, dass noch ein guter, wenn auch nit der best Teil der alten Sprach in - und bi unserem schwäbischen Volk lebendig und kräftig waltet; voran im Breisgau, Schwarzwald und der Bär, im Kleygau, Linzgau, Thurgau und im Rhintal, wo ein grosser und warlich nit der schlechtest Teil unserer Sänger wilent gesessen; und bi Treuen! du darfst mir glauben, lieber Meister! dass oft ein Thurgauer Bauer der Nibelungen Lied bald so gut verstünd, als ein Bresslauer oder Berliner Meister."

Eine verborgene Vorrede Jacob Grimm's. (Zu: Der deutsche Christus. Fünfzehn Canzonen von Karl Candidus. Leipzig, S. Hirzel. 1854.)

Ich könnte es überhoben sein, diese von Lothringen her uns dargereichte innige und seelenvolle dichtung mit meinen worten zu begleiten, da unfehlbar ihr reines, zartgefaltetes gewand den blick von selbst auf sich ziehen wird. ihre überschrift mahnt mich an Otfried, der, bald sind es nun schon tausend jahre, im kloster Weiszenburg, also auch jenseit Rheines, seinen evangeliono deil den stolzen Franken laut erschallen liesz,

thaz wir Kriste sungun in unsera zungun;

fast um dieselbe zeit, wo eines armen im walde hütenden hirten stimme, dessen name verschollen ist, durch ein nachtgesicht plötzlich zur poesie entzündet, den Altsachsen ihren Heiland sang. so begierig waren diese Deutschen, ihres frischen glaubens inhalt aus dem römischen kleid zu ziehen und in ein heimisches, dem volke gefüges zu gieszen; sie folgten den evangelischen berichten auf dem fusze, Otfried mehr aushebend, erbauliche, geistliche gedanken zwischen einstreuend, der Sachse voller, epischer, in seiner mildeindringenden Sprache klingen heidnische weisen nach. welchen eindruck diese werke auf ihre zeitgenossen hinterlieszen, wissen wir nicht, beide dichter hätten aber nicht zu ahnen vermocht, wie zu danke sie späten geschlechtern geschrieben haben, denen nichts höher anlag, als aus dem schutte langer vergessenheit die siebenschläfer zu wecken, und an ihrer unverwitterten gestalt, als lautersten denkmälern, die regel und den ganzen wollaut unserer alten sprache zu erforschen. solange deutsche zunge dauert, werden diese ehrwürdigen gedichte gelesen werden und nimmer untergehn.

O des wandels! eine edle hehre dichtung, die vor erst hundert jahren in allen händen war, und mit mächtigem ruck durch ihren angebornen adel unsere gesamte poesie empor gehoben hat, beginnt, wer wollte es sich verbergen?, ungelesen zu sein und zu versinken. Klopstocks Messias, nachdem er so grosze, in ihm und zugleich auszer ihm gelegene wirkung auf seine zeit hervorgebracht hatte, hört fortzuleben auf, und wir müssen ihn heute für ein verfehltes werk erklären. sein dichter wähnte dadurch, dasz er in der evangelisten heilige berichterstattung eine reihe englischer, menschlicher und teuflischer wesen schaltete, ein wahrhaftes epos zu erzeugen, da doch die zwischentretenden gestalten immer nur scheinthätig sind, d. h. alles was geschieht ebenso wol auch ohne sie geschehen müste oder geschehen wäre. diese schwebenden und betenden cherubim und seraphim bis auf unser überempfindsames urelternpaar herab halten nicht wider, sie sind lauter fünfte räder am wagen und werden durch ihre erdichtung und unwahrheit uns auf die länge unerträglich, jedes epos aber fordert ungestörten glauben. Klopstocks Christus selbst, so erhaben und gefühlvoll er gehalten sei, ist doch

weder geistig fein genug, noch menschlich blühend, dasz beide einander tief durchdrängen.

Christus ist gar nicht episch darzustellen, nur lyrisch, denn aller mythischen auffassung entgegen strebt die unverrückbare bestimmtheit unserer religion. wer aber sehen will, wie lyrisch er aufzunehmen und wiederzugeben sei, lese, dünkt mich, unsern neuen dichter, der vom boden menschlicher und irdischer gefühle aus dem innersten seiner brust ausgehend auf in geistige höhe klimmt und sich von ihr herabsenkt, um von seinem fluge zu ruhen und zum aufschwung neue stärke zu sammeln. diese mit dichterischer besonnenheit überall gepaarte schwärmerei scheint sein eigenstes kennzeichen, und steigender funken art ist es zu schwärmen, ja alle lyrische begeisterung, mag sie gott, den sieg oder die liebe zum gegenstand haben, musz schwärmerisch sein.

Des dichters deutschen Christus dürfte man so nehmen, als ob heimwehvoll und im bewustsein der ihm ungeschwächt einwohnenden muttersprache er seine lieder entsende. vielmehr aber ist offenbar die meinung, dasz er einen Christus in deutschem sinn aufstelle, wie ihn deutsche gemütsart und gedankenerhebung gefunden, gehegt und erkannt hat, seit durch die reformation herz und glaube gelöst und frei gemacht und jener kalte, allgemeine Christus der katholischen kirche aufgehoben wurde. als echten protestanten gibt den verfasser schon seine äuszere Stellung kund, und schöne, warme worte, die jeder finden wird, verbürgen ihn.

Er wählte sich eine der geschmeidigsten italienischen formen aus, die vollen gedankenreichthum walten läszt und in ungezwungne reime einschlieszt; unter allen würde ich der vierten canzone und der zwölften den preis zuerkennen, worin er seines sohnes taufe feiert, den an die hergegebnen weihetropfen dereinst zu mahnen er alle gewässer lieblich aufruft.

Mir verargt es keiner, wenn ich ein paar wortbemerkungen beifüge. Candidus bedient sich einiger ungewöhnlichen ausdrücke, die er vielleicht einführt, wie neustets für stets von neuem, er setzt im conjunctiv das praeteritum statt des präsens, wie seite 69 entböte, 75 sprösse, was aber mit einem empfindlichen mangel unserer sprache zusammenhängt, seite 7 möchte man lesen hatt es für hat es. schneuse für schneise seite 87 kann gestattet werden. herse seite 64 für egge, im reim auf ferse schwer zu meiden, ist das einzige entschlüpfte französische wort (aus irpex, ital. erpice, harpago). die schreibung ortnung sucht bezüge auf ort, spitze, ecke, wovon doch schon in der alten sprache, orde, ordnung fern steht, wol aber könnte tiefeinschlagende etymologie die verhüllte verwandtschaft zwischen sohn und sühne (goth. sunus und saun) an den tag bringen.

Berlin 26. dec. 1853. Jacob Grimm.

Etymologische Versuche des Beatus Rhenanus.

In seinen 3 Büchern deutscher Geschichte (lat.) versucht sich der grosse Schlettstädter Gelehrte (geb. 1485; † 62 Jahre alt ebenda) auch in der Wortableitung. Wir dürfen uns nicht lächerlich die Nasen rümpfen, denn das was Rhenanus aufstellt, war alles noch am Schlusse des vorigen Jahrhunderts gangbare Münze.

Gleich die Benennung seines Vaterlandes Alsatia leitet er keck von dem bei Ptolemäus einmal vorkommenden Dorfnamen Ἔλκηβος und dieses wiederum von dem frühdeutschen Elces ab; nicht genug: Ἔλκηβος, Helvetus, Selestadium sollen nur Variationen desselben Namens sein! Ob Schöpflin, der mit Recht diese Etymologien verwirft, mehr Ursache hat, der seinen sich zu rühmen (Alsaciones Elli accolae, Anwohner der Ill) bleibe dahingestellt.

Bei dem Worte Rauraker behauptet Beatus ferner, sei das u wie ein äolisches Digamma ausgesprochen worden, daher kommt der Name Frick (des Dorfes) — und die erste Silbe? Die sei in die Brüche gefallen.

Der Sisgau, sagt er, sei das lat. cis „diesseits" — weil die diesseits des Berges wohnenden Sequaner diese Gegend inne gehabt hätten — und das deutsche „Gau."

Auf ähnliche Weise, meint er, sei Uri entstanden, aus einer Verstümmelung des Wortes Tigurinus. Noch abenteuerlicher ist seine Erklärung des Wortes Hundsrücken, wie eine Gegend im heutigen Westrasien heisst. Als eigentliches Etymon nimmt er nämlich das Ptolemäische Obringa an, welches dann die Alemannen nach ihrer Weise zu jenem Hundsrücken verzerrt und verdreht hätten, indem sie die Aspiration versetzten und ein s einschoben. Die Schwyzer haben ihren Namen von einem Gau der Sachsen, dessen Bewohner sich Vitae nannten; diese änderten ihre Wohnsitze und zogen in die Gegenden des jetzigen Schwyz; das S am Anfang fügte die zu Zischlauten geneigte Landessprache hinzu!

Der Name Strassburg muss sich ebenfalls eine eigenthümliche Deduktion gefallen lassen. Die ursprüngliche Benennung „Argentuaria" sei vielleicht nichts anderes als „agger" oder Burg Argento's des Besitzers, den er in Einklang bringt mit Orgetorix des Cäsar. Dann sei aber auch noch ein anderer Name jenes Besitzthums gebräuchlich gewesen, nämlich Argentorode, was so viel bedeute als Haus des Argento. Dieses Wort hätten dann die römischen Soldaten in Argentoratum umgetauft. Die Alemannen hinwiederum hätten von diesem Wort die Silben torat ausgewählt, ihr „Burg" hinzugefügt und so sei entstanden Toratburg = Strassburg!

Hole ist aus dem alten Olino, einem in der Notitia dignit. imper. als Bollwerk der Rheingrenze gegen die Germanen genannten Orte entstanden.

Basilea oder Basilina aus dem Griechischen sei nichts. Der Name kommt von passus, was bei den Galliern Fährte bedeutet und die Stadt hiess zuerst Passilea, wie ja auch Passel an der Mosel von demselben Stamm herzuleiten ist. Dass an der Stelle des jetzigen Basel eine Fährte, ein Uebergangsort gewesen sei, und zwar noch während des Bestehens von Augst, ist wahrscheinlich, weil hier wegen des Thales, durch welches der von der Birs abgeleitete Bach fliesst, das Ufer tiefer und aus vielen Gründen sehr geeignet zum Uebergang ist. Mithin ist es natürlich, dass alle, welche mit den Raurakern verkehrten, Germanen, Alemannen u. s. w., hier überzusetzen pflegten u. s. w.

(Aus Jacob Mähly's Vortrag. Alsatia 1856—57. S. 252 ff.)

Berlin. A. Birlinger.

Etymologische Versuche des Salomon Schweigger.

S. Schweigger, aus Sulz am Neckar, reiste mit einer österreichischen Extragesandtschaft in den siebenziger Jahren des 16. Jahrhunderts nach der Hauptstadt des Halbmondes. Er beschrieb seine Reise; sie erschien anno 1608 in Nürnberg. Seine historisch geographischen Studien sind anerkennenswerth, wenn sie sich auch wenig über seine Zeit erhoben. In der Etymologie spukt es wie überall damals. Ich führe folgende Stellen an:

„Bei Belgrado endet sich das Königreich Ungarn und fengt sich an die Landschaft Servia und ist der Fluss Savus oder Sau gleichsam ein Markstein beider Grenzen, dieser Fluss kompt von Mittag durch das Herzogthum Bossna und ergeusst sich zu Weissenburg in die Tonaw und hat sein Namen vom König Sau, welcher nach der Sündflut mit Tuiscone in diese Land kommen. Diese Völker aber: Servi, Bulgari, Rassci und Sibenbürgen kom-

men von den alten deutschen Völkern, den Dacibus das sein die Tonawer, Dakawer oder Denmärker die warn von den Römern Daces, von den Griechen Mysy, das ist, die Meissner genannt. Sie hiessen mit einem gemeinen Namen bei den Römern Gethae von Gotho (!) oder Geta, des Tuiskonis Geferten, der aller Teutschen Patriarcha ist. Von diesen Gothis, Gethis, Mysis oder Dacibus sein diese obgedachte Völker hinterlassen, nemblich die Sirfen, Rätzen, Bulgarer, das seyn die alten Teutschen Balger und sein allzumal Scharmatter oder Sarmatä; diese haben die Türkischen Wütrich eins nach dem andern under jren Gewalt bracht." *

Berlin. A. Birlinger.

Glossen zu Riechelmann's Ausgabe der „The Rivals" von Sheridan.

Wenn ich hier einige Glossen zu der im ersten Hefte des XLIII. Bandes des Archivs erschienenen Beurtheilung der obengenannten Ausgabe nachtrage, so sei es vorher erwähnt, dass ich alles Rühmliche, was dort über dieselbe gesagt worden, vollkommen unterschreibe und sie als musterhaft anerkenne. Mit vollem Rechte daher hat das sächsische Kultusministerium ohnlängst die Aufmerksamkeit der Schuldirectoren auf die Riechelmann'schen Ausgaben englischer Klassiker gelenkt und sie zur Einführung in Schulen empfohlen. Es kann also meine Absicht nur sein, ein Scherflein dazu beizutragen, das Gute nur noch mehr zu vervollkommnen und die wenigen Ungenauigkeiten hervorzuheben, die ich dem Verfasser bei einer künftigen Auflage zur Berücksichtigung anheim geben möchte.

S. 6 Anmerk. 17. Wesshalb sollte „degree" hier „Mass, Verhältniss" und nicht einfach „Grad" bedeuten? Zu der Stelle im Text: „whips of any degree of ton" vgl. Ausdrücke wie „Squire of low degree" oder „men of high degree," in welchem Sinne „degree" auch hier jedenfalls zu verstehen ist. Ebenso sehe ich nicht ein, warum der Verfasser sich ibid. 22 nicht mit der gewöhnlichen Uebersetzung „unpassend" für „out of character," wo character nicht, wie er glaubt, als „wesentliches Merkmal", sondern als „Rolle" aufzufassen ist, begnügen will.

S. 7, 5. Die Auslassung des Relativpronomens auch im Nominativ, wenn there is u. s. w. vorhergeht, ist keine „Eigenart" Sheridan's, sondern findet sich auch bei anderen Schriftstellern häufig; doch freilich nur in der Umgangssprache, deren sich ja Sheridan natürlich bedient.

Zu S. 18, 5. hätte bemerkt werden sollen, dass die Redeweise „you was" von der älteren Zeit herrührt und sich so bei der niederen Volksklasse erhalten hat. Sie gehöre eigentlich „nur dem niederen Volke an," wie der Verfasser sagt, ist also zwar richtig, drückt die Sache aber nicht genau oder genügend aus.

S. 73, 6. Die Aussprache „fishiognomy" ist ganz veraltet. Jetzt spricht man allgemein: fizeognomy oder auch fizeonomy.

S. 85, 6. Wie der Verfasser dazu kommt, „on a swivel" als analog unserm „im Handumdrehen" oder dem engl. „in a twinkling" u. s. w. zu erklären, begreife ich nicht. Der Ausdruck ist hier jedenfalls vom bekannten

---

* In der Vorrede: „als da ist — wie die Söhne Noe's die Welt durchwandert und sich in alle Ort der Welt ausgebreitet haben unter welchen Tuisco, Tuitsch oder Teutsch, der Teutschen Erzvater mit seinen Geferten, von dem Thurm Babel aus sein Reiss in diese unsere Land hat fürgenommen und sich im Flecken Tuitsch oder Teutsch bei Calle am Rhein niedergelassen was 900 teutsche Meil erstrecket."

„swiveleyed“, „schieläugig“, hergenommen, wie das ja aus der Rede des Absolute ganz deutlich hervorgeht, und thither turned on a swivel wird hier etwa zu übersetzen sein: „drehte sich völlig herum“.

S. 95, 19 lies: dependent „on“ statt „from“.

Leipzig. Dr. D. Asher.

Zur französischen Grammatik.

Der Unterschied zwischen „plus que“ und „plus de“, sowie zwischen „moins que“ und „moins de“, pflegt in den Schulbüchern noch immer in der Weise bestimmt zu werden, dass man sagt, wenn auf „mehr als“ oder „weniger als“ ein Zahlwort folge, so sei dies „als“ durch „de“ auszudrücken. Dass diese Regel falsch ist und den Schüler zu den gröbsten Fehlern verleiten muss, bedarf wohl nicht erst des Beweises. Vergleiche: „Ce petit garçon peut manger plus que deux hommes“ mit „ce petit garçon a mangé plus de douze pommes“. Hieraus ergiebt sich ganz von selbst folgende Regel: „Wenn man das Verbum des Satzes im zweiten Theile des Vergleiches wiederholen kann, so hat man „mehr als“ durch „plus que“, „weniger als“ durch „moins que“ zu übersetzen; in allen andern Fällen durch „plus de“ und „moins de“. Also: „Ce cheval peut traîner plus que quatre mulets“ (scil. ziehen können), dagegen: „Ce cheval peut traîner plus de vingt quintaux cet.“

L. Fr. Ad. Wagler.

Aus salzburgischen Schuldramen des 17. und 18. Jahrhunderts. *

O du edles Bier, nur allein in dir
Vitæ meæ Spes est sita,
Du erhaltest mich, dich nur liebe ich
A te pendet mea vita.

Edles Bier bist mein, was kan bessers sein
Omnem superas humorem.
Wann das edle Bier, reden kunt aus mir
Omnem Supero doctorem.

Caupo. Totam noctem potando duxistis, nocti diem jungitis, & adhuc nihil de ſolutione ſomniatis? heus! ſymbolum quis tandem ſolvet? *Lurid.* Tota nocte potavimus. Quæ porro fuerint ſomnia? vigilant, qui potitant, qui vigilant, non ſomniant. *Caupo.* Omitte ſis nugas. Contracta quis diſſolvet nomina? *Lurid.* Nomen meum ego aliquando jam ſolvi, cùm affixum illud viderem patibulo. *Caupo.* Rei facio compendium. Quis debitum hoc ſolvet? *Lurid.* Quærere debes alium, qui ſolvat, ædipum. Has ego nunquam novi litteras. *Caupo.* Vocabo, qui te doceat, puer! lictorem voca, qui nebulonem hunc in vincula compingat. *Lurid.* Sapis? quo plus me ligas, eo minus poſſum ſolvere. Sed ecce! cape tibi interim pro pignore meum pallium. *Caupo.* Non ſufficit. adde & pileum & togam quoque. Quid autem cum his ego centonibus, Saltem. *Lurid.* O cereviſia! cereviſia!

---

* P. Joannes Ev. Heigl's Conventualen in Michaelfelden. III. Theil der „Dramatum. Rev. Dom. Wolfgangi p. m. Abbatis ibidem.“ (1729.)

dulcis liquor! quàm dura & amara imperas? ſed tamen, en pallium, en pileum en togam. Malo ſine veſtibus mori, quàm ſine cereviſia vivere. *Lurid.* Wilst d' Hosn auch habn? *Caupo.* Nä, nä, d' Hosn b'halt nur. Wer waiss. was darhinder steckt. *Democ.* Ha! ha! Testamentum, testamentum. *Heracl.* Heu! quanta hominum eſt inſania. *Lurid* Ist ain Ding. Hab ich nichts, so brauch ich nichts. Jo! jo! machts auf.

Gwiss dem Bier nichts fält, reut mich auch kein Geld.
Si in pera mihi numus,
Muss ums Bier daran, diss erhalt den Mann,
Ineſt huic Succus ſummus.

Was hülfft mich das Geld, wan ich von der Welt
Scheiden muss? nil mecum fero.
Ist ja besser dass, wann ich ein Bier Glass
Manibus impletum gero.

Infunde nequam. *Claud.* Infunde jam ſumus in fundo. Nec gutta eſt Super. *Lurid.* Ergo jam tota exhauſta eſt amphora? *Claud.* Ut vides. Das, das geht mir z'Hertzen. Jetzt möcht ich wain. Quid nunc incipio? caligas hoſpes non vult accipere: cereviſiam debeo, debeo bibere. Quid incipio? *Claud.* Forte theſaurus adhuc in caligis latet. Perſcrutare. *Lurid.* Bene monès. Perſcrutabor. Nihil mihi tam charum, nihil tam ſanctum eſt, quod non pro cereviſia. Non, non, has tabaci reliquias non dabo: hæc ipsa herba cereviſiæ condimentum eſt. Quid autem ſi hæc chartarum folia? *Claud.* nullo modo ſuaſerim. Primum hodie in hoſpitio abſtuliſti tecum. *Lurid.* Verum eſt. audi, audi, hic aliquid tandem eſt, pro quo mihi compares cereviſiam. Hi globuli alias mihi non sunt ad uſum. Cape. Deinde, libellus hic præcatorius jam multas mihi creavit in ſacco moleſtias. Iterum cape. Nunc abi, & brevi redi cum cereviſia. Ho! ho! en Notata mea, jam ſcis pro caſeo. Auf dö Wess, wird mir dähin um und um recht g'ring. Aufs negst gilts d'schuech. Ist ein fortl darbey, müests ohne dass bald dopplen lassen.

Strob. Herr Schuech wo seind meine Wirth? das kiell ist Ding Gäbts mir meine Richter, oder ich verklage euch beym Kleider. *Avar.* Ja Herr Graf! Schelmä seynd des Herrn Graffn seine Diener. Habn mir alls mein Sach hinweck. *Strob.* Habs schon g'sagt, ich gehe euch nit aussn Klaid, biss ich mein Hauss hab. *Avar.* Herr Graf, ich bin mal content, das ist so vil g'redt, ich bin übel z'fridn mit den, Herr Graf. Sie habn mir's Hauss in d'Leuth gführt. Herr Graf, Herr Graf. *Strob.* Allä wäll Graff, ich bin kain Graff, ä Narr bin I. Stimmä hab i mi lassn. I merckn Handl dähin selbsten wohl. *Avar.* Und i ä. Sed jam providebo mihi. Dromule! quam primùm adeſſe lictores jube: Ich will mit dir verfahrn lassn. *Strob.* I verlang nit z'fahrn, lass mi no kratt so weiter göh. *Drom.* Tamen adhuc habemus ciſtam in manibus: dimitte hunc ſtolonem. *Avar.* No Kerl so seys, für dissmahl konst weiter gehn.

Meines Anherrn, glorwürdigister Gedächtnuss, bene notate; meines Anherrn Brueders Sohn, dass ist ä mo gewöst. Der hat an Bayrischen Hoff was golten, könt euchs leicht einbilden, er ist aimahl zu Hoff so nachet zuebi kommä, das ihn so gar ain Traband, ein Churfürstlicher Traband mit der Hellebard auf den Grind gschlagn, und bey den Erbl zuruck gezogen hat. Der Mann muss Geister khabt habn, dass er ihm so nachet hat zuebi traut. — Ja wohl ist noch nit gnueg, gedänckts nur: meiner Anfrau Vatter Brueder geschwister-Gotts Kind Brueder, der hat offt erzelt. Das er von einen andern offt hat erzehl hörn, dass ainer gweesen sey, der hat ain Brueder

gehabt, und dieser Brueders Bruder hat einen andern kennt, der nit nur ainmahl den Kaiser selbsten gsehen hat, Jetzt könts euch einbilden, wer ich sein muss? noch ains: *Heracl.* Heu! ceſſa tandem, ceſſa, noſtras vulnerate aures his ineptiis. Veneranda eſt Nobilitas, ſed quæ vere talis eſt. *Dem.* Sed tamen pulchram habet veſtem, quare, quapropter, ideo, ergo, itaque, utique nobilis eſt. *Heracl.* Heu! virtus magnos. ingeniumque facit. Ubi teſtamentum ſtultitiæ? adeſte reliqu. *Scriba.* Teſtamentum ſtultitiæ, adeſte. Ades? lege quid ſultis ſtuperbis ſtultitia reliquerit *Scriba.* Teſtamentum ſtultitiæ, Reginæ totius Orbis nobilissimæ. Stulti Superbi (Hoffärtige Naarn) apertam ex Stramine galeam ubique gerunto. *Dem.* Ha! ha! Dass ist ein rechter Helm, aus Strohelm. Ha! *Heracl.* Was für ein ander Helm als Strohelm gezimt sich auf einen solchen Naarn.

Berlin. A. Birlinger.

Scherz und Spott in den mittelalterlichen Frankfurter Personennamen.

Die Entstehung der Personennamen ist bekanntlich eine Sache, welche, trotz mancher gründlichen Arbeit, noch immer nicht völlig ins Klare gebracht ist. Für die weiteren Forschungen über diesen Gegenstand könnten die Urkunden der Stadt Frankfurt reichhaltigen Stoff liefern; denn in ihnen, besonders in den (amtlich geführten) Bürgerbüchern und Beedbüchern des 14. und 15. Jahrhunderts, findet sich eine beträchtliche Zahl von Personennamen, welche der Wissenschaft bisher unbekannt geblieben sind. Für die lokale Culturgeschichte aber würde es ein zugleich wichtiger und interessanter Beitrag sein, wenn jemand vermittelst jener Quellen die Entwickelung verfolgen wollte, welche die Entstehung und Fortbildung der Personennamen in Frankfurt genommen hat.

Bürgerliche Zunamen kamen zu Frankfurt schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, wenn nicht noch früher vor. In der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts vermehrte sich ihre Zahl. Sie war jedoch selbst noch im Beginne des 14. Jahrhunderts geringer, als die Zahl der blossen Vornamen; denn in dem ersten Jahre des ältesten Frankfurter Bürgerbuches, in dem Amtsjahre 1311/12, machen die blossen Vornamen noch 66 Procent aller vorkommenden Namen aus. Vierzig Jahre später (1351) beläuft sich dagegen ihre Zahl schon auf nicht mehr als 34⅓ Procent. Auch war man im ersteren Jahre an die Zunamen noch so wenig gewöhnt, dass von den 23 in demselben vorkommenden Zunamen 14 mit dem Zusatze „genannt“ und nur acht ohne denselben angeführt werden, während bei den mehreren tausend Namen, welche von 1345 bis 1400, also während 56 Jahren, in das Bürgerbuch eingeschrieben sind, jener Zusatz nur noch neunmal vorkommt. In den von mir durchgegangenen Beedbüchern, deren ältestes das von 1354 ist, habe ich das Wort „genannt“ gar nicht gefunden.

Man war früher an den Gebrauch der blossen Vornamen so sehr gewöhnt, dass in den Bürgerbüchern des 14. Jahrhunderts sogar die regierenden Bürgermeister oft nur mit ihren Vornamen angeführt werden. So führt z. B. die Ueberschrift des Bürgeraufnahme-Verzeichnisses von 1311/12, in welchem Jahre Heinrich von Hachinberg und Adolf Klobelauch die Bürgermeister waren, diese mit den Worten an: „unter den Bürgermeistern Heinrich genannt von Hachinberg und Adolf“. Ebenso sind in den Bürgerbüchern eine lange Reihe von Jahren hindurch die Gelder, welche die Bürgermeister bei den Aufnahmen erhoben, fast immer in der Art eingeschrieben, dass bloss der Vornamen dessen, der sie erhob, beigesetzt ist. Offenbar redete man im Mittelalter einander meistens nur mit dem Vornamen an, und nannte, wenn man von jemand sprach, gewöhnlich nur diesen. Sogar noch im

16. Jahrhundert geschah dies nicht selten. So wird, um einige Beispiele anzuführen, im Raths-Protokoll von 1525 der Syndikus Doctor Adolf Knoblauch stets nur der Doctor Adolf genannt, und mitunter Hamann statt Hamann von Holzhausen, Doctor Peter statt Doctor Peter Meyer, Doctor Niklaus statt Doctor Niklaus Rucker geschrieben.

In Betreff der Entstehung der Zunamen ergibt sich aus den Frankfurter, wie aus anderen Urkunden, dass man vor dem Aufkommen derselben sich mit dem Zusatze des Heimaths- oder Wohnortes, oder auch des Heimathlandes und einem vorgesetzten „von“ begnügte. Auch fügte man, um einen Mann von einem anderen des gleichen Tauf- oder Vornamens zu unterscheiden, seinem Vornamen gern die Bezeichnung seines Gewerbes hinzu. So entstanden die noch immer am häufigsten vorkommenden Zunamen, wie Schneider, Schmidt, Metzler oder Metzger, Krämer, Schäfer, Becker, Schwab, Sachs, Schweizer, Hesse u. s. w. Sogar ein „Contze Frankenford“ kommt im Beedbuch von 1365 vor. Diese Art von Namen waren jedoch anfangs nicht immer forterbende Familiennamen. Im Bürgerbuch von 1311/12 kommt z. B. ein Vater mit seinem Sohne vor, jener aber heisst „Ludwig genannt von Monechen,“ dieser „Ludwig von Frankenberg.“ Auch änderte sich noch im 14. Jahrhundert der Zunamen eines Mannes mitunter während des Laufes seines Lebens. So findet sich z. B. im Bürgerbuch von 1333 ein Mann mit den Worten verzeichnet: „Peter genannt Jude, früher Mor.“ Ferner wird manchmal Einer nach zwei Orten zugleich benamt, wie ein gewisser Johann, welcher im Bürgerbuch von 1316 „Johann von Byberahe und Haselach“ genannt wird. Uebrigens verdient noch angeführt zu werden, dass die Unterscheidung durch den Zusatz Senior oder Junior, der Alte oder der Junge, schon frühe gebräuchlich war: ich fand z. B. schon im Bürgerbuch von 1323 den Namen Conrad Gishubel Senior.

Doch — diese und ähnliche Verhältnisse und Beziehungen der Personennamen sind es nicht, welche hier in Betracht genommen werden sollen. Es gilt vielmehr, den Einfluss nachzuweisen, den in Frankfurt Scherz und Spott auf die Entstehung von Personennamen ausgeübt haben. Schon Andere haben darauf aufmerksam gemacht, dass Namen wie Dick, Klein, Kahl und ähnliche aus Zeiten herrühren, in welchen man auf körperliche Stattlichkeit und Fehlerlosigkeit viel hielt, und desshalb leicht dazu kam, einem Menschen einen Namen zu ertheilen, welcher ein augenfälliges körperliches Gebrechen desselben bezeichnete. Dies ist schon eine Art von Spott, und Namen solcher Art gehören also zu den sogenannten Spitznamen, welche zu jeder Zeit im Gebrauche waren und immer gebräuchlich bleiben werden. Zu ihnen gehören auch die offenbar ebenfalls schon frühe vorkommenden Namen, welche ihrem Begriff nach an ein sittliches oder intellectuelles Gebrechen, an irgend eine hervorstechende Eigenschaft, an eine auffallende Gewohnheit des betreffenden Menschen oder auch an irgend einen sonderbaren Vorfall erinnern. Manche dieser Namen sind nicht nur denen, welche sie erhalten hatten, während ihres ganzen Lebens geblieben, sondern auch auf ihre Nachkommen übergegangen, also Familiennamen geworden. Es ist nämlich bei manchen Familiennamen wegen ihrer etymologischen Bedeutung geradezu undenkbar, dass die Ersten, welche sie trugen, sich dieselben selbst beigelegt haben. Andererseits kann man aber wohl begreifen, wie Leute sich an einen ihnen ertheilten Spottnamen nach und nach so gewöhnten, dass sie selbst ihn zuletzt gebraucht haben: denn erstens verlieren alle Namen durch ihren beständigen Gebrauch alsbald im Munde derer, welche sie aussprechen, ihren ursprünglichen Sinn und Begriff, und zweitens war man in älteren Zeiten nicht so zartfühlend und häkelig, wie heut' zu Tage. Mitunter mag es auch vorgekommen sein, dass ein mit einem Spottnamen belegter sogar eine Ehre darin fand, von seinen Gegnern verspottet worden zu sein, und denselben also durch sein eigenes Gebrauchen jenes Namens Trotz bot: ein Fall, welcher auch in der Geschichte der Menschheit selbst mit den

Spottnamen von Parteien, wie Gueusen, Chouans und Sansculottes, eingetreten ist.

Auch in den Frankfurter Urkunden des Mittelalters finden sich gar manche Namen, welche ursprünglich nur aus Spott ertheilt worden sein müssen, und die deshalb zugleich zeigen, dass den Bewohnern Frankfurts schon in früher Zeit die Neigung zum Scherzen und Spotten eigen war. Ausserdem lässt sich aber auch das historisch beglaubigte Beispiel eines Frankfurters anführen, welcher gleich den erwähnten Gueusen, Chouans und Sansculottes den ihm ertheilten Spottnamen als eine Ehre ansah und darum selbst gebrauchte. Es war dies der um 1500 lebende Peter von Marburg, genannt zum Paradies. Ein Fürst hatte, als Peter im Turnier-Kampfe sich auszeichnete, in Bezug auf dessen bürgerlichen Stand ausgerufen: „Wer ist denn der Lump, der so manchen Dank davonträgt?“ und Peter fügte seitdem seinem Namen den Zusatz „genannt der Lump“ bei. Dies war freilich bloss ein Beinamen; im Grunde waren aber alle nachher zu Familiennamen gewordenen Bezeichnungen anfangs nichts Anderes.

Unter den auffallenden Personennamen des mittelalterlichen Frankfurt giebt es manche, welche nicht aus Spott hervorgegangen sind, sondern umgekehrt eine ehrende Anerkennung aussprechen. Zu dieser Klasse von Zunamen sind folgende zu rechnen: Heinrich Ohne-Angst (Ane Angest), welcher 1332 und 1354 erwähnt wird; Hennekin Man (1334); Konrad Fröhlich (Vrolich) 1335; Heinrich Frischgemud (im Beedbuch von 1334). Zu den selbstgegebenen Namen sind auch manche zu zählen, welche nicht danach aussehen, aber doch zu ihnen gehören, wie Rindsfuss. Dieses Wort war ursprünglich bloss ein das Wohnhaus des Betreffenden bezeichnender Zusatz, und kommt als solcher noch im Beedbuch von 1365 vor, wo ein Bürger mit dem Namen „Hermann zum Ryntfusse“ verzeichnet ist. Ebenso verhält es sich offenbar mit folgenden Namen: Melze an dem Felde (1330), Konrad an dem Ende (1335), Heinrich an der Ecken und Contze imme Hobe d. i. Hofe (1338), Hartmud mitten in deme Dorf (1340), Kule by der Bach (1344), Gerlach unter der Lynden (1345).

Ganz anders dagegen sind folgende Namen anzusehen, welche auf körperliche Eigenthümlichkeiten hindeuten und mehr oder weniger als Spitz- und Spottnamen erscheinen: Der kahle Wigand (1348), Voltz Spitzebart (1384), Hans Zegenbart (1380), Hans mit dem Bart (1379), Albrecht Langnase (1354), Henne Langhals (1382), Albrecht Rotzmul (so hiess einer der Bürgermeister von 1410), Gerhard Hochbein (1353), Contze Krumpfuz (1351), der kleine Theodor (1331), der grosse Johann (1381). — Andere Namen dieser Art beziehen sich auf die Nationalneigung zum Weintrinken, z. B. Hannsechin Schenke in das Glas (1487), Gerhard Nüchterndrung (1347), Heinrich Weinfinke (1332), Heinrich Becherer (1333), Suchewin (1345), Gerhard Windrang (1348), Contze Gutwin (1367), Heinrich Nuneglocke (1331, mit Beziehung auf die bestehende Vorschrift, dass Sommers niemand länger als bis neun Uhr im Wirthshause bleiben durfte). Auch der Namen Wassertrunk, welchen 1459 ein Edelknecht Philipp's Zum Jungen hatte, gehört offenbar ebenso zu dieser Klasse von Namen, wie der Namen Lutirwasser, welchen im Beedbuch von 1367 ein Einwohner führte.

Eine beträchtliche Zahl von sonderbaren Personennamen, welche im alten Frankfurt vorkommen, hängt mit irgend einer individuellen Eigenthümlichkeit anderer Art oder mit irgend einem Vorfalle zusammen, oder ist auf eine andere nicht mehr erkennbare Weise entstanden. Unter ihnen befinden sich einige in der That drollig zu nennende. Folgende mögen als Beispiele dienen: Gentzo Zartenbirn (1340), Dubiney (d. i. Taubenei, 1333), Henne Fasnacht (1367), Jakob mit der lieben Duben (1354), Eule Wurstebendil (1354), Heile Fackildanz (1354), Heile Durch-

denbusch (1367), Herman Vierecke (1377), Syfred Nachtschade (1377), Heyle Blarock (d. i. Blaurock, 1362), Heinrich Surmilch (1380), Heinrich Schweinefleisch's Sohn (im Nekrolog des Bartholomäus-Stiftes), Konrad von Rindfleisch (so hiess ein Bürgermeister von 1316), Heintze Fingirhud (1345), Herbord Hutzel (1329). Im Jahre 1327 kommt sogar ein Heile Drittehalbphund, sowie 1367 ein Heintze Dritthalbphund vor. Am allermeisten befremdend ist der Name eines Mannes, welcher 1402 Bürger ward und in das Bürgerbuch so eingetragen ist: „Herman Winsperger der Man mit dem Hymelrich." Dass der Zuname Düfil (d. i. Teufel) öfters vorkommt, ist weniger auffallend, als dass zweimal (1338 und 1361) ein christlicher Bürger den Namen Jude führte (Peter Jude und Hans Jude). Zwei andere das Wort Jude enthaltende Namen, nämlich Judengud (Günther Judengud 1354) und Judenspiess (der Metzger Judenspiz 1338, Heile Judinspis 1346 und der Rathsherr Johann Judenspiess um 1390), müssen mit irgend einem die Juden betreffenden Vorfalle zusammenhängen.

Dass man mit dem etymologischen Begriff eines Zunamens auch früher gern jene bekannte Art von Spott trieb, welche, obgleich keineswegs feinen Geist verrathend, in allen Zeiten vorkommt, davon geben uns die Uffenbach'schen Manuscripte zwei Beispiele, die auch Lersner mitgetheilt hat. Das eine derselben gehört in das vierzehnte Jahrhundert. Die Mitglieder eines Capitels scherzten, als ihnen schriftlich mitgetheilt wurde, dass ihrem Bischofe die Regalien durch die beiden Frankfurter Schöffen Rindfleisch und Knoblauch übertragen worden seien, über das demselben bei dieser Gelegenheit vorgesetzte durch Knoblauch gewürzte Rindfleisch.

Das andere Beispiel ist aus dem folgenden Jahrhundert, und betrifft die Namen Sommer und Pfeffer. Im Jahre 1486 (Lersner sagt 1498) starb ein wegen seiner Dicke allgemein bekannter Canonikus des Bartholomäus-Stiftes mit Namen Johann Sommer, und fast zu gleicher Zeit hatte der Mainzische Kanzler Dr. Pfeffer das Unglück, im Trierischen Hofe in eine Latrine zu stürzen, aus welcher er halbtodt herausgezogen wurde. Dies gab Veranlassung zu dem Witzworte: „Der Sommer ist hinwegk; der Pfeffer liegt im Dreck".

Es könnte die Erwähnung von dergleichen allerdings etwas plumpen Witzen früherer Zeiten uns zur Anführung von ähnlichen Scherzen unserer Tage bestimmen und von diesen aus weiter dahin leiten, dass wir zeigten, wie auch noch heut' zu Tage unter den Frankfurtern Spitz- und Spottnamen gleich denen älterer Zeiten entstehen, wenn sie auch nicht wie diese nach und nach erbliche Zunamen werden können. Es würden sich dann auch in dem heutigen Frankfurt und Sachsenhausen Spottnamen auffinden lassen, welche von ebenso drolliger Art sind, als die mittelalterlichen Namen eines Durchdenbusch, eines Dritthalbpfund, eines Mannes mit dem Himmelreich und ähnliche. Dieselben würden sogar aus dem Grunde noch interessanter sein, als diese, weil sich die Beziehung, denen sie ihre Entstehung verdanken, nachweisen liesse. Allein diess würde uns von einer rein wissenschaftlichen Betrachtung hinweg auf ein Gebiet führen, welches der heiteren geselligen Unterhaltung angehört. G. L. Kriegk.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

B. Schmitz, Die neuesten Fortschritte der französisch-englischen Philologie. 2. Heft. (Greifswald, Bamberg.) $^5/_6$ Thlr.

F. W. Culmann, Schlüssel zum Studium des Deutschen. Litera animi nuntia. Ein sprachwissenschaftlicher Versuch. (Leipzig, Fleischer.) 1 Thlr. 4 Sgr.

Grammatisches.

Indogermanische Chrestomathie. Schriftproben und Lesestücke mit erklärenden glossaren zu A. Schleicher's compendium der vergleichenden grammatik der indogermanischen sprachen. Bearbeitet von Ebel, Leskien, J. Schmidt und A. Schleicher. (Weimar, Böhlau.) $2^2/_3$ Thlr.

J. B. Bolza, Beitrag zum Studium der gallo-italischen Dialecte. (Wien, Gerold.) 2 Sgr.

Lexicographie.

J. & W. Grimm, Deutsches Wörterbuch. Fortgesetzt von R. Hildebrand und Weigand. 4. Bd. 2. Abth. 1. Lfrg. (Leipzig, Hirzel.) 20 Sgr.

J. A. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch. Bearbeitet von K. Frommann. (München, Lit.-Art. Anst.) 1. Lfrg. 24 Sgr.

Dozy et Engelmann, Glossaire des mots espagnols et portugais dérivés de l'Arabe. (Leyden.) 5 fr. 75 ct.

J. Loos, Wörterbuch der ungarischen und deutschen Sprache. (Pest, Lauffer.) 20 Sgr.

Literatur.

Les songes drôlatiques de Pantagruel, où sont contenues plusieurs figures de l'invention de maistre Fr. Rabelais, avec une introduction et des remarques par M. E. T. (Lyon.)

A. de Broglie, Nouvelles études de littérature et de morale. (Paris.) 5 fr.

J. Caro, Lessing und Swift. Eine Studie über Nathan der Weise. (Jena, Deistung.) 18 Sgr.

F. A. Leo, Shakespeare's Frauen-Ideale. (Halle, Barthel.) 10 Sgr.

C. v. Dalen, Grundriss der Geschichte der englischen Sprache. (Berlin, Langenscheidt.) 6 Sgr.

B. Prinz'n, 24 schöne Lere von R. Burns, in't möckelbörg'sche Plattdütsch owerdroagen. (Leipzig, Kollmann.) 8 Sgr.

R. v. Schlagintweit, Poetische Bilder aus allen Theilen der Erde. (Soest, Hülsemann.) $1^1/_2$ Thlr.

P. Heyse, Antologia dei moderni poeti italiani. (Stuttgart, Hallberger.) 2 Thlr.

Hilfsbücher.

Fr. Harder, Handbuch beim Unterricht in der deutschen Sprache. (Commentar zur deutschen Schulgrammatik.) (Altona, Schlüter.) 1 Thlr.

Literatur-Merkbüchlein. Wegweiser auf dem Gebiete der deutschen Literatur. (Reudnitz, Pfeil.) 10 Sgr.

W. Reuter, Beispielsammlung zur Einübung der englischen Formenlehre. (Saarlouis, Stein.) 12 Sgr.

Ueber die Abweichungen
im Gebrauche
des französischen und englischen Artikels.

Indem ich versuche, im Einzelnen nachzuweisen, worin sich der Gebrauch des Artikels im Englischen von dem im Französischen unterscheidet, ist es meine Absicht, damit einen Beitrag zur Charakterisirung dieser beiden Sprachen und zugleich der Nationen zu liefern, welche sie sprechen. Gegen die Erreichung dieser Absicht dürften sich jedoch, wie es scheint, zwei gewichtige Bedenken geltend machen lassen. Man könnte nämlich erstens einwerfen: Sind nicht für einen so weit aussehenden Zweck zu winzige Mittel gewählt? Lässt sich für die Charakterisirung der genannten beiden Sprachen irgend eine Ausbeute erwarten, indem man in ihnen den abweichenden Gebrauch eines Redetheils erörtert, von dem J. Grimm in seiner deutschen Grammatik sagt, dass er allmählich zu einer fast bedeutungslosen grammatischen Form herabgesunken sei? — und zweitens: Ist es nicht misslich, aus der abweichenden Anwendung eines Redetheils charakteristische Merkmale für zwei Sprachen gewinnen zu wollen, von denen doch die eine sich mit Hülfe der andern gebildet hat?

Auf das erste Bedenken antworte ich mit einem Ausspruche Wilhelm von Humboldt's: „Der Charakter der Sprache hängt an jedem einzelnen ihrer kleinsten Elemente; jedes wird durch die charakteristische Form der Sprache auf irgend eine Weise bestimmt." — Die Sprache ist ein Organismus; die Betrachtung auch der geringsten Glieder desselben lässt, eben weil sie von den Grundgesetzen des Ganzen durchdrungen sind, wiederum Schlüsse auf das Ganze machen. Man darf

dabei nur nicht vergessen, dass durch die Erkenntniss der einzelnen Theile für sich noch lange nicht der volle Charakter des Ganzen gefunden ist.

Dem zweiten Einwurfe ist entgegenzuhalten, dass der Artikel seinem Ursprunge nach dem Pronomen angehört, einer Wortart, die in jeder Sprache eine der ältesten ist; die daher, sowohl was Form als Bedeutung betrifft, sehr schwer eine Einwirkung von aussen her auf sich gestattet. Auch hat der englische Artikel, so sehr er auch im Vergleich zum angelsächsischen zusammengeschrumpft ist, seine germanische Form bewahrt und er hatte zu lange Zeit, sich in seiner Bedeutung und Anwendung festzusetzen, um späterhin dem französischen Einflusse Sonderliches davon aufzuopfern.

So scheint also, will man bei der Vergleichung des Französischen und Englischen überhaupt von dem Gebrauche einer bestimmten Wortart ausgehen, die Betrachtung des Artikels gerade recht dazu geeignet zu sein, charakteristische Unterschiede der beiden Sprachen hervortreten zu lassen. Wenn nämlich auch in ihnen, als Zweigen desselben Sprachstammes, die Anwendung des Artikels im Ganzen auf allgemein gültigen logischen Gesetzen beruht, so lassen sich dieselben doch keineswegs mit solcher mathematischen Bestimmtheit aufstellen, dass nicht daneben mancherlei Freiheiten möglich sein, mancherlei besondere Gesichtspunkte geltend gemacht werden könnten. Der Artikel kann in manchen Fällen gesetzt, in anderen wieder weggelassen werden, ohne dass der objective Gehalt der Rede dadurch wesentlich verändert wird. Es ist daher die Auffindung gerade dieser Fälle und die Betrachtung ihrer Behandlung in den bezeichneten beiden Sprachen besonders interessant und wichtig für die Erkenntniss der charakteristischen Eigenthümlichkeiten der letzteren.

Der Artikel ist in syntaktischer Beziehung ein Bestandtheil des attributiven Satzverhältnisses, und zwar gehört er nebst dem Fürwort und Zahlwort zu den sogenannten determinativen Bestimmungen, welche einem Gegenstande kein objectives Merkmal beilegen, sondern ihn in demonstrativer und quantitativer Hinsicht, also mit Rücksicht auf das anschauende Subject bestimmen.

Er zerfällt in zwei *Arten*, in den *bestimmten* und *unbestimmten* Artikel. Der erstere, franz. le, la; engl. the, ist durch Abschwächung des Pronomen demonstrativum entstanden, woraus sich leicht seine Bedeutung ergiebt. Das Demonstrativum weist gleichsam mit einem Finger

auf einen oder mehrere Gegenstände hin, die dem Redenden entweder räumlich gegenwärtig sind, oder seiner Vorstellung vorschweben, weil bereits die Rede von ihnen gewesen, oder weil sie noch näher bezeichnet werden sollen, oder endlich weil sie als allgemein bekannt vorausgesetzt werden. Sein Zweck ist also, zu bestimmen, zu sondern, zu individualisiren. Dieselbe Function übt auch der bestimmte Artikel: auch er individualisirt, bezeichnet einen oder mehrere Gegenstände, die dem leiblichen oder geistigen Gesichtskreise des Redenden gegenwärtig sind, als besondere, für sich existirende. Doch seine Thätigkeit erstreckt sich noch weiter: dadurch dass er einen Gegenstand aus einer ganzen Gattung aussondert, kann er, sofern sämmtliche Individuen zu der Gattung in demselben Verhältnisse stehen, auch die ganze Gattung bezeichnen und als eine besondere hinstellen. — Das Substantivum bezeichnet an und für sich den blossen Begriff ohne Rücksicht auf seine Existenz; der hinzutretende Artikel giebt im Zusammenhange der Rede an, ob dieser Begriff auf ein Individuum oder auf eine Gattung bezogen werden soll; er giebt seinen Umfang an.

Den Gegensatz zu dem bestimmten Artikel bildet der *unbestimmte* — franz. un, une, von lat. unus; engl. an, a, von angelsächs. ân —. Dieser hat wie jener die Aufgabe, zu individualisiren, jedoch mit dem Unterschiede, dass er nur *ein unbestimmtes Individuum einer Gattung* bezeichnet. Er kann nur bei Gattungsnamen in Anwendung kommen, oder doch nur bei solchen Substantiven, die in den Begriff von Gattungsnamen übergegangen sind. Insofern er *jedes* Individuum einer Gattung bezeichnen kann, vermag er sich auch, wie der bestimmte Artikel, auf die gesammte Sphäre eines Gattungsbegriffs zu beziehen.

Wenn die französischen Grammatiker behaupten, sie hätten in ihrer Sprache nur *einen* Artikel, nämlich den bestimmten (vgl. Girault Duviv., Gr. des Gramm., p. 209), so ist dies ein entschiedener Irrthum; sie müssten, wollten sie consequent sein, sagen, es gäbe bei ihnen überhaupt keinen Artikel. Denn wie der bestimmte Artikel ein abgeschwächtes Pronomen demonstrativum ist, so ist der unbestimmte das abgeschwächte Zahlwort der Einheit, das schon früher, wenn auch nur selten, im Lateinischen in der weniger scharf individualisirenden Bedeutung gefunden wird, so in die romana rustica überging und allmählich, wenn auch später als das Demonstrativum, den Charakter des Artikels annahm.

Manche Sprachen, besonders die alten, entbehren überhaupt den

Artikel, so das Sanskrit, das Zend, das Syrische, das Lateinische; auch die slavischen Sprachen (Russisch, Polnisch etc.) haben ihn nicht. Selbst das Griechische hat zur homerischen Zeit noch gar keinen rechten Artikel. „Es war den alten Sprachen," sagt Grimm (D. Wörterbuch, Spalte III, S. 126), „noch nichts daran gelegen, das was er ausdrücken soll, zu bezeichnen, und ihre Pronomina sparten sie für lebendigere Fälle auf. — Die Einführung des Artikels muss in mächtigem, unhemmbarem Triebe der neuern Sprachen gegründet sein, denn wir begegnen ihm in deutscher wie romanischer Zunge fast zu der nämlichen Zeit, so dass gegenseitig herüber und hinüber auf seinen festwurzelnden Gebrauch eingewirkt worden sein mag."

Der bestimmte Artikel im Französischen le, la stammt von dem lateinischen Demonstrativpronomen ille, illa, wovon auch die Akkusative des persönlichen Pronomens le, la, les, so wie der prädikative (neutrale) Nominativ le, die alle mit dem Artikel übereinstimmen, abgeleitet sind. Ebendaher stammt auch der bestimmte Artikel in andern romanischen Sprachen. — Der bestimmte Artikel im Englischen the entspringt aus der Nebenform þë von dem angelsächsischen hinweisenden Fürworte se, seó (þeó), þät; goth. sā, só, þata. Er ist also im Englischen von Anfang an im Gebrauch gewesen, denn bereits das Angelsächsische (so wie schon früher das Gothische) verwandte sein Demonstrativum auch als Artikel und zwar vorzugsweise, wie aus der Prüfung angelsächsischer Ueberreste hervorgeht, wenn das Substantiv von einem Adjectivum begleitet war, weshalb Grimm vermuthet, dass sich vor diesem die frühesten Artikel entfaltet haben. cf. Grimm, Deutsche Gr. IV, 437.

Was die romanischen Sprachen betrifft, so lässt sich der Gebrauch des Pronomens ille als Artikel bis in das 6. Jahrhundert hinauf verfolgen, wie aus den von Raynouard (Choix des poés. orig. des Troub. I, p. 39) gesammelten Beispielen hervorgeht. In den Eiden vom Jahre 842 kommt der Artikel zwar nicht vor, wiewohl er an zwei Stellen hätte stehen können; seit dem 10. Jahrhundert ist er jedoch allgemein in Gebrauch, wie aus dem Gedichte auf die heilige Eulalia, welches aus dieser Zeit stammt, zu ersehen ist. Freilich ist anfänglich im Romanischen, wie auch im Gothischen und Angelsächsischen, der Unterschied zwischen dem Artikel und dem Demonstrativum bisweilen so verwischt, dass sich schwer entscheiden lässt, welche von beiden Bedeutungen den Vorzug verdiene; doch finden sich solche Fälle hin und wieder auch noch in den neueren Sprachen. Beispiele im Neuhoch-

deutschen sehe man in Grimm's D. Wörterbuch, Sp. II, S. 977. Auch im Französischen vergleiche man Ausdrücke wie de *la* sorte, à *l'*instant même, pour *le* coup u. a.

Der *unbestimmte* Artikel kommt sowohl in den romanischen als in den germanischen Idiomen später in allgemeinen Gebrauch, als der bestimmte, wovon der Grund wahrscheinlich in der Bedeutung zu suchen ist. Da er einen Gegenstand als Glied einer Gattung und lediglich nach seiner gesonderten Existenz von den übrigen Individuen dieser Gattung darstellt, so kommt diese unbestimmte Weise der Bezeichnung der blossen allgemeinen Nennung des Begriffes näher, als die demonstrative Kennzeichnung durch den bestimmten Artikel. Die Sprache war daher, besonders wegen der den Wörtern ursprünglich innewohnenden grösseren sinnlichen Fülle und individuelleren Färbung, länger im Stande, durch die Wörter selbst das mit zu bezeichnen, was der unbestimmte Artikel ausdrücken soll, bis auch endlich hierin genauere Unterscheidung eintrat.

Der Gebrauch des französischen Zahlwortes der Einheit un, une als Artikel schliesst sich an den anscheinend pleonastischen Gebrauch des unus im Lateinischen als unbestimmtes Pronomen an, wie er schon bei Plautus und Terenz, dann aber auch später, namentlich bei Cicero vorkommt; z. B. *Unum* vidi mortuum efferri. Plaut. Most. IV, 3, 9. Interea inter mulieres, Quae ibi aderant, *forte unam aspicio adulescentulam*, Forma bona. Terent. Andr. I, 1, 90. Sicut *unus* paterfamilias de his rebus loquor. Cic. orat. I, 29, 132. Alexander *unum* animal est, et si quid mihi creditis, temerarium et vecors. Curt. IV, 54. Noch häufiger findet sich unus in solch pronominalem Sinne, der Bedeutung des unbestimmten Artikels mehr oder weniger nahe kommend, in lateinischen Urkunden des Mittelalters, wovon Beispiele verzeichnet sind in Diez' Grammatik der romanischen Sprachen III, p. 19. In dem ältesten der französischen Sprachdenkmäler, in den Eiden, findet er keine Stelle; in dem Gedicht auf Eulalia kommt er einmal vor (ad une spede). Man kann also das 10. oder 11. Jahrhundert als die Zeit ansehen, wo der unbestimmte Artikel im Französischen allgemein in Gebrauch kommt.

Um dieselbe Zeit ungefähr tritt er auch in den germanischen Sprachen neben dem bestimmten Artikel auf, obgleich anfangs in geringerer Ausdehnung. Das Gothische kennt ihn noch nicht; ains dient dort zum Ersatz für das griechische εἷς. Im Angelsächsischen aber ist

ân als unbestimmter Artikel, wenigstens in den Werken Alfred's, durch manche Stellen so entschieden bezeugt, dass sich sein Vorkommen als solcher nicht leugnen lässt. Gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts wurde der Gebrauch adoptirt, dass die vollern Formen des unbestimmten Artikels an, on vor konsonantisch anlautenden Wörtern in a, o abgekürzt wurden; allein dasselbe geschah auch mit dem gleichlautenden Zahlworte, weshalb sich auch im Neuenglischen noch häufig Fälle finden, in denen die Form des unbestimmten Artikels gewählt ist, während man das Zahlwort one erwarten sollte; z. B. Susan and she were of *an* age. Shak. Doth not Rosemary and Romeo begin both with *a* letter? Ibid. *A* sealed bag, two sealed bags of ducats. Ibid. Fourscore ducats at *a* sitting. Ibid. We are both of *an* age. Fielding. They're of *a* size too. Goldsm. The coach had continued in motion for *a* mile or two. Scott. He knows *a* thing or two (er ist ein geschickter Bursche). Lever.

In andern Fällen steht an, a noch dem unbestimmten Pronomen some; angels. sum, nahe, in dessen Bedeutung das Zahlwort ân zuerst abgeschwächt wurde, und das daher auch in frühester Zeit oft an Stelle des unbestimmten Artikels vorkam; z. B. Þer was sum sijk man Lazarus. Wiclyffe. — Ebenso hat auch im Französischen un noch oft entschieden pronominale Bedeutung, oder wenigstens ist sie durchzufühlen, besonders wenn ein Gegenstand in die Rede eingeführt wird.

Als die Zeit, in welcher sich im Neuenglischen und Neufranzösischen der Gebrauch des Artikels sowie der grammatischen Formen überhaupt fixirte, ist die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts anzunehmen. In Frankreich waren es bekanntlich besonders Malherbe, Charron und späterhin Descartes und Balzac; in England die grossen Dichter Spenser und Shakespeare, und Prosaiker wie Asham, Sidney und Raleigh, welche ihrer Sprache diejenige Gestalt gaben, die sie im Allgemeinen bis auf den heutigen Tag behalten hat.

Nach diesen Vorbemerkungen will ich versuchen, die wichtigsten Unterschiede anzugeben, welche beim Gebrauche des Artikels zwischen der englischen und französischen Sprache im Einzelnen hervortreten.*

---

* Als Hülfsmittel habe ich für diese Abhandlung besonders die gediegenen Arbeiten Maetzner's, ferner die Grammatik der romanischen Sprachen von Diez; Grimm's Deutsche Grammatik, Bd. IV., und Deutsches Wörterbuch, Bd. II. und III.; C. v. Dalen's Englische Grammatik in Beisp., Berlin 1863, und endlich mehrere Abhandlungen aus Herrig's Archiv für das Studium der neueren Sprachen etc. benutzt.

Erster Theil.

Ueber den abweichenden Gebrauch des englischen und französischen bestimmten Artikels.

I. Vor den verschiedenen Arten der Substantive.

Aus dem Wesen des Artikels als attributiven Satzgliedes folgt, dass er nur Substantivbegriffen hinzugefügt werden kann. Wenn er dennoch zu andern Nominibus tritt, so kann dies nur geschehen, insofern ein Substantivbegriff darunter verstanden oder hinzugedacht wird. Das Blau, d. i. die blaue *Farbe* etc.; das Schwimmen, d. i. die *Thätigkeit* etc. des Schwimmens. Dasselbe findet auch statt, wenn der Artikel zu Partikeln tritt, bei denen an und für sich von einer attributiven Bestimmung erst recht nicht die Rede sein kann; das „Wann" bedeutet: „das Wort wann" oder „der Begriff wann" etc. Der Artikel gehört in solchen Fällen nicht zu dem Adjectiv, Verbum, der Partikel, sondern stets zu dem hinzuzudenkenden Substantiv.

A. Vor Gattungsnamen.

Wir lassen diese vorangehen, weil sie als die wichtigsten aller Substantive betrachtet werden müssen, da von ihnen sowohl Stoff- und Eigennamen, als auch Abstracta gebildet werden, so wie die letztern hinwiederum oft in den Begriff von Gattungsnamen übergehen.

1. Das Substantiv der Einzahl, mag es Personen oder Sachen bezeichnen, stellt, ohne den Artikel gebraucht, einen Begriff ganz starr und unbestimmt hin; man weiss nicht, ob es ein besonderes Ding oder eine ganze Gattung bezeichnen soll; es wird dadurch ein blosser Inhalt ohne jegliche Begrenzung angedeutet. Das Substantiv in der Mehrzahl dagegen bezeichnet an und für sich schon einen allgemeinen Begriff, denn der Plural geht auf mehrere Dinge derselben Art. Daher ist der Artikel, wenn er zur Verallgemeinerung des Begriffes dienen soll (vgl. S. 131), beim Plural eher entbehrlich als beim Singular; auch fällt er dort in manchen Fällen im Englischen vor Substantiven weg, wenn sie eine ganze Gattung bezeichnen; z. B.:

Where *mice and rats* devour'd poetic bread. Dryden. *Writers* are often more influenced by a desire of fame, than a regard to the public good. Addison.

Im Französischen steht in solchen allgemeinen Sätzen der bestimmte Artikel; z. B. Les femmes sont naturellement timides. Acad.

Bisweilen fällt der bestimmte Artikel im Englischen auch vor der Einzahl weg, besonders vor man und woman.

Man wants but little here below. Goldsm. *Man* delights not me nor *woman* neither. Shak.

Dagegen französisch: Dieu a créé *l'homme* et *la femme*. *L'homme* est sujet à beaucoup d'infirmités. Ac.

2. Von Gattungsnamen, die *persönliche* Wesen bezeichnen, hat *Christ* im Englischen in der Regel den Artikel nicht; im Französischen ist Christ immer damit verbunden.

As far as to the sepulcre of *Christ*. Shak. — *Le Christ* seul est sans tache. Chateaubr.

Umgekehrt fällt vor diable der Artikel fort, wenn es an Stelle einer Interjection steht und Missvergnügen, Erstaunen und Bewunderung ausdrückt; während in diesem Falle der Artikel vor devil gesetzt wird.

How *the devil* got we in? Byron. What *the devil* shall I do with all this gauze. ibid. As wondering what *the devil* noise that is. ibid. Where *the devil* is mine? Goldsm.

Comment *diable* vais-je m'y prendre? Ac. Que *diable* avez-vous fait? ibid. Où *diable* va-t-il prendre tout ce qu'il dit? ibid.

3. Werden Gattungsnamen, die eine *Sache* bezeichnen, so auf ein Individuum bezogen, dass sie dadurch den Charakter von Eigennamen empfangen, so steht im Englischen gewöhnlich kein Artikel, im Französischen dagegen muss der bestimmte Artikel gesetzt werden. Solche sächliche Individuen sind besonders: Himmel, Erde, Ocean, Natur u. a., so wie die Namen der drei ewigen Reiche: Hölle, Fegefeuer, Paradies.

Here *on earth* God hath dispensed his bounties as *in heaven*. Milton. And *ocean* trembles for his green domain. Thomson. Yet *nature* could not furnish out the feast. Gray. *Hell* is murky. Shak. Thou thy folk, through pains of *purgatory*, Doest bear unto thy bliss. Spenser. Again to bring us eyes to eyes, And soul to soul in *Paradise*. Th. Moore. From *scripture* she her name did borrow. Wordsw.

Le ciel en soit béni. Racine. *Les cieux* par lui fermés, et devenus d'airain, Et *la terre* trois ans sans pluie et sans rosée. ibid. Naviguer sur *l'océan*. Ac. *La nature* ne fait rien en vain. ibid. *L'enfer* s'offre à lui sous les couleurs de l'exil. Mme de Staël. Prier pour les âmes

du purgatoire. Ac. Adam fut mis dans *le paradis terrestre*. ibid. Ne mettez-vous pas, dans votre esprit, à la place du héros dont parle *l'écriture*. Fléchier.

Ebenso ist es mit den Namen für *Jahres-* und *Tageszeiten:*

No gradual bloom is wanting, from the bud First born of *spring* to *summer's* musky tribes. Thomson.

Let *autumn* spread his treasures to the sun. ibid.

Here *winter* holds his unrejoicing court. Ib.

Morning broke, and *evening* fell. James. *Night* came and the bell rang. Bulwer.

Toutes les fleurs *du printemps*. Ac. *L'automne* est la belle saison pour les fruits. ib. En hiver, *la nuit* vient presque tout d'un coup. ib.

Desgleichen mit den Namen von *Mahlzeiten*, weil sie zu bestimmten Zeiten des Tages genossen werden:

Dinner was announced. Bulw. *After dinner* I began with my usual toast the church. Goldsm.

Le dîner est prêt. Ac. Après *le dîner* und après dîner. Ac. Servir *le déjeuner*. ib.

Und endlich mit manchen *distributiven Zeitangaben*, wo im Englischen in gewissen Verbindungen auch der unbestimmte Artikel auftritt.

We dined with each other *week about*. Cornh. Mag. 1861, March. I. fr. de deux semaines *l'une*. — *Every other day*. fr. De deux jours *l'un*. — Twice *a week*. fr. Deux fois *la semaine* (par semaine).

4. Ueber die abweichende Verwendung des bestimmten Artikels vor Gattungsnamen *in den einzelnen Satzverhältnissen* möge hier Folgendes bemerkt werden:

a. Das Substantiv als *Prädikat* steht im Französischen bei weitem häufiger ohne den bestimmten Artikel, als im Englischen; z. B.:

Mentor avait été *esclave* d'Hazaël. Fénelon, Télém. Engl. Uebersetzung von Hawkesworth, London 1810: *the slave* of Hazael. — C'est *grand pitié* que le valet chasse le maistre. Chateaubr. The Ballad Concerts — more's *the pity*, we are constrained to say — go on. Athenaeum 2100. — C'est *la foire*. Engl. It is *market*, *market-day*.

b. Im *adverbialen* Satzverhältnisse steht oft vor Gattungsnamen als *Object* im Französischen der bestimmte Artikel, wo er im Englischen entweder ganz wegfällt, oder der unbestimmte gebraucht wird; bisweilen steht auch im Englischen ein blosses Verbum ohne Object.

Die am häufigsten vorkommenden Fälle dieser Art sind folgende:

Avoir *la main* à la pâte, to have *a finger* in the pie (vulg.) to have *a hand* in —.

Avoir, tenir *l'oeil* sur qch., to keep, to set *eyes* upon —.

N'avoir pas *le sou*, to have *no money*, to want *money*.

Amener, baisser, caler *les voiles*, to shorten *sail*.

Célébrer, dire *la messe*, to celebrate, to say *mass*.

Couper *les pierres*, to cut *stones*.

Courir *la poste*, to travel or go *post*, to ride *post*.

Découvrir *la terre*, voir *la terre* (Rev. de Par. — voir *terre* Ac.), to discover, descry or make *land*.

Descendre *l'escalier*, to go down *stairs*.

Descendre *les voiles*, to strike *sails*.

Faire *la banque*, to keep *bank*, the bank.

Faire *la barbe*, to shave.

Faire *la cour*, to make *court*.

Faire *la grimace*, to make faces or grimaces.

Fermer *l'oeil* sur qch., to wink at, to connive at.

Fréquenter *l'école*, to go *to school*.

Hausser *les voiles*, to loose *sails*.

Jeter *l'ancre*, to cast, to drop *anchor*.

Lâcher *le pied*, to run away.

Lever *l'ancre*, to weigh *anchor*.

Lever *la tête*, to hold up *head*.

Mettre *la main* à, to lay *hands* on —, to put *hand* to work.

Mettre *à la voile*, *à la mer*, to set *sail*, to put *to sea*.

Passer *l'éponge* sur qch., to spunge out.

Porter *les armes*, to carry *arms*.

Porter *l'épée*, to wear or bear *a sword*.

Prendre *les armes*, to take, to take up *arms*.

Prendre *la poste*, to take *post*.

Prêter *l'oreille*, to give *ear*.

Quitter *la ville*, *l'école*, *le collége*, to leave *town*, *school*, *college*.

Serrer *la main*, to shake *hands*.

Tenir *la maison*, to keep *house*.

Tirer *l'épée*, to draw *sword*.

Tourner *la tête*, to turn *head*.

Viel seltener sind die Fälle, in denen im Französischen der bestimmte Artikel vor dem Object wegbleibt, während er im Englischen gesetzt wird; das Englische bedient sich dann lieber des unbestimmten Artikels.

Courir *hasard*, c. le hasard, to run *the hazard* of —.

Courir *risque*, le risque, to run *the risk*, to run *a risk*.

Lâcher *bride*, P. Fév.; lâcher *la bride*, Ac.; to give *the rein*, *the reins*.

Prendre *port*, to make *the port*.

c. Im *attributiven* Satzverhältnisse steht im Französischen der bestimmte Artikel vor dem attributiven Dativ von Gattungsnamen, wo das Englische Zusammensetzungen anwendet oder Adjectiva gebraucht. Dies geschieht zunächst, wenn der Dativ eine *Bestimmung*, einen *Zweck* bezeichnet:

Boîte aux lettres, pocket-book; foire aux livres, book-market; marché aux souliers, shoe-market; poste aux lettres, post-office etc.

Sodann, wenn er ein *Mittel* oder *Werkzeug* angiebt:

Des bas à l'aiguille, knitted stockings. Des bas au métier, woven stockings. Bonneterie au tricot, bobbin-work. Joueur aux cartes, card-player etc.

In zusammengesetzten Substantiven, in denen im Englischen das Bestimmungswort der sogenannte sächsische Genitiv oder ein unflectirtes Substantiv ist, erhält dieses keinen Artikel, während es im Französischen zuweilen von demselben begleitet wird; z. B.:

Card-money, argent du jeu. Heart's-blood, sang du coeur. Heart's purse, involucre du coeur. Lambs'-vulture, vautour des agneaux, vautour des Alpes. Lamp-light, lueur de la lampe. Meadow-flower, fleur des prés. Meadow-clover, trèfle commun des prés. Ox-house, ox-stall, étable aux boeufs. Sea-coast, bord de la mer. Town-gentry, noblesse de la ville. Town-physician, médecin de la ville etc.*

* Hier mag auch die Nichtbezeichnung des Genitivverhältnisses nach den englischen Substantiven side und board erwähnt werden, wo jedoch das attributive Substantiv gewöhnlich mit dem Artikel folgt:

Upon *this side the sea*. Shak. On *either side the river*. Tennyson. Coasting the wall of heav'n *on this side night*. Milton. We are to be *on board the Messenger* three days. Dickens. There were two constables *on board the steamboat*. ib. — Im Französischen muss hier stets die Casuspräposition mit dem Artikel stehen: Il est *de l'autre côté du fleuve*. *De ce côté du détroit*. Ac. Faire venir quelqu'un *à bord du vaisseau*. ib.

d. Ferner wird der bestimmte Artikel im Englischen oft weggelassen, im Französischen dagegen gesetzt in der Verbindung von *Gattungsnamen mit Präpositionen.* Solche präpositionale Glieder können sowohl im adverbialen, wie auch im attributiven und prädikativen Satzverhältnisse ihre Stelle finden; besonders häufig sind sie im adverbialen, wo sie vorzugsweise einen Umstand des Ortes oder der Zeit bezeichnen; z. B.:

On earth, on heaven, under heaven: Sur la terre, dans le ciel, sous le ciel. — On shore: Sur la plage. — To lie or ride at anchor: Être à l'ancre. — To be in arms, up in arms: Être présent sous les armes, être sous les armes. — To be at dinner: Être au dîner. — To be in bed, to lie abed: Être, se tenir au lit. — To knock at door, at doors: Heurter, frapper à la porte. — Without doors: Hors de la maison. — To take at heart: S'en ronger le coeur. — I have at heart: Cela me tient au coeur. — To take in hand: Prendre à la main. — To have at hand: Avoir sous la main. — Dagger in hand: L'épée à la main. (L'arme au bras. Thiers.) — Hand in hand: En se tenant par la main. — To tread or trample under foot: Fouler aux pieds. — From head to foot: Depuis la tête jusqu'aux pieds. — From east to west: De l'est à l'ouest. — To put to sea, to go to sea: Mettre à la mer. — To live in town: Être, vivre à la ville. — To come from court: Venir de la cour. — To go to court: Aller à la cour. — Tò go, to put, to send to school: Aller, envoyer à l'école. — To be at church: Être à l'église. — To go to church: Aller à l'église. — To send to college: Mettre, envoyer au collége.

At day-break: Au point du jour. — At, before sun set: Au coucher du soleil, avant le coucher du soleil. — At night: Dans la nuit. — Towards night, towards evening, about night, about noon: Vers le soir, sur le midi. — By night: Pendant la nuit. — Till night, till nightfall: Jusqu'à la nuit. — From morning till night: Du matin au soir. (From dusk to dawn. Macaul.) — It is three o' clock: Il est trois heures à l'horloge. Ac. — To play at chess, at dice, at cards, at billards: Jouer aux échecs, aux dés, aux cartes, au billard. — To fight with swords, pistols: Se battre à l'épée, au pistolet.

His hopes of success at court. Irv. (à la cour.) — I must notice their behaviour in church. ib. (dans l'église.)

e. Ausserhalb des Satzes kommt im Französischen namentlich im gemeinen Leben der bestimmte Artikel bisweilen in *der Anrede* vor

Gattungsnamen im Vokativ vor, um dem Anruf Lebendigkeit und Nachdruck zu verleihen. Im Englischen ist der Vokativ als Anrede nur in der Apposition von dem bestimmten Artikel begleitet.

L'ami, feras-tu bien un message pour moi? Ac. Passez votre chemin, *la fille!* Lafont. Allons, *la mère*, prenez et portez ceci à votre maitre! Mme Tastu.

Häufig steht auch der Vokativ von substantivirten Adjectiven im Französischen mit dem bestimmten Artikel.

Eh bien, *la belle!* De Vigny. *La vieille*, où peut-on se cacher ici? Balzac.

Englisch: *Daughter*, thy faith hath made thee whole. Bible. Ah, *aunt!* you wept not for your father's death! Shak.

Aber in der Apposition: O Littleton, *the friend!* Thoms. God, *the Eternal!* Byron.

In *Ausrufen* kann der bestimmte Artikel in beiden Sprachen vor Gattungsnamen (überhaupt vor Substantiven) im Vokativ auftreten.

5. An die Appellativa schliessen sich die *Sammelnamen* (nomina collectiva), welche Girault Duvivier (Gr. des Gramm., p. 93) in noms collectifs partitifs und in n. coll. généraux eintheilt. Zu ersteren gehören nach ihm die Collectiva, wenn sie eine *unbestimmte* Menge von Personen oder Sachen bezeichnen, in welchem Falle sie, mit Ausnahme von la plupart, von dem unbestimmten Artikel begleitet werden; z. B. *une foule* de soldats, *une quantité* de volumes; zu letzteren, wenn sie eine Totalität oder eine *bestimmte* Anzahl von Dingen angeben, wo sie dann den bestimmten Artikel erfordern; z. B. *le nombre* des victoires, *la totalité* des Français, *la moitié* des arbres.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, dass diese Eintheilung völlig verkehrt ist, schon deswegen, weil sämmtliche als Collectiva bezeichnete Substantiva nichts weiter als Abstracta sind, die lediglich nach ihrer Auffassung oder Bedeutung entweder mit dem bestimmten oder unbestimmten Artikel gebraucht werden können. Die wirklichen Collectiva, welche eine Menge gleichartiger Dinge als ein Gesammtindividuum hinstellen, z. B. armée, cavalerie, parlement u. a. werden im Französischen wie Gattungsnamen behandelt und können daher unter denselben Bedingungen wie jene mit dem bestimmten Artikel verbunden werden.

Dasselbe geschieht mit den Sammelnamen auch im Englischen, sofern sie ihren Charakter als Gattungsnamen behalten; z. B. the army,

the church, the forest etc. Andere jedoch, die bestimmte engere Gesammtheiten bezeichnen, wie parliament, government u. dgl., oder die sich in ihrer Bedeutung mehr den Abstracten nähern, wie mankind, posterity, society, oder endlich eine unbestimmte Anzahl einer ganzen Klasse bezeichnen, wie people und cattle, stehen ohne den bestimmten Artikel.

Quoique je n'aie plus aucun crédit dans *le parlement*, il me suffit d'en être membre. Rousseau. *Le gouvernement* a pris telles mesures. Ac. *La postérité* en jugera. ib. Repoussé par *la société*, je me suis refugié dans la nature. B. d. St. Pierre. Garder *le bétail*, nourrir *le bétail*. Ac.

Parliament and the Courts of Westminster are venerable to me. Carlisle. Every one who has considered the nature of *government* etc. Addison. The proper study of *mankind* is Man. Pope. *Posterity* admires and will long admire the awful remains of the amphitheatre of Titus. Gibbon. *Society* is no comfort To one not sociable. Shak. *People* of your age have commonly an unguarded frankness about them. Chesterfield. *Cattle* fed upon nitre grow fat. Bulwer. (Aber auch: *The cattle* from the untasted fields return. Thomson.)

B. Vor Eigennamen.

Obgleich Eigennamen bereits bestimmte Individuen bezeichnen, und es also des Artikels der Individualisirung halber nicht bedarf, so werden sie dennoch häufig mit dem bestimmten Artikel verbunden. Der Grund davon ist, wie es mir scheint, stets der, dass die Eigennamen in diesem Falle ursprünglich Gattungsnamen sind, oder doch als solche betrachtet worden sind, wenn es sich auch nicht immer mehr nachweisen lässt. Man hat in solchen Fällen irgend einen Gattungsnamen oder ein anderes Attribut hinzugedacht, mag man sich dessen bewusst gewesen sein oder nicht, und dieses letztere hat stets die Wirkung, dass es den Gegenstand, dem es beigelegt wird, von einer besondern Seite zur Anschauung bringt. Er erscheint dann nicht mehr als ein Individuum, sondern als ein Artbegriff, der verschiedene Individuen umfasst. — Auf der verschiedenen Auffassung dieses Verhältnisses beruht der abweichende Gebrauch des bestimmten Artikels vor Eigennamen im Englischen und Französischen.

1. Zunächst haben Eigennamen von *Personen* im Französischen den bestimmten Artikel, die ursprünglich Gattungsnamen sind, z. B,

La Harpe, La Fontaine, La Bruyère. In diesem Falle wird aber der Artikel mit zum Eigennamen gerechnet und nicht flektirt. — Im Englischen kommt ebenfalls der Artikel vor derartigen Eigennamen vor, doch weit seltener und kann nie denselben einverleibt werden; z. B. The Douglas and the Hotspur. Shak. The Talbot. ibid. The Bruce. Scott.

Bisweilen wird auch der Einzelne als Repräsentant einer ganzen Gattung von solchen Individuen angesehen, die seine hauptsächlichen Eigenschaften theilen; alsdann steht in beiden Sprachen der Plural des bestimmten Artikels, doch bekommt im Französischen der Eigenname nicht das Zeichen der Mehrzahl. So schreibt Chateaubriand: Pauvre émigré à Londres de 1792 à 1800, j'ai entendu parler les Pitt, les Fox, les Sheridan, les Wilberforce, les Grenville, les Whitebread, les Landerdale, les Erskine. — Dagegen im Englischen: I demanded who were the present theatrical writers in vogue, who the Drydens and Otways of the day. Goldsm.

Sind Personennamen oder überhaupt Eigennamen mit einer attributiven Bestimmung verbunden, so haben sie in beiden Sprachen den bestimmten Artikel vor sich. Im Englischen wird jedoch sehr häufig das hinzugefügte Merkmal so eng vereint mit dem Eigennamen gedacht, dass es keinen specifischen Unterschied mehr bewirkt, weshalb der Artikel wegfällt. Besonders geschieht dies bei den Adjectiven young, old, poor, little, fair u. a.

Young Harry Percy and *brave Archibald.* Shak. *Renowned Douglas.* ibid. *Poor old Jack.* ibid. When Bolingbroke rode on *roan Barbary.* ibid. By *jauncing Bolingbroke.* ibid. Is not *wild Shakespeare* thine and nature's boast? Thomson. *Swift Mercury* resounds with mirth, *Great Jove* is full of stately bowers. Wordsw.

Dagegen französisch: *Le jeune Napoléon.* Dumas. Il dédaignera le sourire bienveillant *de la vieille Hébé* qui l'appellera. Janin. *Le grand Cyrus* se fit enterrer en plein air. Chat. *Le célèbre Gall.* ibid. Ainsi périt *l'infortuné Jean Reinold Patkul.* Volt. *Le pieux Godefroi.* Michand.

Steht aber *Saint* vor einem Personennamen, so fällt auch hier der Artikel weg. Saint-Pierre. Saint-Paul. — Il n'avait cure du martyre de Saint-Pothin et de Saint-Irénée. Chateaubr. Doch sagt man: le Saint-Bernard mit Beziehung auf das Appellativum mont.

Im Französischen steht ferner nach italienischem Vorgange der

bestimmte Artikel vor den Namen mancher bekannter, berühmter oder berüchtigter Persönlichkeiten, weil hier noch irgend eine Bestimmung hinzugedacht wird; z. B.:

Le Tasse, l'Arioste, le Dante, le Camoëns, le Poussin, le Titien, le Corrége; la Pompadour etc.

Bisweilen fällt jedoch auch hier der Artikel weg: Des jugements . . . . que je porte *sur Dante.* Chateaubr. Le Tasse célèbre *Camoëns.* ibid. Imitation de ce vers *de Dante.* ibid.

Im Englischen fehlt der Artikel stets: The prophecy of *Dante.* Byron. The lament of *Tasso.* ibid. The Italians possess now five great poets, they say, *Dante*, Petrarch, *Ariosto*, *Tasso*, and lastly Alfieri. ibid.

2. *Ortsnamen.* Die *Städtenamen* haben im Englischen keinen Artikel, wenn ihnen keine nähere Bestimmung hinzugefügt ist; im Französischen dagegen wird vor mehreren der Artikel gesetzt, weil sie ursprünglich Gattungsnamen sind, z. B. Le Havre, la Rochelle, l'Orient, la Haye, la Mecque, l'Écluse u. a.

Im Englischen fällt hier sogar häufig vor einer nähern Bestimmung der Artikel weg (vgl. S. 148), was im Französischen nicht stattfindet.

From *stooping Rome.* Thomson. *Old Rome.* Shak. Dagegen: *L'ancienne Rome.* Michand. *L'ancienne Janina.* Pouqueville. Ainsi est fait *le grand Paris.* Janin.*

Für die Namen der *Erdtheile*, *Länder und Provinzen* kann man als Norm aufstellen, dass sie im Englischen meistentheils ohne, im Französischen in der Regel mit dem Artikel gebraucht werden.

For *Europe* ploughs in *Afric* like „bos piger.“ Byr. *Greece* is no lightsome land of social mirth. Brookes.

Fénelon se fit adorer à Cambray et dans *l'Europe.* Laharpe. On a dit que *la Grèce* ne pouvait porter deux Alcibiade. Barthélemy.

Der Artikel steht im Englischen ausnahmsweise nur dann bei Ländernamen, wenn sie als Gattungsnamen gebraucht werden, z. B. *The England* of thirty years hence. Athenaeum 2104; oder bei manchen

---

* Steht ein Städtename als Repräsentant einer ganzen Gattung ähnlicher Städte, so findet natürlich in beiden Sprachen der bestimmte Artikel seine Anwendung: Il arriva sur les bords du Gange à Bénarès, *l'Athènes* des Indes. B. d. St.-P.

He had lived in the opulent towns of Flanders, *the Manchesters and Liverpools* of the fifteenth century. Macaul. (Vgl. oben S. 148.)

aus fremden Sprachen herübergenommen, bei denen man Gattungsnamen zu ergänzen hat, z. B. the Levant, the Morea, the Peloponnesus, the Crimea, the Ukraine; so wie bei pluralischen Bezeichnungen, z. B. the Low Countries, the Two Sicilies, the East Indies, the West Indies etc. One of the regiments that was going to *the West Indies.* Goldsm.

Im Französischen dagegen werden die Ländernamen meist *mit* dem bestimmten Artikel gebraucht, zunächst auch wie im Englischen deswegen, weil sie entweder ursprünglich Gattungsnamen wie la Provence, le Hanovre (zum hohen Ufer), le Luxembourg etc., oder attributive Adjectiva sind, und zu ihnen Appellativa wie district, territoire, province, pays etc. ergänzt werden können, z. B. La Normandie, la Lorraine, la Romagne, la Lombardie, le Mantouan, la Valteline etc.; dann aber auch, weil sie als Apposition zu Gattungsnamen gedacht werden, die man suppliren muss. La Turquie, d. i. le pays, l'empire (nommé) Turquie, wo für die Apposition auch der Genitiv eintreten kann: l'empire de Turquie. So heisst es bei Voltaire (Charles XII., lib. V.): Achmet III. gouvernait alors *l'empire de Turquie,* ähnlich wie man auch bei den Appellativen mont, rivière u. a. den Eigennamen allein oder mit de setzen kann: Le mont Sinaï. Ac. O mont de Sinaï! Racine. La rivière Génésée. Volney. La rivière de Bug. Volt. Für diesen die Apposition ersetzenden Genitiv wird aber auch öfters das betreffende Eigenschaftswort gesetzt; so schreibt Voltaire im Charles XII.: Quitter les terres de l'empire *turc;* — il gouvernait l'empire *turc* du fond de sa retraite de Bender; — une des conditions de cette nouvelle amitié fut que l'on ferait sortir incessamment Charles des terres de l'empire *turc.* Wenn auch der zu dem Gattungsnamen hinzugefügte appositive Genitiv und das hinzugesetzte attributive Adjectiv in manchen Fällen einen etwas verschiedenen Sinn geben, so geht doch aus den obigen Beispielen hervor, dass sie auch für einander eintreten können. Daraus ergiebt sich also, wann bei Ländernamen *im genitivischen Verhältnisse* der Artikel stehen muss und wann nicht: „Ist der Ländername als *ein rein adjektivisches Attribut* gedacht, so bedarf es des Artikels nicht; wird er dagegen als *Substantiv* betrachtet, zu dem ursprünglich noch irgend ein Attribut hinzugedacht worden ist, so steht der Artikel."

Das *Erstere* findet Statt, wenn vor dem Ländernamen im appositiven Genitiv der betreffende Gattungsname, der übergeordnete Begriff selbst ausgedrückt ist; z. B. Le royaume de Prusse, l'empire d'Alle-

magne, l'empire de Turquie. L'empire de Russie. Volt. Hist. de Russie, wo aber auch vorkommt: L'empire russe.

Ebenso steht der Genitiv des Ländernamens an Stelle eines adjectivischen Attributes, wenn er das Herkommen von Personen und Sachen von ihrem Ursprungsorte angiebt, so dass er ihren Titel, nicht ihren Besitz ausdrückt. So liest man bei Voltaire: L'empereur de Moscovie, le czar de Moscovie, le czar de Russie, l'empereur de Russie; aber auch: l'empereur moscovite, l'empereur russe. — Ambassadeur de Suède und les ambassadeurs russes; l'ambassadeur anglais; le résident de Danemark und le résident anglais; l'armée de Pologne und l'armée russe, l'armée saxonne, l'armée ottomane. Man sagt ferner: Ce vin de Champagne (der *Champagner* Wein), aber auch: le vin grec. Ac.

Wird aber der Ländername im genitivischen Verhältnisse als ein *Substantiv* betrachtet, zu dem noch irgend ein Attribut hinzuzudenken ist, so erhält er den bestimmten Artikel. Daher sagt man: l'armée de l'Espagne, d. i. l'armée *de l'État*, nommé Espagne; es heisst dagegen bei Chateaubriand (Mém. d'Outret. VIII, p. 33): Dans les derniers temps de la *campagne d'Italie*, Bonaparte eut beaucoup à souffrir des divers généraux, d. i. im italienischen Feldzuge; la campagne de l'Italie wäre der Feldzug, den Italien unternähme. Fernèr heisst dort Bonaparte's Armee: l'armée d'Italie, die italienische Armee, nicht die Armee Italiens. Le Vaillant schreibt: Traité des Quadrupèdes *de l'Afrique*, d. i. du continent nommé Afrique, im Unterschied von andern Continenten; dagegen: Histoire naturelle des oiseaux *d'Afrique*, d. i. des oiseaux africains, im Unterschied von andern Vögeln.

Dass hierbei der Willkür des Sprachgebrauchs in manchen Fällen freies Feld gelassen, ist leicht ersichtlich, da der Sinn der beiden Ausdrucksweisen oft wenig von einander abweicht. So kommt bei Voltaire vor: Les frontières *de Russie* et *de Pologne*, aber auch les frontières *de la Turquie*, ja sogar unmittelbar neben einander. La frontière *de Moldavie* et *de la Bessarabie*. Ebenso bei Mignet: Les limites *de la France* und la frontière *d'Espagne*.

Aus dem Obigen erklärt es sich auch; warum bei Namen von Ländern wie la Chine, le Japon, le Brésil, le Mexique u. a. auch im genitivischen Verhältnisse fast immer der bestimmte Artikel vorkommt. Girault-Duvivier stellt die Meinung auf, dass die anfängliche Vorstellung von der ungewöhnlichen Grösse und Ausdehnung dieser Länder, die besonders durch die reichen von dort herkommenden Handelsschätze

in dem gewöhnlichen Manne erweckt und genährt worden sei, dazu beigetragen habe. — Noch weniger Wahrscheinlichkeit hat die Vermuthung von Dr. Heller (Archiv, XX. Band, Seite 284): Es geschehe, „weil diese Länder, einem strengen Despotismus und der unumschränkten Herrschaft ihrer Sitten und Gebräuche unterworfen, in dem gewöhnlichen Manne die Vorstellung einer Einheit und Individualität hervorbrachte, welche die Länder Europa's, beinahe alle von Parteiungen zerrissen, oder in eine grosse Zahl von beinahe unabhängigen Lehen zerfallend und nicht einmal durch die Uebereinstimmung der Sprache und der Einrichtungen zusammengehalten, ihm nicht gewähren konnten."

Mir scheint der Grund für den Gebrauch des bestimmten Artikels im Genitiv dieser Ländernamen in der *Unbekanntschaft* mit diesen fernen Ländern zu liegen, weshalb solche Namen der Zunge derer, welche sie zuerst aussprachen, weniger geläufig waren. Man wünschte sie seiner geistigen Anschauung näher zu bringen, indem man irgend ein Attribut in Gedanken ergänzte — ohne sich jedoch genau darüber klar zu werden, wie man sie richtig bezeichnen möchte — und setzte deshalb den bestimmten Artikel. Ganz ähnlich verfährt man auch im Deutschen. Wenn Einem der Name eines gewissen Ortes nicht sogleich in den Sinn kommt, so setzt man den bestimmten Artikel und fügt dann wohl irgend einen fingirten Namen (Gattungsnamen) hinzu. — Daher sagt man: l'empire du Japon, l'empereur de la Chine, le sable d'or du Mexique etc. Als später diese Länder bekannter, und die Namen der Sprache geläufiger wurden, sagte man auch daneben: L'empereur de Chine, la mer de Chine, les côtes de Chine etc.

Ein anderer Grund, weshalb diese Ländernamen im attributiven Genitiv mit dem bestimmten Artikel gebraucht werden, ist auch in manchen Fällen darin zu finden, dass sie ursprünglich *wirkliche Gattungsnamen* sind. Als die Franzosen die Oddschibbwes fragten, wie die Gegend heisse, so erhielten sie zur Antwort: „Kanadaye", d. h. Dorf; die Franzosen nannten deshalb das Land „*le Canada*". Als die Spanier, mit Geberden auf den Boden deutend, fragten, wie derselbe heisse, sagte man ihnen: „Guanhtemali", d. i. „Campescheholz", welches dort auf der Erde lag; daher der Name Guatemala.*

* *Cf.* F. Hermes, Ueber die Natur der amerikan. Indianerspr. Archiv Bd. XXIX, S. 249.

Im Englischen steht der Ländername im attributiven Verhältnisse entweder im sächsischen Genitiv oder mit der Präposition of, stets ohne Artikel, es sei denn, dass der Ländername selbst als Gattungsname gefasst werde; cf. p. 144.

England's king and Scotland's queen. The emperor of Russia. — In the eyes of France. Shak.

Oder es wird im Englischen ein Adjectiv gesetzt, wo im Französischen in manchen Fällen der Genitiv des Ländernamens mit dem bestimmten Artikel steht; z. B. The Scottish, the French army (vgl. p. 146: l'armée *de l'Espagne*).

Auch im *adverbialen* Satzverhältnisse, wo sonst nach den Verben des Ausgehens oder Kommens von einem Welttheile oder Lande, der Bewegung dahin oder des Verweilens in demselben im Französischen der Artikel vor den Ländernamen wegfällt, wird derselbe ebenfalls vor die vorhin angeführten unbekannteren Länder gesetzt: Je revenais *de la Palestine.* Chateaubr. Aller, résider au Canada, au Mexique, au Pérou, au Chili. Mon plus long séjour fut au Pérou. Octave Feuillet.

Wie die Städtenamen, so erhalten die Namen von Ländern, Provinzen und Welttheilen im Französischen auch den bestimmten Artikel, wenn sie anderweitige Bestimmungen, namentlich *geographische* bei sich haben. Im Englischen fällt der Artikel dann häufig fort, weil die Bestimmung in solchem Falle leicht als mit zu dem Namen gehörig angesehen werden kann.

La petite Russie, *la Russie rouge* ou l'Ukraine. Volt. *L'Asie mineure.* Sismondi. *L'Europe chrétienne.* Volt. *L'Amérique septentrionale.* — The island of *Great-Britain.* Brookes. *Eastern Egypt.* Scott. *Prussian Poland.* Chambers. Jealous Abyssinia. Thomson.

3. Die Namen von *Gebirgen*, *Flüssen* und *Meeren* stehen in beiden Sprachen übereinstimmend mit dem Artikel, was ebenfalls durch den zu ergänzenden Gattungsnamen zu erklären ist. Steht dieser voran, so fällt der Artikel naturgemäss vor den Eigennamen weg. The river Dniepr, la rivière de Loire. Doch behalten im Französischen einige Flussnamen männlichen Geschlechts auch in diesem Falle noch den Artikel; man sagt: la rivière, le fleuve du Rhin; la rivière du Tage, du Tibre, du Rhone, du Danube. Auch hier ist die Anwendung des Artikels durch irgend eine Ellipse bedingt, vielleicht durch Personification zu erklären, wie wir auch sagen: „Der Strom des *Vater* Rhein."

Vor den Namen einzelner Berge und in der Poesie auch vor

Flussnamen lässt das Englische, selbst wenn ein Adjectiv voraufgeht, oft den bestimmten Artikel fort, was im Französischen nicht vorkommt.

Where Jove — might change *Olympus* for a nobler hill. Pope. Not *proud Olympus* yields a nobler sight. ib. — *Chalky Wey*, *Sullen Mole*, *Silent Darent*. Pope, Windsor-for.

Entre Marseille et *le Vésuve*. Méry. *Du stérile Nébo* gravissant la montagne. A. de Vigny. Repassant *l'Euphrate* Faites voir à l'Asie un autre Mithridate. Rac. *L'Aveyron murmurant*, *Le Tescoud aux grèves pensives*, *Le Tarn fauve et bruyant*, *La Garonne aux longs flots*. Napol. le Pyrénéen.

4. Von den Eigennamen, welche die *Zeit* bezeichnen, kommen hier nur die der Festtage in Betracht, die meistens von Heiligennamen entlehnt sind. Sie stehen im Englischen ohne, im Französischen mit Artikel, und zwar bezieht sich derselbe auf das Substantivum fête.

La St.-Jean, *la Saint-Martin*, *la Saint-Michel*. *L'Ascension*, *la Toussaint*, *la Pentecôte* etc.

After Michaelmass. Carew. On *Michaelmass* eve. Goldsm. How long is it now *to Lammas-tide?* Shak.

C. Vor Stoffnamen.

Hier unterscheidet sich das Französische wesentlich von dem Englischen, indem ersteres den Gebrauch des bestimmten Artikels vor Stoffnamen, wenn sie den Begriff in seinem ganzen Umfange bezeichnen, entschieden fordert, letzteres ihn verschmäht.

En Europe et dans la plupart des climats tempérés de l'un et de l'autre continent, *le pain*, *la viande*, *le lait*, *les oeufs*, *les légumes*, *le fruit* sont les aliments ordinaires de l'homme; *le vin*, *le cidre* et *la bière* sa boisson. Buffon.

The principal drink of the generality is *beer* or *ale*. Brookes. The firing is *pit-coal*, *wood and turf*. ibid.

Werden die Stoffnamen als Gattungsnamen betrachtet, so dass sie auch Artbegriffe bezeichnen, so erhalten sie im Englischen, ebenso wie im Französischen, den bestimmten Artikel; bisweilen bleibt er jedoch auch weg, z. B. If *verdant elder* spreads her silver flowers; if humble daisies yield To *yellow crowfoot* and *luxuriant grass*. Thoms.

Als besondere Fälle, in denen sich der Gebrauch des bestimmten Artikels vor Stoffnamen in beiden Sprachen unterscheidet, mögen hier folgende hervorgehoben werden:

1. Im *adverbialen* Satzverhältnisse.

a. Nach den Zeitwörtern riechen, duften, schmecken nach etwas und ähnlichen (fr. sentir, puer; engl. to smell, to savour, to stink etc.) steht im Französischen der Accusativ des Stoffnamens mit dem Artikel; im Englischen wird der Stoffname mit of gewöhnlich ohne den Artikel gesetzt.

Du vin qui sent *la framboise.* Ac. Cela pue *le musc*, *l'ambre*, *la civette.* ib. — To smell *of oil.* Brown. The butter smells *of smoke.* Swift. Your butter tastes *of brass.* ibid. Thou stinkst *of lotium.* Ben Jons.

b. Nach transitiven Verben wird der Stoffname im Französischen häufig mit dem Artikel gebraucht, im Englischen ohne denselben.

Aimer *le café*, *le thé* — to like *coffee*, *tea*, to be fond of etc.

Aller *au feu* — to go into *fire.*

Appeler, crier *au feu* — to cry *fire.*

Faire *de l'eau*, lâcher *l'eau* — to make *water.*

Mettre *le feu* à — to set on *fire.*

Porter *le fer et le feu* — destroy *by fire and sword.*

Porter *l'eau* à la mer — to carry *water* into the sea.

Prendre *l'eau*, tirer *l'eau* — to draw *water.*

Prendre *le café* — to drink *coffee.*

Prendre *le petit-lait* — to drink *whey.*

Répandre *la lumière* — to propagate *light*, to shed *light.*

Répandre *le sang*, du *sang* — to shed *blood* (the blood).

Rôtir, brûler, moudre *le café* — to roast, to grind *coffee.*

2. Im *attributiven* Satzverhältnisse.

a. Vor *dem Dativ der Gemeinschaft*, der eine äusserliche Verknüpfung eines Stoffes mit andern Gegenständen bezeichnet, wendet das Französische den bestimmten Artikel vor den Stoffnamen an, während das Englische in diesem Falle einfache Substantiva oder Umschreibungen gebraucht oder auch Zusammensetzungen bildet.

L'homme aux oeufs; huckster, cadger. La femme aux cerises; fruit-woman. La fille aux légumes; green-grocer.

Hierher gehören die Namen von zusammengesetzten Speisen und andern Mischungen und dergleichen Fabrikaten; z. B.:

Café au lait, à la crême; coffee made with milk or cream. Tarte à la crême, fromage à la crême; cream-tart, cream-cheese. Soupe au

lait, potage au lait; milk-porridge. Sauce à la moutarde; mustard-sauce. Couleur à l'huile; oil-colour. Tableau à l'huile; oil-picture etc.

b. Desgleichen gebraucht das Englische Zusammensetzungen, wo im Französischen Stoffnamen im *Dativ der Bestimmung und des Zwecks* einem andern Hauptworte hinzugefügt werden.

Le marché au blé, aux fruits, aux poissons, aux herbes, au foin; corn-market, fruit-market, fish-market, cabbage-market, hay-market etc. Baquet à l'eau; water-tub. Cuvette à l'eau; water-pail. Vase au lait; milk-vessel. Bouteille à l'encre; ink-bottle. Moulin à l'huile; oil-mill. Pressoir aux olives; oil press etc.

D. Vor abstracten Substantiven.

Die Abstracta sind ihrer Natur nach, als der Ausdruck der allgemein gefassten Substanz, am meisten geeignet, jeglicher Umfangsbestimmung zu entbehren und werden auch in ihrer eigentlichen Bedeutung im Englischen meist ohne den Artikel gebraucht; im Französischen jedoch findet das Gegentheil Statt. Die französische Sprache hat auch hier noch trotz der Allgemeinheit der Begriffe das Bestreben, dieselben ihrem ganzen Umfange nach zu bezeichnen, während man im Englischen wie auch im Deutschen mehr an die einzelnen Fälle zu denken geneigt ist, in denen diese allgemeinen Begriffe zur Anschauung kommen.

Conscience is a coward. Goldsm. Thus *philosophy* is weak, but *religion* comforts in an higher strain. ibid.

Le mépris, la haine, la crainte, le ressentiment, la défiance, en un mot, toutes les passions se réunissent contre une autorité si odieuse. Fénelon. *Le malheur* jette l'homme dans *la superstition.* B. d. St.-Pierre.

Kommt es nicht sowohl auf die Bestimmung des Umfangs als vielmehr des Inhalts und Wesens dieser Begriffe an, z. B. bei Aufzählungen, so kann auch im Französischen der Artikel weggelassen werden.

Je n'ai trouvé partout que *contradictions, doutes* et *opinions.* B. d. St.-P. *Justice et vérité,* voilà les premiers devoirs de l'homme; *humanité, patrie,* voilà ses premières affections. J. J. Rouss.

In Verbindung mit nähern Bestimmungen, oder wenn man solche hinzudenkt, werden die Abstracta häufig wie Gattungsnamen gebraucht und erhalten dann in beiden Sprachen den bestimmten Artikel. Giebt die hinzugefügte adjectivische Bestimmung kein unterscheidendes Merk-

mal an, sondern wird sie mit ihrem Abstractum zu einem Begriffe zusammengefasst, so kann der Artikel im Englischen auch fehlen. Am häufigsten kommt dieser Fall in der Poesie, namentlich in allegorischen Gedichten vor, wo solche abstracte Begriffe personificirt werden.

And *Envy wan* and *faded Care*, *Grim-visaged*, *comfortless Despair*, And Sorrow's piercing dart. Gray.

Im Französischen behalten sie personificirt, auch wenn keine attributive Bestimmung dabeisteht, den bestimmten Artikel, es sei denn, dass sie bloss *genannt* werden sollen, und auch dann noch steht oft der Artikel; z. B.:

Morosophie est son titre adopté
Et son vrai nom *la Curiosité*. J. B. Rouss.

Wie bei den Gattungs- und Stoffnamen, so kommt es auch sehr häufig bei den Abstracten vor, dass sie als Object ihrem Verbum im Französischen mit dem bestimmten Artikel, im Englischen ohne denselben nachfolgen. Ich beschränke mich darauf, hier nur einige der am häufigsten vorkommenden Fälle anzuführen.

Alarme: Donner, jeter, prendre, *l'alarme* — to give, to spread, to take *alarm*.

Amour: Faire *l'amour* — to make *love*.

Aumône, *charité:* Demander, donner, faire *l'aumône*, *la charité* — to beg *charity*, to bestow *charity* upon —.

Bataille: Présenter *la bataille* — to offer *battle*.

Commerce: Faire *le commerce* — to carry on *commerce*.

Courage: Donner, inspirer, perdre *le courage* (donner, perdre courage) — to give, to lose *courage*.

Deuil: Prendre *le deuil* — to put on *mourning*.

Désunion, *Discorde*, *Division:* Causer, mettre *la désunion;* semer, nourrir, entretenir, fomenter *la discorde;* mettre, semer, entretenir, fomenter *la division*, *les divisions* — to cause *disunion*, to sow *discord*.

Force: Repousser *la force* par la force — to repel *force* by force.

Garde: Faire *la garde;* monter, descendre *la garde* — to keep *guard;* to mount *guard* (to come of *guard or duty*).

Guerre: Faire, porter *la guerre* — to make *war*.

Justice: Administrer, exercer, rendre *la justice* — to administer, to dispense, to distribute *justice*.

Ménage: Faire *le ménage* — to keep *house*.

Mesure: Prendre *la mesure* (d'un habit) — to take *measure*.

Occasion, *Opportunité:* Procurer *l'occasion;* chercher, saisir, embrasser, attendre, avoir *l'occ.* manquer, fuir *l'occ.;* ne pas perdre *l'occ.*, laisser échapper, laisser passer *l'occ.*; menager *l'occ.*; prendre *l'occ.* aux cheveux, au toupet; se prévaloir *de l'opportunité* — to give *occasion* to —; to seek, to find, to have *occasion;* to let not pass *occasion;* to take *opportunity* by the forelock.

Ordre: Donner *l'ordre*, *les ordres* — to give *order*, to give *orders*.

Paix: Faire, négocier, conclure etc. *la paix;* enfreindre, violer, rompre *la paix;* garder *la paix* — to make, to conclude, to secure *peace;* to break (the) *peace;* to keep (the) *peace*.

Pardon, *grâce:* Accorder *le pardon*, *la grâce* — to give *pardon*.

Permission: Demander, solliciter *la p.* de faire une chose; donner, accorder *la p.* de —; se procurer, obtenir *la permission* de — to crave, to desire *leave;* to give *leave;* to take, to have *leave*.

Protection: Implorer *la pr.* de qn. — to seek *pr.* with somebody.

Rapport: Faire *le rapport* de — to make *report*.

Recherche: Faire *la recherche* de qch. — to make *research* into —.

Révérence: Faire *la révérence* — to do, to pay *reverence*.

Signal: Donner *le signal* — to give *signal*.

Silence: Garder *le silence* — to keep *silence*.

Temps: Donner *le temps*, prendre *le temps* de qn.; perdre, tuer *le temps;* ne pas se donner *le temps* de, ne pas avoir *le temps* de — to give *time;* to take *time;* to lose, to kill *time;* to have no time.

Häufig wird auch in diesem Falle im Englischen der unbestimmte Artikel gebraucht.

Sehr selten bleibt im Französischen vor einem Abstractum als Object der bestimmte Artikel fort, während er im Englischen gesetzt wird.

Faire *mine* de qch. — to put on *the look*.

Trouver *moyen* — to find (*the*) *ways and means*.

II. Vor Substantiven mit anderweitigen Bestimmungen.

A. Mit *determinativen* Bestimmungen, d. i. mit Fürwörtern und Zahlwörtern, welche das Hauptwort in demonstrativer und quantitativer Weise und, wenn sie mehrfach vorhanden sind, nur im Verhältniss der Einordnung, nicht wie die Adjectiva auch im Verhältniss der Beiordnung bestimmen.

1. In dieser Beziehung will ich zunächst bemerken, dass der bestimmte Artikel in der ältesten Sprache dem mit dem Hauptworte verbundenen besitzanzeigenden Fürworte voraufgehen oder nachfolgen konnte, was im heutigen Englisch und Französisch ebenso wie im Neuhochdeutschen unmöglich ist.

Im Altenglischen kam es ferner häufig vor, dass der bestimmte Artikel vor ein Substantiv gesetzt wurde, welches, mit dem Relativum which verbunden, aus dem vorangehenden Satze wiederholt wurde; z. B. I hadde letters of the soudan . . . In *the whiche letters* he commanded etc. Maundeville. Diese Wiederholung des Substantivums mit dem Relativ ist aus altfranzösischem Gebrauch abzuleiten, wo li quelz die Stelle des the which vertrat; ins Altfranzösische ist sie aber wieder aus dem Lateinischen eingedrungen, wo sie bekanntlich von Cäsar geliebt wurde. Erant omnino itinera duo, *quibus itineribus* domo exire possent. B. G. I, 6. Sie dient zur Hervorhebung des betreffenden Substantivs und damit zur Beförderung der Deutlichkeit.

In der neuern Sprache, sowohl im Französischen wie im Englischen, ist diese Ausdrucksweise selten; the which ohne das wiederholte Substantiv findet sich noch bei einigen neuern Schriftstellern, gilt aber jetzt für ganz veraltet; mit dem Substantiv kommt es noch bei Shakespeare vor, z. B. The better part of valour is discretion, in *the which better part*, I have saved my life. I. Henry IV, 5, 4. *Franz.*: Pour quinze sous vous aurez une chanson faite exprès pour la fête de votre oncle, dans *laquelle chanson* sera son nom, *lequel nom* rimera avec le vers suivant, si vous voulez ajouter cinq sous de plus. Janin.

2. Wenn das unbestimmte Fürwort other, fr. autre, dem Substantiv vorangeht, so kann es in beiden Sprachen mit dem bestimmten Artikel verbunden sein. Zu bemerken ist hier nur, dass im Englischen vor other statt des Artikels the häufig ein blosses t tritt, welches man durch einen Apostroph von dem Fürworte trennt; z. B. Your Ladyship should except, says *t'other*, your own things in the Lady's Magazine. Goldsm. In this scale worth, in t'other gold does lie. Cowley. Dieses t' ist jedoch, wie es Maetzner (Engl. Gramm. I, p. 307) sehr einleuchtend nachgewiesen hat, nicht als aus dem Artikel the, sondern aus dem im Altenglischen als Artikel gebrauchten Neutrum that entstanden zu denken, welches namentlich vor one und other häufig vorkam. Beweis dafür, dass im Altenglischen dem tother, dem auch ein tone, tane (to, ta) zur Seite stand, gewöhnlich noch der Artikel selbst

voraufging, den man doch nicht für zweimal gesetzt halten kann. Es wurde vielmehr das letzte t des Neutrums that abgesondert und mit dem folgenden other verbunden. Zur Veranschaulichung führt Maetzner folgendes Beispiel an: And rerde tuo nonneryes, Worwel þat one was, And Ambresbury þet oþer. Rob. of Gloucester.

3. Das unbestimmte Fürwort même geht im Französischen dem Hauptworte bisweilen ohne den bestimmten Artikel vorauf zur Bezeichnung der Ununterschiedenheit und Einerleiheit. Même coeur, même soin, même esprit les anime. Polonius. Das englische same oder selfsame hat stets den bestimmten Artikel oder ein die Stelle desselben vertretendes Fürwort vor sich. Don't dare to breathe *the same air*, or use *the same light* with me. Sherid. Fruits and blossoms blushed, In social sweetness, on *the self-same bough*. Thomson.

4. Steht all in der Bedeutung von „ganz" vor Zeitbestimmungen, wie day, night u. a., so fällt der Artikel gewöhnlich weg. Drooping all night. Thoms. Im Französischen muss der Artikel gesetzt werden: Les Français travaillèrent *toute la nuit*. Ségur. Ebenso im Plural: Tous les jours, tous les mois, im Sinne von chaque jour, chaque mois, wo das Englische every, also auch keinen Artikel anwendet. The shops of the great booksellers were crowded *every day* and all day long with readers. Macaulay. — All in der Bedeutung „alle" wird oft vor ein unartikulirtes Substantivum gesetzt, was tous nicht zulässt. A word that *all men* love. Shak. Fr. *tous les hommes*. Ac.

5. Das unbestimmte Fürwort every hat bisweilen einen Superlativ mit dem Artikel nach sich, eine Ausdrucksweise, die sich im Französischen nicht nachahmen lässt. *Every the minutest point*. Bulwer. *Every the least variation*. Locke.

6. Steht das Zahladjectiv half vor einem Substantiv mit dem bestimmten Artikel, so geht es dem letztern stets vorauf. If you could but say *half the fine things* to them. Goldsm. The first blow is *half the battle*. ib. Das französische demi dagegen tritt unmittelbar vor das Substantiv, mit welchem es durch ein tiret verbunden wird und nimmt den bestimmten Artikel vor sich. Toutes les demi-heures. Ac. — Ebenso geht auch double im Englischen oft dem Hauptworte mit dem bestimmten Artikel vorauf, während double im Französischen, stehe es vor oder hinter dem Substantiv, dem Artikel nachfolgt.

The silver rims alone will sell for *double the money*. Goldsm. *La double autorité* qu'il exerce. Ac.

7. Zur ungefähren Angabe der Tageszeit setzen die Franzosen nach den Präpositionen sur und vers den bestimmten Artikel vor die Stundenzahlen; sie sagen sur oder vers les une heure; sur oder vers les quatre heures. Den auffälligen Plural vor une heure sucht Gir. Duvivier (Gr. des Gr. I, p. 82) durch eine Ellipse zu erklären und meint, vers les une heure wolle so viel sagen, als: vers les moments qui précèdent ou qui suivent une heure. Dass hier ziemlich viel ergänzt ist, kann nicht geleugnet werden. Mir scheint die Verbindung vers les oder sur les hier gleichsam formelhaft gebraucht zu werden, so dass von den sämmtlichen Tagesstunden auch une heure nicht verschmäht, sich ihr anzuschliessen. — Die Engländer gebrauchen bei solchen ungefähren Zeitangaben die Präposition about ohne den Artikel. About nine o' clock. At about ten.

B. Mit *qualitativen* Bestimmungen.

Wir betrachten hier zunächst die Abweichungen, welche im Französischen und Englischen bei der Anwendung des bestimmten Artikels vorkommen, wenn er vor Substantiven gebraucht wird, die

a. durch ein *Adjectivum* oder ein dessen Stelle vertretendes Wort bestimmt werden.

1. Im Englischen kommt es namentlich in der Poesie häufig vor, dass der bestimmte Artikel vor einem *Gattungsnamen* fehlt, der ein solches Attribut bei sich hat, welches keinen artbildenden Unterschied bewirkt; im Französischen ist dies nicht der Fall. How does *young master?* Sherid. Her mantle . . . Which lion wild with *bloody mouth* did stain. Shak.

Ebenso stehen die Namen *von sächlichen Individuen*, von denen schon oben die Rede gewesen, auch wenn sie mit adjectivischen Bestimmungen verbunden sind, im Englischen ohne den bestimmten Artikel.

All hell was in an uproar. Hume. The foundation of my story has as little to do *with holy* writ as —. Th. Moore. Dagegen französisch: Dieu est appelé *dans l'écriture sainte* le Dieu des armées. Ac.

„God" kann im Englischen gleichfalls bei näherer Bestimmung durch ein Adjectiv bisweilen den Artikel entbehren, was im Französischen nicht angeht.

By the free grace and mercy of *Almighty God*. Marriott. Auch sagt man: God Almighty. — Le Dieu fort, le Dieu vivant. Ac.

Hierher gehören auch die Namen der *Jahres- und Tageszeiten*,

wenn sie von einem attributiven Adjectiv begleitet sind; Fairheaded spring unbosoms every grace. Thomson. *Pale concluding winter* comes at last. ib. — besonders von den Superlativen next und last.

Last night she enjoined me to write some lines. Shak. We shall put our program *next week*. Bulwer. I could not meet Leslie *next morning*. W. Irving. Doch auch: At sunrise *the next morning* the search was recommenced. Macaulay. — Französisch: L'année, la semaine dernière. Le mois prochain. L'été dernier. &c.

Auch bei andern Gattungsnamen kommt der Superlativ im Englischen oft ohne den bestimmten Artikel vor.

Those lids — shining through the smoothest white That e'er did *softest kiss* invite —. L. Byron. So *longest way* shall have the longest moans. Shak.

Vielleicht geschieht dies, weil die Bestimmung im Superlativ den Gattungsnamen dermassen individualisirt, dass der Artikel entbehrlich erscheint; im Französischen dagegen wird er zur Bezeichnung der superlativischen Bedeutung erfordert.

2. Bestimmt das Adjectiv einen *attributiven Dativ*, so steht im Französischen der bestimmte Artikel vor dieser Verbindung, während er im Englischen oft ausfällt, und man dort Zusammensetzungen, präpositionale Glieder oder Participialconstructionen anwendet.

Un ange, *au radieux visage*, ... Semblait contempler son image. Reboul. Le commissionnaire du quartier est le plus souvent un épais gaillard *à la vaste poitrine, aux larges épaules, à la barbe noire*. Janin.

Englisch: Heaven's *golden-winged herald* late he saw. Crashaw. Was he not a venerable looking man, *with grey hair* and no flaps to his pocket-holes? Goldsm. Sweetest maid *with vest of gold!* Th. Moore.

3. Im prädikativen Verhältnisse fällt eben so wie im attributiven im Englischen oft der bestimmte Artikel weg, wenn das Prädikat durch einen Superlativ ausgedrückt wird.

Good words, I think, were *best*. John 4, 3. Lords are *lordliest* in their wine. Milt. — Ebenso vor dem Superlativ als prädikativem Accusativ. Of many good I think him *best*. Shak.

Anders ist der Fall, wenn im Französischen nach avoir ein Eigenschaftswort als Prädikat im Accusativ auf einen Gattungsnamen bezogen wird, der einen integrirenden Theil eines Ganzen bezeichnet. Hier steht im Französischen der bestimmte Artikel vor dem Gattungsnamen, und das Adjectiv tritt hinter den letztern. Doch kommt in

diesem Falle auch bisweilen der unbestimmte Artikel vor, namentlich wenn der Gattungsname durch einen Relativsatz näher bestimmt wird.

Giton a *le teint frais*, *le visage plein* et *les joues pendantes*, *l'oeil fixe et assuré*, *les épaules larges*, *l'estomac haut*, *la démarche ferme et délibérée.* La Bruyère.

Im Englischen wendet man gewöhnlich das Hülfsverbum to be mit dem prädikativen Adjectiv an, so dass hier also der bestimmte Artikel keine Stelle findet.

His eyes were hollow, bleared and gummy; his face was shrivelled into a thousand wrinkles; his gums were destitute of teeth, his nose sharp and drooping, his chin pecked and prominent. Smollet.

4. Im adverbialen Satzverhältnisse ist hier der Fall anzuführen, wenn ein Substantivum in Begleitung eines Adjectivs (oder präpositionalen Gliedes) *im absoluten Accusativ* steht, um die Art und Weise einer Thätigkeit auszudrücken. Dann steht im Französischen der Artikel, im Englischen aber wird statt seiner gewöhnlich ein Pronomen possessivum gebraucht.

Il voyageait monté sur une mule, un crucifix à la main, *les pieds nus*, *la tête découverte*, *le corps ceint* d'une grosse corde. Michaud.

All loose her negligent attire, *all loose her golden hair*, Hung Margaret o'er her slaughter'd sire. Scott. He desired to be buried *head downwards*. Athenaeum 2101. (la tête en bas.)

Betrachten wir hierauf die Verschiedenheiten, welche zwischen dem Englischen und Französischen in der Anwendung des bestimmten Artikels hervortreten, wenn er vor Substantiven steht, die

b. durch *andere Substantiva* bestimmt werden, so müssen folgende Fälle Berücksichtigung finden:

1. Das adnominale Substantiv wird im Englischen durch den sogenannten *sächsischen Genitiv* bezeichnet.

Dieser Ueberrest der alten angelsächsischen Casus hat sich vorzugsweise im attributiven Verhältnisse erhalten und zwar dort hauptsächlich für den subjectiven Genitiv, während er als objectiver Genitiv nur spärlich und als partitiver gar nicht mehr vorkommt. Er wird mit Vorliebe in der Poesie angewandt, ausserdem hauptsächlich bei Personennamen und andern personificirten Begriffen, so wie auch bei Thiernamen. In den übrigen Fällen findet meistens die Umschreibung mit

of und dem Objectscasus Statt, analog derjenigen im Französischen mit der Präposition de.

Beim Gebrauch des sächsischen Genitiv sind hinsichtlich des bestimmten Artikels folgende Unterschiede zu machen:

Derselbe wird entweder ganz weggelassen, oder er gehört dem Genitiv, oder dem nachfolgenden Substantiv an. Das Letztere ist jedoch das Seltnere, und so wird also der Hauptunterschied in der Anwendung des französischen und englischen Artikels in unserm Falle darin bestehen, dass das bestimmte Substantivum im Englischen gewöhnlich des Artikels entbehrt, während es im Französischen von demselben begleitet ist.

α. Der bestimmte Artikel fehlt im Englischen vor dieser Verbindung gewöhnlich, wenn dem Genitiv noch anderweitige, namentlich determinative Bestimmungen beigegeben sind, oder wenn der Genitiv einen Eigennamen oder einen personificirten Begriff bezeichnet. Im Französischen muss der bestimmte Artikel vor das durch den Genitiv bestimmte Hauptwort gesetzt werden.

Villain, thine own hand yields *thy death's instrument.* Shak. (*l'instrument* de ta mort.) *Our general's wife* is now the general. Shak. (*L'épouse* de notre général.) Unnoticed did I stand *some minutes' space.* Wordsw. (*l'espace* de quelques minutes.) To meet at London *London's king* in woe. Shak. (*le roi* de Londres.) *Shakespeare's plays.* (*les drames* de Shakesp.) Surely, I heard *my cousin Julia's voice.* Sheridan. (*la voix* de ma cousine Julie.)

Bisweilen fehlt der Artikel auch ganz, wenn ein Substantiv durch zwei Genitive bestimmt wird, deren einer von dem andern abhängt; im Französischen wird dann der Artikel vor jedes der beiden bestimmten Substantive gesetzt; z. B. My *master's mistress's maid.* Sheridan. (*la servante de la femme* de mon maître.)

β. Gehört der bestimmte Artikel dem sächsischen Genitiv an, so folgt diesem im Englischen das regierende Substantiv ohne Artikel, während es im Französischen artikulirt dem Genitiv vorangeht, oder dort eine andere Wendung gebraucht wird.

A broad fair road offered itself for the travellers' *horses.* James. (*aux chevaux* des voyageurs.) Throw down, my son, the duke of Norfolk's *gage.* Shak. (*le gage* du duc de Norfolk.) The consul's *brow* was sad. Macaul. (Le consul avait *l'air* triste.)

γ. Gehört der Artikel zu dem durch den Genitiv bestimmten

Hauptworte, so gehen die beiden letztern gewöhnlich eine engere Verbindung ein. Im Englischen geht dann der Genitiv dem zugehörigen Hauptworte unarticulirt vorauf, während er im Französischen, wenn er ein Gattungsname ist, mit dem bestimmten Artikel oder auch mit blossem de, wenn er ein Eigenname ist, mit de nachfolgt.

Do you think we have brought down the whole *joiners'* company — to eat up such a supper? (toute la corporation *des menuisiers.*) The Boys' Home and the Girls' Home. Athenaeum. (Un pensionnat de jeunes gens.) The Norway's king. Shak. (Le roi de Norvège.)

Bisweilen steht der sächsische Genitiv mit oder ohne Artikel allein, und das Beziehungswort ist aus dem vorangehenden Satze oder Satzgliede zu ergänzen. Im Französischen müsste man, um solche Fälle zu übersetzen, das Beziehungswort wiederholen oder statt dessen das Demonstrativum celui, celle anwenden.

I bade him sit still and caused Friday to rub his ancles, and bathe them with rum, as he had done *his father's.* Defoe. (comme il avait fait *les chevilles* de son père, oder: *celles* de son père.) — There was a garret room unoccupied, next to *the governante's.* Mackenzie. (près de *celle* de la gouvernante.)

Häufig wird auch der sächsische Genitiv elliptisch gebraucht, und man hat den Begriff eines Gebäudes zu ergänzen, z. B. Haus, Kirche, Laden, oder den einer Oertlichkeit wie Platz, Kirchspiel u. a. Im Französischen wird dieses Substantivum ausgedrückt und dann natürlich von dem Artikel begleitet, oder es wird die Präposition chez vor den durch den englischen Genitiv bezeichneten Namen gesetzt, der ein Personenname, meistens ein Eigenname ist.

The merchant trudges through the mire from his warehouse *to his banker's.* Mudie. (*au logis* de son banquier.) Wilks was received like a gentleman *at St. James's.* Athenaeum 2104. (au palais St. James.) Do you know *the Poulterer's* —? Dickens. (*la boutique* de poulailler.) I had dined two hours ago at Dr. Herman's. Bulwer. (Chez Mr. Herman.)

Endlich ist noch zu bemerken, dass im Englischen das Genitivverhältniss bisweilen in eine lockere, der Zusammensetzung nahe kommende Verbindung von Hauptwörtern übergeht, worin der ursprüngliche Genitiv als Bestimmungswort wirkt. Der Artikel findet hier bei dem die Stelle des Grundwortes vertretenden Substantivum keine Stelle,

während er im Französischen vor dasselbe gesetzt wird; z. B. Hard by, *at street end.* Shak. (*au bout* de la rue.)

2. Das adnominale Substantiv bezeichnet *eine Art oder ein Individuum des durch das Beziehungswort ausgedrückten Gattungsbegriffes.* Im Englischen wird es gewöhnlich mit der Casuspräposition *of*, im Französischen mit *de* mit oder ohne Artikel hinzugefügt und nimmt dann eine appositionelle Stellung ein. Besonders kommt es bei geographischen Benennungen vor, dass sie durch Hinzufügung eines Eigennamens in dieser Weise individualisirt werden; z. B. the kingdom of Denmark; the river of Cydnus. — Le royaume de Danemark. La rivière du Mein.

Mehrere solcher Gattungsnamen haben aber auch, namentlich im Englischen, den Eigennamen in gleichem Casus nach sich; dann steht vor ersteren im Englischen meistens kein Artikel, im Französischen wird er gebraucht. Es sind hauptsächlich die folgenden:

Mount: M. Hermon. Milton. M. Carmel. ibid.

Mont, *Montagne:* Le mont Etna. Le mont Sinaï. Le mont Calvaire. Les monts Pyrénées. Ac. La montagne de Sinaï. La montagne du Calvaire. Les montagnes d'Auvergne. Ac.

Cape: Cape Palmas. Cape Vincent. ibid.

Cap: Le Cap de Bonne Espérance. Ac. Le cap de Ténare. Delav. Le cap du Sunium. Janin.

Lake: Lake Leman. Byron. Lake Erie. Woodbury, Engl. Gr. Im Schottischen: Loch Katrine. Lough Neagh. Topogr. Hib.

Lac (häufig mit der Präposition *de*): Le Lac de Genève, de Constance, de Côme, de Thun. Mad. Staël. Les lacs du Canada. Ac. Doch auch: Le lac Mellar. Ampère. Le lac Erié. Volney.

Dergleichen Gattungsnamen stehen im Englischen auch hinter dem Eigennamen und haben dann ebenfalls keinen Artikel; im Französischen kommt diese Stellung nicht vor.

At Berkley Castle. Shak. Conway and Caernarvon Castles. Chambers. The feast was over in *Branksome tower.* Scott.

3. *Personennamen* werden durch Hinzufügung eines Eigennamens individualisirt, oder was dasselbe ist, Personennamen, die eigentlich als Apposition zu Eigennamen gehören, werden vor die letzteren gestellt und durch Toneinheit mit ihnen verbunden. Sie bezeichnen eine Würde, einen Titel, eine Beschäftigung u. dergl. Da man aber solche Bezeich-

nungen oft als eins mit dem Eigennamen betrachtet, der keinen Artikel duldet, so fällt der letztere vor diesen Verbindungen, namentlich im Englischen, oft weg, seltener im Französischen.

If *king Edward* be as true and just — Shak. *Earl Godwin* trembled for his neighbouring sand. Gray. *Colonel Stanhope*; *Captain Sass; Count Gamba; Prince Maurocordato.* (Lake's life of L. Byron.)

Auch wenn attributive Bestimmungen vorangehen, kann im Englischen der Artikel fehlen.

The drawing-room *of fierce Queen Mary*. Gray. Macbeth stabbed *poor old king Duncan* to the heart. Scott.

Im Französischen wird der Artikel vor den geistlichen Titeln père, frère, soeur, vor dem gelehrten Titel maître (magister) und dem aus dominus entsprungenen Dom weggelassen. Auch vor den mit dem Possessivum zusammengesetzten Bezeichnungen, wie monsieur, monseigneur, madame, mademoiselle, steht der Artikel nie, doch wird er vor einem darauf folgenden Titel gesetzt; z. B. monseigneur le maréchal; madame la duchesse. Andere Titel begleitet der Artikel im Französischen stets: Le roi Auguste. Le prince Alexandre. Le comte Piper. Volt.

Endlich sind noch einige Worte über die verschiedene Anwendung des bestimmten Artikels im Englischen und Französischen zu sagen, wenn er vor Substantiva tritt, die

c. durch *Adverbien* näher bestimmt werden.

Dergleichen Verbindungen beruhen entweder auf Satzverkürzung oder auf der verbalen Natur des betreffenden Substantivums. Im Englischen sind sie, ebenso wie in der älteren Sprache, geläufig; im Französischen dagegen treten sie seltener auf und sind meist in dem Mangel entsprechender Adjectivformen begründet. Am häufigsten noch erscheint hier das Adverb als Attribut eines Substantivs durch Vermittlung der Casuspräposition *de*, welche Verbindung der Bestimmung eines Substantivs durch einen attributiven Genitiv oder durch ein anderes Substantiv mit einer Präposition analog ist.

The very day the will was read. Bulw. Thou wast *the veriest slave* in days of yore. Cowper. The management *of the factories there.* Dickens. I pray thee by *the gods above.* Th. Moore. *Under the above title.* Halliw. *In the town below.* White. The seed *of the then world.* Byr. I hear *the far-off curfew* sound. Milton.

*Le plus âne.** Lafont. Le général Foy, *le moins conspirateur* des hommes. Villemain. Feu la reine (feu, ital. fu, urspr. Adverb. = weiland). Les ci-devant récollets. Ac. La baie vis-à-vis. B. de St.-Pierre. Les bonnes gens *du temps jadis*. ibid. Les ladies *les plus à la mode* me plaisaient peu. Chateaubr. L'air d'alentour. Boileau. La fête d'aujourd'hui. Ac. Le grand monde d'alors. Chat.

III. Vor Substantiven in Apposition.

Die Apposition unterscheidet sich dadurch von dem Attribute im engeren Sinne, dass sie mit dem durch sie bestimmten Worte (Beziehungsworte) nicht in Toneinheit steht, sondern selbständiger auftritt, weshalb sie auch durch Interpunction von demselben geschieden wird. Sie entsteht durch Verkürzung eines attributiven Nebensatzes, dessen Prädikat sie entspricht. Bei einer Vergleichung des abweichenden Gebrauches des bestimmten Artikels im Englischen und Französischen vor der Apposition ist daher dieses prädikative Verhältniss vor Allem in's Auge zu fassen.

Das Substantivum als Prädikat ist entweder von weiterem oder von engerem Umfange, als das zugehörige Subject. Hat es einen weiteren Umfang, so kann es entweder ganz allgemein ausgedrückt, oder durch irgend welche attributive Bestimmungen individualisirt sein, so dass aus dem Gattungsbegriff ein Artbegriff oder selbst ein individueller Begriff wird. Hat das prädikative Substantiv einen engern Umfang als sein Subject, so kann es ihm gegenüber nur etwas Individuelles bezeichnen.

In dem ersten dieser Fälle hat das Prädikat die Natur eines Adjectivs, es ist ganz allgemein; zu der hieraus hervorgehenden Apposition hat daher der bestimmte Artikel in beiden Sprachen im Allgemeinen keinen Zutritt. Man kann sie *die Apposition der prädikativen Eigenschaft*** nennen. — Ist das Prädikat von engerem Umfange als das Subject, so geht hieraus *die stellvertretende Apposition* hervor: es werden die einzelnen Theile oder Individuen, welche das Beziehungswort um-

* So bei Rabelais: *Aulx plus gens de bien; le plus homme de bien du monde.*

** Man vergleiche die Abhandlung von Dr. Dressler im Archiv, Bd. V, S. 16: Ueber den Einfluss, welchen die lateinische Sprache auf die Beigaben des französischen Hauptwortes gehabt hat.

fasst, näher bezeichnet und aufgezählt; der bestimmte Artikel findet daher in diesem Falle in beiden Sprachen seine Stelle.

Abweichungen zwischen dem Englischen und Französischen hinsichtlich des Gebrauches des bestimmten Artikels vor der Apposition ergeben sich nur im ersten Falle, wenn das Prädikat zwar allgemeiner ist, als das Subject, aber von attributiven Bestimmungen begleitet wird, oder wegen seiner Bedeutung als individuell betrachtet werden kann. Das Französische fasst dann die Apposition oft noch allgemein, also im Sinne einer prädikativen Eigenschaft auf und lässt den Artikel fort, während das Englische mehr die Bestimmung in's Auge fasst und den Artikel anwendet. Ich werde daher im Folgenden die einzelnen Fälle aufzählen, in welchen der bestimmte Artikel im Englischen vor der Apposition der prädikativen Eigenschaft gesetzt zu werden pflegt, und damit den französischen Gebrauch vergleichen.

Der bestimmte Artikel steht in der angeführten Beziehung im *Englischen:*

1. Wenn die Apposition einen *besondern Nachdruck* hat und *unterscheidend* sein soll, also besonders vor einem *Superlativ.*

Who art thou? said the giant. — Martin Waldeck *the forester,* answered the hardy youth. Scott. — I mean, said the captain, Partridge, *the barber, the schoolmaster,* what do you call him? Fielding. — I know the gentlemen too, *the greatest rascal* under the canopy of heaven. Goldsm.

Das Französische bietet hier nichts Abweichendes, z. B. Molière, *l'histrion,* jouait son Pourceaugnac, de même que Shakspeare, *le bateleur,* grimaçait son Falstaff. Chateaubr. — Gustave-Adolphe, *le chevalier, le représentant* et *comme le martyre héroïque* de la réforme. Ampère. — Cicéron, *l'orateur romain.* Ac. — Yébor, *le plus sot* des Chaldéens, et partout *le plus fanatique.* Volt.

Nur in Beziehung auf den Superlativ ist Einiges zu bemerken. Wenn derselbe eine appositionelle Stellung hat, so wird er im Englischen von dem bestimmten Artikel begleitet, der sich natürlich auf das zugehörige Substantiv bezieht:

It was a hill of Paradise *the highest,* from whose top etc. Milton. Where Love hath not a shrine so pure, so holy, but the serpent, Sin, In moments, *even the most secure,* beneath his altar may glide in. Th. Moore. There lay my poor epistle, written on the subject *the nearest* to my heart at the time. Scott.

In der Poesie kann der Artikel auch wegfallen: Where (is) the steep Tarpeian, *fittest goal* of Treason's race? Byron. Colgar the valiant lives, And Armina, *fairest maid.* Macph.

Im *Französischen* gilt jetzt die Vorschrift, dass der dem Substantiv nachfolgende Superlativ stets von dem bestimmten Artikel begleitet sein muss. Diese Regel ist jedoch früher von den bedeutendsten Schriftstellern übertreten worden. So schreibt Leibnitz: La Providence s'en est servie comme *du moyen plus propre* à garantir la pureté de la religion — und Racine: Changeant de mon débris *les reliques plus chères* — und Molière: Mais je veux employer *mes efforts plus puissants.*

Girault-Duvivier (Gr. des Gr. S. 249) tadelt diese Auslassung des bestimmten Artikels, aber mit Unrecht; denn jene Regel beruht auf der irrigen Ansicht, dass der relative Superlativ im Französischen durch Vorsetzung des bestimmten Artikels vor den Comparativ gebildet werde, während er doch vielmehr gänzlich verloren gegangen, und Alles was man so nennt, nichts weiter als der Comparativ ist. Man hat hier bei der Anwendung desselben den Grundsatz befolgt, dass, Eines mit *einem* Andern oder mit Mehreren verglichen, dasselbe ist, als Eines mit *allen* Andern derselben Art. Es ist ja überdies auch nicht einzusehen, wie durch blosse Hinzufügung des Artikels, der nicht einmal zu dem Comparativ, sondern stets zum Substantivum gehört, ein Superlativ gewonnen werden solle. Man vergleiche über diesen Punkt die treffliche Abhandlung von Staedler im Archiv, Bd. 31, S. 287.

Auch vor manchen Adjectiven, die im Französischen zwar nicht der Form, aber der Bedeutung nach superlativisch sind, fällt der Artikel oft weg, namentlich vor dernier, premier, seul, aîné u. dgl.

Wilna, *cher et dernier espoir* de nos malheureux guerriers .... devient pour eux un plus dangereux abîme que la Bérésina. Ch. Lacretelle. *Premier capitaine* de son siècle, il est le meilleur politique de l'Europe. P. L. Lacretelle. — Paris fut inondé d'un déluge de vers, de pamphlets et d'épigrammes, *seules armes* dont l'opinion pût se servir. L. Ph. Ségur. Monctar, *fils aîné* du satrape — Pouqueville. Robert Courte-Heuse, *fils aîné* de Guillaume le Conquérant — Sismondi. Dagegen *Englisch:* Malcolm, *the eldest son* of Duncan, went to the court of England. Scott. From day-break to that hour, *the last* and best, When one by one the fishing boats come forth. Rogers. Garrick *the prime mover* of the fête. Cooper. I plucked a branch from one of the yew trees, *the only relic* that I have brought from Stratford. ibid. Doch

auch hier ohne Artikel (in der Poesie): *First and immediate* near the throne, As if peculiarly God's own, The seraphs stand. Th. Moore.

2. *Nach dem Vokativ*, besonders nach einem von dem Possessivum begleiteten Titel.

My lord *the king, the king!* Shak. Brother, my lord *the duke*, Stand to! Shak. O Lyttleton, *the friend!* Thomson.

Das Französische weicht in diesem Falle nicht ab; z. B. Monsieur, *le comte!* Aehnlich auch im Mittelhochdeutschen: got grüsz üch, *frow die herzogin*. Uhl., Volksl. 303.

3. Wenn die Apposition *mit Bezug auf das nachfolgende Prädikat* gesetzt ist.

Macbeth and Banquo, *the scottish generals*, defeated the Danes. Scott.

So auch im Französischen, doch wird hier der Artikel auch bisweilen weggelassen.

Alexandre, *le vainqueur de l'Asie*, n'a pu se vaincre lui-même. Müller, Franz. Gramm.

Cette grande ville, *ancienne capitale de l'Orient*, devint la capitale d'une nouvelle principauté normande. Sismondi.

4. Wenn das in Apposition stehende Substantiv als bereits bekannt vorausgesetzt wird, oder sich auf Vorangehendes oder Nachfolgendes bezieht.

The various curiae, *the superbe palaces of the senate*, so necessary in the days of Roman freedom . . . stood silent. Eustace. The basilicae indeed, *the halls* where the magistrate sat to administer justice, might still collect a crowd. ibid. The Ionian coasts, *the entrance into Europe*, were worth no inconsiderable effort. Bulw.

I told you that prince Malcolm, *the son of Duncan*, was at his court solliciting assistance. Scott. — Atossa, *the daughter of Cyrus*, who from the arms of her brother Cambyses, and those of the Magian impostor, passed to the royal marriage bed — Bulw.

Das Französische weicht hier oft von dem Englischen ab. Wird eine als bekannt vorauszusetzende Erklärung in Apposition hinzugefügt, so steht auch wohl der bestimmte Artikel: Le premier (lieu) est Râha, *l'ancienne Jéricho*, — Volney; doch gewöhnlich setzt es das demonstrative Fürwort *ce* vor die Apposition: Les prisons des plombs, c'est à dire *ces fournaises ardentes* qu'on avait distribuées etc.; les puits, c'est à dire *ces fosses* creusées sous les canaux — Daru.

Wird die Apposition durch einen nachfolgenden Relativsatz näher bestimmt, so fällt dennoch oft der bestimmte Artikel weg; z. B. Suzette Bertrand, *jolie laitière* qui la première avait fait connaître à ce ministre la tendre vénération qu'on lui portait, eut une dot semblable. Bouilly.

5. Wenn die von irgend welchen attributiven Bestimmungen begleitete Apposition einen Gegenstand als *in seiner Art nur einmal vorkommend* hinstellt.

Similar marks of attention were shown to us on the following day by Mr. Berthune, *the partner in charge of the North-West Company's Fort.* J. Franklin. This brother, *the chief of the household* — Bulw. The election fell upon Darius, *the soul of the enterprise.* ibid.

Ebenso im Französischen, doch fällt hier der Artikel auch oft weg.

Poniatowsky, *le confident et le compagnon de Charles XII.*, vint complimenter ce Visir sur sa nouvelle dignité. Volt. Voltaire, *le prince des poètes, le patriarche des philosophes, la gloire de son siècle et de la France,* se trouvait, depuis un grand nombre d'années, exilé de sa patrie. L. Ph. Ségur. M. Pasquier, *le chancelier d'aujourd'hui,* — Janin. Mr. Spontini, *l'auteur de la Vestale,* avait la direction de l'Opéra. Chauteaubr.

Le médecin Sicard, *auteur de ce conseil,* prit la fuite avec son fils. Lemontey. Un Lascar, *patron d'une barque de commerce* qui était à l'ancre, prit alors la parole. B. d. St.-Pierre. Le lendemain, *III. des ides d'avril, jour du jugement,* — toutes les tavernes furent fermées dans la ville. Dezobry.

6. Wenn der die Apposition begleitende Genitiv Herkunft aus einem Lande oder Orte, sowie Abstammung von einem Geschlechte bezeichnet.

Now among other nobles — was one called Macduff, *the Thane of Five.* Scott.

Es kommt hier weniger auf den Gattungsnamen, als auf die Herstammung, den Ort an. Die Bedeutung der Herkunft tritt so in den Vordergrund, dass bisweilen für den Titel (Gattungsnamen) ein blosses Pronomen steht; z. B. The Stagirite . . . and *he* of Tusculum with *him* of Corduba. Young; wie auch wir im Deutschen sagen: Der von der Malsburg, der von Baumbach u. dgl. (Vgl. Grimm, D. Wörterbuch II, Sp. 977.

Im Französischen dagegen wird der Gattungsname, nicht seine Bestimmung in's Auge gefasst: der Ausdruck erscheint dadurch genereller, daher fällt der Artikel fort.

Ils vengèrent ces premiers pèlerins sur Soliman, *sultan de Nicée*. Sismondi. Le prince Eugène, *vice-roi d'Italie*, commence à y retablir quelque ordre, quelque discipline. Ch. Lacretelle.

7. Wenn ein der Apposition voraufgehendes Zahlwort die Summe der sämmtlichen Individuen angiebt, welche sie als Gattungsbegriff umfasst. Bezeichnet das Zahlwort nur einige derselben, so fällt der Artikel weg; wird aber nur ein einziges aufgezählt, so steht der unbestimmte Artikel.

When Malcolm and Donaldbane, *the two sons* of the good king, saw their father slain in this strange manner within Macbeth's castle, they became afraid — Scott. Religious rage or Christian zeal, *two expressions*, meaning the same thing, are frequently introduced by authors of a certain mode of thinking as agents etc. Eustace. To the neglect of the sovereign, therefore, we may add the indifference of the magistrates, and the interested pilferings of the people, *a second and powerful agent of destruction*. Eustace.

In den beiden ersten Fällen stimmt das Französische mit dem Englischen überein; in dem letztern gebraucht es keinen Artikel vor der Apposition; z. B. Pallas *autre affranchi* (de Pompée), et aussi riche que Sénèque, pour avoir refusé une gratification de l'empereur Claude, son maître, en fut loué solennellement en plain sénat. Vertot.

Während die Apposition der prädikativen Eigenschaft einen allgemeinern Begriff bezeichnet, als das Beziehungswort, so findet bei der stellvertretenden Apposition das umgekehrte Verhältniss Statt. Sie sondert den allgemeinen Begriff des Beziehungswortes nach seinen einzelnen Bestandtheilen, sei es, dass sie die Theile aufzählt, welche dasselbe als ein Ganzes umfasst; sei es, dass sie die einzelnen Individuen angiebt, welche es in sich begreift; oder endlich, dass sie das allgemeine Beziehungswort specieller bezeichnet. Hinsichtlich der Anwendung des bestimmten Artikels vor dieser Art der Apposition findet sich, wie bereits bemerkt, zwischen beiden Sprachen kein Unterschied: der Artikel wird in beiden gesetzt.

IV. Vor Substantiven im Theilungssinne.

1. Eine besondere Anwendung erfährt der bestimmte Artikel im Französischen vor Substantiven im partitiven Sinne. Wenn nämlich die durch ein transitives Verbum ausgedrückte Thätigkeit sich auf einen Gegenstand, namentlich auf einen Stoff, nicht in seinem ganzen Umfange bezieht, sondern sich nur auf einen Theil desselben erstreckt, — oder wenn sie mehrere gleichartige Individuen nicht in ihrer Gesammtheit, sondern ebenfalls nur zum Theil betrifft, so setzen die Franzosen die Präposition *de* vor das articulirte Substantiv. Dieses partitive oder quantitative Verhältniss erscheint somit in der Form des Genitivs und zwar nicht bloss im Objects-, sondern auch im Subjects- und Prädikatssinne, ja selbst abhängig von Präpositionen. Man hat den Artikel in diesem Verhältnisse nach dem Vorgange französischer Grammatiker Article partitif, Theilungsartikel genannt, doch zeugt dies von einem gänzlichen Missverständniss der Sache; denn der Artikel kann immer nur den wirklichen und individuellen, überdies auch ungetheilten Gegenstand bezeichnen; der Theilungssinn wird lediglich durch die hinzugefügte Präposition *de* hervorgebracht. Die bessern französischen grammatischen und lexikalischen Werke haben auch diesen Ausdruck nicht: so gebraucht die Grammaire des Gr. immer nur den Ausdruck „Sens partitif", und im Dictionnaire de l'Ac. ist von einem article partitif ebenfalls nie die Rede. Auch im Deutschen sollte man daher die Bezeichnung „Theilungsartikel" gänzlich aufgeben, wie dazu eine vortreffliche Abhandlung von Staedler (Archiv, Bd. 36, S. 299), der ich mehreres hierher Gehörige entlehnt habe, mit Recht auffordert.

2. Jenen quantitativen Genitiv hat aber nicht allein das Französische: er kommt auch, von den romanischen Sprachen, im Italienischen vor; ausserdem findet er sich, namentlich im Objectssinne im Deutschen und in den alten Sprachen im Lateinischen sowohl als im Griechischen, in ersterem freilich seltener; z. B. im Bellum Civile des Caesar III, 4. Thessalos ac reliquarum gentium et civitatum adiecerat. Im Neuhochdeutschen ist er in der Prosa fast gänzlich geschwunden, häufiger noch kommt er in der Poesie vor. Beispiele siehe in der vorhin angeführten Abhandlung von Staedler, S. 300—304.

Man hat diesen Genitiv wohl aus der Auslassung von „Theil", „irgend Etwas" oder einem andern Quantitätsbegriffe erklären wollen, doch ist eine solche Auffassung unrichtig. Er beruht, wie sich Grimm

(D. Gr. IV, S. 651) ausdrückt, allein auf der modificirten Beziehung des Verbums zum Nomen. Als in der spätern Sprache die Beziehung des Genitivs auf Verben mehr und mehr eingeschränkt wurde, bediente man sich statt seiner Präpositionen, wie schon das Griechische *ἀπὸ* und *ἐκ* in solchen Verbindungen neben dem Genitiv (oder Accusativ) anwendet.

Das Neuhochdeutsche lässt nun aber in diesem Falle die Präposition oft aus, und es entsteht somit für den quantitativen und qualitativen Begriff *ein* Ausdruck. „Wein trinken“ kann bedeuten: ein Quantum Wein trinken, es kann aber auch heissen: diese besondere Flüssigkeit und nicht etwa Bier, Milch etc. trinken. Der Italiener kann Beides unterscheiden, indem er im ersten Falle bevere del vino, im letztern bevere vino sagt. Der Franzose dagegen hat für beide Fälle nur *einen* Ausdruck und zwar den quantitativen boire du vin; denn boire vin, savoir nouvelles, saisir armes etc. kommt wohl im Altfranzösischen vor,* ist aber im Neufranzösischen aufgegeben; man lässt hier nur dann noch das Substantiv unmittelbar dem regierenden Verbum folgen, wenn beide zu einer Einheit des Begriffes verschmelzen, wie in avoir pitié, courir risque, faire signe, livrer bataille etc.

3. Das Englische befindet sich in der hier berührten Beziehung dem Französischen gegenüber in derselben Lage wie das Neuhochdeutsche: der quantitative Genitiv ist ihm abhanden gekommen, und es muss an seine Stelle andere Ausdrücke setzen. Dem Angelsächsischen war die Verbindung des Genitiv im partitiven Sinne mit dem Verbum noch ziemlich geläufig. So lesen wir beim Caedmon: Genam þar þäs ofätes. 31, 30. Heo þäs ofätes aet. 37, 33. Se þäs västmes onbát. 30, 21. Ic þäs ofätes obát. 42, 22. Häufig tritt aber auch *of* mit dem Dativ an die Stelle dieses Genitiv: þâ hvelpas etað *of þam crumum.* Matth. 15, 27. He dranc *of þam vîne.* Gen. 9, 21. (Luther: Da er *des Weines* trank.) — Da nun im Englischen der flexivische Genitiv schon sehr frühe auf das adnominale Verhältniss eingeschränkt und als Ergänzung des Verbalbegriffs nur noch in Verbindung mit *to be* beibehalten wurde, wo er nicht partitiver, sondern possessiver Natur ist (z. B. The earth is the Lord's; Exod. 9, 29), so blieb zur Bezeichnung des quantitativen Genitivs nur noch die Umschreibung mit der Präposition *of*, oder nach Auslassung der letztern der blosse Objectscasus

* Noch Cl. Marot schreibt: ils vont querir libres sophistiques.

übrig. Dieser qualitative Ausdruck bezeichnet, ebenso wie im Deutschen, vorzugsweise zugleich das quantitative Verhältniss, während die Umschreibung mit *of* meist nur nach Verbalbegriffen wie give, bring, take, eat, drink, draw, taste — und auch da nicht immer und besonders in der ältern Sprache angewandt wird.

Thougke that men bryngen *of the plauntes*. Maundev. He myghte not have *of the oyle* of merci. ibid. Bring *of the fruit* of the land. Num. 13, 21. (Luther: Nehmet *der Früchte* des Landes.) She took *of the fruit* thereof. Gen. 3, 6. Oft schimmert hier noch stark das ursprüngliche räumliche Verhältniss durch; so auch in den folgenden Beispielen: The dogs eat *of the crumbs*. Matth. 15, 27. Wel ofter *of the welle* than *of the tonne* schè dronk. Chaucer. The clear sun — Gaz'd hot, and *of the fresh wave* largely drew. Milton.

Dagegen mit dem Objectscasus: A womman came of samarie for to drawe *water*. Wicl. And whan sche com hom sche wolde brynge *Wortis* and *other herbis* tymes ofte. Chaucer. You must have *stuff*... to work on. Ben Jons. *Fruits* also dryed without sugar, I think very wholesome. Locke. He brought my daughters also a couple of boxes, in which they might keep *wafers*, *snuff*, *patches*, or even *money*, when they got it. Goldsm.

Zur ausdrücklichen Bezeichnung des quantitativen Sinnes fügt das Englische dem Substantiv auch wohl ein unbestimmtes Fürwort, namentlich *some* zu. Im Télémaque des Fénelon heisst es gegen Ende des ersten Buches: Il nous donna *des marchands* phéniciens —. Englische Uebersetzung (Hawkesworth, Lond. 1810): He sent on board *some Phoenician merchants*. — Im 15. Buche: Chercher *des plantes médicinales*. Englisch: to seek *some medicinal herbs*. — Give me *some wine*. Shak.

4. *Das Subject* im partitiven Sinne wird im Englischen durch das unarticulirte Substantiv mit oder ohne *some*, höchst selten und wohl nur bei Dichtern durch die Verbindung eines Hauptwortes mit der Präposition *of* bezeichnet. (So findet sich bei Milton, P. L. 7, 504: And *of the sixth day* yet remain'd.) Während es also bei Fénelon im Télémaque, liv. XXII heisst: Il leur reste de mauvaises habitudes, un naturel affaibli, *des erreurs invétérées* et *des préventions* presque incurables, lautet es im Englischen: *Bad habits*, *relaxation of mind*, *inveterate errors*, and *strong prejudices*, long remain.

Dasselbe gilt von dem Substantivbegriffe, wenn er als Prädikat im

Theilungssinne auftritt. Wir wählen auch hier, der unmittelbaren Vergleichung halber mit dem französischen Gebrauch, einige Stellen aus Fénelon's Télémaque nebst der englischen Uebersetzung: J'oublie que vous êtes *des Grecs*. Engl.: I forget that you are *Greeks*. — Les habitants crurent que nous étions ou d'autres peuples de l'île ou des étrangers; engl.: that we were *inhabitants* of some other part of the island . . . Il voulait trouver quelque prétexte de dire au roi que nous étions *des Phéniciens;* engl.: to tell the king we were *Phoenicians*. Gewöhnlich bleibt jedoch in diesem Falle auch im Französischen sowohl Artikel als Casuspräposition fort, und das Prädikat wird qualitativ aufgefasst, so dass die französische Ausdrucksweise hier meist mit der englischen übereinstimmt. Auch lesen wir auf derselben Seite im Télémaque: Si nous étions effectivement ou *Grecs* ou *Phéniciens*. S'ils sont *Phéniciens* etc.

Da im Englischen die Verbindung des unarticulirten Substantivums mit dem Verbum nicht bloss quantitativ, sondern auch qualitativ gefasst werden kann, so kommt sie natürlich auch oft in den Fällen vor, wo das Französische den bestimmten Artikel anwendet, wie dies oben bei den Gattungs- und Stoffnamen sowie bei den Abstracten hinreichend nachgewiesen ist. In andern Fällen fasst das Englische den Substantivbegriff quantitativ auf und zeigt dies durch ein hinzugefügtes *some* an, wo das Französische durch den bestimmten Artikel den Begriff ebenfalls in seinem ganzen Umfange bezeichnet. *Les fourrures** qui leur servaient d'habits étaient nouées sur l'épaule; engl.: they were covered only *with some furs*. Fénelon, Télém. X.

Umgekehrt kommen auch Fälle vor, in denen das Englische den bestimmten Artikel anwendet, während das Französische den partitiven Sinn hervorhebt. Ils m'apportèrent *des présents:* c'étaient *des peaux* des

* Namentlich liebt es die französische Sprache nicht, den Substantivbegriff im partitiven Sinne an die Spitze des Satzes treten zu lassen; am häufigsten geschieht dies noch bei Gattungsnamen im Plurale, da diese in der Einzahl den unbestimmten Artikel haben, weniger häufig kommt es bei Abstracten und sehr selten bei Stoffnamen vor. Man vergleiche hierüber Heller: „Zur französischen Grammatik" im Archiv, Bd. 20, S. 275. Im Englischen ist es ebenso wie im Deutschen gar nichts Ungewöhnliches, das Substantiv im Partitivsinne an den Anfang des Satzes zu stellen, weil es dem germanischen Geiste, der die Phantasie vorwalten lässt, entspricht, den Blick zunächst auf das Einzelne, auf einen Theil zu heften und von da aus zu dem allgemeinern Begriff des Prädikates überzugehen. Während es bei Fénelon, Tél. XII heisst: On voyait s'élever *des fournaises ardentes*, *des tourbillons de fumée et de flammes* — lautet es in der Uebersetzung: *Furnaces* are immediately built, and *smoke and flames* ascend in cloudy volumes.

bêtes farouches qu'ils avaient tuées, et *des fruits* du pays. Engl.: They brought me such presents as they had: *the skins* of wild beasts, and *the fruits* of the country. Fénelon, Tél. X. — Derartige Abweichungen haben ihren Grund entweder in der abweichenden Construction, oder in der verschiedenen Beurtheilung der besondern Fälle, wie dieselbe sich bei dem in mancher Beziehung so heterogenen Geist und Charakter der Franzosen und Engländer geltend macht.

5. Ein Genitiv im partitiven Sinne *nach Präpositionen*, wie ihn das Französische und Italienische hat, kommt im Englischen nicht vor. Zwar giebt es hier auch Präpositionen, welche die Casuspräposition *of* oder einen Genitiv bei sich haben, doch sind dies nur präpositionale Formeln, aus der Verbindung von Substantiven mit Präpositionen bestehend, in denen das Substantiv als solches wirksam bleibt. Es ist dem Englischen ebenso wie dem Deutschen unmöglich, einen Genitiv im Theilungssinne von einer Präposition regieren zu lassen.

V. Vor mehreren beigeordneten Substantiven, sowie vor mehreren dasselbe Substantiv bestimmenden Adjectiven.

Die französische Sprache übertrifft die englische Sprache nicht bloss an Wohlklang und Schönheit, sondern auch vor Allem an Klarheit und Bestimmtheit des Ausdrucks, —

> La langue anglaise, l'espagnole
> Cèdent à la française en douceur, en beauté;
> Depuis Deucalion, de l'un à l'autre pôle.
> Toutes lui cèdent en clarté. (Lemare, Cours théorique.)

während das Englische, seiner germanischen Natur getreu, mehr auf Gediegenheit und Fülle des Inhalts sieht. Daher sind die Franzosen im Formellen weit gewissenhafter und beherzigen stets den Ausspruch: Qui minima spernit, paulatim decidit. — Dies zeigt sich besonders, wenn man die Wiederholung des bestimmten Artikels vor mehreren asyndetisch oder syndetisch aneinander gereihten Begriffen im Englischen und Französischen in Vergleichung zieht. Hier erkennt man auf den ersten Blick, dass das Französische den bestimmten Artikel weit häufiger vor den Nominibus wiederholt, wozu es schon durch den äusserlichen Grund veranlasst wird, dass an seinem Artikel Geschlecht und Zahl unterschieden wird, während die unveränderliche Form des englischen bestimmen Artikels leichter im Stande ist, sich auf mehrere Nomina zu beziehen, deren Zahl oder natürliches Geschlecht verschieden ist.

Da alle Wortarten ausser den Substantiven, wie wir im Vorangehenden gesehen haben, wenn sie von dem Artikel begleitet sind, substantivische Natur annehmen, weil derselbe sich stets auf ein hinzuzudenkendes Appellativum bezieht; da ferner unter den Bestimmungen des Hauptwortes die determinativen meist den Artikel nicht vor sich dulden, und unter den qualitativen Bestimmungen hauptsächlich nur die Adjectiva (Participien und Zahlwörter) von ihm begleitet sind: so handelt es sich hier also zunächst um die Wiederholung des Artikels vor mehreren aufeinander folgenden Substantiven und dann vor mehreren einen Substantivbegriff bestimmenden Adjectiven.

1. Vor mehreren beigeordneten *Substantiven.*

Im Französischen gilt hier der Grundsatz, dass der bestimmte Artikel, weil er dazu dient, die Bedeutung des Substantivs zu modificiren, auch vor jedem einzelnen wiederholt werden müsse. Besonders ist dies erforderlich, wenn die Substantive entgegengesetzte oder verschiedenartige Bedeutung haben, so dass sie nicht unter einen Gesammtbegriff gebracht werden können oder sollen und wenn sie hinsichtlich des Geschlechts und der Zahl verschieden sind.

Mon défaut capital est *l'ennui*, *le dégoût de tout*, *le doute perpétuel.* Chateaubr. Le chien, indépendamment *de la beauté* de sa forme, *de la vivacité*, *de la force*, *de la légèreté*, a par excellence toutes les qualités intérieures qui peuvent lui attirer les regards de l'homme. Buffon. *Les serpents*, comme *les lézards* et *les alligators*, s'engourdissent en hiver. — Ils font la chasse *aux poissons* et *aux grenouilles.* Revue britannique.

Oui, si *la vie et la mort* de Socrate sont d'un sage, *la vie et la mort* de Jésus sont d'un Dieu. J. J. Rouss. Loin de s'interposer *entre les événements et les lecteurs*, il (Thoucydide) se dérobe. ibid. La Retraite des dix mille et les commentaires de César ont à peu près *la même sagesse* et *le même défaut.* ibid. Il était réduit à pleurer *la honte ou la mort* de tous ses proches. ibid.

Le 24, je donnai une fête *au prince et à la princesse* de Danemark. Chateaubr. — Aimant à l'excès *les plaisirs* et *la liberté*, *le repos et la gloire.* Barthél. Sa nourriture (de l'écureuil) sont *des fruits*, *des amandes*, *des noisettes*, *de la faîne* et *du gland.* Buffon.

Nur wenn die Substantiva sinnverwandt oder verschiedene Bezeichnungen für denselben Begriff sind, können sie nur *einmal* den Artikel vor sich haben.

J'ai conçu une grande opinion *de la vertu et générosité* de ce prince. cf. Vaugelas, p. 380 (der dies jedoch im Ganzen nicht billigt). Son neveu Loth est établi *dans la ville ou bourg* de Sodom. Volt. On assure que *les porte-faix ou crocheteurs* de Constantinople portent des fardeaux de neuf cents livres pesant. Buffon. Une classe nombreuse . . ., celle *des serfs de la glèbe ou hommes de corps*, entra en action. Thierry.

Ja einzelne Verbindungen haben sogar bei verschiedenem Geschlechte den bestimmten Artikel nur einmal vor sich, dann jedoch gewöhnlich im Plural. So kommt vor: Les lettres et paquets, les us et coutumes, les prix et récompenses. Ac. — *Les golfes et baies* du continent américain. Rousse. *Les villes, bourgs et villages.* Mme. Cottin. *Les père et mère* continuent de les nourrir. Solche Fälle sind jedoch nur als Ausnahmen zu betrachten, und Diderot z. B. schreibt: *Le père et la mère* sortirent.

Anders ist es im Englischen. Hier kann man als Regel aufstellen, dass der bestimmte Artikel vor mehreren Substantiven, von denen er jedem besonders zukommt, im Allgemeinen nur einmal gesetzt wird. Dabei kommt weder Verschiedenheit des natürlichen Geschlechts noch der Zahl in Betracht; auch fordert die verschiedene oder ganz entgegengesetzte Bedeutung der einzelnen Substantiva nicht, wie im Französischen, dass der Artikel durchweg wiederholt werde.

He heard *the lute and voice* of her he loved steal o'er the silver waters. Moore. *The foibles and vices* of men. Fielding. The sparrow twittered about *the thatched eaves and budding hedges*. Cooper. — *The bride and bridegroom* rose from the chairs. James. *The count and countess* had come up to the capital. ibid. *The nurse and child* in tear withdrew. Scott. — The picture gives a lively idea *of the manners and costume* of the time. Cooper. Dense clouds suddenly obscured *the moon and stars*. White. — Your majesty may learn hereafter how nearly *the slave and tyrant* are allied. Junius. *The guilty and not guilty* both alike — Cowper.

Zuweilen wird jedoch auch der Artikel vor den Substantiven von sehr verschiedener oder entgegengesetzter Bedeutung wiederholt, besonders wenn dieselbe durch Attribute mitbewirkt oder hervorgebracht wird.

Inimical alike *to the tyrant* and *the demagogue*. Bulwer. It shews the equal dealings of heaven *to the happy and the unhappy*. Goldsm. The flame, visible equally *to the besiegers and the besieged*, was interpreted alike by both. Bulw. — There was again *the smacking of whips*,

the clattering of hoofs, and *the glittering of harness*. Irving. A man who loves these may be excused for indifference *to the last geranium* or *the newest plough*, or even *the freshest masterpiece* by Landseer, or *the latest fashion* honoured by Miss Trevanion. Bulwer.

Auch trägt asyndetische und polysyndetische Anreihung, sowie disjunctives und adversatives Verhältniss der einzelnen Glieder zur Wiederholung des Artikels bei.

Every thing was grand, and of happy contrivance; *the paintings, the furniture, the gildings* petrified me with awe. Goldsm. — I am *the way*, and *the truth*, and *the life*. Bible. — Whether from *the Emperor or the Pontiff*. — He is indeed the true enchanter, whose spell operates, *not upon the senses, but upon the imagination and the heart*. Cooper.

2. Vor mehreren ein Substantiv bestimmenden beigeordneten *Adjectiven*.

In dieser Beziehung stimmt das Englische mit dem Französischen im Ganzen überein, und nur zwei Punkte erfordern eine kurze Bemerkung.

a. Wenn mehrere Adjective so auf ein Substantiv bezogen werden, dass sie mit demselben Artbegriffe bilden oder auch Individuen bezeichnen, die dem Substantivbegriffe, welcher die Gattung ausdrückt, untergeordnet sind, so ist für beide Sprachen die Wiederholung des Artikels am natürlichsten; man sagt im Französischen: *Le premier* et *le second* volume; la poésie anglaise, *la française* et *l'italienne*, und bei Montesquieu heisst es: Je crois que les lecteurs seraient charmés de voir sous leurs yeux la comparaison de quelques scènes de la Phèdre grecque, *de la latine, de la française et de l'anglaise*, und ähnlich im Englischen: *The English* and *the Hebrew* tongue. Byron.

Ist aber kein Missverständniss zu besorgen, so wird in beiden Sprachen der bestimmte Artikel auch nur einmal gesetzt, und das Substantiv steht nebst den Adjectiven im Plural, wenn jedes der attributiven Verhältnisse den Plural erfordert: *Les langues anciennes et modernes* ont trois degrés de comparaison. Grégoire. — She had read most of *the best German and Italian authors*. Lewes.

Oder Substantiv und Adjective stehen im Singular: *La législation civile et criminelle*. Mignet. *The civil and ecclesiastical administration*. Macaulay.

Oder endlich, und dies ist im Englischen das Gewöhnlichere, das Substantiv als der zusammenfassende Begriff wird in die Mehrzahl

gesetzt und die Adjectiva in die Einzahl: *Les langues anglaise et allemande*, — *the English and German languages; Les douzième et treizième siècles*, — *the twelfth and thirteenth centuries.*

Alle diese Zusammenziehungen werden für das Französische von vielen Grammatikern getadelt: dieselben verlangen Wiederholung des Artikels, weil durch die einzelnen attributiven Verhältnisse verschiedene Dinge bezeichnet sind. Diese Wiederholung kommt freilich auch oft und zwar bei den besten Schriftstellern vor, doch hat der Gebrauch auch die Zusammenziehung begünstigt, und die neueren französischen Grammatiker vertheidigen dieselbe.

b. Werden einem und demselben Gegenstande mehrere Eigenschaften *im Superlativ* beigelegt, so wird der Artikel vor den einzelnen Superlativen im Englischen nur dann wiederholt, wenn dieselben mit ganz besonderm Nachdruck hervorgehoben werden sollen. Dies geschieht meistens im höhern Stile und bei asyndetischer Anreihung. Im Französischen ist in diesem Falle die Wiederholung des Artikels zur Bezeichnung der superlativischen Bedeutung nicht zu umgehen.

Jack is one of *the boldest and best* sailors. Marryat. Tragedy, as it was anciently compos'd, has been ever held *the gravest*, *morallest*, *and most profitable* of all other poems. Milton. Dagegen: Dare any soul on earth breathe a word against *the sweetest*, *the purest*, *the tenderest*, *the most angelical* of young women? Thackeray.

Bossuet, après sa victoire, passa pour *le plus savant* et *le plus orthodoxe* des évêques; Fénelon, après sa défaite, pour *le plus modeste* et *le plus aimable* des hommes. Laharpe.

VI. Vor Adjectiven.

Der bestimmte Artikel tritt in beiden Sprachen vor Adjectiva (und Participia) und bildet mit ihnen Personennamen, oder concrete und abstracte Sachnamen. Es geht aus dem Wesen und Begriff des Artikels hervor, dass dieser Gebrauch ursprünglich auf Auslassung eines Substantivs beruht; doch ist bei vielen also gebildeten Personennamen und auch bei den concreten Sachnamen, die meistens wissenschaftliche oder technische Bezeichnungen sind, das zu ergänzende Hauptwort dem allgemeinen Bewusstsein so fern getreten, dass fast nur noch der in der attributiven Bestimmung enthaltene Begriff übrig bleibt, der nun selbst völlige Substantivkraft erlangt hat. In noch weit höherem Grade ist

dies aber bei den abstracten Sachnamen der Fall; dort ist der Artikel in neutralem Sinne zu fassen, und der Vorstellung schwebt nur das Wesen des durch das Adjectiv bezeichneten Begriffes ohne Beziehung auf eine bestimmte Sache vor.

1. Was zunächst *die Personennamen* betrifft, so können dieselben im Französischen gebildet werden, indem der bestimmte Artikel zu dem Adjectivum in der Einzahl oder Mehrzahl, im männlichen oder weiblichen Geschlechte tritt.

Au diable *l'impertinent!* Mol. Si *les vivants* vous intimident, qu'avez-vous à craindre *des morts?* Marmontel. Faire *l'habile*, *le malade*, *le froid*, *le beau*, *la belle*, *la sucrée* etc. Ac.

Welche Einschränkungen in dieser Beziehung stattfinden, und welche Adjectiva überhaupt fähig sind, zu Substantiven, die Personen bezeichnen, erhoben zu werden, darauf näher einzugehen ist hier nicht der Ort; man vergleiche darüber eine Abhandlung von W. Corte im Archiv, Bd. 34, S. 82. Hier kommt es nur darauf an, die Abweichungen zu bezeichnen, welche zwischen dem Gebrauch des bestimmten Artikels im Englischen und dem im Französischen vor solchen Personennamen statthaben.

Da im Englischen der bestimmte Artikel und das Eigenschaftswort keine besondere Form für das männliche und weibliche Geschlecht, auch keine für Singular und Plural haben, so hat sich hier die Regel herausgebildet, dass Adjectiva vermittelst des Artikels nur im *collectiven* Sinne zu Personennamen erhoben werden können.

Though religion is very kind to all men, it has promised peculiar rewards *to the unhappy; the sick*, *the naked*, *the houseless*, *the heavy-laden*, and the prisoner, have ever most frequent promises in our sacred law. Goldsm. *The sleeping and the dead* are but as pictures. Shak.

Während man jetzt diese Regel ziemlich genau befolgt, so findet man doch bei ältern Schriftstellern in solchen Fällen häufig den Singular angewandt:

The earlier stayeth for *the latter*, and not that *the latter* cometh sooner. Bacon. *The wicked* boasteth of his heart's desire, and blesseth *the covetous*. Psalm X.

Ebensowenig wie dieser Singular sind bei solchen Personennamen im heutigen Englisch auch determinative oder qualitative Bestimmungen statthaft, während im Französischen manche Personennamen gerade nur durch solche attributive Zusätze gebildet werden können; z. B.

le premier venu, mon cher, ma chère etc. In der englischen Poesie kommen sie zwar vor:

> The lowing herds return and round them throng
> With leaps and bounds *the late imprisoned young*. Pope.

> A refuge *to the neighbouring poor*
> And strangers led astray. Goldsm. —

Gewöhnlich aber hilft man sich dadurch, dass man als Stellvertreter des Substantivs das Pronomen *one* zu dem Adjectivum hinzufügt: When *the luxurious great ones* of the world shall no more tread us to the earth. Goldsm. The two little ones. ibid.

In diesem hinzugefügten one besitzt man auch zugleich das Mittel, Personalsubstantive von Adjectiven in der Einzahl, sowohl im männlichen als weiblichen Geschlecht, *mit* attributiven Bestimmungen und *ohne* dieselben zu bilden.

The tares are the children *of the wicked one* (l'yvrage, ce sont les enfants *du malin*). Matth. 13, 38. The Holy one. The Evil one. Milton. *The modern fair one's* jest. Goldsm. *The wondering fair one* turn'd to chide. ibid.

Diese Anwendung von one nach substantivirten Adjectiven, namentlich im Plural und im weiblichen Geschlecht im Singular, ist jedoch immer nur ein Nothbehelf und wird sowohl in der feineren Umgangssprache, als auch von neuern bessern Schriftstellern als unbeholfen und dem Gefühle widerstrebend empfunden. Man ersetzt es lieber durch ein Substantivum, oder lässt es ganz weg in der Erwartung, dass das Adjectiv für sich allein nicht unverständlich sein werde.*

Bei den Völkernamen, deren Adjectiv sich im Englischen von dem Substantiv unterscheidet, muss daher nach dem Obigen berücksichtigt werden, ob das ganze Volk, oder ein oder mehrere Individuen desselben bezeichnet werden sollen: nur im ersten Falle kann das Adjectivum Anwendung finden; z. B. the English (Bezeichnung der Gesammtheit), les Anglais; the Englishman, l'Anglais; the Englishmen, plusieurs Anglais. Ebenso verhält es sich mit den Adjectiven Dutch, French, Irish, Scotch, Welsh u. a.

2. In Bezug auf die Erhebung der Adjectiva zu *concreten Sachnamen* vermittelst des bestimmten Artikels, welche besonders bei Namen

* Man vergleiche hierüber Notes on English Grammar von Dr. W. Ihne im Archiv, Bd. 35, S. 78.

von Wissenschaften, wissenschaftlichen und technischen Bezeichnungen vorkommt, ist wenig Unterschiedliches in beiden Sprachen zu bemerken. Erwähnt mag werden, dass bei grammatischen Bezeichnungen im Französischen viel häufiger das blosse Adjectiv mit dem Artikel steht, während im Englischen oft das betreffende Appellativum hinzugefügt wird; z. B. *L'indicatif* exprime simplement l'affirmation. Gir.-Duv. *The indicative mood* simply indicates or declares a thing. Lindley Murray.

Bezieht sich das von dem bestimmten Artikel begleitete Adjectiv auf ein voraufgehendes Sachsubstantiv, so kann ersteres ebenso wie bei Personennamen one zu sich nehmen: This was felt and proved yesterday week, at *the splendid performance* of the work by the Sacred Harmonic Society — *the most splendid one* till the present time given in London. Athenaeum 2104. The variety which exists among *private schools* is marked etc. Most of *the dearer ones* are very good; some of *the cheap ones* are utterly disgusting. Athenaeum 2107.

Ueber die Erhebung von Adjectiven zu Ländernamen vermittelst des bestimmten Artikels vergleiche oben S. 142.

Bisweilen tritt der Artikel im Französischen mit der voraufgehenden Präposition *à* vor Adjectiva, zu denen ein Sachsubstantiv zu ergänzen ist, und bildet einen adverbialen Ausdruck, der im Englischen nicht durch Adjective, sondern nur durch Adverbien oder durch Substantive mit Präpositionen wiedergegeben werden kann; z. E. On attaqua l'ennemi *à la chaude* (instantly, immediately); vivre *à la grande* (in great style); être vêtu *à la légère* (thin-clad); tout s'use *à la longue* (at length, in time).

Umgekehrt steht der Artikel im Englischen und fällt im Französischen aus bei den Bezeichnungen der Seite (Hand): And gazed around them *to the left and right* — Byron. La poussière des arbres — était un peu enlevée *à droite et à gauche.* Volt.

3. Der Gebrauch des bestimmten Artikels vor Adjectiven und Participien zur Bildung von *neutralen*, grösstentheils *abstracten* Substantiven kommt, wenn auch nur in beschränktem Maasse, in beiden Sprachen vor. Doch finden sich zwischen ihnen in dieser Beziehung mannichfache Abweichungen, von denen folgende die wichtigsten sind:

Das Englische erhebt bisweilen Adjectiva, die moralische Begriffe bezeichnen, zu abstracten Substantiven, während das Französische an ihrer Stelle Hauptwörter (zu Substantiven erhobene Adverbien) gebraucht. *The good* which is in them shall outweigh *the bad.* Dryden.

Il faut éviter *le mal* et faire *le bien*. Ac. So würden auch in den folgenden Versen Pope's die substantivirten Adjectiva durch Hauptwörter wiederzugeben sein: Go soar with Plato to the empyreal sphere, To *the first good, first perfect*, and *first fair*.

In andern Fällen substantivirt das Englische Adjectiva einfach durch Hinzufügung des bestimmten Artikels, wo das Französische einen umschreibenden quantitativen Ausdruck anwenden muss. Dies kommt vor bei manchen abgeleiteten oder zusammengesetzten Adjectiven, die, wahrscheinlich weil sie zu individuelle Begriffe bezeichnen, im Französischen nicht für fähig gehalten werden, allein in Verbindung mit dem bestimmten Artikel als abstracte Substantiva auftreten zu können; z. B. the mysterious, quelque chose de mystérieux; the fearful, quelque chose d'effrayant.

Ferner bei dem neutralen Superlativ,* der im Französischen meist nur dann als abstractes Substantiv mit dem bestimmten Artikel gebraucht wird, wenn ein Genitiv folgt; z. B. le meilleur de l'affaire est que . . . Le meilleur du conte est que . . .; sonst bedient man sich der Umschreibung ce qu'il y a oder einer ähnlichen, und der Superlativ folgt darauf ohne den bestimmten Artikel, im partitiven Sinne z. B. Ce qu'il y a *de plus rare*. Ac. Qu'y a-t-il *de plus beau?* ibid. Mais ce qu'il y a *de plus divin* dans le coeur de l'homme n'en sort jamais, faute de langue pour être articulé ici-bas. Lamartine.

Das Englische ist freier in der Anwendung des blossen Superlativs mit dem bestimmten Artikel: He keeps up the mornfullest ghastly memorial *of the Highest, Blessedst* which once was. Carlyle. A still more fatal error which seems indeed to have carried James's imprudence *to the uttermost* (au dernier degré).

Eigentlich ist aber jener Superlativ im Französischen nichts Anderes, als der Comparativ, da dem Französischen der vergleichende Superlativ überhaupt abhanden gekommen ist.** Daher kann auch der

---

* Auch ohne den Artikel tritt der neutrale Superlativ im Englischen als abstractes Substantivum auf, wo dann im Französischen wirkliche Substantiva gebraucht werden müssen: From first, to last; depuis le commencement jusqu'à la fin.

** Man vergleiche: Elle voulut pour mettre dans sa famille ce que l'univers a *de plus grand*, que Philippe de France épousât la princesse Henriette. Bossuet. Und: Qu'y a-t-il donc *de plus choquant, de plus contraire* à l'ordre, que de voir un enfant impérieux et mutin commander à tout ce qui l'entoure? J. J. Rouss. (Im ersten Beispiele Superlativsinn, im zweiten Comparativsinn bei derselben Ausdrucksweise.)

im Englischen durch den bestimmten Artikel substantivirte Comparativ im Französischen nicht anders wiedergegeben werden, als der substantivirte Superlativ: How can *the less* (ce qu'il y a de plus petit) *the greater* (ce qu'il y a de plus grand) comprehend. Dryden. The apprehension of the good gives but the greater feeling *to the worse*. Shak. (du pire, de ce qu'il y a de plus mauvais).

Auf der andern Seite wird im Französischen vor diesen substantivirten Adjectiven auch bisweilen der Artikel gebraucht, während er im Englischen wegbleibt, oder dort ein anderer Ausdruck angewandt wird. Dies findet in einigen Fällen Statt, wo sie als *Object* stehen: Sentir *le brûlé*, to smell *burnt;* sentir *le sauvagin*, to smell of venison; savoir *le latin*, *le français* etc.; englisch zwar auch mit dem Artikel: to know the latin, aber auch ohne denselben: to understand Latin, French, Italian, Dutch etc.

Ferner in einigen *adverbialen* Redensarten: Il a traité, il a expliqué cela bien *au long* (at large); il est logé bien *au large* (largely, spaciously); être logé fort *à l'étroit* (to be lodged in a narrow compass).

VII. Vor Zahlwörtern.

1. Bei der Substantivirung des Zahlwortes durch den bestimmten Artikel weicht das Französische darin vom Englischen ab, dass es zur Angabe des Datums den bestimmten Artikel *vor der Grundzahl* gebraucht (mit Ausnahme des ersten Monatstages), während das Englische ihn gleich dem Deutschen *vor die Ordnungszahl* setzt.

Ojeda sailed from Port St. Mary on *the* 20*th* of May, 1499. Irving. On *the memorable Tenth*. Carlyle. By *the ninth* of the next month. Shak.

Nous partions *le cinq* de ce mois. Nous sommes aujourd'hui *le sept*. *Le deux* de la lune. Ac.

Voltaire sagte: Le deux de mars, le quatre de mai, le premier de février, was jetzt nicht mehr so gebräuchlich ist, wenn es auch die grössere grammatische Correctheit für sich hat und dem lateinischen primus februarii (engl. the first of February) etc. analog ist. Man lässt jetzt gewöhnlich das de vor dem Monatsnamen weg und setzt die von dem Artikel begleitete Grundzahl davor, wobei natürlich das Appellativum „jour" zu Grunde liegt.

In der Apposition kann der Artikel auch in beiden Sprachen vor

dem Zahlworte weggelassen werden; It was on the morning of Friday, 12*th* of October 1492. Irving. Le lendemain 29, presqu'au point du jour — Guizot.

Ferner fällt er dort im Französischen *vor dem Grundzahlworte* weg, wenn es zur Bezeichnung der Reihenfolge von Regenten gleichen Namens dient; im Englischen steht hier der bestimmte Artikel mit dem *Ordnungszahlworte:*

Henri deux. Le pape Grégoire huit. — James the Second. William the Fourth. Charles the Twelfth etc.

Das Altfranzösische bediente sich wie das Englische und Deutsche der Ordnungszahl, aber ohne den Artikel. So schreibt Marot: Loys douziesme; Montaigne: Conrad troisiesme, Charles cinquiesme. Noch Vaugelas entschied sich für die Ordnungszahl (cf. Remarques sur la langue fr., p. 98), obgleich zu seiner Zeit der Gebrauch der Grundzahl fast schon überwiegend war. — Die Vertauschung dieser Ordnungszahlen mit den betreffenden Cardinalzahlen rührt bekanntlich davon her, dass man kurzweg den Namen der oft für die Ordnungszahl gesetzten Ziffer aussprach.

2. Soll von einer numerisch bestimmten oder unbestimmten Gesammtheit ein Individuum herausgehoben und näher bezeichnet werden, so geschieht dies im Englischen durch one ohne den bestimmten Artikel: He was *one* of the twelve. Wicl. He is *one* of those wise philantropists — D Jerrold. — Im Französischen ist man sich nicht darüber einig, ob in solchem Falle un mit oder ohne den bestimmten Artikel zu setzen sei. Die französischen Grammatiker stellen zwar folgende Regel auf: „*Un de* présente une idée indéterminée ou déterminée d'une manière incomplète, au lieu que *l'un de* exprime une idée complétement déterminée, ou pour mieux dire, doublement déterminée, savoir, *par un nom ou un pronom qui précède*, et *par un nombre précis qui suit.* On dira donc: „Henri IV. est *un* des meilleurs princes qui aient regné sur la France.“ „*Un* des quarante de l'Académie française a bien voulu être de mon avis.“ Mais on dira: „Ducis, *l'un* des quarante de l'Académie française, vient d'obtenir un nouveau triomphe sur la scène.“ cf. Gir.-Duv., p. 1284.

Allein gegen diese Regel fehlen viele und oft die besten Schriftsteller. So schreibt Racine: Plusieurs auteurs, et entre autres Stésichorus, *l'un* des plus anciens poëtes lyriques, ont écrit etc.; so Voltaire: Outre cette armée, le comte de Levenhaupt, *l'un* de ses meilleurs généraux,

l'attendait en Pologne avec vingt mille hommes; und Buffon: L'arabe charge ses chameaux de son butin. Monté sur *l'un* des plus legers etc. Es ist auch nicht zu ersehen, warum gerade ein folgendes Zahlwort, ja warum eine folgende Zahl in Verbindung mit einem voraufgehenden Nomen erst den Gebrauch des le bewirken soll.

Mir scheint der Gebrauch des bestimmten Artikels — wie es ja auch bei l'un et l'autre ist — hier durch *den Gegensatz* hervorgerufen zu werden, in welchen der eine hervorgehobene Gegenstand zu den übrigen, zu denen er gehört, gesetzt werden soll. Ist an diese mitgedacht, so wird der bestimmte Artikel gesetzt; treten dieselben aber gegen das hervorgehobene Individuum vollständig in den Hintergrund, so steht un allein. So ist in dem obigen ersten Beispiele (S. 183) die Aufmerksamkeit allein auf Heinrich IV. gerichtet, man denkt vorzugsweise an seine Regententugenden (daher *un* des meilleurs princes); — das Beispiel aus dem Charles XII. ist einer Aufzählung der Streitkräfte des Schwedenkönigs entnommen: er hatte bei seinem Abzuge aus Sachsen herrliche Armeen und treffliche Generäle, und *unter diesen* war einer der General Levenhaupt (daher *l'un* de ses meilleurs généraux). So ist auch im letzten Beispiele der Gedanke auf die verschiedenen Kamele gelenkt und verweilt noch bei ihnen, wenn man erfährt, dass das eine von ihnen zu einem bestimmten Zwecke verwandt wird. Hiernach ist leicht ersichtlich, dass in manchen Fällen die Ausdrucksweise je nach der Auffassung des Autors verschieden sein kann.

3. Geht das unbestimmte Fürwort tous einem Grundzahlworte voraus, so setzt man den bestimmten Artikel nicht vor das Zahlwort, wenn man hauptsächlich die Summe im Auge hat; man fügt ihn hinzu, wenn man bei der Zusammenfassung zugleich auf die Eigenthümlichkeit der einzelnen Individuen Rücksicht nimmt: Il savait que ce visir déplaisait à la Sultane Mère, que le Kislar Aga, chef des eunuques noirs, et l'Aga des Janissaires le haïssaient: il les excita *tous trois* à parler contre lui. Volt. Fabrice reprit avec lui sa familiarité ordinaire, et *tous deux* s'entretinrent en riant du combat de Bender. ibid. Dagegen: *Tous les deux* sont morts depuis longtemps. Ac., weil hier zugleich auf die Beschaffenheit der Einzelnen Rücksicht genommen wird. Je grösser die Zahl ist, desto mehr ist es nöthig, diese individuelle Beschaffenheit hervorzuheben, daher wird der Artikel in dieser Verbindung bei allen Zahlen über zehn stets gesetzt. cf. Dictionnaire de l'Académie, s. v. tout.

Im Englischen gebraucht man in diesem Falle von zweien both, oder both of them, of us etc., alle beide; vor grössere Zahlen setzt man all ohne den Artikel, z. B. all three etc.

VIII. Vor Fürwörtern.

Hier scheidet sich der englische und französische Gebrauch des bestimmten Artikels

1. bei den *persönlichen* Fürwörtern. Während die 1. Person Singularis in beiden Sprachen durch den bestimmten Artikel substantivirt werden kann (im Französischen natürlich nur das pronom disjoint), ist dies bei der 3. Pers. Sing. nur im Englischen möglich, und zwar geschieht es dort zur stärkern Hervorhebung des sexuellen Unterschiedes bei Menschen, oder auch bei den Thieren, bei welchen die verschiedenen Geschlechter nicht eine besondere Benennung haben.

The she's of Italy shall not betray mine interest and his honour. Shak. Lady, you are *the cruell'st she* alive. Shak. — He-lions are hirsute, and have great manes, *the she's* are smooth like cats. Bacon. *The he's* in birds have the fairest feathers. ibid. — Etwas Anderes ist es, wenn der bestimmte Artikel vor einzelne Formen des persönlichen Pronomens tritt, nicht um ihre Bedeutung, sondern nur um den Wortlaut anzuführen: He afterwards asks what *the* '*We*' of the Athenaeum will be — Ath. 2097. Though *the* '*you*' had triumphed instead of the more grammatical 'thou'. ibid. 2103.

2. Bei den *unverbundenen zueignenden* Fürwörtern, die im Englischen nie den Artikel annehmen: One half of me is *yours*, the other half *yours* — Mine own, I would say; but if *mine*, then *yours*, And so all *yours!* Shak. — im Französischen fast immer damit verbunden sind. Diese Art von Fürwörtern müssen sich ebenso wie die substantivirten Adjectiva stets auf ein Hauptwort beziehen, welches entweder voraufgeht oder hinzuzudenken ist. Sie beziehen sich dann wie jene auf Personen oder Sachen oder sind auch in neutralem Sinne gebraucht.

Ses amis et *les miens* s'en sont mêlés. Ac. Je suis bien *le vôtre*, je n'en suis pas moins *le vôtre* (wo das Dict. de l'Acad. erläuternd hinzufügt: ce qui se dit par rapport au mot „Serviteur" qui a précédé ou qui est sous-entendu). Quelle est cette maison? C'est *la mienne*. — Je ne veux rien *du leur*. Ac. In vertraulicher Rede fällt jedoch hier bis-

weilen der bestimmte Artikel weg: Nous pouvons compter sur lui, il est *nôtre*. Ces effets sont *vôtres*.

3. Bei dem *fragenden* Fürwort (adjectif interrogatif) quel, mit welchem der bestimmte Artikel das Pronom interrogatif lequel, laquelle bildet, während das englische fragende Fürwort which nie den Artikel vor sich hat. Man fragt mit lequel direct oder indirect, wenn man wissen will, welches von einer gewissen Anzahl von Dingen, die entweder schon erwähnt sind, oder erst erwähnt werden, gemeint ist; z. B. J'ai d'autres occupations qui me conviennent davantage. Et *lesquelles?* Scribe. *Lequel* aimez-vous le mieux de vos deux cousins? Parmi ces étoffes, voyez *laquelle* vous plairait le plus. Ac.

4. Bei den *bezüglichen* Fürwörtern quel, quelle und which. Letzteres erhielt, wohl nach dem Vorgange des Altfranzösischen (liquelz), im Altenglischen sehr häufig den bestimmten Artikel: I wote *the which* I have chosen. Wicl. John, 13. Into *the which* retourning backe he fell. Spenser. Your son has paid a soldier's death . . . *the which* no sooner had his prowess confirm'd . . . but like a man he dy'd. Shak. Der Artikel weist in diesem Falle noch erst auf den Begriff des Substantivums hin, auf welchen sich das Relativum bezieht. Nach Andern soll the hier nicht der bestimmte Artikel, sondern das dem which pleonastisch hinzugefügte angelsächsische Relativ þë sein. Vgl. B. Tschischwitz, Articuli determinativi anglici historia, p. 11.

Dieser Gebrauch gilt im Neuenglischen als veraltet; sehr gebräuchlich ist dagegen im Französischen lequel, laquelle, welches in manchen Fällen, deren Aufzählung hier zu weit führen würde, das Relativum qui ersetzt.

5. Bei den *unbestimmten* Fürwörtern.

a. Das französische unbestimmte Fürwort *on*, man, wurde im Angelsächsischen durch das Zahlwort ân mit vertreten, welches zu aliquis, quidam, doch mehr im Sinne des jetzigen unbestimmten Artikels abgeschwächt wurde; man (homo) bezeichnete im Angelsächsischen unusquisque, unus ex multis. Das Neuenglische bedient sich zur Bezeichnung von on, man, ausser andern Ausdrücken und besondern Wendungen vorzugsweise der Wörter man und one. Ersteres nimmt alsdann den unbestimmten Artikel zu sich, letzteres steht ohne Artikel: *A man*, in an instant, may discover the assertion to be impossible. Moore. *One* must dress a little particular or *one* may escape in the crowd. Goldsm.

On dagegen, welches von dem lateinischen homo stammt, altfr. homs, hom, om, on, hat bisweilen den bestimmten Artikel vor sich, doch nur um eine Kakophonie zu vermeiden. Es geschieht dies in folgenden Fällen:

Zunächst nach den auf einen Vokal ausgehenden Wörtern et, si ou, où, qui, quoi; z. B. Si *l'on* nous entendait. Ac. On n'aime pas à voir ceux à qui *l'on* doit tant. Corn. — Folgt jedoch nach on ein l, so bleibt der apostrophirte Artikel weg: Si on le veut. — Dieser steht ferner nach que vor den Verben, welche mit 'com' oder 'con' beginnen: que *l'on* commence. Ce que l'on conçoit bien s'énonce clairement. Boileau. Ausserdem verlangt ihn Vaugelas vor on nach Wörtern, die sich auf ein e fermé endigen: en cette extrémité *l'on* ne saurait faire autre chose; — nach fou, mou, cou und ähnlichen: C'est un fou, *l'on* se moque de lui; überhaupt nach allen Vokalen ausser dem stummen e, sowie auch zu Anfang des Satzes.

b. *The one* mit darauf folgendem vollständigen oder verkürzten Relativsatze entspricht dem französischen celui.

Such was the character of Reginald Glanville, *the one*, who of my early companions differed the most from myself; yet *the one* whom I loved the most, and *the one* whose future destiny was the most intertwined with my own. Bulwer. I will not be *the one* to sever you from my side. Bulwer.

c. Werden *one* und *other* in der Bedeutung von alter-alter oder alius-alius zusammen- oder gegenübergestellt, so erhalten sie den bestimmten Artikel ebenso wie im Französischen un und autre. Doch kommt es sehr häufig vor, dass der Artikel vor one wegbleibt, während er im Französischen vor un fast immer gesetzt wird: My son led *one* of the little ones by the hand, and my wife *the other*. Goldsm. They came, *one* after *the other*, to bid me farewell. ibid. Deux hommes, dont *l'un* paraissait âgé; *l'autre* — Fénelon. (Engl. Uebers. two men, *one* of whom appeared to be ancient; and *the other* etc.)

Wo eine wechselseitige Thätigkeit zwischen zweien oder mehreren bezeichnet wird, gebraucht das Englische one another oder each other (each the other); das Französische verwendet hier sowohl vor un als vor autre den bestimmten Artikel in dem Ausdrucke l'un l'autre, les uns les autres.

The company beheld *one another* with great surprise and mirth. Smollet. We loved *each other* tenderly. Goldsm. Three different nations

who were enemies to *each other*. Scott. *Each* had converted *the other* (von zweien). Athenaeum 2099. Thou shinest fair, with many a lovely ray, *Each in the other* melting. Southey. Ils se haïssent *l'un l'autre*. Ac. Est-il édifiant de voir des catholiques déchaînés *les uns contre les autres?* Gir.-Duv.

d. *L'un et l'autre*, ebenso wie tous les deux, tous deux wird dagegen im Französischen oft gebraucht, wo im Englischen both ohne den Artikel steht; z. E. that which brought us *both* (*l'un et l'autre*) to the fair. Goldsm. — *Ni l'un ni l'autre* kann durch neither wiedergegeben werden: Je ne puis espérer *ni l'un ni l'autre*. Fénelon. (Engl. *neither* is permitted to me).

e. Bisweilen werden few und many, sowie die Steigerungsformen von much, nämlich more und most, wenn sie sich auf Personen beziehen, durch den bestimmten Artikel substantivirt. Im Französischen muss man in den entsprechenden Fällen zu Umschreibungen mit nombre, multitude etc. seine Zuflucht nehmen.

If science is to be made the privilege of *the few* (de peu de monde, peu de gens u. dgl.) —. If science is to be made a possession *by the many* (par la multitude) etc. Athen. 2101. *The few* (Le petit nombre de personnes) who were saved were so at most by a miracle. ibid. 2104. *The most* (la majorité) have right, the wrong is in *the few* (la minorité). Dryden. *To the more* ye shall give the more inheritance, and *to the fewer* ye shall give the less inheritance. (*A ceux qui sont en plus grand nombre* vous donnerez plus d'héritage, et *à ceux qui sont en plus petit nombre* vous donnerez moins d'héritage.) Numeri 33, 54.

IX. Vor Infinitiven und Gerundien.

1. Da der Infinitiv die Form des Verbums ist, welche den Uebergang vom Verbum zum Substantivum vermittelt, so liegt hier die Frage nahe, ob er auch wie dieses den bestimmten Artikel zu sich nimmt. Im Neufranzösischen ist dies der Fall, doch viel seltener als im Altfranzösischen und überhaupt im Romanischen, welches in dieser Beziehung sogar die griechische und deutsche Sprache in Freiheit der Anwendung des Artikels noch übertrifft. Meistentheils erscheint der durch den bestimmten Artikel substantivirte Infinitiv im modernen Französisch als Subject des Satzes, doch kann er auch in andern Satzverhältnissen auftreten. Dabei ist es nur sehr selten, dass sich einzelne Schriftsteller erlauben, die durch ein beliebiges Verbum ausgedrückte

Thätigkeit vermittelst des Artikels als Abstractum hinzustellen; gewöhnlich werden nur solche Verba so gebraucht, die sich schon seit langer Zeit als wirkliche Substantiva eingebürgert und in dieser Form die Natur von Infinitiven fast eingebüsst haben, so dass sie zum Theil sogar einen Plural bilden können, wie le pouvoir, le devoir, l'être, le vivre, le repentir, le souvenir u. a. — Mit Bezug auf die beiden zuletzt angeführten Beispiele ist hier nebenbei anzumerken, dass sie bei der Substantivirung ihr Pronomen verloren haben, während Reflexiva in andern romanischen Sprachen dasselbe behalten. In diesen ist es auch erlaubt, von dem substantivirten Infinitiv einen subjectiven oder objectiven Genitiv abhängen zu lassen: im heutigen Französischen kommt dies nur ganz ausnahmsweise vor z. B. bei B. de St.-Pierre: Le voler des oiseaux frugivores.

Ausser mit dem Genitiv kann der substantivirte Infinitiv noch mit sonstigen Bestimmungen verbunden werden, wobei sich wiederum die Uebergangsstellung desselben zwischen Verbum und Substantivum fühlbar macht. Während er nämlich im Griechischen und Altfranzösischen nach seiner verbalen Natur adverbiale Bestimmungen zu sich nimmt, so tritt er im Neufranzösischen, ebenso wie im Deutschen, als wirkliches Substantiv auf und fügt sich attributive Bestimmungen bei; nur ausnahmsweise lässt er adverbiale zu.

Que *le jeûner* suffise pour l'avoir. La Fontaine. Ce n'est pas la mort que je crains, c'est *le mourir*. Montaigne. La paix nous devenait nécessaire comme *le manger* et *le dormir*. Volt. *Le taire* est mieux séant à la femme et *le répondre* à l'homme. Amyot. Laissez dire les sots, *le savoir* a son prix. La Fontaine. On a inséré dans le procès-verbal *le dire* du défendeur. Ac. Il avait toujours *le sourire* sur les lèvres. ibid. Je l'ai pris *au sortir* du lit. ibid. Vous reconnaîtrez cette étoffe *au manier*. ibid. Il faut *dans le savoir* préférer l'utile au brillant. Girard. On se tire de beaucoup d'embarras *avec le savoir-faire*. Ac. — *Les devoirs* d'un père de famille. ibid. *Les repentirs* sont quelquefois la preuve d'un tableau original. Ac.

Le long dormir est exclu de ce lieu. La Fontaine. Il a *le parler bref*, *lent*, *lourd*. Ac. Cette femme a *le rire agréable*. ibid. — Le mourir est commun à la nature; mais *le bien mourir* est propre aux gens de bien. Mot d'Agésilas.

2. Im Englischen nimmt der Infinitiv durchgängig eine abhängige grammatische Stellung ein, was sich schon äusserlich durch seine Ver-

bindung mit der Präposition to zu erkennen giebt. Wenn er bisweilen selbständig als abstracter Ausdruck einer Thätigkeit auftritt, so bewahrt er dann so sehr seine verbale Natur, dass er die Verbindung mit dem Artikel oder mit einer andern attributiven Bestimmung nicht zulässt.

Es fehlt dem Englischen jedoch nicht an einem Mittelgliede zwischen Verbum und Substantivum, welches dieses gestattet; ja das Englische befindet sich hier dem Französischen gegenüber sogar in entschiedenem Vortheil: an die Stelle des substantivirten Infinitivs tritt nämlich das vom Verbum gebildete *abstracte Substantiv auf -ing* und *das Gerundium*. Beide haben die Ableitungsendung ing (ags. ung, ing; deutsch ung), die auch das Particip Präsentis statt der frühern Endung -ende erhielt, gemeinsam. Das abstracte Substantiv bezeichnet im Allgemeinen die durch das Stammverbum ausgedrückte Thätigkeit oder den Zustand als etwas Gegenständliches und lässt sich von jedem Verbum bilden; sogar im Plural kommt es bisweilen vor. Von diesem unterscheidet sich das Gerundium dadurch, dass es die Rection und Bestimmungsweise des Verbums beibehält, also objective und adverbiale Bestimmungen zulässt. Wie das abstracte Substantiv auf -ing nimmt es aber auch adnominale oder attributive Bestimmungen an und kann daher wie jenes artikulirt werden. Es kommt als einfache und zusammengesetzte Form, in der Gegenwart und Vergangenheit, im Aktiv und Passiv vor und steht mit dem bestimmten Artikel als Subject, als Object, sowie abhängig von Präpositionen.

3. Das französische Gerundium auf -ant (lat. -ndum), welches der Form nach ebenso wie das englische mit dem Particip des Präsens (-ant, -ntem) zusammenfällt, hat sein Gebiet grösstentheils an den Infinitiv abgegeben; wo es auftritt, lässt es die Verbindung mit dem Artikel nicht zu. — Da das Französische so sparsam in der Verwendung des artikulirten Infinitivs ist, so gebraucht es grösstentheils Substantiva oder den unartikulirten Infinitiv, wo das Englische sich der beiden Mittelformen, des abstracten Substantivs auf -ing oder des Gerundiums bedienen kann.

Beispiele der Verbindung des bestimmten Artikels mit dem abstracten Substantiv auf -ing kommen so überaus häufig vor, dass die Anführung einiger weniger hier genügt: The high-born maiden ill could brook *The scanning* of his curious look. Scott. I hear *the beating* of nature's heart. Nicoll. Behold *the contending* of kings. Macph. They have surrendered all care for *the well-being* of their offspring. Athen. 2104.

The goings of my God. Ps. 68, 24. *The goings out* thereof, and *the comings in* thereof. Ezech. 48, 11.

Beispiele mit dem Gerundium: *The digging* the foundations and *the constructing* the cellars is weary labour. Bulwer. *The leaving* a neighbourhood — was not without a tear. *The reading* it should be always attended with a tankard of good ale. Fielding. Even *the seeing* her married to Blifil would be a trifle. ibid. *The keeping up* a hollow show that must soon come to an end. Irving. I will attempt *the doing* it. Shak. Mrs. Deborah was acquainted by her master *with the finding* the little infant. Fielding. My attention was fixed on another object, *the completing* a tract. Goldsm. *The being talked to* and *being stared at* is the greatest pain I can suffer. Addison. A chance for immortality, almost equal *to the being stamped* on a Waterloo medal, or a Queen Anne's farthing. Irving. He shows that there is a moral perfection *in the being there described* which was never before witnessed in humanity. Athen. 2111. *The having been made* so egregiously ridiculous; the Abbé in common humanity of nature could not forgive. Bulwer.

X. Vor indeklinablen Redetheilen, vor Satzgliedern und Sätzen.

Der bestimmte Artikel kann in beiden Sprachen vor Partikeln, vor die Namen von Buchstaben, Ziffern, Noten u. s. w., ja selbst vor ganze Sätze und Redensarten treten und sie dadurch gleichsam unter der Form eines Substantivs erscheinen lassen, wobei es entweder auf den bloss lautlichen oder auf den begrifflichen Gehalt ankommt. Von den Abweichungen, die im Gebrauche des bestimmten Artikels vor Partikeln etc. im Französischen und Englischen vorkommen, mögen hier folgende erwähnt werden:

1. Das Französische substantivirt bisweilen Adverbien vermittelst des bestimmten Artikels, wo das Englische substantivirte Adjectiva oder eigentliche Hauptwörter gebraucht: *Le mal et le bien* ne sont pas toujours compensés l'un par l'autre. Ac. — Doing neither *good* nor *harm.* Shak. *Unto the good not ruin* of the state. Ben Jons.

2. Das comparative plus, moins, mieux tritt im Französischen oft mit dem bestimmten Artikel zu einem Verbum, um die Stelle eines relativen Superlativs zu ersetzen, der dem Französischen fehlt. Plus, moins, mieux werden in dieser Verbindung durch den bestimmten Artikel zu

Hauptwörtern erhoben, und der Artikel bezieht sich auf den in ihnen liegenden Substantivbegriff. Le plus z. B. heisst alsdann „das Mehr“ — ganz wie in folgender Stelle von Montesquieu: Il n'était question que *du plus ou du moins* de mérite qu'il fallait lui attribuer — und vertritt in Verbindung mit Verben unser superlatives „das Meiste“ oder „am meisten“, steht also in adverbialer Bedeutung. In demselben Sinne erscheinen die angeführten Formen mit dem bestimmten Artikel auch vor Adjectiven und Adverbien.

Im Englischen werden die entsprechenden adverbialischen Superlative gewöhnlich ohne den bestimmten Artikel gebraucht.

C'est elle qui me plaît *le plus*, ou *le mieux*, ou *le moins*. Gir.-Duv. Il s'est baigné dans l'endroit où les eaux sont *le moins* rapides. Lemare. De toutes les instructions propres à l'homme, celle qu'il acquiert *le plus* tard et *le plus* difficilement, est la raison même. J. J. Rousseau.

Coward dogs *most* spend their mouths, when — Shak. That is a singularly unequal punishment and affects the worst man *least*. Dickens. Whate'er is *best* administer'd is best. Pope. He tells you that Candide found life *most* tolerable after meals. Byron. The volume is *most* carefully and clearly printed. Athen. 2097.

3. Häufig steht im Englischen the vor einem Comparativ, wo es nicht der Artikel ist, welcher mit dem zu dem Comparativ gehörigen oder zu ergänzenden Hauptworte im Casus und Numerus übereinstimmt, sondern der ursprüngliche angelsächsische Instrumentalis þê, þy, entsprechend dem nhd. desto, lat. eo, tanto und in der Verdoppelung quo — eo.

Though the same room served us for parlour and kitchen, that only made it *the warmer*. Goldsm. Do this, that I may be restored to you *the sooner*. Bible. *The more* trifling the subject, *the more* he has to say. Goldsm. *The less* space there is betwixt us and the object, and *the more* pure the air is, by so much the more the species are preserved and distinguished. Dryden.

Das Französische bedient sich für diesen Instrumentalis des Ausdrucks d'autant = eo, tanto vor den betreffenden Comparativen: Je le crois d'autant plus, qu'il est homme de bien. Ac. In der Verdoppelung ist die Verbindung von d'autant mit dem Comparativ veraltet, man wiederholt jetzt nur noch die blosse Comparativform: *Plus* on a de peuples à gouverner, *plus* il faut de ministres — Fénelon. (Englisch: *the greater* the dominion, *the more* numerous must be the ministry.)

Plus il cherche à se jouer innocemment, *plus* il se trouble et s'amollit. ibid. (Englisch: *the more* he endeavoured to remove his disquietude, *the more* restless and enervated he grew.)

Schlussbemerkungen.

Ueberblicken wir am Schlusse dieser Untersuchung die Abweichungen zwischen dem Gebrauche des französischen und englischen bestimmten Artikels, so stellt sich klar heraus, *dass der bestimmte Artikel im Französischen bei weitem häufiger angewandt wird als im Englischen.* Nur sehr vereinzelt sind die Fälle, in denen das letztere ihn setzt, während das Französische ihn nicht gebraucht. Es kommt dies vor bei einigen *Gattungsnamen*

a. wenn sie im Objectscasus stehen;
b. wenn sie von gewissen determinativen Bestimmungen begleitet sind;
c. in manchen Fällen, wenn sie als Apposition der prädikativen Eigenschaft stehen;
d. vor manchen Adjectiven, die zu concreten oder abstracten Sachnamen erhoben werden;
e. vor mehreren Zahlwörtern, Fürwörtern und den Gerundien.

Diese Erscheinung der bei weitem häufigeren Anwendung des bestimmten Artikels im Französischen beruht sowohl auf äusserem als innerem Grunde, nämlich *auf der abweichenden Form des bestimmten Artikels* in beiden Sprachen, sowie *auf dem gänzlichen Mangel an Casusformen im Französischen* — und *auf dem verschiedenen Verhältnisse des romanischen und germanischen Volkscharakters zu der Bedeutung dieser Wortart.*

Was zunächst die Form des bestimmten Artikels betrifft, so ist sie im Französischen eine besondere im Singular und Plural, und im ersteren wieder eine besondere für das Masculinum und Femininum. Ueberdies besitzt der Artikel im Französischen die Fähigkeit, mit den Casuspräpositionen de und à gefüge Verbindungen einzugehen, die zugleich den Wohllaut der Rede erhöhen. — Ganz anders steht es mit dem bestimmten Artikel im Englischen: er ist zu der einzigen geringfügigen Form the zusammengeschmolzen und steht dadurch nicht bloss seinem altehrwürdigen Vorfahr, dem angelsächsischen bestimmten Artikel se, seo, þät mit seiner mannigfaltigen Biegung bei weitem nach,

sondern auch dem französischen Nachbar, der doch wenigstens drei verschiedene Formen gerettet hat. Kein Wunder also, dass der letztere schon dieses Vorzuges wegen eine häufigere Verwendung findet, als der englische Artikel. Die Verschiedenheit der Form ihres Artikels macht den Franzosen aber bisweilen, wie wir dies z. B. in dem Abschnitte über die Wiederholung des bestimmten Artikels gesehen haben, eine häufigere Anwendung sogar zur Pflicht, wenn nämlich Zahl und Geschlecht der Nomina verschieden sind; während die unveränderliche Form des englischen bestimmten Artikels, wenn er auch nur einmal gesetzt ist, die nachfolgenden Nomina selbst bei verschiedenem Geschlecht und verschiedener Zahl in ungezwungener Weise zusammenzufassen geeignet ist.

Ferner sind die Franzosen auch zu öfterer Anwendung des bestimmten Artikels gezwungen, weil sämmtliche Casusflexion bei ihnen erloschen ist, während doch dem englischen Substantiv wenigstens das genitivische s verblieben ist. Dieser Umstand begründet einen wesentlichen Unterschied zwischen der englischen und französischen Syntax: das englische Substantiv ist dadurch in vielen Fällen fähig, für sich allein zu bezeichnen, was im Französischen nur mit Hülfe von Präpositionen und dem Artikel ausgedrückt werden kann.

Der Hauptgrund aber für den häufigeren Gebrauch des französischen bestimmten Artikels liegt in dem Verhältniss des Volkscharakters zu der Bedeutung und dem Zweck dieses Redetheiles.

Der bestimmte Artikel gehört einer jüngeren Stufe der historischen Entwicklung der Sprache an, wie sich dies am Griechischen, Gothischen und den übrigen älteren Sprachen, in denen er vorkommt, nachweisen lässt. Anfänglich haben die Bezeichnungen in jeder Sprache eine ganz individuelle Färbung; ihre Nennung genügt, um den Begriff der geistigen Anschauung in seinem richtigen Umfange vorzuführen. Je mehr sich aber der Gesichtskreis eines Volkes erweitert, je grösser die Zahl der besonderen Fälle wird, in denen ein und dasselbe Nomen Anwendung findet, desto mehr verliert es von seiner Anschaulichkeit und Individualität, und es tritt das Pronomen demonstrativum hinzu, um die individuelle Bedeutung hervorzuheben. Allein diese von dem Pronomen eingegangene Verbindung bereitet ihm selbst dasselbe Schicksal wie dem Nomen; dadurch dass ersteres jedes einzelne Ding einer Art oder Gattung hervorhebt, bietet es zugleich die Möglichkeit, dass es auch auf die *ganze* Art oder Gattung bezogen werden kann: das Pronomen

demonstrativum wird so zum bestimmten Artikel abgeschwächt. Wird eine solche Bezeichnung zur Regel, so treten dadurch die nichtbezeichneten Nomina in eine grössere Allgemeinheit zurück; nur einzelnen Nominibus ist eine so ausgezeichnete Individualität eigen, dass es bei ihnen der Bezeichnung durch den Artikel weniger bedarf; sie sind Ueberreste aus früheren Sprachperioden, welche die Neuerung nicht berührt hat. (Vgl. Grimm, D. Gramm., IV. Th., S. 382.)

Da somit das Wesen des bestimmten Artikels Bestimmung und Begrenzung ist, so liegt auf der Hand, dass sich dasjenige von den beiden Völkern, zwischen deren Sprache wir hier in Bezug auf den bestimmten Artikel einen Vergleich anstellen, am meisten zur Anwendung dieses Redetheils bewogen fühlen musste, in dessen Charakter die Neigung zur Bestimmtheit und Präcision des Ausdrucks die vorherrschendere ist. Wir finden dieselbe bei den Franzosen, die jeden Vorwurf über ihre Sprache leichter hinnehmen würden, als den der Unklarheit und Ungenauigkeit des Ausdrucks. „La précision et la clarté sont l'essence de notre langue," sagt Lemaire in der Gramm. des Grammaires von Girault-Duvivier, p. 213. — Die feinen Unterscheidungen, welche der Artikel möglich macht, je nachdem er gesetzt wird oder wegbleibt, sind im Französischen viel genauer erforscht und ausgebeutet worden, als im Englischen; ja das letztere hat sie in manchen Fällen erst nach dem Vorgange des Französischen beachtet und in der Anwendung hervortreten lassen. Es bedarf kaum bemerkt zu werden, dass sich diese Erscheinung aus der Verschiedenheit des Charakters der beiden Völker herleitet.

Während bei den Franzosen *die Verstandesthätigkeit* vorwaltet, behauptet bei den Engländern, als einem germanischen Volke, *die Phantasie* das Uebergewicht. Während bei den ersteren die Form eine Hauptsache ist, die durch eine Menge zum Theil minutiöser Regeln, wie sie der sondernde Verstand aufstellt, fixirt ist, sind die Engländer in dieser Beziehung oft mehr dem Gefühle gefolgt, oder haben, wie auch auf andern Gebieten ein Compromiss zwischen dem Alten und Neuen zu Wege gebracht, ohne dabei in manchen Fällen streng logischen Forderungen ganz gerecht zu werden. Durch diese überaus grosse Aufmerksamkeit auf Alles, was das Formelle angeht, haben es die Franzosen erreicht, dass sie Werke aufzuweisen haben, welche an Präcision, Klarheit, Leichtigkeit und Feinheit des Ausdrucks bei keinem andern Volke ihresgleichen finden; allein es ist dies eine marmorne Glätte,

der kalte Verstand macht sich meist zu einseitig breit und masst sich für seine Operationen ein zu grosses Terrain an, als dass dem Inhalte der Darstellung daneben noch die gebührende Berücksichtigung zu Theil werden könnte. Die englischen Schriftsteller dagegen haben von jeher vor Allem auf Reichthum an Ideen und Gründlichkeit, auf Fülle und Gediegenheit des Inhalts ihr Augenmerk gerichtet, für welche die Form der Darstellung nur das Gefäss ist und deshalb erst in zweiter Linie Beachtung verdient.*

Es darf freilich nicht verkannt werden, dass sich die Engländer in Bezug auf die historische Entwicklung ihrer Sprache den Franzosen wie überhaupt den romanischen Völkern gegenüber in ungeheurem Vortheile befinden. Die Engländer haben als ein ursprünglich deutsches Volk im Grossen und Ganzen ihrer Sprache den ursprünglich deutschen Charakter bewahrt; der Grundbestandtheil derselben ist deutsch, und die französische Sprache ist bei der Mischung die nachgebende geblieben. Ganz anders steht es mit den Franzosen. Ihnen ist ihre Sprache nicht unmittelbarer, eigenster Erguss des Innern, vielmehr ist sie ihnen als ein fremdes Gut überkommen, über das wohl der Verstand reflectirt, in welchem Gefühl und Gemüth jedoch nicht zum Ausdruck gelangen. Die sinnliche Grundlage, die Anschaulichkeit ist ihr abhanden gekommen; äussere Mittel können einen so erheblichen Verlust nimmer ersetzen.

Dieser Aufmerksamkeit also auf die Genauigkeit der Form und dieser Richtung auf das Verstandesmässige ist es zuzuschreiben, dass der bestimmte Artikel so überaus häufig im Französischen Anwendung findet, wo er im Englischen wegbleibt. Da er ja seiner eigentlichen Natur nach nur bei Gattungsnamen vorkommen kann, oder was dasselbe sagen will, da er jedem Nomen, zu welchem er tritt, die Natur von Gattungsnamen verleiht, so findet er vor diesen Wörtern selbst, im Französischen, das eigentliche Feld seiner Wirksamkeit. Wenn er indessen im Englischen vor Gattungsnamen so häufig fehlt, so hat dies seinen Grund darin, dass diese Nomina, wie bereits erwähnt, sich aus früherer Zeit her eine grössere Individualität bewahrt haben, als die

* Es hat zwar auch in England stets Männer gegeben, die mit Ernst und Eifer die Gesetze ihrer Sprache erforschten und einen grossen Theil ihres Lebens daran setzten, dieselbe zu verbessern und zu veredeln; indessen solche unerbittliche „Wort- und Sylbentyrannen“, wie Frankreich sie erzeugt hat, die noch auf dem Sterbebette die Sprachfehler ihres Beichtvaters mit Lebhaftigkeit corrigirten, hat England meines Wissens nie hervorgebracht.

entsprechenden französischen, oder weil durch besondere Beziehungen oder Bestimmungen dort andere Gesichtspunkte geltend gemacht werden. Ebenso erfahren auch die Stoffnamen im Englischen eine weit weniger genaue Bestimmung vermittelst des Artikels. Durch den unartikulirten Ausdruck wird meist unentschieden gelassen, ob ein Theil oder das Ganze eines gewissen Stoffes gemeint sei; sollen sie dagegen im Französischen nach ihrem ganzen Umfange bestimmt werden, so steht der bestimmte Artikel; ist nur ein Theil der von ihnen bezeichneten Masse gemeint, so wird der Artikel im Theilungssinne gebraucht.

Fast noch deutlicher tritt das Streben nach Bestimmtheit und Genauigkeit im Französischen durch die Anwendung des bestimmten Artikels bei manchen Eigennamen hervor. Derselbe wird hier mit grosser Zähigkeit festgehalten, wo nur immer ein Gattungsbegriff hinzugedacht werden muss; das Englische verfährt hier wiederum viel freier: es setzt den Artikel nur vor die Eigennamen, welche aus Gattungsnamen gebildet sind, oder als solche gebraucht werden.

Nicht bloss in der Prosa, auch in der Poesie steht der bestimmte Artikel im Französischen viel häufiger als im Englischen. Die Vortheile aber, welche er in der Prosa gewährt, verwandeln sich in der Poesie oft in ebensoviele Nachtheile; manche feinere durch ihn angedeutete Beziehungen erscheinen hier leicht spitzfindig; er schadet der Bündigkeit und Gedrungenheit des Ausdrucks und macht denselben oft monoton und schleppend. Ganz anders in der englischen Poesie: sie gestattet dem bestimmten Artikel eine weit beschränktere Anwendung, weil sie in ihm als einem prosaischen Elemente nicht selten eine lästige und beengende, den Flug der Phantasie hemmende Fessel empfindet. So, um nur Eines anzuführen, gebraucht sie ihn in der Regel nicht vor personificirten Abstractis; dieselben gewinnen in der Phantasie des Engländers eine so ausgeprägte Individualität, dass sie der Hervorhebung durch den Artikel entrathen können. Der Franzose fasst bei ihnen noch meistens den zu Grunde liegenden allgemeinen Sinn auf, oder betrachtet das Abstractum als Gattungsbegriff, weshalb er den bestimmten Artikel anwendet.

Zweiter Theil.

Ueber den abweichenden Gebrauch des unbestimmten Artikels im Englischen und Französischen.

Der *unbestimmte* Artikel, fr. un, une, engl. an, a, entstammt dem Cardinalzahlwort der Einheit, fr. un, une von dem lat. unus, a, um; engl. one von dem angels. ân, goth. ains. Wie der bestimmte Artikel ist auch der unbestimmte zuerst als Pronomen und dann als blosser Artikel gebraucht worden, und in manchen Fällen ist es sehr schwierig, diese Bedeutungen genau gegeneinander abzugrenzen.

Von seiner Geschichte und allgemeinen Bedeutung ist bereits in der Einleitung das Wichtigste gesagt worden. Er dient nämlich wie der bestimmte Artikel dazu, einen Gegenstand hervorzuheben und ihn von andern derselben Gattung zu unterscheiden; doch nicht, indem er, wie jener, darauf besonders hinweist und ihn so der leiblichen oder geistigen Anschauung näher bringt, sondern indem er lediglich die Einzelheit des Gegenstandes, seine numerische Verschiedenheit von andern derselben Gattung bezeichnet. — Weil aber jedes Individuum einer Gattung nach dieser Seite hin von ihm charakterisirt werden kann, ist er auch fähig, sich auf eine ganze Gattung zu beziehen; z. B.

A religious man does not want to reason about his religion. Bulwer. *Un esclave* n'a point d'enfant; *un esclave* n'a point de femme. Florian.

Häufig steht jedoch in diesem Falle im Französischen der bestimmte Artikel, namentlich in allgemeinen Sentenzen. So heisst es in den Proverbien c. XII: *A good man* obtaineth favour of the Lord; but *a man* of wicked devices will he condemn. Fr. *L'homme de bien* attire la faveur de l'Éternel; mais il condamnera *l'homme malicieux*.

Aus dieser Natur des unbestimmten Artikels ergiebt sich von selbst, dass er nur in Verbindung mit Gattungsnamen auftreten kann, oder, wenn er zu andern Substantiven und überhaupt Nominibus gesetzt wird, denselben den Charakter von Gattungsnamen verleiht. Sodann, dass er nur vor Singularen vorkommen kann, und endlich, dass man sich seiner bedienen wird, wenn irgend ein Gegenstand zuerst in die Rede eingeführt werden soll, wobei es nur darauf ankommt, denselben als einen seiner Existenz nach von den übrigen seiner Art gesonderten hinzustellen; bei wiederholter Nennung tritt dann der bestimmte

Artikel oder auch das Pronomen demonstrativum ein. — Jenachdem diese Gesichtspunkte im Englischen und Französischen auf verschiedene Weise, mehr oder weniger strenge, geltend gemacht werden, wird sich eine verschiedene Anwendung des unbestimmten Artikels in beiden Sprachen herausstellen, wozu freilich noch mancherlei andere Rücksichten mitwirken können, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird.

Bei der Untersuchung dieser Abweichungen im Einzelnen befolgen wir im Ganzen denselben Gang, wie beim bestimmten Artikel. Wir betrachten dieselben, wenn der unbestimmte Artikel mit Substantiven, sodann wenn er mit den übrigen Wortarten verbunden wird, da er ja, ebenso wie der bestimmte, jede Wortart, ja ganze Redensarten und Sätze zu substantiviren vermag.

Wir handeln daher von den Abweichungen im Gebrauche des französischen und englischen unbestimmten Artikels.

I. Vor Substantiven ohne anderweitige Bestimmungen.

1. Wie vorhin bemerkt worden, liegt es im Wesen des unbestimmten Artikels, dass er nur in Verbindung mit Singularen auftreten kann. Dennoch giebt es im Englischen Substantiva, vor denen er auch, wenn sie Pluralform haben, vorkommt. Dies hat seinen Grund darin, dass bei solchen Substantiven

a. entweder nur eine scheinbare Mehrheit vorhanden ist, wie bei alms vom angels. älmesse, gr. ἐλεημοσύνη; riches, fr. richesse; eaves, angels. efese; news* u. a., oder dass

b. eine Zweiheit oder überhaupt eine Menge gleichartiger Dinge sich durch den Artikel in eine Einheit zusammenfassen lässt, in welchem Falle also das Englische eigentlich einen Collectivbegriff anerkennt; z. B. a shambles (vom angels. scamel, lat. scamnum), die Gesammtheit der Fleischbänke und ähnlicher Geräthe eines Schlachthauses; a colours, die Gesammtheit der verschiedenfarbigen Zeuge einer Fahne oder Flagge; a scissors, a tongs etc., die Verbindung der beiden Theile, welche eine Scheere, eine Zange etc. bilden, daher auch gewöhnlich a pair of scissors, a pair of tongs u. s. w.; — oder endlich

* Nach Schmitz (Encyclopädie des philologischen Studiums der neuern Sprachen, S. 24) eine Genitivform, so dass what news? = angels. hvät nives? quid novi? — was von Maetzner jedoch bezweifelt wird. cf. Engl. Gramm. III, p. 241.



c. dass manche solcher Namen, die Wissenschaften bezeichnen, nach griechischen oder lateinischen Pluralen sächlichen Geschlechts gebildet sind, während sich der unbestimmte Artikel im Englischen auf den zu Grunde liegenden Gattungsbegriff, wie science, discipline, bezieht; z. B. a metaphysics.

Im Neufranzösischen ist dieser Gebrauch des unbestimmten Artikels aufgegeben; im Altfranzösischen und im Provençalischen dagegen, wo der unbestimmte Artikel selbst, nach dem Vorgange des lat. unus, noch eine Pluralform hatte, verband man ihn wenigstens mit solchen Substantiven, die nur im Plural üblich waren, oder eine Zweiheit von Dingen bezeichneten. Man vergleiche F. Diez, Grammatik der Romanischen Spr. III, S. 20.

2. Ueber den abweichenden Gebrauch des französischen und englischen unbestimmten Artikels vor Substantiven, namentlich vor Gattungsnamen, wie er sich *in den verschiedenen Satzverhältnissen* herausstellt, möge Folgendes bemerkt werden:

a. Im *prädikativen* Verhältnisse kann das Substantivum in beiden Sprachen ohne den unbestimmten Artikel und mit demselben auftreten. Das Erstere hat Statt, wenn das Subject *ganz allgemein* als zu einer gewissen Gattung gehörend hingestellt wird; das Letztere, wenn das Subject entweder selbst als *eine besondere Art* aufgefasst wird, z. B. La guerre ne sera plus *une guerre.* Fénelon. (c. a. d. une guerre dans le vrai sens du mot.) Mais la gloire vendéenne est *une gloire à part.* Chateaubr. — Yes, Raleigh was *a man:* and what a man! Athen. 2102. — Oder wenn es als ein *einzelnes* einer gewissen Gattung oder Art angehöriges Individuum bezeichnet wird. Dies ist im Französischen besonders der Fall, wenn das Subject durch das Demonstrativum ce vertreten oder von demselben begleitet wird. C'est un Français, c'est un menteur etc.

Als durchgehender Unterschied ist aufzustellen, dass das prädikative Substantiv im Französischen weit häufiger *ohne* den unbestimmten Artikel auftritt, als im Englischen; sogar bisweilen, wenn das Subject durch das demonstrative ce specialisirt wird, sowie auch, wenn das Prädikat noch anderweitige Bestimmungen bei sich hat (welchen Fall wir hier der Kürze wegen sogleich mit berücksichtigen, da die attributiven Bestimmungen das Fehlen des unbestimmten Artikels noch auffälliger machen).

Ihre Erklärung findet diese Abweichung in der Eigenthümlichkeit

des Charakters der beiden Nationen. Während der Engländer mit seinem praktischen Sinne den speciellen Fall in's Auge fasst und zunächst darnach trachtet, dem besondern in Rede stehenden Gegenstande seine Stelle anzuweisen, ist es dem Franzosen mit seinem generalisirenden Verstande mehr darum zu thun, den Gattungs- oder Artbegriff an und für sich zu bestimmen, weshalb der unbestimmte Artikel hier weniger in Betracht kommt.

Zur Erläuterung mögen folgende Stellen aus Fénelon's Télémaque (nebst der englischen Uebersetzung), sowie einige Beispiele aus andern Schriften dienen.

S'il était *berger* (if he was *a shepherd*). Vous soutiendrez que vous êtes *Cyprien* (but do you confidently affirm that you are *a Cyprian*.) Il était *prêtre* d'Apollon (he was *a priest* of Apollo). J'ai demeuré *captif* en Égypte (I remained *a captive* in Egypt). Je fus, du haut de cette tour, *spectateur* d'un sanglant combat (I became *a spectator* of an obstinate engagement from the top of my tower).

Le vieillard était *poëte*. Lamart. Je n'étais pas *auteur*. ibid. J'étais *femme*, et j'eus une amie. J. J. Rouss. — C'est *folie; c'est affaire finie*. Andrieux. C'est *grand pitié* (it is *a pity* —) que le valet chasse le maistre. Chateaubr. C'est *autre chose* que j'exige. Ac. Il était encore *simple musicien* dans les régiments des gardes hanovriennes. Fourier. Mademoiselle Gisquet est *très-jolie et fort bonne musicienne*. Chateaubr.

He might have been *a historian or a poet*. Bulwer. She was not then *an heiress*. ibid. For then were you *a child*. Shak. — That is *a different thing:* that's quite *another thing*. At twelve years of age she is *an accomplished musician*, singer and scholar. Athen. 2097.

Aus demselben Grunde geht auch dem *prädikativen Accusativ* von Substantiven im Englischen viel häufiger der unbestimmte Artikel vorauf, als im Französischen.

Il l'appela *voleur, fripon*. Ac. Le croyez-vous *homme d'honneur?* ibid. Il a fait son fils *avocat, médecin*. ibid. On la retient *prisonnière* depuis longtemps. ibid.

A man who calls me *a fool* etc. Bulw. To strike him dead I hold it not *a sin*. Shak. If loving to sleep in a whole skin makes a man *a coward*. Fielding. Cranmer's conduct at the stake made him *a hero*, if not *a martyr*. Athen. 2102. He would continue me *a prisoner* till we arrived at Lisbon. Swift.

Zuweilen wendet das Französische den *bestimmten* Artikel vor dem Prädikate an, wo das Englische den *unbestimmten* setzt; z. B. Plusieurs fois les monuments des arts de l'antiquité devinrent *la proie* des barbares. Ac. They shall become *a prey* and *a spoil* to all their enemies. 2. Kings XXI.

b. Im *adverbialen* Satzverhältnisse steht der Objectscasus transitiver Verba im Englischen häufig mit dem *unbestimmten* Artikel, während er im Französischen *ohne* Artikel gesetzt wird; z. B.

To batter *a breach;* faire *brèche.*

To do or render *a service;* rendre *service.*

To feel *an appetite;* avoir *appétit.*

To fight *a battle;* livrer *bataille.*

To find *a means*, to devise *a mean;* trouver *moyen.*

To give or issue *an order;* donner *ordre.*

To have *a care;* avoir *soin.*

To have *a right* to; avoir *droit* à qch., sur qch.

To keep *a shop;* avoir, tenir *boutique.*

To make *a bow;* faire *serviteur* (il vieillit).

To make one *a present* of; faire *présent*, faire *don* de qch.

To make *a sign;* faire *signe.*

To put *an end* to, *a period*, *a stop* to; faire *fin* à, mettre *fin* à.

To take *an example*, *a lesson* from —; prendre *exemple.*

To take *a house;* prendre *logement.*

To take *an interest*, *a share*, *a concern* in —; prendre *intérêt.*

To take *a joke* or *jest*, to understand *a joke;* entendre *plaisanterie*, *raillerie.*

To take *an oath;* faire, prêter *serment.*

To take (*a*) *pleasure* in —; prendre *plaisir.*

To take *a wife*, to espouse *a lady;* prendre *femme.*

To wear *a wig;* porter *perruque* (en parlant qui en ont besoin; mais porter *une perruque* pour se déguiser).

Oder das Französische gebraucht in diesem Falle den bestimmten Artikel:

To form *an acquaintance* with —; faire *la connaissance* de qn.

To have not got *a dump*, *a farthing;* n'avoir pas *le sou.*

To have *an eye* upon or to or about, to keep *an eye* upon; avoir, tenir *l'oeil* sur qch.

To have *a finger* in the pie (vulg.), to have *a hand* in —; avoir *la main* à la pâte.

To have *a wash;* faire *la lessive.* (Mais faire *une lessive*, faire une perte considérable au jeu.).

To make *an assault*; donner, livrer *l'assaut.*

To pay *a fine;* payer *l'amende.*

To play *a comedy;* jouer *la comédie.*

To pronounce *a panegyric* on —; faire *l'éloge* de —.

To wear or bear *a sword;* porter *l'épée.*

Bei Substantiven, welche eine Zeit angeben auf die Frage „wann?“ steht im Französischen oft der unbestimmte Artikel; im Englischen wird derselbe nicht angewendet, sondern durch das unbestimmte Fürwort one oder auch some vertreten.

Un jour je voyageais en Calabre. Courier. *Un jour* vous vous repentirez de ne l'avoir point écouté. Ac. — Will not my sweet boy *one day* fight thy battles too? Sheridan. And must not all the present *one day* part? Byron. He was seated *one evening* at the door of his hovel. Irving. For all your fine horses and carriages, and money in the funds, you may be a beggar again *some day.* Athen. 2097.

Geben solche Substantive der Zeit in Verbindung mit Zahlwörtern an, wie oft eine Thätigkeit in einem bestimmten Zeitabschnitte wiederholt wird, so steht im Englischen der unbestimmte, im Französischen wie auch im Deutschen der bestimmte Artikel vor den ersteren.

That we may look for a similar volume of good things from the same source *once a year*, we are informed by the editorial announcement. Athen. 2097. I was in the habit of calling upon him *once or twice a week.** Warren. She'll be up *twenty times a night.* Shak.

Une fois l'an. Deux fois la semaine. Ac. Et si *sept fois le jour* il a péché contre toi, et que *sept fois le jour* il retourne vers toi —. St. Luc. 17, 4. Je jeûne *deux fois la semaine.* ibid. 18, 12.

Häufig wendet hier das Französische auch die Präposition par vor dem unartikulirten Substantiv an: Ce journal ne paraît que deux fois *par semaine*, que *trois fois par mois.* Ac.

* Manche verbinden a in diesen Fällen wohl mit dem zugehörigen Substantiv durch einen Bindestrich (Hyphen), weil sie es als Stellvertreter der Präposition on betrachten. Doch findet sich dieses tonlose a schon früh im Altenglischen und ist wohl nichts weiter als der distributiv gebrauchte unbestimmte Artikel.

c. Im *attributiven* Verhältnisse treten dieselben Zeitbestimmungen im Englischen gleichfalls mit dem unbestimmten Artikel auf, während das Französische wiederum den bestimmten Artikel oder noch gewöhnlicher par mit darauf folgendem unartikulirten Substantiv gebraucht. Auch gilt dies von distributiven Maass- und Gewichtsangaben.

A man he was to all the country dear and passing rich with forty pounds *a year*. Goldsm. I resolved to return home by easy journies of then miles *a day*. ibid. His services were not worth a pound *a week* to any employer. Athen. 2097. Grain, now a rupee *a pound*, was then two annas *a pound*. Oil which then sold for six pice *a bottle*, now costs four annas. ibid. 2104.

Faire tant de lieues *à l'heure*. Ac. Donner trois heures *par jour* à un travail. Ac. Un subside de quarante mille sequins *par an*. Volt. Un strélitz n'avait que quatre roubles *par an* de paie. ibid. — J'ai payé cette étoffe sur le pied d'un louis *l'aune*. Ac.

In populärer Rede steht im Englischen öfter der unbestimmte Artikel vor einem Gattungsnamen, der mit der Präposition of einem andern Substantivum scheinbar attributiv hinzugefügt ist, obgleich in Wirklichkeit das Beziehungswort das Attribut enthält und zur Charakterisirung des nachfolgenden Gattungsnamens dient. Im Französischen fällt vor diesem der unbestimmte Artikel weg, und es steht nur die Präposition de.

He's the devil *of a fellow*. Southern. He's a nicish cut *of a horse*. Cornh. Mag. 1860. Till we make our last stumble, and take our final header out of this riddle *of a world*. Macm. Mag. 1860. Sept. Onslow, who was nothing *of a play-goer*. Athen. 2104.

Ce diable *d'homme* trouve toujours des expédients. Ac. Cette diable *de femme* fait de moi tout ce qu'elle veut. ibid. Un grand coquin *de coureur*. Jouy.

3. Als eine besondere Eigenthümlichkeit im Gebrauche des unbestimmten Artikels im Französischen wollen wir hier noch hervorheben, dass er auch *alleinstehend* vorkommt mit Beziehung auf ein voraufgegangenes Substantiv und zwar sowohl als Prädikat wie auch als Object. Im Englischen gebraucht man in solchen Fällen das unbestimmte Fürwort one.

Je lui soutiens que la danse est une science à laquelle on ne peut faire assez d'honneur. Et moi, que la musique en est *une* que tous les siècles ont révérée. Mol. Soupçonneriez-vous donc, ma soeur, d'avoir

eu la faiblesse d'aimer un musulman? s'écria Richard d'un ton irrité. En serait-ce *une*, sire, lui dit l'archevêque, d'avoir reconnu de grandes vertus dans Malek Adhel? Mme Cottin. Si le premier (substantif) a un article, le second en veut avoir *un;* si le premier a un adjectif ou un épithète, le second en veut avoir *un* aussi comme s'il était jaloux de tout le bien que l'on fait à l'autre. Vaugelas.

If my absence takes a friend from thee, it leaves *one* with thee, — Hope! Knowles.

4. Als substantivisches Pronomen und nicht als determinative Bestimmung scheint un, une zu stehen in Verbindung mit dem Particip Perfecti von einem Verbum des Heissens, Nennens etc. und darauf folgendem Eigennamen, z. B. avec *une* nommée Jane . . . qui a pour amant *un* nommé Fabiani. V. Hugo; wo wahrscheinlich der entsprechende Gattungsname ausgelassen ist. Man vergleiche mit diesem Beispiele den Anfang von Zadig: Du temps du roi Moabdar il y avait à Babylone un *jeune homme* nommé Zadig. Im Englischen setzt man in diesem Falle das blosse Fürwort one vor den Eigennamen. Vergl. Apostelgesch. XIX, 9: Disputant tous les jours dans l'école *d'un nommé Tyrannus;* engl. Disputing daily in the school *of one Tyrannus.*

II. Vor Substantiven mit anderweitigen Bestimmungen.

A. Mit determinativen und quantitativen Bestimmungen.

1. Hier sind zuerst drei englische Fürwörter zu erwähnen, die dem zu einem Substantiv gesetzten unbestimmten Artikel stets voraufgehen, nämlich many, such und what.

Many (goth. manags, angels. mäneg, altfr. menie, monich; ahd. manac, nhd. manch) tritt oft in collectivem Sinne zu dem Singular eines Substantivums, bezeichnet eine unbestimmte, nicht unbedeutende Menge und nimmt zur Hervorhebung der einzelnen Individuen gewöhnlich den unbestimmten Artikel zu Hülfe. In dieser Bedeutung entspricht ihm im Französischen das unbestimmte Fürwort maint, e, welches gleiche Abstammung hat und immer ohne Artikel vor dem Substantivum steht.

Many a man his life has sold, but my outside to be hold. Shak. *Maint rocher* écrase, en tombant, maint philosophe qui raisonne. Aubert.

Auch kommt tel in ähnlicher Bedeutung vor, aber ebenfalls stets ohne den unbestimmten Artikel. *Tel homme* recherche ce que tel autre

méprise. Ac. Man vergleiche: J'ai manqué *bien des points*, j'ai gâté *bien des fleurs*. Mme Tastu.

Das andere englische Fürwort, welches dem unbestimmten Artikel voraufgeht, ist such, talis; angels. svylc, goth. svâ-leiks = so like; ahd. sôlîh, nhd. solch. Es wird im Französischen durch tel gegeben, welches mit dem unbestimmten Artikel oder ohne denselben gebraucht werden, bei nachfolgendem que auch hinter das Substantiv treten kann; nie darf es jedoch dem Artikel voraufgehen.

Such a scene of trouble and terror I have seldom witnessed. Warren. In *such a night* did Thisbe fearfully o'erstrip the dew. Shak.* Il tint à peu près *tel discours*. Qu'attendre *d'un tel homme* oder *d'un homme tel* que lui? Ac.

Vielleicht nicht ohne Einwirkung ist die französische Formel tel et (ou) tel auf die Wiederholung von such in der Verbindung such and (or) such geblieben. Letztere hat gewöhnlich den unbestimmten Artikel nach sich, während tel et (ou) tel ihn stets entbehrt.

Il m'a dit *telle et telle chose*. Avoir *telle ou telle* qualité. Ac. *Such and such a* fact. Athen. 2102. *Such or such a* lover. Byron.

Das dritte Fürwort im Englischen, welchem der unbestimmte Artikel nachfolgen muss, ist what, qualis. Es nimmt nämlich dann oft das Substantiv mit dem unbestimmten Artikel zu sich, wenn es einen directen oder indirecten Fragesatz einleitet und zugleich die Bedeutsamkeit des mit ihm verbundenen Substantivs hervorhebt. Die directe Frage geht dann in einen Ausruf über. Das entsprechende französische Interrogativum quel, quelle kann nie von dem unbestimmten Artikel begleitet sein.

What a tide of woes comes rushing on this woeful land at once! Shak. You little imagine *what a friend* that best of gentlemen has been

---

* Auch das mit such verwandte each, welches nämlich ebenfalls ein Compositum von lîc ist — angels. aelc = â lik, altengl. ilk, ylk, ech, ich, uch, ahd. eôgalih, nhd. jeglich — und every, welches ear in unbestimmter Weise durch ever verallgemeinert, hatten in der ältern Sprache den unbestimmten Artikel nach sich, wenn sie attributivisch zu einem Hauptworte gesetzt waren, z. B. the messangers by *ylk a side*. Rich. C. d. L. *Uch a strumpet*. Wright. Polit. S. *Everuch a parosshe* beo polketh in pyne. ibid. cf. Maetzner, Engl. Gr. III, 187. Im Neuenglischen ist dieser Gebrauch aufgegeben: *Each throat* was parched, and glazed *each eye*. Coleridge. His gentle manners won *every heart*. Pinkerton. Ebenso stehen die entsprechenden Pronomina im Französischen, chaque und tout, ohne den Artikel vor dem Substantiv. *Chaque homme, chaque arbre. Tout homme* est sujet à la mort. Ac.

to me. Fielding. — *Quel plaisir* ne doit-on pas sentir à soulager ceux qui souffrent! Massillon. S'il avait su *quelle âme* il a blessée — Mme Valmore.

Gleich dem im Deutschen seit dem sechzehnten Jahrhundert eingeschobenen „für" in der Verbindung „was für ein" gebrauchte man früher auch im Englischen for nach dem Fragewort what. So findet sich bei Shakspeare: What is he *for a fool!* (Much ado ab. nothing I, 3) statt: What a fool is he! (cf. Goldsm., She stoops to conquer III: What a fool was I —.)

2. Zur Bezeichnung der Einerleiheit und Ununterschiedenheit gebraucht man im Französischen das unbestimmte Fürwort même (semet ipsissimus, — met ipsimus, altfr. meisme, mesme) mit dem unbestimmten Artikel vor einem Hauptworte und verstärkt es zuweilen noch durch seul. Im Englischen giebt man un même durch das Zahlwort one oder verstärkt, durch one and the same, one and the self-same, wieder.

Dans ses portraits contemporains M. Sainte-Beuve à réuni dans *un même* article Charles Loyson, Aimé de Loy et Jean Polonius. C'était en quelque sorte marquer la gradation *d'une même* inspiration et sa marche à travers le temps. Ch. Asselineau. Ce n'est qu'*une seule et même* chose. Ac. — These all continued with *one* accord in prayer and supplication. Bible. Fruits and blossoms blush'd, in social sweetness, on *the self-same* bough. Thomson.

3. Wenn man von zwei Personen oder Sachen die eine in ihrem Wesen oder in ihren Eigenschaften als der andern völlig gleichstehend bezeichnen will, so bedient man sich im Englischen ohne Unterschied der Ordnungszahl second oder des unbestimmten Fürwortes other, beide mit dem unbestimmten Artikel, von denen das letztere mit dem Artikel zu einem Worte verbunden wird. Im Französischen gebraucht man nur un autre. (Robolsky in seiner franz. Gramm. p. 21 führt auch an: un *second* moi-même.)

She will prove *a second Grissel.* Shak. Blazing London seem'd *a second Troy.* Cowper. Thais led the way, to light him to his prey, and like *another Helen*, fir'd *another Troy.* Dryden. C'est *un autre Alexandre, un autre César.* Cette ville est *un autre Paris.* Ac.

4. Das französische unbestimmte Fürwort quelconque, lat. qualiscunque, welches immer seinem Hauptworte nachfolgt und gemeiniglich in negativen Sätzen gebraucht wird, kann im didaktischen Stile auch

in bejahenden vorkommen und hat dann bisweilen ein vom unbestimmten Artikel begleitetes Hauptwort vor sich. Im Englischen wird in diesem Falle vor dem Substantivum any gebraucht, welches wegen seiner nahen Verwandtschaft mit dem unbestimmten Artikel denselben überflüssig macht.

Une ligne quelconque étant donnée. Donnez-moi *un point quelconque.* Prendre *un prétexte quelconque.* Ac. — I offered to turn a part of *any Greek author*, he should fix upon, into Latin, Goldsm. She is as virtuous as *any girl* ever was. ibid.

5. Wie many, such und what kann auch das adjectivische Zahlwort half einem Substantivum mit dem unbestimmten Artikel voraufgehen, was dem entsprechenden demi im Französischen nicht gestattet ist. Folgt half additionell dem Substantivum nach, so kann es von dem unbestimmten Artikel begleitet sein oder nicht; demi dagegen nimmt nach dem Substantiv den unbestimmten Artikel nie zu sich.

I allowed *half an hour* for this meal. Goldsm. (Une demi-heure.) *Half-a-dozen* tales. Athen. 2097. (Une demi-douzaine.) *Half an hour's* labour. Scott. (D'une demi-heure.) That is six to *the half a dozen.* (C'est la même chose. — Redensart, in der sogar der bestimmte Artikel vor den unbestimmten tritt.) After *two hours and a half* (après deux heures et demie). Dickens.

6. Schon oben S. 199 wurde bemerkt, dass der unbestimmte Artikel im Englischen sich bisweilen mit der Pluralform von Substantiven verbindet. Dasselbe findet auch Statt, wenn ein Plural von einem Zahlworte bestimmt wird, mit dem er zuweilen in einen Begriff verschmilzt. Das Französische lässt in solchen Fällen dem entsprechenden vom unbestimmten Artikel begleiteten Zahlsubstantiv das abhängige Hauptwort mit der Präposition de folgen.

A hundred years (*une centaine d'années*) had flung their snows On this thin locks and floating beard. Scott. At once it bursts, and piles *a thousand mountains* (*un millier de montagnes*) to the clouds. Thomson. There's not *another two such women* to be found in the whole world. Warren. He didn't seem to wait so long for *a sixpence*, as at other times. Dickens. Had she lived *a twelvemonth* more —, she had not died to-day. Goldsm. (Dafür auch öfters some mit dem Plural: A volume published *some twelvemonths* since —. Athen. 2097. — Bisweilen ist das zugehörige Substantiv zu ergänzen: I'll bet *an even fifty.* Guy

Livingst. (50 Pfund gegen 50.) I'll stake *an even fifty*, on either side. Lever.

7. Auch die Verbindung von *a few* und *a many* mit Pluralformen von Substantiven mag hier erwähnt werden, wenngleich das in a few singularisch scheinende a von der angelsächsischen Pluralform âne abzuleiten, und many mit voraufgehendem unbestimmten Artikel wahrscheinlich als Substantivum zu betrachten ist (angels. mengu; goth. managei, πλῆϑος, ὄχλος, λαός). Es ist nicht mehr gebräuchlich, findet sich aber noch bei Shakespeare. In den Verbindungen a great many, a good many, a vast many, a pretty many ist many entschieden als singularisches Substantiv zu betrachten; z. B. a great many newspapers. Dickens. A great many learned works. Bulwer. Französisch ist es durch beaucoup, un grand nombre oder quantité de . . . wiederzugeben. — Das dem few entsprechende fe im Altfranzösischen ist erloschen; man giebt a few im Neufranzösischen durch den Plural von quelque. There are *a few children* employed in these factories. Dickens. He had been raised to the peerage by the decease of his father *a few months* before. Scott. — Nous ne vîmes que *quelques personnes*. Michaud. Je formai, il y a *quelques années*, le projet d'écrire une histoire générale de la nature. B. de St.-Pierre.

B. Mit qualitativen Bestimmungen.

a. Mit attributen *Adjectiven.*

1. Wie der bestimmte Artikel fällt auch der unbestimmte im Englischen, namentlich in der Poesie, öfters vor einem durch ein Adjectiv bestimmten Gattungsnamen aus, wo er im Französischen in Anwendung kommt, oder durch den bestimmten Artikel vertreten wird.

The sportsman beats *in russet jacket*. Byron. Beyond whatever dwelt *in soul so fond*. Th. Moore. Like painted exes *of beauteous damsel* — Athen. 2102. Minona came forth in her beauty *with downcast look* and *tearful eye*. Macpherson.

Noch häufiger wird der unbestimmte Artikel im Französischen vor Stoffnamen und Abstracta gesetzt, wenn sie ein adjectivisches Attribut bei sich haben, während das Englische den Artikel nicht gebraucht.

Il fit que leurs pluies furent de la grêle, et *un feu flamboyant* en leur terre. Engl. He gave them hail for rain, and *flaming fire* in their land. Ps. 105, 32. — Ton nom est comme *un parfum répandu*. Engl. Thy name is as *ointment poured forth*. Cantic. I, 3. *Un vin plus*

doux que le nectar. Engl. *Wine, more richly flavoured* than nectar. Fénelon. *Une glace éternelle* couvre son front. Engl. Hoary *with everlasting frost* — ibid. Elle était bordée par un grand amphithéâtre *d'un gazon frais.* Engl. Surrounded by a circular bank *of fresh turf.* ibid.

Cette ville nous parut *d'une étendue immense.* — Thebes appeared to be *of vast extent.* ibid. Une troupe de jeunes Phéniciens *d'une rare beauté* —. A band of Phoenician youths, *of exquisite beauty.* Id. Les bons rois jouissent dans les champs élysées *d'un bonheur infiniment plus grand* que celui du reste des hommes —. Good kings enjoy *infinitely greater felicity* —. Id. *Une jeunesse éternelle, une félicité sans fin.* — The bloom of *unfading youth,* the brightness of *everlasting joy.* Id.

2. Im Englischen kommt es vor, dass ein attributiver Superlativ mit dem bestimmten Artikel einem von dem unbestimmten Artikel begleiteten Substantivum des Nachdrucks wegen nachfolgt, z. B. It was *a hill* of Paradise *the highest,* from whose top etc. Milton. Diese Ausdrucksweise ist im Französischen selten, z. B. C'est *une chose la plus aisée* du monde. Molière, — obgleich sie den übrigen romanischen Sprachen geläufig ist. cf. Diez, III, 11.

Auch vor dem absoluten Superlativ oder dem Elativ wenden diese Sprachen, weil dadurch an und für sich der hohe Grad einer Eigenschaft ausgedrückt werden soll, den unbestimmten Artikel an, z. B. ital. una bellissima casa; span. un hombre doctisimo; altfr. un grandisme nez. Das Englische lässt in diesem Falle auf den unbestimmten Artikel den durch most umschriebenen Superlativ folgen, während das Neufranzösische, welches für den absoluten Superlativ nur noch sehr wenige und sehr wenig gebräuchliche Formen bewahrt hat, gleich dem Deutschen Umschreibung durch Adverbien anwendet.

A most unworthy and unnatural lord can do no more. Shak. They were in sooth *a most enchanting train.* Thomson.

La fille *d'une mère très-sage.* Gir.-Duv. Les infiniment petits ont *un orgueil infiniment grand.* Volt. Il envoya *une lettre on ne peut plus injurieuse* contre Napoléon. Bourrienne. Man vergleiche: Ein überaus beleidigender Brief. Ein äusserst weiser Mann u. s. w.

3. Gehen dem von einem attributiven Adjectiv bestimmten Substantivum im Englischen gewisse Adverbien der Vergleichung, nämlich as, so, how, however, too, vorauf, so finden zwischen diesen Verbindungen und den entsprechenden französischen hinsichtlich der Stellung und des Gebrauches des unbestimmten Artikels mehrfache Abweichungen

Statt. Im Englischen stehen die Adjective nebst den Adverbien entweder vor oder hinter dem Substantivum, wobei der unbestimmte Artikel dem letzteren stets *unmittelbar voraufgeht*, es sei denn, dass noch ein zweites adjectivisches Attribut in einen Begriff mit dem Substantivum verschmilzt; im Französischen dagegen tritt der unbestimmte Artikel entweder an die Spitze der ganzen Verbindung, oder er kommt in den entsprechenden Ausdrücken gar nicht vor.

He was *as good a sovereign* of the sort as any mentioned in the histories. Byron. I would she were *as lying a gossip* in that, as ever knapped ginger. Shak. The gentleman, for a tailor, was, to be sure, *as fine a spoken tailor* as ever blew froth from a full pot. Goldsm. Le plaisir de l'étude est *un plaisir aussi tranquille* que celui des autres passions est inquiet. Girard.

Never *so rich a gem* was set in worse than gold. Shak. It is the monarch of *a people so civilized and courteous, and so renowned* for fine feelings. Sterne. I don't think him *so ill-looking a little fellow.* Sheridan. L'amitié est *une chose si précieuse* qu'il ne faut pas la prodiguer. Scudéry. Je ne connus jamais *un si savant homme, une femme si aimable.* Mozin.

How great a king of terrors I! Goldsm. But, if you knew to whom you show this honour, *how true a gentleman* you send relief, *How dear a lover* of my lord, your husband, I know, you would be prouder of the work. Shak. *Qu'il est grand, le tableau* de ce monde étoilé! Polonius. Si vous saviez *combien cette opinion est pernicieuse!* Académie.

However gigantic and terrible an object this may appear, when it approaches them, they are nevertheless incapable of seeing it at any distance. Fielding. — *Quelque grand poëte que soit* Delille, on peut le surpasser. Gir.-Duv.

Now you are to flat and mar the concord *with too hard a* descant. Shak. — *Un vase trop plein.* Ac.

Auch wenn das pronominale no einem attributiven Comparativ voraufgeht, tritt es mit diesem gewöhnlich vor den unbestimmten Artikel; im Französischen steht der letztere an der Spitze der Verbindung.

In the form of a Reading of *no less sinister and criminal a tragedy* than Macbeth. Athen. 2100. (Doch Byron: Monsters who cost *a no less monstrous sum.* Don Juan V, 88.) — Qu'il garde . . . *une non moins remarquable traduction* de Roméo et Juliette. Juillerat.

4. Gehen aber die Pronomina many, what, such einem durch ein Adjectiv bestimmten Substantivum vorauf, so nimmt der unbestimmte Artikel seine Stelle stets unmittelbar hinter dem Pronomen und vor dem Adjectivum ein; im Französischen fällt er wiederum aus, oder er tritt an die Spitze des Ganzen.

Many a dangerous rasper, many a smashing fence there. Lever. I was amazed to see *what a pitiful dejected fellow* he now appeared. Smollet. Don't be in *such a plaguy hurry*. Goldsm. *Mainte difficulté insurmontable.* Ah! *quelle heureuse idée!* Delavigne.

Die Anwendung von such in diesem Falle erregt leicht den Schein, besonders wenn man Nachdruck auf das Adjectiv legt, als bezöge sich seine Wirkung auf das letztere allein, während sie sich doch auf das Substantiv zugleich erstreckt. Soll das Adjectivum allein bestimmt werden, so gebraucht man das Pronominaladverb so. Im Französischen kann such vor einem attributiven Adjectiv nicht durch tel gegeben werden, da dieses keine qualitative Bestimmung vor dem Hauptworte weiter leidet; es bleibt hier nur die Anwendung der Adverbien si, aussi, tellement vor dem Adjectivum übrig.

Nothing better could ensue from *such a vulgar play* of Mr. Flamborough's proposing. Goldsm. On *such a tranquil night* as this. Longfellow. — Jamais je n'ai vu *un si vénérable vieillard.* Fénelon. Son esprit, *d'un tact si exquis*, a prévu la plupart des reproches . . . que nous lui adressons. Juillerat. *Une femme tellement aimable.* Mozin. Vous ai-je donné *aussi gentille femme* pour la rendre pâle? Balzac.

Aus demselben Grunde kann das Französische auch nicht tel gebrauchen, wo das Englische zu such noch another hinzufügt, sondern muss Adjectiva wie pareil, semblable u. dgl. anwenden. Man vergleiche folgende Beispiele: O *such another sleep*, that I might see But *such another man*. Shak., und Afin que *semblable chose* n'arrive plus. Galland. *Pareille chose* peut arriver à tout le monde. Ac.

5. Endlich mögen die Abweichungen im Gebrauche des französischen und englischen unbestimmten Artikels noch in zwei besondern Fällen erwähnt werden, wenn er einem durch ein Adjectiv bestimmten Substantivum voraufgeht, welches als Object gebraucht wird.

Es ist schon früher bemerkt worden, dass dem von dem Verbum avoir abhängigen Objecte der bestimmte Artikel hinzugefügt wird, wenn es einen dem Subject wesentlich zukommenden Besitz oder einen integrirenden Theil desselben bezeichnet, und diesem eine Eigenschaft

beigelegt wird. Bisweilen wird jedoch in diesem Falle auch der unbestimmte Artikel angewandt, namentlich dann, wenn das betreffende Object durch einen vollständigen oder verkürzten Relativsatz noch näher bestimmt wird; z. B. Nerva adopta Trajan, grand homme d'état, grand capitaine ayant *un coeur bon* qui le portait au bien, *un esprit éclairé*, *une âme noble*, *grande*, *belle*. Montesquieu. Il a *une âme forte*, il a *une foi qui* l'élève au dessus de tout. Lamart. Elle avait *un visage serein*, et *une douce majesté* qui faisait fuir les vents séditieux. Fénelon. Stanislas avait *une physiognomie heureuse*, pleine de hardiesse et de franchise. Volt. Der bestimmte Artikel würde in diesen Fällen den Relativsatz eher entbehrlich machen; indessen kommt der unbestimmte Artikel auch vor, wenn kein Relativsatz folgt: Jéhu n'a point *un coeur farouche*, *inexorable*. Razine. Zadig . . . ayant de la santé, *une figure aimable*, *un esprit juste et modéré*, *un coeur sincère et noble*, crut qu'il pouvait être heureux. Volt.

Das Englische gebraucht hier weder to have noch den Artikel, sondern setzt das zueignende Pronomen vor das betreffende Substantiv und fügt mit einer Form von to be das Adjectivum als Prädikat hinzu.

Ferner tritt der unbestimmte Artikel im Englischen häufig vor dem Accusativ eines Abstractums auf, welches einem transitiven oder an und für sich intransitiven Verbum desselben Stammes oder wenigstens von verwandter Bedeutung hinzugefügt wird und dem letztern den Charakter eines transitiven verleiht. Ein solcher Accusativ dient zur Bezeichnung der Intensität oder des Resultates des dem Subjecte beigelegten Zustandes oder seiner Thätigkeit und wird vorzugsweise in Verbindung mit attributiven Bestimmungen (Adjectiven) gebraucht. Auch im Französischen kann der unbestimmte Artikel vor dem Accusativ solcher abstracten Substantiva erscheinen, und im Altfranzösischen war dies sehr häufig; doch gebraucht man jetzt in der Regel den Genitiv, wo dann das Abstractum in Verbindung mit dem Adjectivum nicht die Wirkung oder das Resultat der Thätigkeit, sondern vielmehr das Princip derselben bezeichnet.

He lived *a very retired life* for one who had a stake (Ansehen) in the country. Novels and Tales fr. Househ. W. He must die *a violent and shameful death*. Macaul. Maud met his eyes for an instant then, and smiled *a little faint smile*. Athen. 2101. — Un pécheur vit *d'une vie nouvelle*. Acad. Mourir *d'une mort naturelle*. ibid. Dormir *d'un bon somme* c. a. d. dormir *d'un sommeil tranquille*. Mais: Dormir

un bon somme c. a. d. dormir longtemps. Ac. Il dort peu et *d'un sommeil fort léger*. La Bruyère.

b. Mit *attributiven Substantiven.*

1. Wird ein Substantivum im Englischen durch ein anderes im sogenannten *sächsischen Genitiv* bestimmt, so geht dieser Verbindung der unbestimmte Artikel entweder vorauf oder nicht.

Findet das Erstere Statt, so stimmen beide Sprachen hinsichtlich seines Gebrauches im Allgemeinen überein, nur hat man im Englischen, da der Genitiv dem Beziehungsworte vorangeht, darauf zu achten, zu welchem von beiden der Artikel gehört. Bei weitem in den meisten Fällen gehört er dem Genitiv an, und das Beziehungswort ist unartikulirt. Das Französische setzt dann in ähnlicher Weise den bestimmten Artikel vor das Beziehungswort und lässt den von dem unbestimmten begleiteten Genitiv nachfolgen.

As dew-drops from *a lion's mane.* Johnson. (de la jube d'un lion.) What is the use of discussing *a man's abstract right* to food or medicine. Burke. (le droit abstrait d'un homme.) He is a gentleman, I suppose, and worth *a gentleman's sword.* James. (digne de l'épée d'un gentilhomme.) To thread the postern of *a needle's eye.* Shak. (du trou d'une aiguille.)

Gehört der unbestimmte Artikel dem Beziehungsworte an, so tritt der Genitiv in ein engeres Verhältniss zu dem letztern, und das Ganze kommt einer Zusammensetzung nahe. Das Französische verbindet in diesem Falle den unbestimmten Artikel natürlich ebenfalls mit dem Beziehungsworte und lässt die Bestimmung, wie es dies oft bei Zusammensetzungen thut, mit der blossen Casuspräposition de nachfolgen, oder wendet hier auch den bestimmten Artikel an; doch wäre es nicht verwerflich, die Bestimmung in gewissen Fällen auch mit dem unbestimmten Artikel folgen zu lassen, wie dies, wiewohl höchst selten, selbst bei classischen Schriftstellern vorkommt.

A children's story. Athen. 2097. (Un conte d'enfant.) He listens like *a three year's child.* Coleridge. (Un enfant de trois ans.) I am *a king's officer.* Marryat. (Un commissaire *du roi.*) There's *a partridge's wing* saved. Shak. (Une aile de perdrix.)

On parle à la table *d'un grand d'une cour* du nord. La Bruyère. Puisque j'ai essuyé, dit-il, *un si cruel caprice d'une fille* élevée à la cour — Volt. Zadig. *D'un carrosse,* en tournant, il accroche *une rue.*

Boileau.* Man vergleiche im Englischen: *A quarter of a mile* (französisch jedoch: un quart de lieue). I was placed on *a branch of a palm-tree*. Lady Morgan. A droll story of an adventure. Athen. 2097.

Geht aber im Englischen dieser Verbindung kein Artikel vorauf, so muss im Französischen fast immer der *bestimmte* Artikel vor das Beziehungswort gesetzt werden. Nur in seltenen Fällen und zwar weniger vor Gattungsnamen als vor Abstracten dürfte auch der unbestimmte Artikel Anwendung finden; z. B. You are not above *six or seven hour's journey* from Paris. James. (Une journée de six ou sept heures.) *Four years' experience* (une expérience de quatre ans) has confirmed rather than altered my opinion. Canning.

Oft geht dieses genitivische Verhältniss im Englischen in eine wirkliche, wenn auch nur lockere Zusammensetzung über, indem das Bestimmungswort seinem Substantivum unmittelbar vorangestellt wird, während es ihm im Französischen mit de nachfolgt. Der unbestimmte Artikel gehört dann stets zu dem Beziehungsworte.

Jack Book-worm led *a college life*. Goldsm. (une vie d'étudiant). Her beautiful features were cold and white as those of *a marble bust*. Warren. (d'une statue de marbre.) She intrusted to me *a rich diamond ring*. Id. (une riche bague de diamants.) It was *a soft September evening*. Id. (un beau soir d'automne.)

2. Wenn die von einem partitiven Genitiv bestimmten Abstracta nombre, quantité, force eine grosse Menge, eine Unzahl bezeichnen sollen, so stehen sie ohne den unbestimmten Artikel; sie werden dagegen mit demselben verbunden, wenn die Menge beschränkt werden soll oder wenn sie von einem Adjectivum begleitet sind; nur findet man auch bon nombre statt *un* bon nombre. Die entsprechenden englischen Substantiva number, quantity etc. können den unbestimmten Artikel nicht entbehren; gewöhnlich haben sie zur Bezeichnung einer grossen Menge Adjectiva, wie great, large, vast bei sich. Many kommt bei Shakespeare auch ohne Adjectiv mit dem unbestimmten Artikel vor, doch ist dieser Gebrauch veraltet. Plenty in Verbindung mit Gattungsnamen hat den unbestimmten Artikel bei sich; in Verbindung mit Stoffnamen und überhaupt Namen von gleichartigen Massen steht es ohne Artikel. Ebenso part im Englischen, welches aber auch mit Gattungs-

* cf. Heller, Zur französischen Grammatik. Archiv XX, p. 281.

namen und Abstracten ohne den unbestimmten Artikel steht; das französische partie dagegen nimmt ihn zu sich.

Il y trouvait *nombre de monarques déchus*. Mignet. Il a *nombre* d'amis. Ac. Il y avait *quantité de monde* à la promenade. Mozin. *Force gens* ont été l'instrument de leur mal. La Fontaine.

A care-craz'd mother of *a many children*. Shak. — *A plenty of buyers or sellers*. Grieb, Lexicon. They gathered *plenty of flowers*. Foelsing, Lehrbuch der engl. Spr. (Doch Webster, Dict.: We have *a plenty of corn* for bread.) *Part of the royal infantry*. Macaul. — I was *part of the furniture* of your chamber. Cumberland. This may possibly have never fallen within the knowledge *of great part of his readers*. Fielding. *Part of your cares* you give me with your crown. Shak. — Il a donné *une partie de son argent*. Ac. Il a employé *une partie* de sa vie à ce travail. ibid.

III. Vor Substantiven in Apposition.

Wir haben schon oben, wo von der Anwendung des bestimmten Artikels vor Substantiven in Apposition gehandelt wurde, zwei Arten der letzteren, nämlich die Apposition der prädikativen Eigenschaft und die stellvertretende Apposition unterschieden. Die zweite Art kommt nur selten mit dem unbestimmten Artikel und zwar nur dann vor, wenn die Individuen oder Arten, welche der durch das Beziehungswort bezeichnete allgemeinere Begriff umfasst, einzeln aufgezählt werden, in welchem Falle dem Beziehungsworte, wofern es nicht selbst eine Quantität bezeichnet, gewöhnlich ein Zahlwort oder eine sonstige quantitative Bestimmung beigegeben ist; z. B. Captain M'Intyre, in justice to his wife and *two children, a boy and girl*, had found himself obliged to seek his fortune in the East Indies. Scott. — Da das Französische in diesem Falle hinsichtlich des Gebrauches des unbestimmten Artikels nicht von dem Englischen abweicht, so haben wir es hier nur mit der Apposition der prädikativen Eigenschaft zu thun.

Die Apposition ist als ein verkürzter Adjectivsatz zu betrachten, dessen Prädikate sie entspricht. Es ist aber bereits bemerkt worden, dass dem Substantivum, wenn es Prädikat ist, im Englischen weit häufiger der unbestimmte Artikel voraufgeht, als im Französischen, weil der Engländer mehr *den besondern Fall* in's Auge fasst und das Subject als Individuum einer Gattung prädicirt, während der Franzose

es durch seinen Gattungsbegriff im Sinne eines Adjectivs nur *auf allgemeine* Weise bestimmt.

Noch entschiedener weichen beide Sprachen im Gebrauche des unbestimmten Artikels vor der Apposition der prädikativen Eigenschaft von einander ab. Während hier das Englische den unbestimmten Artikel mit Vorliebe gebraucht, lässt ihn das Französische fast gänzlich fallen. Dies geschieht hauptsächlich in folgenden Fällen:

a. Wenn die Apposition die Art oder Beschaffenheit des durch das Beziehungswort ausgedrückten Begriffes angiebt.

Our second child, *a girl*, I intended to call after her aunt Grissel. Goldsm. Maurice de Saxe, nominally *a Protestant*, but really nothing in particular, remained what he was. Athen. 2098. His eldest son, *an arrant fisher and fowler*. Scott. Here Cumberland lies, — *a flattering painter*. Goldsm. There was a king of Scotland, called Duncan, *a very good old man*. Scott.

M. Guizot avait fait nommer procureur-général — un M. Hello, *écrivain*. Chateaubr. Une femme grecque, *amie de Pindare et poëte*. Mme de Staël. Mon oncle, *homme excellent*, — vivait en solitaire dans cette demeure. Lamart. Le Capitaine Roger, *autre Couder*, avait été condamné à mort. Chateaubr. — Nur wenn die Apposition einen ganz besondern Nachdruck hat, steht vor ihr im Französischen auch wohl der unbestimmte Artikel; z. B. Ah! S'ils ont pu choisir pour leur libérateur Spartacus, *un esclave, un vil libérateur*. Racine, Mithrid. III, 1.

b. Wenn der durch das Beziehungswort bezeichnete Gegenstand als ein zu einer bestimmten Gattung oder Art gehörender erst in die Rede eingeführt werden soll.

Syloson, *a Greek of Samos*, ... induced Darius to send over Otanes — Bulwer. Thomas Incle of London, *a young man of the age of twenty years* — Rothwell, Engl. Reader. — L'avant-garde fut mise sous la conduite de Hans de Hallwyl, *chevalier d'une ancienne et noble famille d'Angovie*, et *bourgeois de Berne*. Barante.

c. Wenn von den sämmtlichen Individuen, welche das in Apposition stehende Hauptwort bezeichnet, nur eins in Betracht kommt.

Aelius Vibius, *a centurion of the Twentieth Legion*. Athen. 2097. Pallas *autre affranchi* (de Pompée) — Vertot.

d. Wenn das Beziehungswort in der Apposition wiederholt wird, weil es als Artbegriff hingestellt werden soll.

It was *evening*, *a mild though lustrous July evening*. Warren. Such is *the account* of Herodotus, *an account* not indeed inconsistent with etc. Bulwer. Live! and repine not o'er *his loss*, *a loss unworthy to be told*. Montgomery. (Bisweilen wird hier bloss die Bestimmung mit dem unbestimmten Artikel in Apposition hinzugefügt, und das Beziehungswort ist zu ergänzen: We all went down and saw a magnificent *stay*, *royal* which had dropped — Athen. 2098.

Depuis ce moment je ne revis plus Voltaire qu'au Théâtre-Français, *le jour* de la représentation d'Irène, *jour de triomphe qui prouva* etc. L. Ph. Ségnr. C'est ici qu'on peut, en passant, faire *une réflexion* assez naturelle sur la différence des avis d'Agrippa et de Mécénas: *réflexion que mille autres sans doute ont faite*. St.-Réal. Un tel gouvernement a aussi *sa grandeur*; *grandeur véritable*, *pure et solide*. Thiers.

e. Wenn die Apposition sich auf ein Satzglied oder einen ganzen Satz bezieht, so dass sie ein Urtheil darüber enthält.

Such persons shall forfeit ten pounds, *a large sum* at that day. Athen. 2097. Many of the highest officers several times expressed openly their approval of the answers — *a rare proceeding in an* Abyssinian court. Athen. 2101.

Buffon a dit: Le style est l'homme tout entier; *proposition* vraie en essence, mais contestable en forme. Nodier. Il flatta le czar de l'idée de percer un canal du Holstein dans la mer Baltique, *entreprise* si conforme au goût de ce fondateur. Voltaire.

IV. Vor mehreren beigeordneten Substantiven oder eben solchen Adjectiven, die ein und dasselbe Hauptwort bestimmen.

1. Vor *mehreren Substantiven*.

Im Französischen ist hier als Regel festzuhalten, dass jedes der Substantive selbst bei verwandter Bedeutung den unbestimmten Artikel erhält, mögen sie noch näher bestimmt sein oder nicht, mögen sie gleiches oder verschiedenes Geschlecht haben.

Elle (l'amitié) est *un échange*, *un contrat* comme les autres. J. J. Rousseau. Avec *une assiduité*, *une vigilance admirables*, les gardes nationaux ont veillé jour et nuit. Thiers. C'était le privilége de Fénelon de paraître également admirable aux yeux *d'un prêtre*, *d'un politique*, ou *d'un homme de guerre*. Villemain. Il y a bien, peut-être, à la vie humaine *un but*, *une fin*, *un objet moral*. J. J. Rouss.

Im Englischen dagegen wird ohne besondere Rücksicht auf die Verwandtschaft der Bedeutung, auf das natürliche Geschlecht oder hinzugefügte Bestimmungen meistens der unbestimmte Artikel nur einmal gesetzt.

At *a ball or race*. Goldsm. Of these men Las Casas, besides being their contemporary, was conspicuous as *a co-operator or opponent*. Athen. 2101. — *A master and mistress*. Thackeray. They were *a boy and girl*. Dickens. And not *a man*, *woman or child* in the neigbourhood but knew it by heart. Irving. — *A young husband and wife*. Athen. 2097. At twelve years of the age she is *an accomplished musician*, *singer and scholar*. ibid.

Sogar wenn jedes der Substantive eine Bestimmung bei sich hat, kann der unbestimmte Artikel nur einmal vor ihnen stehen, was im Französischen wohl nicht vorkommt: To ordinary men of his day he (Las Casas) appeared nothing better than *a disputatious meddler and social firebrand*. Athen. 2101. With only *a stick in his hand and breviary in his girdle*. ibid.

Wiederholt wird der unbestimmte Artikel im Englischen meist nur dann, wenn die Substantiva Begriffe bezeichnen, die einen entschiedenen Gegensatz bilden; z. B. By turns *a slattern or a belle*. Goldsm.

Oder wenn auf jedes ein besonderer Nachdruck gelegt werden soll: The authoress has depicted the play of passions with *a vigour and a tenderness* that become very eloquent. Times.

Namentlich bei Aufzählungen: This knife besides being *a horse-pick*, *a tooth-pick*, *a gimlet*, *a corkscrew*, *a punch*, *a tweezer*, *a file*, *a wrench*, and *screw-driver*, was knobled at the end with a silver-crown. which made it also a clandestine constable's staff. Nov. and Tales fr. Household W. 1856. II.

Oder wenn von den Substantiven einige vokalisch, andere consonantisch anlauten: Cheapening *an ox*, *an ass*, *a lamb* or kid. Byron, —

wo dann, wie in diesem Beispiele mehrere auf gleiche Weise anlautende den Artikel auch nur einmal vor sich haben können. Oft wird jedoch auch ohne Rücksicht hierauf der unbestimmte Artikel vor den zuerst stehenden Substantiven wiederholt, vor den darauf folgenden ausgelassen: *A bill, a jewel, watch or toy,* My rivals give — Goldsm., — wie überhaupt in diesem Punkte hinsichtlich der Anwendung des unbestimmten Artikels grosse Willkür herrscht.

2. Vor *mehreren beigeordneten Adjectiven*, die dasselbe Substantiv bestimmen.

Hier sind drei Fälle zu unterscheiden: die beigeordneten Adjectiva folgen ihrem Substantiv nach, oder sie gehen ihm vorauf, oder sie thun beides.

Der erste Fall ist im Französischen viel gebräuchlicher als im Englischen, wo die nachfolgenden Adjective mehr ein appositionelles Verhältniss annehmen. In der Anwendung des unbestimmten Artikels herrscht hier zwischen beiden Sprachen kein Unterschied: er steht vor dem Substantiv und wird vor den nachfolgenden Adjectiven nie wiederholt.

Un naturel ardent, colère, même féroce et sanguinaire, rend le chien sauvage redoutable à tous les animaux. Buffon. D'une manière singulière ou pompeuse. Montesquieu. — *A man just, wise and charitable. A story both false and malicious.* Foelsing, Engl. Gramm.

Gehen die Adjective ihrem Substantivum voran, so ist das Gewöhnliche in beiden Sprachen, dass der unbestimmte Artikel an der Spitze der Verbindung nur einmal auftritt: Voilà sous quels traits Fénelon est dépeint par *un éloquent et vertueux évêque.* Villemain. Je ne pouvais jamais apprendre une plus douce et meilleure nouvelle. La Fontaine. L'histoire *d'une admirable mais triste mort.* Bossuet. — Sidney Daryl is *a pleasant and promising writer* for children. Athen. 2097. *A substantial and savoury and nutritious ragoût.* Athen. 2100. *A sad, sour, sober beverage.* Byron. — Das Englische unterscheidet sich jedoch dadurch von dem Französischen, dass es daneben den Artikel, besonders wenn nur zwei syndetisch angereihte Adjective vorhanden sind, weit häufiger vor denselben wiederholt. Im Französischen wird derselbe nur vor asyndetisch angereihten Adjectiven wiederholt, um einen grösseren Nachdruck oder eine Steigerung zu bewirken.

It was in fact *a larger and a better book.* Athen. 2097. How far this is *a fair or an exaggerated picture* — ibid. Men cannot enjoy the rights of *an uncivil and of a civil state* together. Burke.

Un volume immense de matière qui n'eût formé qu'*un inutile, une épouvantable masse.* Montesqu.

In Bezug auf den dritten Fall — wenn die beigeordneten Adjective theils vor, theils hinter dem Substantivum stehen — ist zu bemerken, dass im Englischen gewöhnlich nur *ein* Adjectivum nachfolgt, welches dann mit and angeknüpft wird, und vor dem der unbestimmte Artikel wiederholt wird. Im Altenglischen war diese Stellung viel beliebter als im Neuenglischen, auch folgten dort mehrere Adjectiva, jedes von dem unbestimmten Artikel begleitet, dem Substantiv nach; im Französischen findet sie gar keine Anwendung.

This is *a strange spectacle and a sacred.* Bulwer. — *A fayre castelle and a strong.* Maundev. *A gode ile and a fayr and a gret.* ibid. *A fulle fayr cytee, and a gode and a well walled.* ibid. cf. Maetzner, Engl. Gr. III, S. 192.

V. Vor Adjectiven.

1. Im ersten Theile wurde bemerkt, dass die Erhebung von Adjectiven zu Personalsubstantiven vermittelst des bestimmten Artikels im Englischen weit eingeschränkter ist, als im Französischen; noch mehr ist dies der Fall, wenn der unbestimmte Artikel angewendet wird. Man findet zwar Beispiele wie diese: He was termed a 'duffer', that is to say, *an incapable.* Athen. 2097. — Died the death themselves had wrought on many *an innocent.* Tennyson. *A full private.* Times. (Spasshaft: ein ganz gemeiner Soldat.) How shall he keep, what sleeping or awake *A weaker* may surprise, *a stronger* take? Pope. — Das Gewöhnliche jedoch ist, dass das Adjectivum sich auf das pronominale one als den eigentlichen Träger des Substantivbegriffes stützt; z. B. *one mightier* than I cometh. Luc. III, 16. Thou appear'st Like *one amazed and terrified.* Addison.

Im Französischen ist die Substantivirung eines Adjectivums durch den unbestimmten Artikel, um eine Person zu bezeichnen, nichts Sel-

tenes. Il a avec de l'esprit l'air *d'un stupide*. La Bruyère. Faire *un blond d'un brun*. Rousseau. *Un riche*, *un grand* n'a de véritable ami que celui qui n'est pas la dupe des apparences. Id.

2. Bezieht sich das von dem unbestimmten Artikel begleitete Adjectiv auf ein voraufgehendes Personal- oder Sachsubstantivum, so fügt man im Englischen zur Erinnerung an dieses gewöhnlich one hinzu: She was an amiable and exemplary wife, and made an effort to be *a happy one*. Irving. The story was *a good one*. Goldsm. He is either a cool hand or *a simple one*. Cornh. Mag. 1860. Jul. (Er ist kaltblütig oder dumm.) — Ja auch Adjectiva, die sich nicht auf ein vorangegangenes Substantivum beziehen, ja Substantiva selbst erhalten bisweilen dieses one, z. B. Well, you're *a queer one!* Bulwer. Topper could growl away in the bass like *a good one* (recht tüchtig). Dickens. A five-shilling book, if it's *a penny one*. 'No Church' I, 90.

In manchen Fällen, namentlich wenn mehrere aufeinander folgende Adjectiva von one begleitet sind, hat jedoch diese Ausdrucksweise etwas Ungelenkes und Schwerfälliges; man vergleiche z. B. folgende von Dr. Ihne aus der Vorrede zur autorisirten englischen Bibelübersetzung angeführte Stelle: 'We never thought from the beginning, that we should need to make a new translation, nor yet to make *a bad one a good one*, but to make *a good one* better, or out of many *good ones* one principal *good one*, not justly to be excepted against.' Man wiederholt daher auch im Englischen das betreffende Substantiv, oder lässt das Adjectiv auf seine Gefahr hin allein mit dem unbestimmten Artikel folgen, z. B. When a strong man armed keepeth his palace, his goods are in peace. But when *a stronger* than he shall come upon him — Luke 11. Now they do it to obtain a corruptible crown; but we *an uncorruptible*. 1. Cor. IX.

Dieselbe Ausdrucksweise wählt man auch im Französischen. So heissen die beiden eben angeführten Bibelsprüche in der englischen Uebersetzung: Quand un homme fort bien armé garde son hôtel, les choses qu'il a sont en sûreté; mais si *un plus fort* que lui survient etc. Und: Ils le font pour gagner une couronne corruptible; mais nous, pour *en avoir une incorruptible*.*

---

* Wie aus diesem Beispiele hervorgeht, bedient sich das Französische des Adverbs en analog dem englischen one, wenn bei einem vom unbe-

3. Die Erhebung von Adjectiven zu Substantiven in neutralem Sinne vermittelst des unbestimmten Artikels ist im Englischen höchst selten; z. B. There is a home and *a future* for every real musician in England. Athen. 2101. — Ausgenommen ist in dieser Beziehung nur das Adjectivum little: Better is *a little* with righteousness, than great revenues without right. Proverbs. Taking a morsel out of one (book), a morsel out of another — here *a little* and there *a little*. Irving. Gewöhnlich tritt der unbestimmte Artikel vor little, wenn es adverbialer Accusativ ist; ähnlich findet er sich auch in andern adverbialen Redensarten vor Adjectiven gebraucht.

This, for example, is *a little* too bad. Athen. A view *a little* more to the left. ibid. When such an inflexible integrity is *a little* softened and qualified etc. Addis. — How art thou lost, how *on a sudden* lost! Milton. All *of a sudden* we heard the trampling of a horse's feet at the door. Smollet.

Im Französischen ist diese Verwendung des unbestimmten Artikels ebenfalls selten, jedoch häufiger als im Englischen.

Cela est *d'un parfait ridicule*. Ac. Il y règne *un sérieux*, une solennité de tragédie ou d'épopée. Asselineau. C'est *un rendu, un prêté rendu*. Ac. *Un petit* de panade. La Fontaine.

VI. Vor Zahlwörtern.

1. Es ist bereits die Rede davon gewesen, dass der unbestimmte Artikel im Englischen dem Plural eines Substantivs voraufgehen kann, welches von einem Zahlworte bestimmt wird. Dieser Gebrauch, eine beliebige Anzahl von Gegenständen als eine Gesammtheit und eine Einheit aufzufassen, war besonders dem Altenglischen eigen und kommt im Neuenglischen am häufigsten bei den ursprünglich substantivischen Zahlwörtern hundred und thousand vor; z. B. a hundred pounds, a thousand years. Der unbestimmte Artikel bezieht sich in solchen Ausdrücken natürlich nicht unmittelbar auf den Plural des Substantivs,

stimmten Artikel begleiteten Adjectiv ein Substantivum aus dem Vorangehenden zu ergänzen ist. Dieses en darf jedoch nicht gebraucht werden, wenn das Adjectiv Substantiv ist und vor dem Prädikatsverbum steht. Vgl. oben: Mais si *un plus fort* que lui survient etc.

sondern auf den zu Grunde liegenden und als eine Einheit hingestellten Begriff der *Zahl oder Menge* überhaupt. Soll diese Einheit nachdrücklicher hervorgehoben werden, so tritt das Zahlwort one an die Stelle des unbestimmten Artikels, was, auch ohne diesen Grund, in Jahreszahlen stets geschieht. — In manchen Fällen wird das zugehörige Substantiv ganz ausgelassen, und das Zahlwort nimmt dadurch einen mehr oder weniger substantivischen Charakter an; z. B. What sort *of an eleven* there will be. Macm. Mag. (11 gegen 11 ist die regelmässige Zahl der Spieler bei einer vollständigen Partie Cricket.) — Im Französischen dulden das adjectivische cent und mille ein un weder als Zahlwort noch als unbestimmten Artikel vor sich. Als Substantiv kann cent auch mit dem letztern verbunden werden; z. B. On m'a livré *un cent* de paille. Ac.

2. Bei Raum-, Zeit-, Gewichtsbestimmungen u. dgl. steht im Englischen statt a oder one fourth gewöhnlich a quarter mit einem darauf folgenden, vom unbestimmten Artikel begleiteten Substantivum. Im Französischen gebraucht man un quart, dem das zugehörige Hauptwort mit de folgt, oder ähnliche Bezeichnungen, wie un quartier, un quarteron. Man vergleiche folgende Ausdrücke: A quarter of a mile, of an ell, of an hour — Un quart de lieue, d'aune, d'heure. A quarter of a year — Un quartier de l'année. A quarter of a pound, of a hundred — Un quarteron. A quarter of a hundred-weight, of a sheet — Un quart de quintal, de feuille.

VII. Vor Fürwörtern.

1. Wie vor Substantiven, so kann der unbestimmte Artikel im Französischen in Verbindung mit autre, um Gegenbildlichkeit zu bezeichnen, auch vor persönlichen Fürwörtern, wenn sie mit même zusammengesetzt sind, auftreten; doch werden die Pronomina dann stets in neutralem Sinne gebraucht; z. B. Il le regarde comme *un autre lui-même*. Ac. Venez, embrassez-moi, c'est *un autre elle-même*. Molière. Parlez, que craignez-vous? C'est *un autre vous-même*. Mme Tastu.

Im Englischen kommt dieser Gebrauch des unbestimmten Artikels nicht vor; hier ist das dem même entsprechende self, welches ursprünglich ein Adjectivum ist, = ipse, idem schon früh als Substantiv

betrachtet und dann mit attributiven Bestimmungen verbunden worden, wobei das Fürwort in Form des Possessivums auftritt: The truth . . . Which here to this *my other self* I vow. Rowe. His heart and soul were in the scene and with *his former self.* Dickens.

2. Die unverbundenen zueignenden Fürwörter mien, tien, sien konnten im Altfranzösischen sowohl mit dem bestimmten als unbestimmten Artikel einem Substantiv unmittelbar voraufgehen: Un suen humme, un lur deu Tervagant, un vo ami. Raoul de Cambrai. Ahd. ein thîn gisibba, ein mîn wange. Auch im Neufranzösischen werden sie bisweilen im gemeinen Leben, wie im leichtern und scherzhaften Stile noch mit dem Substantivum verknüpft, doch nur mit voranstehendem unbestimmten Artikel. Un mien frère, une mienne cousine. Ac. Un mien pré. Racine. Un sien fils. Mol. Un sien portrait. Volt. Die entsprechenden englischen Possessiva stehen, wie schon früher bemerkt worden, stets ohne den Artikel.

3. Was die unbestimmten Fürwörter betrifft, so wurde im Französischen chacun (quisque mit angefügtem unus) noch im 17. Jahrhundert mit voraufgehendem unbestimmten Artikel gebraucht; bei Molière z. B. findet sich: *Un chacun* est chassé de son opinion.

Mit den entsprechenden englischen Fürwörtern each one und every one ist dies nie der Fall gewesen; doch wurde, wenn sie im Altenglischen adjectivisch standen, wie dies im Altfranzösischen und auch später noch ebenfalls mit chacun stattfand, das pronominale one in den unbestimmten Artikel abgeschwächt: aus echoon, ichon, ilkon, ilkane wurde ech a, ich a, ilk a; aus everich one, everuch on: everich a, everuch a; z. B. *Ech a wis wight* I warne. P. Ploughm. *At ich a mel* ones. ibid. The messangers by *ylk a side.* Rich. C. d. L. *Everuch a parosshe* heo polketh in pyne. Wright, P. S.

Das unbestimmte Fürwort one, angels. ân, Einer, jemand, man, steht in der Mitte zwischen dem Grundzahlworte der Einheit und dem unbestimmten Artikel. Wird es substantivisch gebraucht, so kann es entweder selbständig einen Substantivbegriff bezeichnen oder auf ein Substantivum zurückdeuten und als Ersatz desselben dienen; in beiden Fällen kann es allein oder in Begleitung von attributiven Bestimmungen auftreten, in beiden auch den unbestimmten Artikel vor sich haben. Daraus ergiebt sich die eigenthümliche Erscheinung, dass die abge-

schwächte Form eines Wortes als Bestimmung der volleren Form desselben Wortes dient.

Das selbständig als Substantiv gebrauchte one nimmt den unbestimmten Artikel besonders dann zu sich, wenn ihm many und such vorangehen; doch auch sonst. Such a one kann entweder die Bedeutung „ein Solcher“ haben, oder auch eine Person andeuten, die man nicht näher bezeichnen kann oder will.

Is not *such a one* formed to win over the heart of woman? Thackeray. When he hears *such a one* (der und der) is very rich he turns pale. Steele. He bade him tell Mr. *Such a one* if he came, that he should be at home at such a time. Coventry. *Many a one* is a child at seventy. James. Francis, Martin! *ne'er a one* to be found now? Ben Jons. There's *not a one* of them, but in his house I keep a servant fee'd. Shak.

Bezieht sich one auf ein vorangegangenes Substantiv, so nimmt es ebenfalls oft den unbestimmten Artikel zu sich: Letter nor line know I *never a one*. Scott. — Gewöhnlich hat es dann eine attributive Bestimmung (Adjectiv) bei sich, von welchem Falle bereits früher gehandelt worden ist.

Dem substantivischen one entspricht im Französischen quelqu'un, quelqu'une; altfr. uns, une; auch im Neufranzösischen noch un, une, wenn es dem Relativum voraufgeht; z. B. il en faut trouver *un qui* le sache. Auch quelqu'un wird wie one ebensowohl absolut, als auch mit Beziehung auf ein vorangehendes Substantivum gebraucht, doch ist hier an eine Verbindung mit dem unbestimmten Artikel nicht zu denken, da in ihm das verallgemeinernde quelque (qualisquam) gewissermassen die Rolle des Artikels übernimmt. Eher noch könnte quelqu'un mit demonstrativen Bestimmungen verbunden werden, welche die Allgemeinheit seiner Bedeutung mehr beschränken, wie auch z. B. bei La Fontaine vorkommt: A ce plaisant objet si quelqu'une recule, *cette quelqu'une* dissimule; doch gehört dergleichen mehr in das Gebiet des Naiven und Komischen. — Many a one wird im Französischen durch tel oder tel homme gegeben; such a one in beiden Bedeutungen durch un tel.

Tel qui rit vendredi, dimanche pleurera. Rac. *Tel homme* recherche ce que tel autre méprise. Ac. Avez-vous *un tel?* Girault-Duvivier. Il est tantôt chez monsieur *un tel*, tantôt chez madame *une telle*. Ac.

Das unbestimmte Fürwort other kann wie das entsprechende autre sowohl adjectivisch als substantivisch mit dem unbestimmten Artikel vorkommen. Doch findet in letzterer Beziehung ein Unterschied zwischen dem Gebrauch des Artikels im Englischen und Französischen Statt, wenn other im Sinne von alius einen unbestimmten Gegenstand bezeichnet, der sich einem oder mehreren bereits genannten anreiht. Das Englische setzt hier den unbestimmten, das Französische den bestimmten Artikel:

And I say to this man, Go, and he goeth; and to *another*, Come, and he cometh. Fr. Et je dis à l'un, Va, et il va: et *à l'autre*, Viens, et il vient. Matth. VIII, 9. — The first said unto him, I have bought a piece of ground etc. And *another* said, I have bought five yoke of oxen, — And *another* said, I have married a wife. Fr. Le premier lui dit, J'ai acheté une terre — Et *l'autre* dit, J'ai acheté cinq couples de boeufs. — Et *l'autre* dit, J'ai pris une femme en mariage. Luc. XIV, 18—20. cf. There were three other apartments, *one* for my wife and me, *another* for our two daughters, — and *the third* — for the rest of the children. Goldsm.

Ferner erscheint der unbestimmte Artikel vor dem substantivischen other in dem Ausdrucke one another, einander, wofür auch each other stehen kann. Beide Ausdrücke bezeichnen im Grunde dasselbe, nämlich eine wechselseitige Beziehung zwischen zwei oder mehreren Individuen. Der Unterschied ist nur ein formeller. One another bedeutet: je einer einen andern; each other: jeder einzelne jeden andern. Im ersten Ausdrucke wird hervorgehoben, dass immer nur *ein* Gegenstand mit *einem* andern in Wechselwirkung tritt, und indem dies vervielfältigt gedacht wird, wirken sämmtliche Individuen aufeinander ein; im zweiten Falle kommt es darauf an, dass kein Individuum ausgelassen wird, sondern jedes mit den übrigen in Beziehung tritt. Daraus erklärt es sich auch, warum in each other der unbestimmte Artikel keine Anwendung findet, wohl aber der bestimmte.

Das Französische giebt one another und each other durch l'un l'autre, l'une l'autre, wendet also vor jedem Pronomen den *bestimmten* Artikel an.

Das substantivische Pronomen something wird bisweilen mit dem unbestimmten Artikel gebraucht, z. B. You've got *an odd something*,

a kind of discerning etc. Goldsm. *A wonderful something* was about to take place. Thackeray. Dies kommt bei der entsprechenden, wie ein Neutrum behandelten französischen Form quelque chose nicht vor, wenngleich es nicht unmöglich ist, dass ihr determinative Bestimmungen vorangehen. So findet sich bei Dumas: Si quelque chose de nous vit encore sous la terre, *ce quelque chose* tressaille de plaisir au bruit des pas de ceux que nous avons aimés pendant notre vie.

Few, wenige, etliche; angels. feáwe, Plural von fea, paucus wird adjectivisch auf Personen und Sachen, substantivisch auf Personen bezogen und ist in beiden Fällen häufig von dem unbestimmten Artikel begleitet. Von dem ersteren Falle ist bereits früher die Rede gewesen; wie dort, so ist auch vor der substantivischen Form das a durch Verkürzung aus der alten Pluralform âne hervorgegangen.

Party is the madness of many for the gain of *a few*. Webster. The truth is, that except for *a very few*, the 'Curiosities' is a cloying book. Athen. 2101.

Das entsprechende unbestimmte Fürwort im Französischen, peu, ist eigentlich ein substantivirtes neutrales Adjectiv = paucum, und nimmt deshalb sowohl Personen als Sachen mit der Präposition de zu sich, doch kann es auch allein stehend mit Bezug auf jedes von beiden gebraucht werden. Den unbestimmten Artikel duldet es vor sich, wenn es adverbialisch oder mit einem auf Sachen bezüglichen Genitiv gebraucht wird; bezieht sich der letztere auf Personen, so steht peu, wie schon erwähnt, entweder unartikulirt, oder es wird durch un petit nombre u. dgl. ersetzt.

Peu de gens négligent leurs intérêts. Ac. *Peu d'hommes* raisonnent, et tous veulent décider. Fréderic le Gr. Bien *peu* sont capables de faire une action généreuse. Fréron. Combien *peu* ont assez de vie pour voir toute leur gloire et toute leur influence. La Harpe. J'en ai aussi *peu* que vous. Ac. — Encore *un peu de temps*, et vous ne me verrez point. Joh. 16, 16. Donnez-moi *un peu de pain*. Ac. Attendez *un peu*. Ac. Voyons *un peu* comment vous vous y prendrez. ibid. *Un petit nombre* de personnes. ibid. Escorté *d'un petit nombre* de ses plus fidèles soldats. Michaud.

Anders als mit a few steht es mit a many, von dem bereits früher gehandelt worden ist.

VIII. Vor Infinitiven.

1. Ebenso wie durch den bestimmten Artikel kann der Infinitiv im Französischen auch durch den unbestimmten substantivirt werden und dann gleich einem wirklichen Substantivum in verschiedenen Satzverhältnissen auftreten. Nimmt er noch nähere Bestimmungen zu sich, so sind dies, ebenso wie dort, in der Regel attributive, doch sind adverbiale, die im Altfranzösischen gewöhnlich waren, nicht ausgeschlossen. Während aber im Altfranzösischen, wie auch in andern romanischen Sprachen, der substantivirte Infinitiv unbehindert seine transitive Kraft auf das Nomen ausüben konnte, ist dies im Neufranzösischen nicht mehr möglich. So sagte man im Altfranzösischen: au doner le don; au passer la porte; à un tertre monter (ähnlich mhd. ein grüezen die vrouwen). cf. Diez, Grammatik der Romanischen Sprachen III, 210. — Im Neufranzösischen muss man, wie auch im Neuhochdeutschen, in solchem Falle den Artikel fortlassen; z. B. *Aimer la patrie* est un sentiment naturel.

Die Verwendung des nominalen Infinitivs mit dem unbestimmten Artikel ist im Französischen im Ganzen noch seltener als mit dem bestimmten und kommt meist nur bei solchen Verben vor, die in dieser Form für das allgemeine Bewusstsein fast vollständig in den Begriff von Substantiven übergegangen sind.

Faire *un sourire*. Ac. Quel plaisir je goûte à reprendre *un nouvel être* qui me rend digne de votre confiance! J. J. Rousseau. *Un rire éclatant et prolongé* interrompait souvent ses conversations enfantines. Chateaubr. *Un bon mourir* vaut mieux qu'*un mal vivre*. Charron.

2. Im Englischen kommt es meines Wissens nur bei *einem* Verbum vor, dass der Infinitiv, und nicht einmal der reine, sondern der präpositionale mit to die Substantivirung durch den unbestimmten Artikel erlaubt, nämlich bei dem Verbum to do: If my lord mayor was expected, there wouldn't be *a greater to-do** about him. Cumberland. Doch dies ist ganz exceptionell, so dass man als Regel aufstellen

* Statt to gebrauchte man im Altenglischen auch die Präposition at beim Infinitiv, die in der Zusammensetzung in a verkürzt wurde. Das Substantivum ado = bustle, trouble, labour steht daher dem substantivirten to do ganz gleich.

kann: Der englische Infinitiv lässt sich ebensowenig durch den unbestimmten als durch den bestimmten Artikel substantiviren; man bedient sich statt dieser Form des von an, a begleiteten abstracten Substantivs, welches mit der Ableitungssilbe -ing von Verbalstämmen gebildet wird. Beispiele mit dem Gerundium sind mir nicht bekannt.

They'd make *a fighting* and *a crying* as if you was ringing pigs. Elliot (to ring pigs = to fit them with rings. Farmers ring swine, to prevent their rooting. Webster, Dict.). He certainly is entitled to *a fair hearing*. Athen. 2104. Mixing up *a little yachting* with smuggling. Marryat. There was *a considerable rising* in favour of Monmouth. Fielding. *An incessant fluttering about* and *a cheerful chirping*. Irving. After *a little shoving and dragging*, they at last went merrily on. Goldsmith.

Schlussbemerkungen.

Während der Gebrauch des bestimmten Artikels im Französischen weit häufiger ist, als im Englischen, so findet mit dem unbestimmten Artikel gerade das Gegentheil Statt. Für ihn hat das Englische eine weit grössere Vorliebe, und nur selten sind die Fälle, in welchen das Französische ihn anwendet, das Englische ihn ausfallen lässt. Sie reduciren sich im Wesentlichen auf folgende:

a. vor einigen determinativen Bestimmungen;

b. vor Stoffnamen und Abstracten mit attributiven Bestimmungen und in der Poesie auch bisweilen vor Gattungsnamen, wenn sie von Adjectiven begleitet sind;

c. vor beigeordneten Substantiven;

d. vor den persönlichen Fürwörtern, wenn sie mit même verbunden sind;

e. vor den unverbundenen zueignenden, sowie vor einigen unbestimmten Fürwörtern; und endlich

f. vor Infinitiven.

Wegen dieser Vorliebe des Französischen für den bestimmten, und des Englischen für den unbestimmten Artikel geschieht es daher

auch zuweilen, dass ersteres den bestimmten Artikel anwendet, wo letzteres den unbestimmten vorzieht; z. B. in allgemeinen Sentenzen; vor dem Objectscasus transitiver Verba; vor distributiven Zeit-, Maass- und Gewichtsbestimmungen; vor dem substantivisch gebrauchten autre.

Die Erklärung dieser Abweichungen der beiden Sprachen hinsichtlich der Anwendung des unbestimmten Artikels ergiebt sich leicht aus den bereits am Schlusse der Untersuchung über den bestimmten Artikel aufgestellten Gesichtspunkten; wir beschränken uns daher, um Wiederholungen zu vermeiden, auf folgende kurze Bemerkungen:

1. Die unbestimmte Weise der Bezeichnung eines Nomens, lediglich nach Seiten seiner Einzelheit als beliebiges Glied einer Gattung, vermittelst des unbestimmten Artikels sagt dem auf Bestimmtheit und Genauigkeit des Ausdrucks gerichteten Sinne des Franzosen in demselben Grade *nicht* zu, wie ihn die Bezeichnungsweise durch den bestimmten Artikel befriedigt. Er will lieber genauen Hinweis auf den einzelnen Gegenstand oder genaue Angabe des Umfanges der ganzen Gattung; wo dies nicht geschehen kann oder soll, zieht er häufig den unartikulirten Ausdruck vor. — Aus diesem Streben nach Bestimmtheit erklären sich auch die Fälle, in denen das Französische den unbestimmten Artikel gebraucht, das Englische ihn aber verschmäht. Es geschieht dies z. B. vor Stoffnamen und Abstracten mit attributiven Bestimmungen: das Französische will solche Begriffe vermittelst des unbestimmten Artikels als Artbegriffe hinstellen und sie also ihrem besonderen Umfange nach genau bezeichnen; das Englische denkt bei solchen Verbindungen nicht an ihren speciellen Umfang und fügt ihnen daher ebensowenig den unbestimmten Artikel hinzu, als wenn die Stoffnamen und Abstracta allein stehen.

2. Der Franzose richtet aus den bereits früher entwickelten Gründen seinen Blick zuerst gern auf das Allgemeine und geht von da aus zum Besondern über; der Engländer dagegen liebt es, den umgekehrten Weg einzuschlagen und von dem speciellen Falle auf das Allgemeine zu schliessen; daher die bei weitem öftere Anwendung des unbestimmten Artikels im Englischen vor dem Prädikatsnomen, der Apposition, dem Objectscasus transitiver Verba etc.

3. In Betreff der Form ist endlich das Verhältniss des unbestimmten Artikels im Englischen zu dem im Französischen, wenn man

es mit dem entsprechenden Verhältnisse beim bestimmten Artikel vergleicht, insofern ein günstigeres, als ersterer reicher, letzterer ärmer an Formen ist, als der zugehörige bestimmte Artikel; doch übt dies auf den häufigeren Gebrauch des englischen unbestimmten Artikels nur dann einen Einfluss aus, wenn er vor beigeordneten Substantiven oder Adjectiven auftritt, von denen einige vokalisch, andere konsonantisch anlauten.

Stralsund. Dr. Lüdke.

Die neuesten Gallicismen in unserer Literatur.

Eine patriotische Studie.

II.

3. Französisches in Betreff der Satzverbindung.

(Syntaktische Gallicismen.)

Im Vorigen sind eine nicht geringe Zahl von Nachahmungen der französischen Sprache aufgezählt, die sich mehr auf die Anwendung bestimmter einzelner Worte in Verbindung mit gewissen andern beziehen, und die gleich fremdländischer Münze des Alltagslebens wider Erwarten und Gebühr, nicht ohne in Betreff der eigentlichen und einheimischen Verwirrung und Unsicherheit zu stiften, Geltung bei einzelnen oder auch bei mehreren Schriftstellern gefunden haben. Ausser ihnen ist leider eine noch grössere Menge von solchen zu erwähnen, welche mehr das innere Wesen, den Bau und die Eigenthümlichkeit der Sprache, oder mit fremdem Ausdrucke bezeichnet, ihre Construction, ihre Syntax betreffen, d. h. die gewohnheitsmässige Wahl von Wortclassen und Wortformen, wie sie sich aus dem Genius des Volkes und seiner Sprache entwickelt und festgestellt hat. Es handelt sich also hier um bestimmte allgemeine Normen, gewöhnlich Regeln genannt, welche eine Menge von Einzelfällen zusammenfassen, und deren Gesammtheit eben den grammatischen Bau der Sprache ausmacht. Dürfte ich das Bild noch ausführlicher anwenden, so würde ich sagen: Die lexikalische Betrachtung der Gallicismen, wie sie Laubert in der S. 136 bezeichneten Schrift anstellt, bezieht sich auf die

einzelnen Bausteine des Sprachgebäudes; meine bisherige phraseologische auf die Handhabung beim Zusammenfügen; die folgende geht auf den Baustyl und dessen Hervortreten an dem ganzen Gebäude und den einzelnen Gliederungen und Massen. Kann ich auch nicht dafür, dass dies Gleichniss wie jedes seine schwache Seite hat, und dass die Grenze zwischen der vorigen Abtheilung meines Aufsatzes und der folgenden zuweilen fast unmerklich wird, wie dies bei Eintheilung geistiger Thätigkeiten wohl immer der Fall ist, so will ich mich doch bemühen, Wiederholungen möglichst zu vermeiden, vielmehr auf das Frühere verweisen und weitere Analoga dazufügen. In einigen wenigen Fällen konnte es nicht zur Gewissheit gebracht werden, ob eine Nachahmung des Französischen, oder vielmehr einer anderen Sprache, besonders der lateinischen, vorliege; doch habe ich auch solche Fälle erwähnenswerth gefunden und lasse die Entscheidung bis auf weitere Untersuchungen von mir und Andern, wie ich denn überhaupt nicht geradezu alles Aufgezählte ohne Weiteres für verwerflich, aber bei weitem das Meiste für vermeidlich und somit für tadelnswerth halten möchte. Diese Arbeit soll nur Anregung und Vorbereitung für eine umfassendere Untersuchung sein, welche wo möglich sich auf die gesammte deutsche Literatur im Grossen, Ganzen bezieht und dabei zugleich jeden einzelnen (namhaften) Schriftsteller einer patriotischen Abrechnung nach dieser Seite hin unterwirft. So nur kann der Deutsche, gegenüber den zum Theil dringenden und berechtigten Anforderungen des internationalen Gedankenverkehres zur Klarheit darüber gelangen, was er sich selbst und seiner volksthümlichen Sprache zu bewahren schuldig ist.

Zunächst habe ich das Verzeichniss der angeführten und zum Zwecke gelesenen Schriften noch durch folgende zu vervollständigen:

Becker, K. F., Die Dichtkunst aus dem Gesichtspunkte des Historikers betr. Berlin 1803.

Birch-Pfeiffer, Charl., Gesammelte Novellen und Erzählungen. Leipzig 1865.

Bodenstedt, Friedr., 1001 Tag im Orient. 1850.

Burow, Julie, Ein Lebenstraum. Leipzig 1855.

Dingelstedt, Franz, Ein Roman. Unter der Erde. Deutsche Nächte in Paris. Erinnerungen an Holland. Cassel 1854.

Dralle, Uebersetzung von Victor Hugo's Le Rhin. Stuttgart 1842.

Förster, Fr., Von Elba nach St. Helena. Illustrirte Pracht-Ausgabe.
Galen, Phil., Nach 20 Jahren. Leipzig 1864.
Galen, Phil., Die Tochter des Diplomaten. Leipzig 1865.
Hackländer, Fürst und Kavalier. Stuttgart 1865.
Hesekiel, Aus dem Leben des Todes. Berlin 1865.
v. Kleist, Heinr., Hinterlassene Schriften, herausgegeben von Tieck. Berlin 1821.
Lessing, Herm., Torso und Korso. Berlin 1859.
Lessing's Leben. Cassel 1854.
Livingstone, der Missionar, Erforschungs-Reisen im Innern von Afrika. 2. A. Leipzig 1860.
Meissner, Alfred, Am Stein, Skizzen vom Traunsee. Leipzig 1854.
v. Plönnies, Luise, Mariken von Nymwegen. Cassel 1853.
Praktischer Führer durch Paris. Paris, Gläser, 1865.
Rau, Heribert, Carl Maria v. Weber. Leipzig 1865.
Riehl, W. H., Neues Novellenbuch. Stuttgart 1867.
Schlegel, Joh. Elias, Werke, herausgegeben von seinem Bruder. Kopenhagen und Leipzig 1761.
Schorr, Joh., Aus der Sündfluth. Leipzig 1867.
Schwartz, M. Sophie, David Waldner. Uebers. Berlin 1867.
Tieck, Ludw., Vorrede zu H. v. Kleist's hinterlassenen Schriften. Berlin 1821.
Wagner, Ernst, Uebers. von Hughues: Tom Brown's Schuljahre. Gotha 1867.
v. Zedlitz, Der Stern von Sevilla. 1830.*

I. Der Satz und seine Theile.

a. Wie der Franzose sagt: une femme poëte, cette dame est traducteur u. a., so sagt M. Ring, E. verl. Geschl. III, 144: Du weisst nicht, welche Sophisten (statt des ungelenken Sophistinnen) die Liebe aus uns armen Frauen macht.

b. Die Apposition pflegen wir, abweichend vom Frz., mitzudekliniren, weil wir jedem Worte leicht das Casuszeichen geben; der Franzose giebt es lieber nur der zusammengehörigen Wörtergruppe auf einmal: l'histoire de Frédéric le Grand etc. So schreibt Mundt, Mir. IV, 340:

* Es sei mir gestattet, hier auf ein paar Druckfehler in der ersten Hälfte des Aufsatzes hinzuweisen: S. 134 im Texte Z. 6 v. u. soll stehen: Mascov's; S. 137, Z. 7: Bestrebungen; S. 138, Z. 7: wimmele; ibid. im Texte Z. 5 v. u. auch Schriftstellern; S. 141 hinter Spielhagen: Stahr; ibid. Z. 2 v. u. Accorombona; S. 158, Z. 13 v. u. Die Idee kommt; S. 161 med. bei Hes. I, 243 einzuschalten: Diem.; S. 174 in der Unterschrift: Danzig.

Bei Durchnahme der einzelnen syntaktischen Abschnitte habe ich mich an die Eintheilung gehalten, wie ich sie gewohnt bin, nach dem von mir verfassten „Abriss der französ. Gramm. in Verbindung mit der lat. u. griech." 2. Aufl. Danzig 1857.

— dass sich der König auf einige Zeit nach der Normandie zurückziehen möge, *eine* treue und ihm sehr ergebene Provinz. Hes., Frau Sch. R. II, 36: Gegen eine gewaltige Schaar von den hellblauen schwedischen Dragonern, *das* Leibregiment des Generals Königsmark (vielleicht irrig auf Schaar bezogen). Ders., ibid. 55 mit Wiederholung des Subst.: Die Kapelle lag schon seit länger als 100 Jahre in Trümmern, Trümmer, über welche zwei mächtige Lindenbäume ihre Zweige streckten. Rodenb., Paris 367: Die Vereinigung unsrer Nation, . . . Vereinigung, die Börne lange geträumt, aber wohl kaum zu hoffen wagte. (Wiederholung ohne Artikel und ohne Casuszeichen.) Brachv., Hog. II, 848: — bis du nach Italien, *das* Land deiner Sehnsucht. fliegst. Borbst., Feldz. 98: Das 8. deutsche Bundescorps, welches sich unter dem Befehle des Prinzen Alexander von Hessen, k. k. österreichisch*er* Feldmarschall-Lieutenant, formirte. Brachv. III, 301: Sie hatte jetzt Niemand mehr zur Seite . . . wie den Commandeur ihrer Garde, Graf(en) Herbert, *der* letzte Pembroke, welcher geschworen —. Hes., Leb. d. T. I, 184: Frau A. beschenkte ihren Wolfram mit einem Zwillingspaar, *ein* Knäblein und *ein* Mägdlein. — Weniger hart ist dieser Anschluss, wo eine Unterbrechung durch wirkliche Parenthese eintritt: Livingst., Erf.-R. 125: — so dass sie aus einem Fluge Namaqua-Rebhühner (sehr klein*e* wohlschmeckend*e* Rebhühner, die dort sehr häufig sind) oft ein Dutzend zu Boden kriegen. H. Rau, Web. II, 86: — nebst einigen Studenten, Söhn*e* ausgezeichneter Familien. — Von älteren Schriftstellern hat Zschokke, Alam. 161: Ein Stückchen vom Hause de Sonnes, ein*es* der geschmackvollsten in der Stadt.* Lüdem., Uebers. von Alf. Saul II, 3: Er (Gott), der in Ela mich, *Ein* zaghaft unerfahrn*er* Knabe, trieb. In der Verdrehung dieses Satzbaues liegt wohl seine Verurtheilung; der Franzose würde so weit nicht ungetadelt gehen.** In neuester Zeit findet man diese Härte noch: Preuss. Jahrb. 1865, Pol. Corr., Band 16, 487: Es machte einen höchst auffälligen Eindruck, diesen Schritt, seiner Form nach *ein* crass*er* Staatsstreich, in fast allen englischen Zeitungen gefeiert zu sehen. Besonderheiten sind:

a. Bei der Verbindung mit *als:* Fr. Förster, Elb. 389: In der

---

* Oder ist hier *eines* als Genitiv zu nehmen? Dann würde eine heutzutage leider nicht seltene Vermischung der Construction *von* und der des Genitivs vorliegen.

** Vergl., was die Académie und Fontanier über Racine Ath. II, 86 sagen.

Wissenschaft zeigte er nirgends sich etwa nur als vornehm*er* Liebhaber. H. Rau, Beethoven III, 29: durch das Consulat und das Auftreten Napoleon Bonaparte's als erst*er* Consul. F. Lewald, Leidensj. I, 157: — weil mir als halb*es* Kind eine schöne Liebe zu Theil geworden war. Ibid. II, 183: Er war als ein armer Junge mit ein paar Dukaten als einzig*e* Mitgift in der Tasche .... in die Welt gegangen. Galen, Betty's R. II, 371: Wir erkennen sie wieder, der wir als Betty von Hayden, als Fritz Ebeling's geliebt*e* Cousine .... einst so nahe gestanden haben. Ferner in gleicher Weise beim Prädikate: Goethe 22, 116: Sie erkletterte den Mast und zeigte sich als kühn*er* Matrose. Jünger, Wurmsamen, 1. Vorr.: Der zweite kündigte sich als bloss*er* Tänzer an. Rodenb., Paris 206: Als letzt*er* Zufluchtsort für die guten Stilisten stellt sich noch die Revue des deux mondes dar. (Auch ohne *als* construirt so: Lessing, Em. G. I, 6: Sie sehen mich *ein* Raub der Wellen. v. Holt., Treust. II, 112: Ich fühle mich nicht stark*er* Geist genug, Dir zu widersprechen.)

β. Bei der Verbindung mit *wie:* Birch-Pfeiffer, Ges. Nov. III, 231: Ich will sie (die obwaltenden Verhältnisse) aus keinem Munde wie *der* Ihrig*e* kennen lernen. H. Rau, Web. I, 215: — Anschauung *der* allgemeinen, wie *ein* ansteckend*es* Miasma in allen Schichten fliessen*den* (!) Depravation. (Unsere Väter nannten dies eine saloppe Schreibart.) M. Ring, E. verl. Geschl. I, 169: — vor *den* wie ein jäh*er* Blitz aus dunkler Nacht hervorbrechenden Ausbrüchen seiner vulcanischen Natur. Hackl., Fürst u. K. 238: Es ist mir gerade so, als sähe ich diesen Herrn von Saleck vor mir mit einem höchst albernen Gesichte, davon ziehend wie *ein* begossen*er* Pudel. (Entschieden falsch, — würde sich ans *ich* anschliessen.)

γ. In der Verbindung mit dem Imperativ von *lassen:* Hier scheint die kühne Construction Neumark's, Lustw. 207: Lass dies*er* sein Dein Trunk, in der Schriftsprache nicht weitere Nachahmung gefunden zu haben, während wir im Munde des Volkes provinziell noch immer construirt hören: Lass *er* selbst (statt mag er selbst) sorgen, sehen etc. Was das Prädicats-Object betrifft, so hat schon die ältere Sprache beide Casus, wie öftere Varianten zeigen.* Luther sagt: Lass mich nicht

* Zum Beispiel: lâz mich sîn dîn (und dînen) dienestman, Parz. 715, 29. er lâze de naht ein (und einen) tac sîn; Iw. 2136. Andere Beispiele des Mittelalters, ohne Variante, bei J. Grimm, Kl. Schr. III, 348. Ibid. 340 aus dem Renner 14925: Den heisset man *ein* bös*er* Mann.

ein Spott den Narren werden. (Ps. 89, 9; 5. Mos. 15, 17.) Lessing sagt nicht bloss, Em. G. I, 6: Lassen Sie den Grafen dies*er* Gesandte sein, — sondern er erklärt sogar (Werke XII, 348) den Accusativ für undeutsch. Auch Wieland, Ag. II, 7, sagt: Lass mich immer *ein* Schwärmer sein. Dennoch erscheint die Construction hart und widerstrebend, und so schrieb Goethe XVI, 3: Lass das Büchlein Dein*en* Freund sein; und Schiller 268: Lass mich Dein*en* Engel sein. Diese jetzt bei weitem gewöhnlichere und jedenfalls genauere Construction ist mehr zu billigen.

c. Die französische Verbindung zwischen Genus und Species: le nom de père, le mot d'amitié (vocabulum amicitiae) ist meines Wissens nur einmal und unglücklich nachgeahmt von Mundt, Mir. III, 110: das den König verdriessende Wort *der* Wassersucht. (Natürlich ist dies eine falsche Analogie, de ist nicht de la, und z. B. das Wort der Freundschaft ist ganz etwas Anderes als das Wort Freundschaft.) *

d. Von den Auslassungen des verbindenden de, wie rue Richelieu, église Saint-Eustache, amendement Dupré, procès Mirès u. dgl., sind die letzteren in unserm publicistischen Treiben und in Kammerberichten nicht mit Unrecht nachgeahmt. So schreibt denn auch ein Staatsmann wie v. Rudhart an Fr. Thiersch (Athen, 30. Oct. 1837 und ebenso 13. Dec. 1837): Ich wünsche, dass, wenn die Noten in der Sache Usiglio gedruckt werden, jeder Schein der Mittheilung von hier vermieden werde.

c. Der Genitivus objectionis der alten Sprachen, auch in der französischen nicht ganz selten, scheint der unsrigen wenig zuzusagen und lieber Präpositionen für sich eintreten zu lassen. Jedoch schon vor der preussischen Volkshymne ** finden wir bei Schiller, Dreissigj. Kr. I, 2, 202: Die feurige Liebe *der* Freiheit . . . entfernte jeden Gedanken *an* (der?) Uebergabe. Und so besonders bei Zschokke, Walp.: Die Liebe *des* Lebens erwachte von Neuem; Freihof 10: Liebe des Vaterlandes und des heiligen Rechtes; Narr d. 19. Jahrh.: Die Liebe der

* Sonderbarerweise schreibt Schiller, Dreissigj. Krieg, Buch V, S. 453 gegen allen französischen Gebrauch: Die Fahnen wurden in die Kirche *de notre Dame* gebracht. Zu den Wunderlichkeiten der Art gehört auch: Laube, Vorr. z. 5. Aufl. von Calderon's Drama: Das Leben ein Traum, übers. von West (Wien 1867), S. III: — dass ich zu der neuen Auflage des „Lebens ein Traum" ein einleitendes Wort sage.

** Sonderbar ist der Wechsel in der Beziehung der Genitive, wenn es im preussischen Volksliede heisst: Liebe des Vaterlands, Liebe des freien Manns —.

römischen und griechischen Schriftsteller hatte uns zusammengeführt und verbunden; Diocl.: Die Liebe des Vaterlandes, die Liebe der Tugend. Lebensg. Umr. I, 5: — zu einem Hass jed*er* Art Unterdrückung getrieben. Fr. örster, Elb. 755: — bei einem so entschiedenen Hasse *des* Feudalwesens. Schiller, Dreissigj. Kr. II, 2, 141, sagt ferner: Hoffnung *der* Beute lockte aus allen Gegenden Deutschlands Abenteurer unter seine Fahnen. Ders., ibid. I, 1, 79: — hatten sich diese, aus Furcht ein*er* noch ungewissen Gefahr, eine solche Gewaltthätigkeit erlaubt ... (und S. 81: der Schrecken der Hinrichtungen —). Uhland, Ludwig d. B. V, 1: Die Sorge Deines Diensts verweilte mich.

Auffallender noch und widerstrebend erscheint der Gen. obj. bei Substantiven, die nicht ein Gefühl, sondern eine *wirkliche Thätigkeit* bezeichnen, wenn sich nicht, wie in Belehrung der Jugend, Belagerung der Stadt, Vernichtung des Feindes und ähnl., die Construction auf ein Verbum transitivum c. Accus. zurückführen lässt. So in dem alten Ausdrucke: Absagung des Teufels, der Welt, noch angewandt von Zschokke, Mill. II: Das spätere Betragen More's, seine Absagung der Welt. (Dativ, wie fidélité au roi?). So schreibt Herzog Carl August an Goethe, Briefw. 203: Um Dir die Beschäftigung der Theater-Direction so angenehm wie möglich zu machen. Noch gewagter ist wegen des Doppelsinnes, den nur der Zusammenhang allenfalls beseitigt: Schiller, Dreissigj. Krieg, I, 2, 177: Beschlossen wurde also der Untergang Deutschlands und der Angriff des Kaisers. ibid. 222: Hier wurde auch der Angriff des Königs von Schweden beschlossen. II, 5, 446: Mit Spanien ... durch den Angriff dieser Macht hatte man den Kaiser seinen wichtigsten Beistand aus den Niederlanden entzogen. — Noch auffallender ist (weder subj. noch obj.): Schiller, ibid. II, 3, 246: Gleich auf die erste Nachricht des schwedischen Einbruchs. Eher zulässig ist: Schiller, Gegenw. Theat., Band 10, 56: der Weg des Ohres ist der gangbarste und nächste zu unsern Herzen; — so wie man sonst auch sagt: der Weg der Ueberredung, des Lasters und ähnl. statt: durch —.

f. Der Franzose sagt: Il se jeta aux pieds de son père, mit Anschluss des Genit. ans Subst.; wir: er warf sich *seinem* Vater zu Füssen, mit Anschluss des Dat. ans Verbum. Beide Constructionen sind verständlich und gut, also warum sollen wir die fremde nehmen, zumal die Franzosen die unsrige nicht anwenden, noch anwenden können? So übersetzt v. Bülow, Nov. B. II, 308 mit Unrecht: Der Graf wollte sich

augenblicklich zu den Füssen derjenigen stürzen, welche —. (Offenbar als Genit., und so auch in den folgenden Stellen ohne Artikel:) I, 125: Armide flüsterte zu ihrer Mutter, warf sich zu Füssen der edlen Frau. 219: Er stürzte zu Füssen seiner Geliebten. Auch bei andern Schriftstellern, die an Französisches gewöhnt sind, z. B. Zschokke, Verkl. II, 124: Ich warf mich zu den Füssen der Weinenden. Rodenb., Paris 265: Marquis Posa stürzt zu den Füssen Philipp's. R. hat übrigens zum Vorbilde Schiller, Don K. I, 2: Ich warf mich zu den Füssen des Königs. Zschokke, Quint 15: Er ergriff die Hand des wackern Pyk, er warf sich an dessen Hals. M. Ring, E. verl. G. IV, 113: Sie nahm das mit Diamanten besetzte Kreuz und hing es um den Hals des erröthenden Mädchens. Zschokke, Alam. I, 151: Ich weinte und küsste die Hand des neuen Vaters und der neuen Mutter. Hes., Krumm. II, I, 267: Rudolph küsste die Hand der Präsidentin. Diem. III, 342: — flüsterte die Braut und drückte die Hand des Geliebten. Franz. Hofg. 54: Alle Mitglieder küssten die Hand des allerchristlichsten Königs. ibid. 130: Gott sei Dank! tröstete die Marquise und streichelte die weiche Wange der Aebtissin. Meissner, N. Ad. I, 272: Er schüttelte die Hand des jungen Advokaten aufs herzlichste. Mundt, Mir. I, 236: Mirabeau verneigte sich und drückte Diderot's Hand. — Melch. Meyr, Nov. 503: Sie stiess einen Schrei aus und fiel in die Arme Arthur's. v. Püttlitz, Test. 81: Luise wirft sich in die Arme ihrer Damen. H. Rau, Beeth. I, 229: Haydn! rief Bertha und flog in die Arme des Maestro. M. Ring, E. verl. G. I, 47: Sie sank in die Arme ihrer erschrockenen Mutter. V, 182: Elfride sank in die Arme ihrer Mutter. VI, 7: Und sie sank an die Brust der Mutter. Charl. Birch-Pfeiffer, Ges. Nov. III, 165: Laut aufschreiend warf sie sich an die Brust des Verlorenen. 248: Ich warf mich in die Arme jenes Mannes. — Hackl., Kstlr.-R. V, 243: Dann legte sie ihre beiden Hände auf die Schultern des jungen Mädchens und sagte —. (ibid. 317 dagegen mit der gewöhnlichen deutschen Construction: Roderich hatte *ihm* die Hand auf die Schulter gelegt und sagte —). — Zschokke, Feldw. II, 165: Als Fritz seinen Vater erblickte, warf er sich an dessen Brust. — Hes., Lil. 172: Die Kugel eines Grenadiers durchbohrte die Brust der Mutter. Hackl., Kstlr.-R. II, 265: Er reinigte die Kleider seines Herrn mit einer grossen Sorgfalt. Zschokke, Creol. c. 21: So eilen Sie ja in den Rachen eines gewissen Todes. J. Burow, Lebenstr. II, 212: Die ihr Kind in die Pflege einer Bäuerin gegeben hatten.

Auffälliger noch erscheint die fremdländische Construction öfter bei Verbindungen mit nichtkörperlichen Dingen, mit Abstractis: v. Holtei, Schneid. I, 184: Mache Bekanntschaft mit dem Sohne des Mannes, der Deines Vaters Leben gerettet. Varnh. v. Ense, Leb. Bl. (Schl. b. Belle-All.) Ungebeugt tretet ihr den Marsch an, zur Hülfe der tapferen Britten. H. Rau, Beeth. I, 191: Dass sie, so schnell sie nur konnte, zu dessen Hülfe eilte. Carl August an Göthe II, 41: Sehr wünsche ich, dass er auf die Fährte der Diebe komme. Goethe, Wahlv. 176: Sie liess dasjenige fortsetzen, was zum Grunde künftiger Ausbildung liegen musste.*

2. Die Wortstellung.

1. So sehr die Klagen der Deutsch lernenden Franzosen und die Bemerkungen der geistreichen Baronin v. Staël über die Schwierigkeiten und labyrinthischen Irrgänge der deutschen Wortstellung begründet sind, will es doch nicht gelingen, die französische viel einfachere bei uns einzubürgern; nur Kanzelredner und — polnische Juden bedienen sich derselben, und daneben gehen sehr vereinzelte Versuche in der Schriftsprache. Diese Erscheinung ist wohl besonders geeignet, auf das Wesen und den Unterschied des deutschen Denkens und Redens vom französischen hinzuweisen: der Deutsche hat seine künstlich verschlungene Periode schon vorher gewissermassen in Gedanken fertig, während er sie spricht; der Franzose begleitet unmittelbar mit der Sprache den Gang seines Denkens, voraus überzeugt, dass das, was er sagen will, seinem Zwecke entspricht und den Hörenden interessirt. Die folgenden Beispiele zeigen die offenbar nicht unberechtigten, aber im Ganzen erfolglosen Bestrebungen einiger Schriftsteller, die französische Wortstellung, die das Aufbauen des Satzes naturgemäss herbeiführt, und die desshalb mit diesem denselben Namen (*construction*) führt, in unsrer Muttersprache zur Anwendung zu bringen. Zunächst in Hauptsätzen: Goethe, An Lottchen: O sie ist werth zu sein geliebt. Dralle, Victor Hugo's Rhein, S. 35: In einer Ecke zeigt eine grosse Uhr .... erst an die Stunde allen diesen beschäftigten Leuten. (!) Zschokke, Alam. 127: Räumet überall nur hinweg die Hindernisse,

* Das Analogon zu diesem Abschnitte bildet der später zu erwähnende Gebrauch des Pronom. poss. statt des personalen: zu seinen Füssen, statt ihm zu Füssen, und dgl.



welche der Bildung des Geistes entgegenstreben. 129: Wenn ich etwas thue für meinen Nutzen, so bin ich nicht tugendhaft. 145: Seine Worte tönen wie Göttersprüche und machen göttlicher den Menschen. Verkl. II, 26: Der Graf hatte die Ueberreste des unglücklichen Frauenzimmers beerdigen lassen durch seine eigenen Leute. Loch im A., II, 216: Sie wissen nicht, was anfangen mit Ihrem Reichthum. Schiller, Räub. V, 1: Zuletzt kam ein alter Mann, angebissen den Arm von wüthendem Hunger. Meissner, Am Stein, Einl.: Keiner würdigt eines Blickes das silbergraue Schindeldach, das halb in den Bäumen verborgen —. Dingelst., Unt. d. E. (Felix an E.): Seine Eitelkeit ist geschmeichelt, weil er die schönste Frau vorgestellt hat als die seinige. Ders., Nächte in P.: Ich sparte mir am Munde ab den Zucker, womit ich es fütterte; ibid.: Ich gab mich dadurch selbst preis, dünkte mich, dem Gelächter und der Verachtung; ibid.: Vergebens beschwöre ich sie, abzulassen von einem so fürchterlichen Wege. Hes., Nachgeb. Pr. II, 270: Sie half retten die Verfolgten, half schützen die Besiegten. Ders., Krumm. II, III, 145: Ich will athmen französische Luft, solange ich lebe, und will begraben sein in französischer Erde.* Namentlich oft bei Dems. im Leb. d. T. II, 22: Was unsre Wissenschaft vermag, ist meist verrichtet schon von den Herren Collegen. 32: Das Fest zu verherrlichen durch seine Gegenwart, das die Unterthanen veranstaltet für morgen zur Feier seines Geburtsfestes. 63: — pflegten ihn aufzusuchen am Strande; — hinauszurudern ins Meer. 81: dass auch die Marquise viel Nachsicht hatte für den stattlichen Offizier. 82: — ein Cirkel versammelt um die M. an jenem Abend.

2. Den Genit. vor das regierende Substantiv zu stellen, z. B. des Königs Ruhm, ist bei uns bis auf wenige Ausnahmen nur im gehobenen, besonders poetischen Ausdrucke zulässig, und dann immer nur dicht davor, während die französischen Dichter den Genit. oft weit genug voraufgehn lassen. Dies ahmt Zschokke nach im Gastm. d. Lebens: Sie bringen des Verlangten ihnen zuweilen gar das Gegentheil. Quint c. 12: Auch übersah man von hier aus des Wegs eine gute Strecke. Noch gesuchter, ja verkehrt in Inhalt und Ausdruck, sagt L. Lenau, Faust S. 10 (Besuch):

* Andrerseits undeutlich und zu gewagt ist die Voranstellung des Objects bei Goethe's Ged. auf Mied. T.: Und oftmals liehen Wärme, Leben, Glanz Dem armen Dialog — Gesang und Tanz.

Des Baumes vom verlornen Paradiese
Steckt die fatale Wurzel auch possierlich
Im Schädel eingepflanzt als Zirbeldrüse.

Weniger hart Dingelst., Nächte in P.: Jeder lachende Fleck am Seine-Ufer war unsrer Liebe, unsres Glückes ein treuer Zeuge.

3. Eine sonderbare Unterbringung der Negation liebt Oehlenschläger, der z. B. im Corr. 138 ganz französirend sagt: Alles ist nicht Gold, was glänzt! ibid. 85: der kleinste Stern blickt nicht aus meiner Nacht. (statt des weniger zweideutigen, wenigstens durch den Gebrauch in seiner Bed. bestimmten: Auch nicht der kl. St.). ibid. 15: Und liebt er Alles nicht, was liebenswerth? 17: Ihr Künstler könnet doch dem Heidenthum gänzlich nie entsagen. ibid. 25: Jedermann darf in der Welt nicht Maler sein.

4. In abhängigen Sätzen ist weniger Bemerkenswerthes hervorzuheben. Schiller stellt in der Uebersetzung des N. als O. II, 12: Sie bemerkten nicht, wie sehr Ihre Schwester liebenswürdig ist. Auffallender im Geisters. 225: Wohl Ihnen, dass Sie verachten können die Meinung der Welt. Vollends auffallend, aber französisch das sehr lange Zurückhalten der Negation hinter wenn bis zum Verbum; Abf. d. N. I, 57: Unvermeidlich war der Untergang dieser blühenden Handelsstadt, wenn Karl V, durch die Vorstellung der Statthalterin überführt, diesen gefährlichen Anschlag nicht hätte fallen lassen.

5. In Fragesätzen den Hauptgegenstand der Frage vorauszuschieben und dann nochmals den Satz unter Einschiebung eines stellvertretenden Pronom. zu beginnen, ist eine nicht zu tadelnde französische Eigenheit, die vielleicht eher als vieles Andre Nachahmung verdiente. Mir ist nur eine bekannt: Ehlert, Röm. T. 94: Der Himmel Italiens, spricht er die Sprache der Blumen, oder die Blumen hier, saugen sie die Glut des Himmels in ihren Kelchen auf? — Auffälliger erscheint die in Stellung Goethe's Stella III (Fern.): Warum, Lucie, diesen warum konnten wir uns nicht erkennen?

6. Die besondere Betonung im Satze lässt sich im Deutschen durch Voranstellung und selbst ohne diese auf jeden einzelnen Theil des Satzes legen, während der Franzose entweder nach dem Vorangeschobenen den Satz neu beginnen, oder ihm eine Einhüllung mit c'est — que und dgl. geben muss. Das Erstere hat Goethe nachgeahmt in der Pand. (Schmiede): Höchstes, er hat's gethan. (La plus grande entreprise, il l'a achevée). Aehnlich Hes., Leb. d. T. II, 22: Dieses

bedeutsame Lächeln beim Gruss, die Aerzte vererbtens von ihren Vorfahren, den Aguren Roms. Bei weitem öfter und doch meistens ganz ohne Noth, findet man das französische C'est — que nachgeahmt: *Es ist* (*war*) —, *dass* (seltener: *wenn*, *wo*, *weil*) .... Nicht tadelhaft scheint die Redeweise zur Betonung des Subjectes oder des Objectes, indem man das Pron. relat. folgen lässt, z. B. Schiller's Wallenstein: Es ist der Geist, der sich den Körper baut. Oefter freilich nach persönl. Pron. Ich bin es, der etc.; Du bist's, dem Ruhm und Ehre gebühret. Dagegen betrachten wir hier die Nachahmung des Fremden:

Zur Betonung eines Nebentheiles im Satze: Goethe, Geschw. (Mar.): Freilich fühl' ich nun wohl, dass es mit für mich ist, wenn er sorgt. Aufger. IV, 6: Es ist für Sie, es ist für die Ihrigen, dass ich besorgt bin. (So auch mit Ergänzung des Nebensatzes, Götz I, 2: Es sind sie gewiss. v. Baudissin, Uebers. Mol., III, 403: Es ist ja auch meinetwegen, dass ich ihr diesen Arzt ausgesucht habe. Bei Orts-Angaben: v. Holtei, Lammf. IV, 101: Ist es vom Herzen, wo diese Scheu vor der Welt und ihren Freuden ausgeht? — Rodenb., Paris 367: Von hier aus ist es, wo man den weiten Blick über Paris hat.

Ferner bei Zeit-Angaben und Gelegenheiten: El. Schlegel, Dido 86: Es ist zu lang, Achat, dass wir uns hier verweilen! Zschokke, Alam. I, 148: In dieser schönen Stunde war's, dass Al. Herz sich freier gegen mich aufschloss. Schiller, Vinill. 288: Es ist schon lange, dass wir sie erwarten. M. Ring, E. verl. G. VI, 101: Es war nach einer solchen Wanderung, als Enrico und Gibson sich... niederliessen. v. Lengerke, Komöd. Bude (Ged.):

Und es ist nach trübem Tage,
Dass ich trotz des Sturms Gebraus
In den Musensitz mich wage,
Tappend in das dunkle Haus.

Stahr, Weim. 255: Es war im Jahre 1782, dass er jene Inschrift dichtete. 288: Es ist bei dieser Gelegenheit, dass jenes politische Glaubensbekenntniss zu Tage kam. F. Lewald, Lebensg. I, II, 168: Damals war es nun, dass die Börne'schen Schriften ein grosses Aufsehn zu machen begannen. II, I, 147: Und es war von jenem Zeitpunkte an, dass sich in Heinrich der feste Vorsatz entwickelte —. I, II, 96: In dieser Zeit war es, dass ich die Bekanntschaft eines jungen

Mannes machte —. III, I, 251: Es war gegen die Nacht hin, als ich in Breslau anlangte. Baudissin, Mol. II, 218: Es ist in der That recht spät, dass Ihr kommt. III, 279: Ach, Nicole, es ist nicht erst von heute, dass ich einen Verdacht auf meinen Mann habe. — Zur Bezeichnung der Absicht: Goethe an Carl August, I, 79: Es ist nicht, um mir bloss nach dem Sinne zu reden, dass er so viel Gutes von Ihnen sagt.

Ferner zur Angabe eines Grundes: Goethe, Wilh. M., Buch 7, 6: Ertrag' es mit Geduld, denn es ist nur um deinetwillen, dass ich es leide. Schiller, Don C. V, 2: Doch aber ist es auf Befehl des Königs, dass ich mich hier befinde. Tieck, Accor. I, 184: Ja, es ist nur (ce n'est que), dass ihr gewiss ein unglücklicher Freigeist seid. Alois. Schnapp, Pol. Irrg. II, 184: Auf sein Gebot ist es, dass ich jetzt vor Euch stehe. Lenau, Faust, letzte Scene:

> Ergreift den Menschensohn mit Macht
> Des Forschens Trieb und Ungeduld, — —
> So ists vielleicht, dass Gott im Traume spürt,
> Er träume nur . . . .

Duller, Fürst d. L. 193: War's, dass man euch durch Zaubertränke ganz berückt? Hes., Krumm. II, II, 118: Es war in diesem Gefühl, dass er den Völkern, die er besiegte, ihre eigenen Dynastien nahm. F. Lewald, Mädch. v. H. I, 175: Es war nach dieser Einsicht, dass er handelte. v. Baudissin, Mol. III, 161: (Dass ich von Euch schlecht dachte), das war, weil ich nicht die Ehre hatte, Euch zu kennen. Eine deutsche Frau schrieb nach längerem Aufenthalte in London von dort aus (Mag. f. Litt. d. Ausl. 1862, Jan.): Es ist aus dem höchsten Gefühl der Achtung für den verstorbenen Prinzen-Gemahl, des Verlustes der Nation, der Liebe zu der Königin, dass die äussere Trauer so allgemein angelegt wird, und dass sie so sehr tief ist.

Andre Nebenumstände: Goethe, Götz V (Zig. H.): Ist's Friede, dass du kömmst?

Sealsfield, Vir. I, 140: Und es ist mit dem grössten Vergnügen, dass wir den Grossen dieses Königreichs eröffnen . . . Hes., Krumm. II, II, 289: Es war nicht mit Besorgniss, dass sie die bleiche Stirn des Bräutigams beobachtete. Wagner, Uebers. v. Tom Br. 304: Ist es ja doch nur durch unsre geheimnissvollen menschlichen Beziehungen und Verbindungen . . ., dass wir dazu gelangen . . . Susemihl, Uebs. v. Dumas, Gefl. Sch. I, 67: Obgleich die Nothwendigkeit . . ., so war er

doch nicht ohne eine lebhafte Genugthuung, dass er seinen Geburtsort wiedersah. H. Rau, Beeth. II, 310: So war es denn im Vereine mit diesen vier ächten Kunstgenossen, dass B. als Meister und als Künstler das Höchste anstrebte. So war es gerade durch diese Vereinigung ..., dass sein Genius sich im stolzesten und kühnsten Flügelschlage hob. F. Lewald, Lebensg. III, I, 55: Und es war mit lebhaftem Bedauern von beiden Seiten, dass man auf das Allen liebgewordene Beisammensein verzichtete. Lenau, Faust 33 (der Jugendfreund):

Es ist mit grossem Herzeleide,
Wenn ich gezwungen von ihm scheide.

7. Eine eigenthümliche Umstellung im Französischen ist: Malheureux que je suis! Fou que vous êtes! u. dgl., wobei das que den erklärenden Grammatikern Schwierigkeiten macht. Diese Redeweise finden wir nicht selten nachgeahmt, doch mit dem Pronom. relat. der, als ob franz. qui stände: Zunächst als erklärendes Einschiebsel: Hackl., Kstlr. R. V, 117: Undankbarer, der er war, (Komma) hatte er nicht gerade dadurch Conchitta wiedergesehen? Meistens als Ausruf: v. Kotzebue, Mensch. u. R. 95: Narr, der ich war! v. Bülow, Nov. B. II, 435: Nichtswürdiger Mensch, der Du bist. III, 35: Siehst Du nicht, Feiger, der Du bist, dass man Deine Burg berennt? 533: Der Landmann sagte: Ei was da, Brode! Gaudieb, der Du bist, und der Du für das verruchte Gesindel kundschaften gehst! IV, 33: Mache nur auf, schlechtes Weib, das Du bist. Dingelst., Unt. d. E. (Fel. an E.): Thor, der ich war, gegen eine Neigung kämpfen zu wollen. Wachenh., Rouge et n. I, 145: Krittler, der Du bist! Spielh., In R. u. Gl. III, 433: Ich Narr, der ich war, hielt diese Heuchelei für wahre Freundschaft. v. Baudissin, Mol. II, 361: Ihr kleiner Zwerg, der Ihr seid. III, 238: Ihr Schurken, die Ihr Alle seid. 358: Ihr Kuhmagd, die Ihr seid. 420: Du miserabler Narr, der Du bist. IV, 393: He, Ihr Tagediebe, die Ihr seid! 558: Trotzkopf, der Du bist! Marlitt, Goldelse 407: Hartnäckiger Trotzkopf der Sie sind! Riehl, N. Nov. B. 91: O Thor, der ich war, da ich der Weiseste sein wollte.

III. Gebrauch der einzelnen Redetheile.

1. Artikel.

a. Der bestimmte (bestimmende) Artikel.

α. Manche setzen ihn gleich dem franz. Oh le grand malheur! und Aehnliches im ironischen Ausrufe: Kotzebue, Ferd., Sc. I: Ei

das grosse Unglück! Schiller, Tur. II, 2: Das grosse Unglück, keinen Mann zu kriegen! III, 2: Das grosse Unglück, Frau zu werden! Maria St. III, 4: Euch zu Erbin zu erklären? Der verrätherische Fallstrick! IV, 3: Die edle Person, die Ihr die Königin dort spielen liesst! Der herrliche Triumph ...! v. Baudissin, Mol. III, 484: Das grosse Unglück, um ein Klystier zu kommen! Vacano, Virt. 184: Sie machen sie zu ihrer Gattin. Aber *die* originelle Ehe, die das giebt!

β. In einigen geläufigen Redensarten will sich der bestimmte Artikel aus dem Französischen eindrängen: Carl August an G., II, 253: Ich werde 14 Tage hier bleiben, um künstliche Bäder in der Ruhe zu nehmen, was zu Hause nicht möglich sein möchte. König, Selts. G. 294: Es liess mir die Ruhe nicht. Ders. 295: Ich habe die Zeit nicht. v. Baudissin, Mol. IV, 37: Gönnt ihm die Zeit, sich zu beruhigen! Zschokke, Narr etc.: Ich konnte lange des Nachts den Schlaf nicht finden. (Aehnlich Julie Burow: Den Frieden finden.) Schiller, 30j. Kr., B. V, S. 465 sagt ohne Vorgang des Französ.: Ueber 1000 Schlösser, Flecken und Dörfer wurden in die Asche gelegt.

γ. Der Analogie: Il a la tête grande folgen: Zschokke, Addr. c. 2: Aber er hat auch *den Kopf gross* wie der aufgehende Vollmond. Ders., Herm.: Die Welschen haben das Herz kalt, aber die Luft heiss. Ders., Freih. 15: Aarau soll mir morgen gehören, und hätt' es die Mauern von Eisen. (Aehnlich Schiller, 30j. Kr., I, 28: Die Nägel seiner Finger, die er länger zu tragen pflegte als jeder andre Mensch.) Fichte, Brief aus Gostin, Mai 91: Abgeschnittene Haare, die sie sehr lang haben. Hebbel, Nib. II, 140: Mein Giselher Und Gerenot, ihr habt die Hände rein. — Nicht so auffällig ist: F. Lewald, Lebensg. III, I, 267: Wir sassen gegen den Abend an ihrem Bette. ibid. II, 83: Gegen den Abend hin, als wir auf dem Deck umherwanderten. ibid. 114: — während er ihr den guten Abend bot. v. Bülow, Man. Lesc. 39: Ich schlug ihr den folgenden Plan vor. Goethe, Götz I. 1: Du bist der Nimmersatt.

δ. Dagegen erscheint der bestimmte Artikel nach französischem Vorgange weggelassen in folgenden Fällen: Goethe, Clav. IV (Soph.): Geh in Kerker! Zschokke, Lebensg. Umr. I, 26: Er eilte in Stille nach Sarnen. Ders., Todte G.: Wenn in der Predigt von Arianern, Naturalisten etc. Rede gewesen war. Fürstenbl.: Dieser hatte seine Ankunft gemeldet, doch mit Befehl, Keinem seine Rückkehr zu

verrathen. — Auch erinnern ans französische: Schiller, Mar. St. III, 4: Euch zu Erbin zu erklären. Piccol. IV, 1: Lassts gut sein, bis nach Tafel (sonst wohl: nach Tische). Zschokke, Addr. c. 21: Er wiederholte, dass man den Mann im Moose für Haupträdelsführer des Aufstandes halte. ibid. c. 37: Die Töchter wissen, dass Du mir Wort gegeben, mein Begleiter zu sein. (Vgl. P. Gerhard: Mach' End', o Herr, mach' Ende mit aller meiner Noth.)

b. Der unbestimmte Artikel.

α. Er fehlt beim Prädikat, nicht bloss beim einfachen: sie ist noch Kind, er ist Kaufmann, sondern auch mit einem Zusatze: Zschokke, Addr. c. 18: Bist noch vollkommenes Kind, Faneli.

β. Zuweilen wiederum steht der unbestimmte Artikel statt des bestimmten: Leisewitz, Jul. III, 3: Ich habe ein Fieber. Zuweilen unregelmässigerweise: Zschokke, Walp.: Ein pechschwarzes Haar hing ihm glatt und spiessig um den Kopf. (Auch H. Steffens sagt Malk. 267: Ich bin jetzt ein russischer Artillerie-Lieutenant.) Weisse, Beitr., Poet. n. d. Mode I, 1: Wie vielmal hat sie mir eine ewige Liebe zugeschworen. III, 5: So würde vielleicht meine Ewigkeit von einem sehr kurzen Massstabe sein. Schiller, Jgfr. V, 6: Nehmt eine blut'ge Rache!

γ. Diese Vorsetzung des unbestimmten Artikels vor einem Adjectiv und Substantiv, welche vor sich die Präposition mit haben, entsprechend dem lateinischen Ablativ. modi (franz. marcher d'un pas ferme, écrire d'une main tremblante etc.), hat wegen der deutschen Stellung des Adjectivs etwas viel Schleppenderes und Schwerfälligeres als im Französischen, wird aber von manchen unserer Schriftsteller (besonders von Schiller und Mundt) mit entschiedener Vorliebe angewandt. Goethe, Wilh. M. IV, 16: Er begegnete mir mit einem gelassenen Anstande.* Götz II, 8: Mit einer angenehmen Gleichgültigkeit sass er droben. Schiller, Fiesko I, 8: Die Spindel, um welche sich alle seine Gedanken mit einer eisernen Treue drehen. Wallenst. T. III, 7: Geheimnissvoll, mit einer finstern Stille stellt jedes Corps sich unter

* Anders verhält sich die Sache bei einer Begriffsbestimmung des Substantivs durch einen Nebensatz, z. B.: Er begegnete mir mit einem Anstande, als ob ich (oder er) ein König wäre. Mundt, Mir. I, 30: Franklin war ein schöner Greis, von einer Regelmässigkeit und Reinheit der Physiognomie, wie man sie selten erblickte.

seine Fahnen. Mar. St. III, 4: Maria, von Zorn glühend, doch mit einer edlen Würde. Tur. II, 4: Kalaf verbeugt sich mit einem ruhigen Lächeln gegen Turandot. V, 1: Kalaf geht mit einer stürmischen Bewegung in den Saal. (So auch gleich darauf im Nominativ, V, 2: Nachdem sie ihren Thron bestiegen und eine lautlose Stille erfolgt.) Warb. II, S. 321: Warbeck spielt seine Rolle mit einem gesetzten Ernst. Abf. d. N., B. III, 233: Um durch seine Genehmigung eine gesetzliche Kraft zu empfangen. 286: Eine Partei, die von einer blinden Anhänglichkeit an den Hof geleitet —. 307: Die Regentin forderte eine unbedingte Unterwerfung. 349: So sahen sie endlich mit einer erschreckenden Wahrheit den Namen erfüllt, den sie getragen hatten. 370: Durch eine verstellte Freundlichkeit war es ihm gelungen, ihre Furcht einzuschläfern. 408: Das Ausbleiben des Soldes hatte sie längst schon zu einem geheimen Murren gereizt, welches stündlich in eine offenbare Meuterei auszubrechen drohte. 430: Elisabeth von England, die ihnen auch wirklich einen thätigen Beistand leistete. 447: Er wusste mit einer bewunderungswürdigen Gegenwart des Geistes allen schlimmen Folgen zuvorzukommen. 453: Sie zwangen die übrigen, mit einem grossen Verluste sich zurückzuziehen. 456: Die Wichtigkeit des Erfolges schien selbst diese gemeinen Tagelöhner mit einem heroischen Muthe zu beseelen. (Gleich darauf aber: die Angriffe der Spanier, welche sich mit verzweifeltem Muthe durch die feindlichen Reihen schlugen.) Ders., Gesch. d. 30j. Kr. I, 1, 15: Gern reichte man den Glaubensverwandten eine hülfreiche Hand. 28: Mit einer wirklich heroischen Geduld hatte Ferdinand den Religionsfrieden vermittelt. 30: Den Wissenschaften ergab er sich mit einem leidenschaftlichen Hange. 35: In jugendlichen Jahren und von einer falschen Ruhmbegierde übereilt. 47: Einen öffentlichen Gottesdienst, welchen sie sich auf einem gewaltsamen Wege verschafften. 54: Die Calvinisten waren augenscheinlich in einer nähern Gefahr. 65: An die Spitze stellte sich der Herzog Maximilian von Bayern, mit einer ungleich grössern Gewalt. 99: Diese Forderung, welche in einem drohenden Tone abgefasst war, . . . und sie drangen auf eine schnelle unbedingte Erklärung. 100: Durch eine weise Sparsamkeit seinen Schatz zu vergrössern, zerstreute er in (NB.) unnützem, theatralischem Prunke die Einkünfte seiner Länder. 106: Der Sieg gab Ferd. seine Staaten sogar mit einer grösseren Gewalt zurück, als seine Vorgänger darin besessen hatten. Buch II, 87: Er verscherzte durch eine unnütze Geldver-

schwendung sein wichtigstes Regal. 169: Das Wenige, was er sprach, wurde mit einem widrigen Tone ausgestossen. 199: Magdeburg genoss einer republikanischen Freiheit, welche seine Bürger mit einer herrlichen Kühnheit beseelte ... und sie hatten in einem muthigen Widerstande ihre Rechte behauptet. 226: Er entfloh mit einem grossen Verluste. 252: Um durch eine grossmüthige Schonung sich einen Anspruch auf ihre Dankbarkeit zu erwerben. Buch III, 235: Von diesem Augenblicke an schöpfte er eine feste Zuversicht zu sich selbst. 256: Er bemühte sich, ihm durch eine edle Theilnahme sein Unglück zu erleichtern. 260: Oppenheim, welches nach einer verzweifelten Gegenwehr mit stürmender Hand erstiegen ward. 273: Er verband alle Bürger zu einem glühenden Thateneifer. 279: Der Anblick entflammte die Armee zu einer schrecklichen Wiedervergeltung. 283: Was er durch einen unzeitigen Trotz verdarb, wollte er jetzt durch eine ebenso übel angebrachte Mässigung wieder gut machen. 297: Zu einer folternden Unthätigkeit verurtheilt. ibid. Von einer glühenden Leidenschaft aufgerieben. 357: Diesem erlaubte sein Rang einen freien Zutritt zu dem Monarchen ... Er hatte am schwedischen Hofe eine freundliche Aufnahme gefunden ... Eine Ohrfeige, die den Grund zu einer unversöhnlichen Feindschaft legte. Buch IV, 425: Zwar zeugt sein Betragen ... von einer unedlen Rachsucht und einem unversöhnlichen Geiste —. Buch V, 447: Die Schweden hatte er zu einer verzweifelten Gegenwehr gereizt. 453: Die Fahnen wurden unter einer feierlichen Prozession in die Kirche de Notre Dame gebracht. 455: Die Festung ergab sich nach einer viermonatlichen Belagerung. 472: Der Vorfahren Heldentugend erhitzte ihre Nachfolger zu einem edlen Wettstreit. Ders., Geisters. 218: Mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit extemporirte dieser dasselbe schmelzende Adagio. Ders., Vieill. 242: Bei den Spaniern, welche durch sein Erscheinen in ein frohes Erstaunen gesetzt wurden. 277: Er widerlegte sie Punht für Punkt mit einer grossen Beredtsamkeit und Feinheit. Zschokke, Addr. c. 36: Er sagte dies mit einer tiefen innern Bewegung. Ders., Todte G.: Eine solche Frage, mit einer so weichen, herzrührenden Stimme gefragt —. ibid. Die Mama studierte mit einer ängstlichen Neugier die gespannten Gesichtszüge der Tochter. ibid. Endlich rief er mit einer matten ungewissen Stimme. Freih. c. 37: Isenhofer, mit einer bedenklichen Miene, zog langsam die Achseln. Feldw. II, 162: Er sah den Monarchen mit einem festen Blicke an. Kotzebue, Sammtr. (Bd. 20,

S. 302): Der Frühling streift mit einer kalten Hand die bunten Blüthen ab. — Diesen älteren Vorbildern, unter denen Schiller ganz unendlich hervorsticht, der gleichwohl nicht immer dieselbe Construction anwendet, folgen manche Neuere: Habicht, Stadtschr. I, 173: Lass die Thorheit, sagte sie mit einem strengen Tone. 190: und mit einer zornesheiseren Stimme entgegnete er. Hackl., Zur R. s. I, 13: Sie hält das Haus in Ordnung mit einer so festen Hand, davon haben Sie gar keine Idee. Ders., Kstlr. R. V, 351: Wir müssen der Sache ein Ende machen, sprach der Oberhofmarschall mit einer vor Aerger zitternden Stimme. H. Rau, Beeth. II, 274: Der Taubstumme sah den Meister mit einer stieren Miene an. III, 91: Niemand konnte mit einer innigeren und aufrichtigeren Liebe an seinen Brüdern hangen, als gerade er. Heyse, Nov. 82: Sie ging an ihm vorbei mit einem ruhigen Blick. 69: Sie sagte mit einer müden, gleichgültigen Stimme —. M. Ring, E. verl. G. IV, 91: Sie war von einer tiefen Trauer erfüllt. VI, 60: Er reichte sie ihr mit einem triumphirenden Lächeln hin.

Bei weitem am häufigsten jedoch und fast als Manier (um nicht zu sagen: Manie) tritt hierin die Nachahmung Schiller's und der französischen Redeweise bei Th. Mundt auf, während sie sich bei so zahlreichen andern Schriftstellern neuester Zeit niemals findet. So lesen wir im Gr. Mirab. I, 107: Er sagte dann mit einer gewaltigen donnernden Stimme. 109: — rief Mirab. mit einem höhnischen Ausdruck. 118: Schwester Angélique näherte sich jetzt mit einer trippelnden Freundlichkeit. 123: — bemerkte A. mit einer strengen Gebärde. 236: Mir. drückte Diderot's Hand mit einer ehrfurchtsvollen Innigkeit. II, 10: — sagte er mit einer milden und traurigen Stimme. 88: Der Minister, der zuerst in einer stürmischen Bewegung herausgetreten war. 90. Der Cardinal hob seine beiden Arme mit einer entsetzten und flehendlichen Gebärde zum Himmel empor. 95: Henriette trat in diesem Augenblicke mit einer freudestrahlenden Miene heraus. 261: Das Elend Frankreichs mit einer so gaukelnden Hand zu berühren. 279: Ich erwarte ihn stündlich mit einer steigenden Ungeduld. III, 29: — entgegnete der Meister mit einer geheimnissvollen Gebärde. 34: — entgegnete der schon ältliche Mann mit einer furchtsamen Stimme. 123: Dies Gesicht mahnte ihn jetzt mit einer hinreissenden Gewalt —. 128: — entgegnete Prinz Heinrich mit einer noch gedämpfteren Stimme. 129: — konnte aber mit einer von Schluchzen erstickten Stimme nicht ... herausbringen. 172: — fragte B. mit einer gleichgültigen Stimme.

179: — rief B. mit einer feierlichen Salbung. 202: — in den finanziellen Sturz des Landes mit einer starken Hand einzugreifen. 280: — einen Zug von Männern, der sich ihnen in einer feierlichen Ordnung entgegenbewegte. 307: Man erblickte sie sämmtlich in einem schwarzen Anzuge. IV, 130: Mit einer unwiderstehlichen Gewalt wurden die Kanonen genommen. 160: Die Volksmenge, die dort umherschweift und in einem finstern und wilden Schweigen ... harrt. 163: Waffen und Werkzeuge von einer bizarren, schreckenerregenden Form. 175: Die Königin hatte eben mit einer leisen, bebenden Stimme diese Besorgniss ausgesprochen. 184: — sagte die Kön. mit einer sanften Stimme. 188: Der König war sogleich in einen tiefen Schlummer versunken. 189: — sah er den Herzog ... mit einem bleichen, verstörten Gesicht ... vor sich stehen. 194: — sagte der König mit einem festen Tone. 198: — sagte die Königin mit einer fliegenden Hast. 205: — indem er mit einer wahrhaft väterlichen Würde und Innigkeit zu reden anhub. 206: Mit einem leiseren, fast demüthigen Ton ging der König auf die Verdächtigungen ein ... 213: Das Bewusstsein ... hatte plötzlich mit einer hinreissenden Gewalt den König und die Königin beschlichen. 241: Der Graf de la Marck hatte sich in eine vertrauliche Nähe zu Mir. gesetzt. 301: Marie Ant. hatte ihm ... mit einer hohen muthvollen Stimme erklärt ...* 302: Der König betrachtete seine Gemahlin mit einer staunenden Zuversicht und Freude. Ihr Gesicht strahlte von einer heldenhaften Entschliessung. 305: Lafayette stellte sich in allen angränzenden Strassen in einer feierlichen Ordnung auf. 308: — wie in einer stillschweigenden Uebereinstimmung. 310: Ein Mann zog mit einem grinsenden Lachen die Vorhänge des Bettes herunter. 315: — rief Rob. mit einem finstern Trotz. 317: Endlich sagte der König mit einem gefassten und entschiedenen Tone ... 318: — indem sie mit einer unendlichen Ruhe und edlen Würde ihre Arme über der Brust faltete. 320: St. Cloud, wo er in einer stillen und unthätigen Zurückgezogenheit die Ereignisse abwarten zu wollen schien. 329: Die Wangen Mir., die ... oft mit einer kränklichen gelben Blässe bedeckt waren, schimmerten heut wieder in einer lebensfrischeren Röthe. Seine ganze Gestalt dehnte sich in einer neuen jugendlichen Elasticität im Sattel. 334: — begann er

* Von hier an häufen sich die Stellen sichtlich noch mehr. Es kostet Ueberwindung, sie alle herzusetzen, doch hat es in mehrfacher Beziehung Interesse.

mit einer weichen, fast zärtlichen Stimme, in der sich zugleich eine innere Bewegung ausdrückte. 338: Es entging ihm nicht, dass Marie Ant. in einer ungeheuern Bewegung sich befand. 339: — sagte er mit einem ernsten, eindringlichen Tone. 342: — rief Mir. mit einer stolzen, feierlichen Stimme (kurz vorher: mit unendlicher Grazie, ohne Artikel). 352: Klatschen und Beifallsruf erschollen in einem brausenden Gemisch. 358: Mir. sagte mit einer milden, fast bittenden Stimme —.* 359: — rief Rob. mit einer schneidend durchdringenden Stimme dazwischen. 366: Mir. sah ihm noch eine Zeit lang in einem träumerischen Hinstarren nach. Dann begab er sich in einem frohen, elastischen Aufschwunge seines Wesens, wie er ihn seit lange nicht in sich gefühlt ...** 371: Das Haar war von einer so weichen ... Beschaffenheit —. 375: — erwiederte Mir. mit einer ausbrechenden innern Wehmuth. 379: Dann sank er, mit einer leuchtenden Todesblässe im Gesicht, in den Sessel zurück. 386: — sagte Chamfort mit einer leisen, weichen Stimme. 388: Die Schmerzen und Beängstigungen, die sich in der letzten Zeit auf eine unerträgliche Weise gesteigert —. 397: — sagte Mir. mit einem ruhigen, gedankenvollen Ausdrucke. 401: Cerutti grüsste ihn mit einer ernsten, wehmuthsvollen Gebärde. 402: Mir. erkannte die Frau, die ihn aus der Ferne mit einer fast ehrerbietigen Liebe grüsste. Er streckte die Hand mit einer lächelnden, versöhnungsvollen Gebärde nach ihr aus.

δ. Es bleiben noch einige Beispiele von geläufigen **Redensarten**, worin sich dem Französischen, wie es scheint, zu Liebe der unbestimmte Artikel einschleichen will: Goethe, Iph. II, 1: ihrem Schatten, der göttergleich, in einer weiten Ferne der Berge Haupt auf goldnen Wolken krönt. ibid. III, 1: O sieh mich an, wie mir nach einer langen Zeit das Herz sich öffnet. Wahlv. 312: Obgleich an Jahren, nahm er auf eine heitre Weise an Allem Theil. Schiller, Jgfr. V, 6: Nehmt eine blut'ge Rache. Spielh., In R. u. Gl. III, 123: Ich habe geschwiegen, aus einer falschen Grossmuth, wie ich jetzt wohl sehe. Hackl., Kstlr. R. II, 265: Er reinigte die Kleider mit einer grossen Sorgfalt. III, 63: Der Prinz sagte ihr mit einem eigenthümlichen Lächeln. — Erwähnenswerth ist auch folgender gleichsam dis-

* Untadlig ist S. 354: Barnave sagte in *seiner* feierlichen, halb sentimentalen Weise —.
** Hier stellt sich wegen des Zusatzes mit *wie* die Beurtheilung der Ausdrucksweise anders.

tributive Gebrauch von *ein*: Wie z. B. Curtius Rufus III, 4, 6 sagt diversum littus ein ganz anderes Ufer, statt eine ganz andere Stelle des Ufers, wie z. B. Florian im Guill. Tell sagt: un rivage escarpé, zur Bezeichnung nur einer einzelnen Stelle, so sagt auch Campe, Rob. II, 191: Hier sahen sie, dass die Schaluppe ... an einem flachen Ufer landete.

c. Der Theilungsartikel,

der deutschen Sprache gänzlich fremd, spielt hier dennoch in Nachahmung des französischen, der auch kein rechtes Dasein mit Fleisch und Blut hat, eine Spukgestalt, ein schemenhaftes Dasein. — Zunächst erscheint die Nachahmung in Ausdrücken mit Wörtern der Quantität, mit folgendem Genitiv. Zschokke, Todte G.: Vor hundert Jahren musste doch, laut dem Kirchenbuche, etwas Unglück*s* (Unglückliches, quelque chose de malheureux) begegnet sein. Uhland, Ged. an die Bundschmecker:

Die ihr mit scharfen Nasen ausgewittert
Viel höchst gefährlich*er* geheim*er* Bünde.

Weniger auffallend ist die Umstellung in der Frage, in Verbindung mit der örtlichen Trennung und NB. mit dem bestimmten Artikel: Overbeck, Lied: Warum sind der Thränen unterm Mond so viel? D. Jäger, Lied: Wir Kinder, wir schmecken der Freuden recht viel. Auch sonst: Genug der Worte! und ähnliche Imperative negativen Sinnes. — Eine Nachahmung des französischen, weniger wohl des griechischen,* zeigen manche Ausdrücke mit dem Genitiv des bestimmten Artikels, der eben dort als besonderer Theilungsartikel auftritt. Schiller, Siegesf.: Dem Erzeuger jetzt, dem grossen, giesst Neoptolem des Weins. Goethe, Rein. II: Eilte immer am Flusse dahin und trank des Wassers und dachte —. Achill.: Spendeten ringsumher des reichen ambrosischen Gischtes. H. v. Kleist, Käthch. I, 1: Weil ich Deines Weins verschmähte. Zschokke, Creole c. 35: Immer trachtete ich des Guten zu thun, was ich vermochte. Laubert, Ven. 175: Doch solche Stätten selbst bieten in diesen Gegenden des Neuen und Interessanten. Iffland, Jäg. II, 2: Man hat der Exempel, o ja. Uebrigens hat das Mittelhochdeutsche auch schon diese Redeweise gehabt: Nithart

* *οἴνου πίνειν, — πάσσε δ' ἁλὸς θείοιο.* Hier fehlt der Artikel ohnehin nach Homer's Weise.

(bei Ben. 389. Haupt 47, 27): hêten wir des obezes nicht vunden, ich wære in mîn ouge tôt. — Uebrigens hat Zschokke auch noch statt des französischen de (une goutte de pluie) den Genitiv des bestimmten Artikels; Gründ. v. M. 2: Der Wind raste, aber kein Tropfen des Regens fiel.

In ähnlicher Weise steht die Präposition *von*, mit davor ergänztem: *etwas*, *einige*. Kotzebue, Fanchon: Das sind einmal wieder von Euern Streichen! Goethe, Wahlv. 98: Die Frauenzimmer säumten nicht von ihren kleinen Haarkämmen hineinzulegen. Jahrm.: Streit zwischen beyden, während dessen Marmotte von den zerstreuten Sachen einsteckt. Wilh. M. IV, 212: Indem er mir, von Zeit zu Zeit, von seinen besten Kunstwerken zusandte. Rein. I: Fuhr dahin, und R. warf von den Fischen herunter. Egm. I, 3: Gestern, denkt, gingen von seinen Leuten vorbei und sangen Lobliedchen auf ihn. V, Anfang: Hier kommen von den alten, redlichen, wackern Männern. Götz III, Lager: Wo ihr von unsern zerstreuten Knechten find't, bringt sie zurück oder stecht sie nieder. IV, Ende: Da leiden von meinen guten Herren und Freunden gewiss unschuldig mit. Zschokke, Lebensg. Umr. I, 8: Von seinen Mitschülern waren neben und unter ihm auf die Hochschule gegangen. Verkl. II, 118: Man räumte mir und Sebalden von den besten Zimmern ein. Creole c. 2: Ich kannte in Sicilien von Ihren Landsleuten. c. 25: Das Mädchen, welches von Cecco's Kleidern getragen. Kleine Urs.: Der Herzog, welcher von Roderich's Arbeiten öfters gesehen, liess sich's gefallen. Gründ. v. M. 3: Unser ehrlicher Philemon theilte mir von seiner Fischertracht mit. Herming.: Ich liess vom alten Rheinwein hineinperlen. Freih. c. 36: J. trug von den schweren, altfränkischen Stühlen herbei. H. Grimm, Alf. 24: Es waren bereits von Alfieri's Tragödien im Druck erschienen. Auerbach, Auf d. H. III, 467: Da sind schon von unsern Kühen. v. Holtei, Lammf. IV, 255: Ich dachte an die vielen Soldaten ..., und dass auch von unsern Landsleuten dabei sind. Hackl., Kstlr. R. I, 301: Man bemerkte, wie hier und da von den Sitzenden aufstanden. II, 265: Er hat ein Skizzenbuch und copirt da hinein von den Studien, die an der Wand hängen. IV, 210: Doch da kommen von unsern Gästen. 250: Auch will ich von meinen Sachen da lassen, welche Du wohl so freundlich bist ... unterzubringen. 315: An den Eingängen stehen von meinen Leuten. 389: Es war mir jedesmal wie ein Gruss von Dir, wenn ich von Deinen trefflichen Copien sah. (ibid.: Von solchen

prachtvollen Bildern sahen wir verschiedene hier.) V, 309: Als ihn Lord Warren in ein Zimmer führte, wo er von seinen Sachen fand. F. Lewald, Lebensg. I, I, 139: Sie schenkte uns auch gar zu häufig von ihrem Spielzeug. Galen, T. des Dipl. I, 138: Der Künstler war in diese ... Beschäftigung vertieft und genoss dabei von den ihm dargebotenen Speisen.

2. Gebrauch der Adjectiva.

Hier ist nicht viel zu sagen; über „verliebt *von*“ (amoureux de) und Aehnliches handeln wir besser bei den Präpositionen. — Weniges ist zu bemerken über den

3. Gebrauch der Numeralia.

Den Ausdruck la mi-Octobre, durch Ellipse zu erklären, scheint nachzuahmen Hes., Aus Ksr. Jos. T. I, 40: Eines Sonntags, im halben October. J. Grimm schreibt in seinen kl. Schriften das Datum nach französischer Weise ohne Punkt hinter der Zahl (Cardinalzahl statt Ordinalzahl), z. B. I, 41: den 17 November; am 18 November; 48: vom 1 bis 14 December; 50: unterm 11 December. S. 49: vom 6. December (mit dem Punkte) scheint also ein Satzfehler zu sein. H. König, Selts. Gesch., schreibt oft wiederholt die französische Abkürzung: in 1764, in 1771 u. s. w. S. 158.

4. Gebrauch der Pronomina.

a. Pronomina personalia

α. Die verstärkende Verdoppelung (je — moi) hat angewandt Hes., Fr. Schatz R. I, 52: Ich kann das, ich! Jul. Burow, Lebenstr. III, 44: Aber ich will nicht der Narr sein, ich! ibid. Sie soll die Wahrheit sagen, sie!

β. Bei den Verbis parler, écrire, adresser und ähnlichen setzen die Franzosen für gewöhnlich nur die einfachen Dat. der Pron. conjoints (lui, leur u. s. w.), nicht die Präposition à, während bei uns *zu*, *mit*, *an* das Gewöhnliche ist. Der Dativ hat hier bei uns immer etwas Gesuchtes, und namentlich in der Prosa. — Sprechen c.

Dativ:* Goethe, Wahlv. 245: Er hatte seiner Braut von dieser Absicht gesprochen. Herder, Cid 3: Sah er an den stolzen Grafen, der ihm diese Worte sprach. Schiller, Don Carlos I, 2: Sprich mir von allen Schrecken des Gewissens, von meinem Vater sprich mir nicht. Wall. T. II, 6: Darf Euch der Mann von Ehre sprechen, der die Treue brach? Phädra I, 1: Oft sprachst Du mir von meines Vaters Thaten. III, 2: Du sprichst mir immerfort von Ehebruch. Dram. Entw. 43: Gräfin ... spricht ihm von ihrem Widerwillen gegen eine Wahl —. 68: Er spricht der Gräfin von seiner Mutter. Charl. v. Schiller, I, 253 (a. 1800): Die Herzogin hat mir viel über Macbeth gesprochen. Zschokke, Kl. Urs.: So unbefangen habe ich noch Keinem über Familien-Angelegenheiten gesprochen. Es ist s. m.: Niemand erfuhr den Zustand meines Innern; ich wagte Keinem davon zu sprechen. ibid. Niemand spricht gern einem Andern von seiner Liebe. Gründ. v. M.: Ist der König einmal in Schottland, dann wird dem Meuterer auf andre Art gesprochen werden. Blondin: Der Oheim sprach mir noch vor einigen Tagen davon. ibid. Alle sprachen ihm von seinem prächtigen Landsitz. Narr des 19. J.: Man sprach mir davon. Verkl. 16: Ich sprach ihm offen von meinen bisherigen Schiksalen. Tieck, Accor. II, 92: Meine Uebermüthige spricht mir, als wenn sie Alles wüsste. 127: Ich zitterte, dass sie mir von Bianca Capello sprechen würde. v. Lüdem., Alf. Phil. II, III, 1: O nimmer, nimmer sprich ihm mehr von mir. Orest. IV, 1: So sprichst Du mir? v. Bülow, Nov. B. II, 317: Einen Mann kennen lernen, von dem sie ihr so oft gesprochen. Ders., Manon L. 158: Ich sprach ihm von den wohlwollenden Gesinnungen, die der Herr für mich hegte. v. Baudissin, Mol. III, 24: Eine Wittwe, von der man mir heute gesprochen hat. Hebbel, Nib. I, 151: Allein ich weiss, er sprach uns selbst davon. Spielh., In R. u. Gl. III, 488: Ich reise noch heute in dieser Angelegenheit, von der ich Ihnen sprach, an den Rhein. Hackl. Kstlr. R. I, 195: Sie eilte ihrem Begleiter entgegen, dem sie von der Schönheit des Morgens sprach. II, 83: Ich habe das lange erwartet und sprach Dir auch schon davon. 325: Er sprach mir von der unerhörten Freude, welche ich ihm bereiten würde. IV, 368: Lasen Sie (das) und sprachen mir nie darüber? V, 6: Der

* Ganz anderen Sinn hatte die Verbindung im älteren Deutsch, nämlich Einen so und so nennen: Sô sprechents einem wuocher, Walth. 26, 16. dem man spricht der brôtmeister. Wackern. Kling. 5. 127. Siehe J. Grimm's Kl. Schr. III, 343.

Fürst sprach mir vor einigen Tagen von einem dritten Artikel. Ders., Zur R. s. I, 4: Man sprach mir doch heute darüber? IV, 8: Sprach mir doch sogar der Hofrath über die Geschichte. v. Putlitz, Test. 38: Von Liebe sprach er ihr, der tolle Knabe. H. Rau, Beeth. II, 10: Du sprachst mir davon. 294: — als die Gräfin auf den Meister zueilte und ihm mit Entzücken von dem genialen Marsche sprach. F. Lewald, Lebensg. I, II, 182: Ihre Landsleute, die mir später von ihr sprachen. II, I, 51: Ich stand dabei, als er dem Onkel ... von demselben sprach. Stahr, Goethe's Fr., I, 72: Ihm ist hier noch nicht möglich, ihr von Liebe zu sprechen. v. Holtei, Haus Tr. II, 153: Hat er Ihnen von Herbert gesprochen? Ehlert, Röm. T. 150: — in Doria Pamfili, wo mir ... ein patriotischer Berliner von Tegel sprach. Gutzkow, Lorb. u. M., 2. A. 42: Der Cardinal sprach mir vom Cid noch nicht.

Reden mit dem blossen Dativ ist sehr viel seltener: Schiller, Phädra, II, 5: Könnt' ich von nichts Dir reden als Dir selbst! Vieill. 291: Dieser (ein Mönch) musste ihm vom Frieden reden. v. Lüdem., Alf. Rosm. III, 2: Und eines andern Herzens wohl bedarf's, von Liebe mir zu reden. Zschokke, Verkl. II, 21: Darf ich Ihnen schon offener von unsrer Sache reden?

Sagen mit dem blossen Dativ ist wiederum manchen Schriftstellern besonders geläufig als Einschiebsel im Anfange der directen Rede (lui dit-il u. s. w.) oder auch vor derselben: v. Rehfues, Br. II, 400: Als Giotto in Neapel wohnte, sagte ihm einst der König —. Schiller, Jgfr. Prol. 3: Jetzt zu den Lanzenknechten, sagt' ich ihr. Geisters. 218: Ich muss diesen Menschen entlassen, sagte er mir den Morgen darauf. Unr. in F. 182: Geht, sagte ihm der König mit zürnender Miene. Vieill. 222: Hierauf sagte ihm der Prinz —. 244: Er rief seinen Kundschafter und sagte ihm —. 289: Diesem sagte er —. Leisewitz, Jul. I, 4: Er sagte mir Beleidigungen mit einem so einfältigen Gesicht —. Zschokke, Narr: Ich umarmte den edlen Sonderling und sagte ihm lächelnd —. Alam. I, 168: Das war es, was mir der Marschall sagte. v. Bülow, Nov. I, 450: Sie trat auf den Prior zu und sagte ihm leise —. II, 135: Eines Tages sagte sie ihr —. 436: Sie sagte ihm: Mein theurer Herr! 384: Sie schleppten ihn vor die trostlose Mutter und sagten ihr: Seht hier den Mörder. Ders., Manon L. 43: Ich habe ausgerechnet, sagte ich mir, —. 60: Ich sagte ihm, das sei für den Augenblick schon gut (NB. hier indi-

recte Rede). 88: Sie muss befreit werden, sagte ich meinen Freunden. 91: Ich sagte ihm aber: Das ist zu viel, mein theurer Herr! 98: Sie bringen mich ins Unglück, sagte ich Lescaut. 107: Da ich nur ... zu besorgen hatte, sagte ich ihm, wir könnten unverzüglich aufbrechen (indir. R.). 150: Bringt sie in das kleine Chatelet, sagte er den Häschern. Storch, Haidesch. I, 72: Als mich Sally sah, sagte sie mir —. Freytag, Handschr. I, 293: Nach der Rückkehr sagte er seiner Frau —. 379: Der kleine Günther sagte ihr leise. 405: Mutter, sagte er der Frau, ... II, 78: Er zog die Gattin näher an sich und sagte ihr —. 82: Sie strich ihm das verworrene Haar zurück und sagte ihm leise —. 152: Sie winkte Laura und sagte dem Prinzen —. 155: — so umgeformt, dass sie dem Gatten erstaunt sagte —. 241: Nach der Heimkehr sagte er dem Prinzen. 403: Eine grosse Zahl alter Freunde und Nachbarn, sagte er dem Oberbürgermeister, —. III, 242: Ich wünsche Magister Knips zu sprechen, sagte er dem eintretenden Gabriel. F. Lewald, Mädch. v. H. II, 197: Sie ist mir unterhaltender als alle Bücher der Welt, sagte er oftmals seiner Schwester. Lebeng. I, II, 127: — als er an mich herankam und mir sagte: Tanzen Sie nicht! III, 1, 96: Auch der Vater sagte ihm: Wie kann ein Mann —. 157: Gott, sagte mir einmal eine Dame, —. III, II, 217: Denken Sie immer das Beste von mir, sagte sie mir eines Abends. Auerbach, Auf d. H. I, 209: Der König sagte mir heute: Ich weiss, Gräfin —. II, 46: Wenn sie dem Leibarzte begegnete, sagte sie ihm —. III, 295: Und da sagte er mir einmal: Deine Fertigkeit —. 438: Als sich Gunther verabschiedete, sagte ihm der König —. Gutzkow, Well.: Der Hollunder blüht, sagte sie ihm. Hackl., Kstlr. R. II, 283: Doch sagte ihm Bergmüller lachend: Lass es gut sein! III, 63: Der Prinz sagte ihr mit einem eigenthümlichen Lächeln —. 95: Andreas sagte ihm, während sie nach dem Atelier gingen —. IV, 167: Er bemerkte den Major, der ihm lachend sagte —. 179: Er wandte sich zu seinen Freunden und sagte ihnen —. 314: — traf den jungen Decorationsmaler, der ihm entrüstet sagte —. (Dagegen 316: Die Tochter ..., welche *zu* ihrer Nachbarin sagte —. ibid. — der ihm die Hand reichte und *zur* Gräfin B. sagte —.) 335: Der Darsteller ... wandte sich an den Baron und sagte ihm in ärgerlichem Tone —. 347: Als ihm der Fürst mit lachendem Munde sagte —. V, 12: Sie tanzen nicht, sagte ihm ein alter Offizier, —. 28: Als sich Herr M. ihm näherte und ihm in jenem Flüstertone ... sagte —. 213: Wissen

Sie wohl, dass Sie krank sind, sagte ihm Juanita. 287: R. winkte den kleinen Schriftsteller zu sich heran und sagte ihm mit leiser Stimme —. 295: M. liess sich auf ein kleines Tabouret zu den Füssen Conchitta's nieder und sagte ihr —. Ders., Zur R. s. I, 10: Was sagte er mir, als ich abfuhr? Ders., Fürst u. K. 238: Nachdem Baron Spiegel seine Partie bezahlt, sagte ihm lachend der Oberststallmeister: Für einen . . . Hofmann wie Sie —. 253: Der erste Portier sagte ihm kopfschüttelnd —. 260: Der Fürst winkte den alten Werner heran und sagte ihm —. ibid. Die Prinzessin sagte ihm —. Galen, Erbe v. B. R. IV, 217: Sie traten ins Zimmer, und der Amtmann sagte ihnen Folgendes. Ders., T. des Dipl. I, 185: Sie fühle sich so angegriffen, sagte sie ihrem Manne (indirecte Rede). v. Baudissin, Mol. III, 253: So wird kein Mensch ihm sagen: Mein gnädigster Herr —. Duttenh., Tasso III, Str. 25: Drum sagt er ihr: Die Du mich hier getroffen —. Stahr, Goethe's Fr. I, 72: Durch diese freundliche Anrede, mit der sie ihm sagte —. Brachv., Haml. I, 50: Am Tage ihrer Thronbesteigung hatte sie ihm gesagt —. Marlitt, Goldelse 213: Elis. sagte ihr, dass sie Miss Mertens zuvor einen Besuch machen wolle (indirecte Rede). Retcliffe, Von Berl. I, 186: Am Morgen, als es Zeit zum Aufstehn war, sagte er sich —. Hes., Lil. 143: Lächelnd sagte mir der wackere Mann: Ja, Sie befinden sich hier —. M. Ring, E. verl. G. III, 92: Ich habe, sagte sie ihm mit bewegter Stimme, Deine Gegenwart gewünscht. VI, 162: Ich bin Ihrer Mutter begegnet, sagte ihm der Abenteurer. Rodenb., Paris 299: Die Reste der letzten Etrennes, sagte mir die liebenswürdige Dame des Hauses. Jul. Burow, Lebenstr. I, 76: Der Gatte meiner Tante ist ein Nichtswürdiger, sagte ich mir. II, 20: Ich habe lange mit mir gekämpft; endlich aber sagte ich mir —.

Wir müssen noch besonders bemerken, dass bei allen diesen Beispielen mit Ausnahme der ausdrücklich bezeichneten eine directe Rede vorhanden ist, die nur der Raumersparung wegen wegbleiben musste. Sätze wie der: „ich sagte ihm die Wahrheit; sage mir, was Du davon hältst; er sagte mir Lebewohl" etc., gehören hier nicht her und geben nichts zu bemerken. Auffallen kann es, dass wie es scheint Niemand das Verbum „sprechen" in gleicher Art in Verbindung mit einer angeführten Rede zu brauchen versucht hat, was doch ebenso gut (oder ebenso schlimm) Berechtigung haben könnte.

Schreiben mit dem blossen Dativ ist nicht zu erwähnen in

Verbindungen wie: Schreibe mir bald (Deine Meinung); er schreibt mir viel Interessantes etc., aber eher in folgenden: Schiller, Geisters. 225: Von drei Briefen, die ich ihm schrieb (getrennt; nicht für ihn, sondern an ihn). Freytag, Handschr. II, 232: Ermitteln Sie den Aufenthalt des Mannes, schreiben Sie ihm (an ihn) und fordern Sie genaue Auskunft.

Einen Eindruck machen hat gewöhnlich die Präp. *auf*, doch nach französischer Weise zuweilen das Pron. pers. im Dativ: F. Lewald, Lebensg. I, I, 101: Es war der erste Gottesdienst, dem ich beiwohnte, und er machte mir einen grossen Eindruck. So auch mit dem Substantiv. ibid. 247: Meinen Eltern ... machten seine Reden einen Eindruck —. II, I, 97: Das machte mir einen erschreckenden Eindruck. v. Baudissin, Mol. IV, 480: Als ich Leandern fragte, welchen Eindruck sie ihm gemacht —.

Kraft etc. *in sich fühlen*, se sentir la force, zeigt ebenfalls eine Abweichung der beiden Sprachen. Aber Goethe sagt Nat. T. III, 4: Der Glückliche nur fühlt sich Werth und Kraft. Egm. II: Ich fühle mir Hoffnung, Muth und Kraft. Herm. u. D., Ur.: — lässt gleich sich erkennen, Welches Geistes er ist, und ob er sich eigenen Werth fühlt. Schiller, Phädra I, 3: Du fühltest Dir noch Kräfte, Dich hervor zu wagen. Aehnlich in der Braut v. M. I, Mar.: Und hätt' ich Dir ein so versöhnlich Herz gewusst, viel Mühe spart' ich dann der Mutter.

Statt des Pron. reflex. brauchte das ältere Deutsch bekanntlich vielfach das Pron. personale, und so sagt Luther: Wer unwürdig isset, der isset ihm selber das Gericht. So sagt auch noch Wieland, Gand. X, 181: — sieht er sein Fräulein überall vor ihm stehen (erschien das „sich“ zweideutig?).

Das Wörtchen *es* steht bei uns vorbereitend vor einem Infinitiv, während der Franzose nie sagt: Qui l'ose m'attaquer? Die Weglassung des *es* ist im Deutschen nicht ohne Beispiel: Goethe, Wilh. M. (Bek.) VI, 140: — weil man für unhöflich hielt, so viele Männer beschämen zu müssen. 168: — wodurch ihm leichter ward, in Geschäften nachzugeben. Zschokke, Lebensg. Umr. I, 3: Man hat ... der Mühe werth gehalten, vom Verfasser lebensgeschichtliche Nachrichten mitzutheilen. Dagegen steht *es* wider Gewohnheit hinzugefügt (dem französischen Gebrauche entsprechend) bei F. Lewald, Lebensg. I, I, 251:

Empfänglich für das Komische, wie ich es war, verdarb der Ausspruch die Sache vollends.

Es lieben . . . zu thun (aimer à) steht zuweilen auch ohne das *es*: Goethe, Wilh. M. VI, 129: Von weltlichen Dingen liebte ich mir eine gefühllose Deutlichkeit zu verschaffen. (Die Stellung scheint dabei beachtungswerth.) Vög. I, 1: Wir lieben nicht nachzudenken, noch zu rathen. Elp. I, 5: Es war ein schönes Stück; ich lieb' es noch zu sehn. Hier konnte das *es* nicht wohl verdoppelt werden; ebenso auch in Schiller's Ged. Jgfr. v. Orl.: Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen. Jgfr. Prol. 2: Jetzt liebt sie noch zu wohnen auf den Bergen etc. Vgl. vorher S. 159, mit Beispielen aus Zschokke, Brachvogel, F. Lewald, M. Ring. Ferner: Mundt, Mir. III, 307: Wie die Vorsichtigeren zu sagen liebten. M. Ring, E. verl. G. IV, 40: Gegenstände, womit sich der Reichthum zu umgeben liebt. Rodenb., Paris 859: — ein bittrer Widerspruch zwischen dem, was sie sah, und dem, was sie zu sehen liebte (hier muss *es* wegen des andern Pron. wegfallen). Müllenhoff, Anhang zu J. Grimm's kl. Schr. I, 185: Beide Brüder liebten Blumen am Fenster zu haben. H. Rau, Web. I, 32: Man liebte an dem leichtsinnigen Hofe, zur Schau zu tragen . . . Zschokke, Verkl. II, 87: Unterwegs liebte die Gräfin, oft zu Fuss zu gehen.*

b. Pronomina possessiva.

α. Die Phrase: Il tomba aux pieds de son père ist, wie oben bemerkt, oft genug wörtlich mit dem Genitiv statt mit dem Dativ wiedergegeben worden, und wird es, wie jeder Lehrer des Französischen weiss, noch immer wieder von Schülern so gegeben. Dem ganz analog wird denn auch *Il tomba à mes pieds* nicht selten mit dem deutschen Pron. poss. übersetzt, statt mit dem personale *mir* u. s. w. Richtig ist z. B. Lessing, Minna II, 9: Die Verzweiflung wird mich todt zu Ihren Füssen werfen. Aber anders bei einem absichtlichen Fussfalle: Wieland, Idr. II, Str. 16: Und Beide warfen sich zu seinen Füssen hin (NB. hin). Auch möchte noch hingehn Goethe, Tasso IV, 5: Aller Kraft bedurft' ich, vor ihre Füsse nicht zu fallen. Egm. V (Ferd.): Zu seinen Füssen hab' ich gelegen. Bedenklich aber:

* Mit hinzugefügtem *es* finden sich noch Beispiele der französischen Wendung bei Gutzkow, Well. (Er liebte es, seine Gäste etc.), Hackl., Kstlr. R. III, 55. F. Lewald, Lebensg. II, 1, 3. M. Ring, E. verl. G. IV, 137.

Clav. II (Clav.): Ich werfe mich zu Ihren Füssen. III, 1 (Clav.): Wenn er unvermuthet wiederkäme und sein gerettetes Leben zu Ihren Füssen legte? Schiller, Jgfr. III, 2: Hier will sich der Herzog zu Deinen Füssen werfen. Warb. V gegen den Schluss: Erklärung Warbecks, der . . . zu ihren Füssen fällt (nicht etwa: getödtet wird). Geisters. 157: Darum that er jenen Schrei und stürzte zu seinen Füssen. 266: Ich warf mich zu seinen Füssen. Kotzebue, Menschenh. 65: Sie warf sich zu meinen Füssen und bat mich, eine Unglückliche zu retten. Zschokke, Neuj.: Prinz, ich möchte zu Ihren Füssen fallen und Ihnen danken. Vacano, Virt. 203: Ich fühle, dass mich diese Liebe ganz zu ihren Füssen treibt. Freytag, Fab. 65: Die höchste Noth wirft mich zu Deinen Füssen. Brachv., Haml. II, 280: Vor Wonne weinend . . . sanken sie zu ihren Füssen. Benedix, Wespe II, 4: Meine Damen, ich lege mich zu Ihren Füssen. Birch-Pfeiffer, Ges. Nov. III, 247: Ihn erblicken, zu seinen Füssen stürzen, war das Werk eines Augenblicks. 253: Mein Herz war gebrochen, laut weinend sank ich zu seinen Füssen. v. Zedlitz, Stern v. S. II, 3: Zu Deinen Füssen werf' ich mich, o Herr.

Ebenso bei den Wörtern *Arm*, *Hals*, *Hand*, *Auge* etc. Goethe, Wahlv. 185: Warum wagt sie es nicht, sich in meine Arme zu werfen? Wieland, Idr. II, Str. 66: Sie fliegt in seinen Arm. Goethe, Stella II (St.): So warf er sich in meinen Arm. v. Bülow, Nov. I, 56: Sie wirft sich in seine Arme mit dem Ausruf: Errette mich! III, 475: Octavio fühlte sich so gerührt, dass er ohnmächtig in seine Arme sank. Susemihl, I, 125: Die Frau warf sich in seine Arme und rief —. II, 56: Der Knabe lief M. entgegen und warf sich in seine Arme. Marlitt, Goldelse 143: Elis. lief lachend in die Arme des Onkels. — Brachv., Haml. II, 319: Gedankenvoll legte Elis. ihre Hand auf Essex Schulter. H. Rau, Beeth. IV, 339: Spiele den Reuigen, wirf Dich an seinen Hals (falle ihm um den Hals). v. Bülow, Nov. I, 456: Indem sie sich zärtlich an meinen Hals warf. — Brachv., Hog. II, 335: Chatam trat ihm demüthig entgegen, küsste seine Hand . . . — Goethe, Stella II, (St.): Die Thränen stürzen aus meinen Augen. Zschokke, Feldw. 168: Thränen stürzten aus seinen Augen.

Weiter dehnt sich die Redeweise auch auf **Abstracta** aus: Schiller, Phädra IV, 4: Wie kam der Unglückselige auf meine Spuren? (mir auf die Spur). Dingelst., Unt. d. E.: Sein Gespenst hat niemals in unserm Wege gestanden (uns im Wege). — Zschokke, Addr. 27:

Suchet lieber Eure Gnade (votre grâce, *für* Euch) als Euer Recht. — v. Bülow, Nov. II, 142: Du weisst, dass mein Vater die vier Schwestern uns gegenüber zu meiner Gesellschaft herüberkommen liess (mir zur Gesellschaft, nicht etwa: zu der bei mir befindlichen Gesellschaft). v. Baudissin, Mol. IV, 205: Alle meine Fähigkeiten sind zu Euerm Dienste (à v. service, statt stehn Euch zu D.). 294: Ich bin zu Euern Diensten, gnädge Frau. — Schiller, Abf. d. N. II, 187: Der Prinz hatte die natürliche Furchtsamkeit der Regentin zu seinem Beistande gerufen. Goethe, Egm. V (Clärch.): Nicht fähig, ein Glied nach seiner Hülfe zu rühren. v. Bülow, Nov. I, 467: — der als ein wahrer Freund bereitwillig zu seiner Hülfe gekommen war. Galen, Betty's R. IV, 169: Das Geschütz, was ich zu Deiner Hülfe mitbringe. — Goethe an H. Carl Aug. I, 137: Wir hören, das Carneval sey zu Ihren Ehren verlängert worden; ich wünsche, dass es auch zu Ihrer Freude geschehn seyn möge. — Schiller, Phädra II, 2: Zu meiner Gunst willst Du Dich selbst berauben? — M. Ring, E. verl. G. IV, 113: Tragen Sie es zu meinem Andenken. (Luther: Solches thuet zu meinem Gedächtniss.) — Schiller, 30j. Kr. B. II, 151: Das dazwischen liegende Polen stand in seiner Abhängigkeit. Vieill. 284: Man rieth ihnen, sich an Herrn von Espinay zu wenden, um ihre (für sich) Verzeihung zu erhalten.

β. C'est mon cas, das passt auf mich: Beispiele in Grimm's Lex. 1274. Dazu (vgl. S. 149): Schiller, Paras. II, 3: Ist das Ihr F.? Neffe III, 1: Das ist ja aber nicht mein F. Kotzebue, Menschenh. u. R. 90: Ich will gerne glauben, dass es nicht Dein Fall ist. Ferner: Hackl., Fürst u. K. 253: Das ist gerade mein Fall, ich bin zum Frühstück eingeladen.

γ. Notre homme, der Mann, den wir *suchen*, von dem wir *reden*, auf den es uns *ankommt*, auch der Gegner; eine im Franz. beliebte und nicht zu verachtende Breviloquenz.* Schiller, Piccol. I, 1: Ich sehe unsern Mann dort eben kommen. Neffe I, 6: Ein Raufer, der sich nie schlägt, ohne seinen Mann zu tödten. Zschokke, Feldw. II, 135: Er sah nach allen Richtungen umher, seinen M. wiederzufinden. Hes., Fr. Schatz R. I, 221: Es ist unser Mann! drauf, drauf!

* Zugleich erinnern wir an die naive Art des Erzählers, der den Helden seiner Mittheilung so gerne mit dem Poss. *mein* schmückt, um das persönliche Interesse des Hörers zu steigern. In schriftlicher Darstellung ist dies auch nicht ganz ohne Beispiel, so in Rauch's Schild. des Wasunger Krieges von 1741 auf allen Seiten. Vgl. In Grimm's Kl. Schr. III, 266.

Wachenh. Rouge et n. II, 134: Ich fand meinen Mann nicht in seiner Wohnung. Brachv., Beaum. III, 195: Unser Mann ist ja ausdrücklich angewiesen, mich verlieren zu lassen. Haml. II, 359: Wie heisst denn Euer Mann? v. Baudissin, Mol. Bourg. III, 216: Eine Arie, die ich habe componiren lassen, während unser Mann schlief. 233: Auf die Manier kann Einer ganz sicher sein, seinen Mann zu erstechen —? 332: Aber da kommt unser Mann. 473: Da kommt unser Mann. IV, 21: O schön! da kommt mein Mann. 34: Ich garantir' Euch unsern Mann als todt. 146: Es ist mein, ... nicht doch, meiner Frauen Mann (besonders spassig und spitzig). 389: Ich habe Euren Mann (nicht votre mari) drei Stunden von hier gesehen. 392: Da kommt unser Mann schon. 521: Da kommt unser Mann selber. Galen, Betty's R. IV, 177: Wie gefällt Dir unser Mann? M. Ring, E. verl. G. IV, 154: Ich treffe auf fünfzig Schritte meinen Mann. Livingst., Erf. R. 236: Der Löwe, der das Mass nicht richtig nahm, sprang über seinen Mann hinweg. Rau, Web. II, 9: Das ist mein Mann, rief Weberlin hocherfreut. — (Im gemeinen Leben nur: er steht seinen Mann, d. h. nimmt es mit dem Gegner auf.)

„Ich nehme *seine Partei*“ statt *für ihn*, ist weniger auffällig; vgl. auch S. 162. Dagegen steht merkwürdig da: Schiller, Fiesko II, 2: Gutes Thierchen! Der Mann, der in den Assembleen des guten Tones gelitten wird, konnte nicht Deine Partie sein (eine Partie für Dich).

Sehr selten steht umgekehrt das Pron. person. statt des Pron. poss., z. B. Goethe, Götz I, 2: Er nimmt ihm die rechte Hand (Il lui prend —).

δ. Ueberflüssiger Weise, nach französischem Vorgange, findet sich das Pron. poss. öfters vorgesetzt; zunächst im Vocativ: Mein König! Mein Fürst! Mein Vater! und ähnl. Ja sogar bei Goethe, Tr. d. Empf. I, 2: Seid ruhig, meine Fürstin! Zschokke, Verkl. II, 49: Können Sie mir das erklären, meine Gräfin? Goethe, Götz V (Heilbr.): Nichts, meine Frau. Grossc. V, 6: Meine Tante! Bürg. G. I, 6: Mein General. Stella V, 5: Ich fürchte, meine Mutter, sie stirbt. Joh. El. Schlegel, Dido 96: Nun, meine Schwester, sieh! (einziges Mal). Ebenso Schiller Wallenst. T. II, 2. Neffe I, 5: Ich will nicht stören, mein Onkel. III, 3: Das sind wir gewohnt, mein Capitän! (indem er ihn verhaftet.) Hes., 4 Junk. II, 243: Ja, das mag Euch wohl recht lieblos vorkommen, mein Offizier. III, 16: Meine Tante, ich sehe nichts Besonderes an diesem braunen Bande. 17: Sagen Sie

mir doch, meine Tante —. ibid. Du fragst wie ein Kind, meine Nichte; u. s. w. noch öfters. 28: Was haben Sie, meine Tante? 29: ebenso, etc. Lil. 182: — nicht wahr, unser Braver? (notre brave, wie notre hôte! und dgl.) Meissner, N. Adel III, 11: Ach mein Onkel! rief Bertha. Mundt, Mir. III, 190: Du sollst erfahren, meine Schwester, —. v. Baudissin, Mol. Dand. III, 208: Meine Gemahlin, ich bitte Euch, mir zu verzeihen. 262: Ihr, meine Frau, wisst Ihr, . . . was ihr jetzt sprecht?

Ferner gehören hierher mehre alltägliche Redensarten, besonders mit „machen," ganz nach dem französischen Gebrauche, der hierin trotz Molière noch etwas Preciöses behalten hat: v. Bülow, Nov. III, 334: Er machte daher mit Balduin seinen Frieden. M. Ring, E. verl. G. III, 112: Auch er sah die Nothwendigkeit ein, seinen Frieden mit der Welt zu schliessen. v. Baudissin, Mol. III, 184: Geht jetzt hin, schliesst Euren Frieden mit ihr. 159: Macht ihr Eure Entschuldigung, sag' ich. Rodenb., Paris 360: Es scheint fast, als ob Jeder, der gerade vorübergeht, seinen Besuch darin mache. (Bezeichnung einer vermeintlichen Verpflichtung, also hier nicht ganz bedeutungslos.) Am häufigsten finden wir faire sa cour à qn. wörtlich wiedergegeben: v. Bülow, Nov. IV, 253: So begann ich nach Art der Bittsteller, meinen Hof zu machen und ihnen (den Ministern) aufzuwarten. v. Baudissin, Mol. Escarb. III, 372: Mein Herz, zu jeder Zeit bereit, dem Eurigen seinen Hof zu machen. Hes., Fr. Hofg. 27: — gehörte zu denen, die noch immer der grossen Mad. ihren Hof zu machen pflegten. 125: Er machte der stolzen Claudia von Montmorency seinen Hof. Nachgeb. Pr. II, 40: Er begann auf seinem Lager, dem deutschen Fräulein seinen Hof zu machen. Aus 3 Ksrz., Maria Th. I, 40: Deutsche Cavaliere machten ihren Hof den spanischen und italienischen Damen. Scherr, Sündfl. 106: Er machte dem scharlachnen Weibe . . . . Mad. Dubarry dienstbeflissen seinen Hof. — (Noch französischer Hes., Aus Ksr. Jos. T. I, 95: — von seinen Gästen, welche einzeln hervortraten, um sich ihm vorzustellen, ihm ihre Cour zu machen.) Im allgemeinerem Sinne bei Wieland. Jdr. V, Str. 56: Kein schlechtres Mittel ist, um seinen Hof zu machen (sich beliebt zu machen).*

ε. Eine Nachahmung des französischen so viel gewandten und viel

---

Zum Glück ist das schändliche Messieurs, faites votre jeu, am grünen Spieltische ohne deutsche Nachahmung geblieben.

angewandten *en*, welches zugleich unzählige Male das Pron. poss. vertritt, ist auch hie und da merklich: Goethe, Egm. I, Anf.: Ich hab' ihrer (Schelmenlieder) doch auch gesungen. v. Putlitz, Test. 79: Zwei Tropfen Stärkendes träuft mir hinein; Ihr habt ja dessen. Auffallender als Nominativ: v. Lüdem., Alf. Mar. St. I, 5: Die Geisteskraft, wenn deren sich in mir verbirgt —. Bemerkenswerth ist auch das ungenaue *davon* (en) in folgenden: Goethe, Tr. d. Empf. II, 4: Die Versuche davon sind noch immer unvollkommen. Schiller, Abf. d. N. I, 88: Er selbst will . . . alle Kosten davon bestreiten.

c. Pronomina demonstrativa.

α. Zunächst erwähnen wir die sehr eingerissene und unbegründete Sitte, statt des Adverbiums *heute* (vor: Abend, Morgen etc.) das Pron. *dieser* zu brauchen. Zulässig ist sie allenfalls in Versen, wie: Herr, der Du mir das Leben auch diesen Tag gegeben; — Auch diesen Tag will ich mich Deiner freuen, und ähnl. Oehlenschl., Corr. 145: Was hab' ich diesen Tag erleben müssen! (am heute verflossenen T.). Schiller, Macb. III, 2: Diese Nacht (die folgende). Brachv. Hog. II, 177: Diese Nacht gehn wir so wie so (fort). v. Lüdem., Alf. Brut. A. IV, 2: Zu hindern, dass sich Niemand diese Nacht bewegt. (Aber heute Nacht z. B. Schiller, Neffe II, 9: Noch heute N. heirathet er meine Tochter.) — Lessing, Em. G. I, 8: Hier ist, was ich diesen Morgen erbrochen. Goethe, Stella III (Fern.): Diesen Morgen, warum kamen uns —? Schiller, Kab. I, 5: D. M. noch: Don C. III, 7: Der Grosscomthur starb an diesem M. Jgfr. I, 11: Diesen Morgen. Paras. IV, 3: Ich muss fürchten, dass die Anklage . . . diesen M. doch einigen Eindruck gemacht haben könnte. (Kurz vorher steht: Noch heute Abend —.) IV, 8: Noch d. M. hatt' er's mit dem Kammerdiener. Philos. Briefe 283: Diesen Morgen durchstöre ich meine Papiere. Kotzebue, Kleinst. II, 8: Als ich diesen M. hereintrat. v. Lüdem., Alf. Brut. A. IV, 1: Du verbandst mitleidig diesen Morgen meine Wunde. v. Bülow, Nov. II, 302: Diesen M. reist mein Freund ab. III, 518: Sie sind d. M. hier gewesen. Fr. Thiersch, an s. Fr., 29. Aug. 40: Diesen M. war er gekommen. Susemihl, Gefl. I, 147: Diesen M. wollte mich —. v. Baudissin, Mol. III, 179: Habt Ihr nicht diesen Morgen erst gehört —. Hebbel, Nib. I, 53: Dass wir uns diesen M. statt im Bett, Unausgekleidet auf

den Stühlen fanden? Marlitt, Goldelse 213: Wissen Sie, dass diesen M. ein grosses Paquet aus Leipzig angekommen ist? Ratcliffe, Berl. I, 82: Mein Vater ist seit diesem Morgen ausgegangen. (dès ce matin, d. h. schon heute früh.). — Laube, Deutsch. Kr. IV, 205: — prächtige Falken, welche diesen Mittag versucht werden sollen. Iffland, Jäg. I, 14: Ich habe mir vorgenommen, diesen Mittag eine kleine fröhliche Tischgesellschaft zu bitten. II, 4: Ich glaubte diesen Mittag —. III, 13: Wen treff' ich denn bei Ihnen diesen Mittag? — Goethe, Wahlv. 353: Ottilie hatte diesen Nachmittag einen Spaziergang an den See gemacht. Oehlenschl., Corr. 65: Nun, seht Ihr wohl? geht diesen Nachmittag. Zschokke, Verkl. II, 17: Aus Hortensiens Munde erfuhr ich diesen N. Kotzebue, Org. d. G., Bd. 20, 176: Wir verreisen diesen N. v. Bülow, Nov. IV, 465: So werde ich noch an diesem N. zu meinem Vater begraben. — Kotzebue, Kleinst. II, 10: — so wird es sicher diesen Abend geschehn. III, 14: Vermuthlich wird Herr O. noch diesen Abend Alles in Richtigkeit bringen; auch IV, 2. Wachenh., Rouge et n. I, 148: Noch an diesem Abend. ibid. 231: Noch diesen Abend. Laube, D. Kr. IV, 127: Es geschieht an diesem Abende. Goethe, Wahlv. 352: Eduarden ergreift eine unwiderstehliche Sehnsucht; es soll noch diesen Abend Alles abgethan sein. Egm. IV (Cuylemb. Pal.): Ich hoffe diesen Abend vor Dir stehn zu dürfen. Geschw. (Wilh.): Es ist alles Gute über mich gekommen diesen Abend. ibid. Was mir auf der Seele lag diesen Abend. Ebenso Grossc. II, 4. 5. Weisse, Poet. n. d. M. III, 3: Sie hätten diesen Abend bei uns mit einer Suppe vorlieb nehmen können. Schiller wechselt z. B. in einem Br. an s. Frau, 8. Dec. 1799 mit: heute Abend, diesen Vormittag, diesen Nachmittag. Fiesko III, 10: Diesen Abend werden die Anker gelichtet. Wallenst. T. V, 6: Diesen Abend. Macb. III, 4. Paras. I, 6. III, 9. IV, 1. 3 (zweimal). Neffe III, 7. Zschokke, Freih. 14: Noch diesen Abend. Storch, Haidesch. I, 36: Diesen Abend noch. Susemihl, Gefl. I, 129. 143. Kotzebue, Org. 105 und noch oft so. v. Bülow, Nov. I, 470. II, 19. IV, 32, 34. 35. Laube, D. Kr. I, 120. IV, 127. Hackl., Kstlr.-R. I, 141. H. Rau, Beeth. II, 80. Oehlenschl., Corr. 122. Iffland, Jäg. II, 2 (zweimal). Heyse, N. Nov. 54 u. 253: noch diesen Abend. Benedix, Wespe IV, Verw. 1. Birch-Pfeiffer, Ges. N. III, 238.

β. In allgemeinen Sätzen wie: A qui venge son père etc. (Corneille Cid) ist das Pron. demonstr. oder besser determinativum wegge-

blieben; man nennt dies gewöhnlich „Ellipse," J. Grimm aber (Kl. Schr., 3. Band) „Attraction." Nachahmung davon finde ich nur bei H. v. Kleist, Käthch. I, 2: Du sollst Rede stehen auf was man fragen wird. ibid. Als ich Dir, auf was Du sprachst, nicht Rede stand (das erste Komma störend, das zweite mit jenem zusammen wohl auch zu streichen).

d. Pronomina relativa.

α. Wie statt dont im Genitiv seltener de qui steht, so zuweilen „von denen", statt „deren", zunächst und hauptsächlich vor Superlativen (wo dort nicht de qui steht), dann aber auch vom Substantiv abhängig: Weisse, Poet. n. d. M. I, 2: So heissen die poetischen Lichter, von denen ich die holdselige Gehülfin werden soll. Schiller, 30j. Kr. II, 119: Um die Wuth der Factionen zu löschen, von denen er endlich ein beklagenswerthes Opfer ward.

β. et qui in Gleichstellung zu einer adjectivischen Bestimmung ist auch nachgemacht: Schiller, Abf. d. N. I, 44: Im Jahre 1531 wurde die Börse gebaut, die prächtigste im ganzen damaligen Europa, und die ihre stolze Aufschrift befolgte. 30j. Kr. I, 14: Ein näher liegendes Interesse, und welches von bürgerlichen Verhältnissen durchaus unabhängig war. 54: Die Calvinisten als die Schwächeren, und welche ohnehin vom Religionsfrieden ausgeschlossen waren. Nicht wohl zu umgehen war möglichen Missverstandes wegen dies „und" im Folgenden: Tieck, Vorr. zu H. v. Kleist's hinterl. Schr. S. LXIII: Das letzte Werk des Dichters, und welches hier mit der Hermannsschlacht zum ersten Mal im Druck erscheint, war der Prinz Friedrich von Homburg.

γ. „*Ich, der ich habe*" zeigt im französischen Moi qui ai nicht die Verdoppelung des Pron. person. hinter dem relat. So sagt auch Duller, Fürst d. L. 285: Ihr, die's nicht kennt —. v. Putlitz, Test. 73: Bin ich's, die es zertrümm're?

δ. Nach den Verbis der sinnlichen Wahrnehmung kann der Franzose unter andern qui folgen lassen: Je le vois *qui* vient. So sagt (ohne weitere Modification des gewöhnlichen Sinnes) L. Mühlbach, H. v. Biel. 188: Sie sah den Prinzen, welcher zu ihren Füssen kniete. Spielh., Unter T. 211: Ich sah . . . Mr. Cunningsby und den Grafen, welche die Dorfstrasse hinabgingen.

ε. Dem Französischen entlehnt scheint die Art und Weise, lebhaft eine Entgegnung oder auch einen Einwurf durch einen relativen Satz hinzuzufügen: Lessing, Em. G. II, 6: Und der Prinz Dir nach? „Was ich nicht wusste, bis ich mich bei der Hand ergriffen fühlte.“ III, 8: Streit? Was ich nicht wüsste. Alois. Schnapp, Pol. Irrg. I, 183: Ich bin zu Unterhandlungen bereit — „die binnen 24 Stunden beendet sein müssen.“ M. Ring, E. verl. G. V, 89: Robert ist und bleibt Dein Bruder! „Den ich nie anerkennen werde.“ H. Rau, Beeth. I, 225: Nun, dann stehen die Sachen ja . . . vortrefflich. „Was ich nicht einsehe.“ II, 12: Dann ist er wirklich ein Liebling der Götter. „Was mir auch scheint.“ Hackl., Fürst u. K. 66: Ich werde Ihre Hülfe in Anspruch nehmen. „Womit ich nur eine Pflicht der Dankbarkeit erfülle.“ 69: Es giebt ganz gewiss eine Szene. „Welche aber dem Fräulein . . . höchst unangenehm sein muss.“ 137: Ich nehme Ihre Dienste an. „Wofür ich Ihnen sehr dankbar sein werde, gnädiger Herr.“ 158: Sie machen mir wenig Hoffnung, lieber Felsing. „Worüber ich untröstlich bin und (!) Euer Hoheit zu glauben bitte —. 161: Schon desshalb musste es mir ein Vergnügen sein, Ihre Bekanntschaft zu machen. „Wofür ich Ihnen sehr dankbar bin.“ 202: Ich habe mich nur ein klein wenig geärgert. „Was ich von ganzem Herzen bedaure, Euer Hoheit.“ 234: Sie werden uns doch erlauben, Sie zu begleiten? „Wozu ich meinen Wagen anbiete —.“ Soph. Schwartz, Dav. Waldner I, 72: Der Brunnen war doch mit einem Gitter umgeben. „Welches aber so niedrig war . . .“

e. Pronomina interrogativa.

Hier ist nur die französische Wendung mit quel sera —? zu erwähnen: F. Lewald, Lebensg. III, I, 15: Mir hatte oftmals vorgeschwebt, welches meine Lage geworden wäre, wenn —.

f. Pronomina indefinita.

Von dem Mancherlei, das diese Benennung umfasst, erwähnen wir:

α. Die Wiederholung *gleiche* — *gleiche* (même — même): Gleiche Brüder, gleiche Kappen. Schiller, 30j. Kr. B. II, 148: Kein Unterschied zwischen Freund und Feind; gleich eigenmächtige Durch-

züge, gleiche Erpressungen und Gewaltthätigkeiten. II, 4, 402: Eine gleiche Ehrfurcht, ein gleicher Hass gegen die Regierung . . . verband sie . . . mit Wallenstein.

β. *alle die*, statt *alle*, ohne folgenden Relativsatz: Schiller, Abf., Vorr. 16: Alle die unermesslichen Summen zerrannen . . . (wohl = alle jene . . .)

γ. *ein ähnlicher*, statt *ein solcher* (un pareil statt un tel): M. Ring, E. verl. G. IV, 27: Die Regierung kann doch unmöglich ruhig zusehen und einen ähnlichen Zustand dulden. v. Holtei, Lammf. V, 126: In dem Interesse dieser Letzteren lag es jetzt, ein ähnliches Unternehmen zu verhindern. Hackl., Kstlr.-R. II, 226: Ich bin nachgiebig genug gewesen, um erwarten zu können, dass man mich mit einem ähnlichen Vorschlage verschonen würde.

δ. Nous (vous) autres sagt der Franzose zur Hervorhebung des Unterscheidenden und Gegensätzlichen in Geschlecht, Nation, Religion, Stand u. dergl. So auch einige deutsche Schriftsteller: Wieland, Gand. 225:

> So dankt dem Himmel doch dafür,
> Dass es so ist! Was wolltet ihr
> Beginnen, ihr andr*e* Weltbekehrer,
> Wenn's anders würde?

Idr. IV, Str. 60: Man kennt euch Andre schon —. Goethe, Brf. 1782 (Stahr, Weim. II, 218): Welches Niemand besser wissen kann als wir andre Leib- und Hofmedici wissen können. Wilh. M. V, 5: Wir andern Junggesellen. Claud. I: Doch wir, wir andern Mädchen (im Gegensatz zu den Männern). Jahrm. zu Plund.: Indess wir andre fast vor Hunger sterben. Brief an Carl Aug. I, 155: Dies lasst uns andre, Verehrer der Irene, hoffen (im Gegensatz zu der milit. Stell. des Herzogs). Tr. d. Empf. I, 4: Ihr Andern (Mädchen) liebt meistentheils an den Männern das, . . . Zschokke, Creole c. 34: Kommen Sie zu uns Andern in den Schooss der alleinseligmachenden Kirche. Freytag, Handschr. III, 114: Das Haus kann jetzt nichts dafür, und wir andern auch nicht. v. Bülow, Nov. I, 289: Wir andern ehrlichen Leute müssen wohl oder übel . . . unser Leben fristen. v. Baudissin, Mol. II, 368: Ja schön, darüber sind wir hinaus, wir Andren (Leute wie mein Herr und ich). IV, 430: Für uns andre Schelme ersten Ranges ist die Jagd nur ein Spiel. Hersch, Anne L. III, 4: Wir Andern (Hofleute) wussten Alle, dass es schliesslich so kommen würde.

ε. Wie das franz. on sehr vielfache Beziehungen auch auf ganz bestimmte Personen ausdrückt, so auch wohl einmal das deutsche *man*. Schiller's Phädra sagt, mit deutlicher Beziehung auf Hippolytos, III, 6: Ach, wer hätt's geglaubt, Oenone! Man liebt eine Andre. (Anders jener Schulmonarch, der, um Sie, Du, Er zu vermeiden, sagte: Man ist ein Esel.)

5. Gebrauch der Verba.

a. Die Hülfsverba.

α. Das Hülfsverbum *haben* wechselt zuweilen mit *sein*, wie im Französischen, z. B. Schiller, Geisters. 172: Die Nachricht, ein algierischer Corsar habe vorigen Tages an dieser Küste gelandet. — Jahre haben, s. S. 153. Dazu: Birch-Pfeiffer, Ges. Nov. III, 189: — zu alt für die Frau, die kaum 20 Jahre zu haben schien. Zschokke, Verkl. II, 43: Sie mochte damals kaum 8 Jahre haben. Loch im A. II, 248: Er hat freilich schon 61 oder 62 Jahre. — Was hast Du? s. S. 154. Dazu: Zschokke, Loch im A. II, 266: Was haben sie? dachte er; sie scheinen bewegt zu sein. v. Baudissin, Mol. IV, 209: Nun also, wo fehlts denn eigentlich? Was habt Ihr? 361: Wie, was habt Ihr? — Was ich habe, Du Halunke? 393: Nun, was giebts denn? was hab Ihr? 430: Nun, meine Herren, was habt Ihr? 476: Was ist Euch, Herr Octave? was habt Ihr? 526: Was hast Du, Scapin? Brachv., Haml. II, 319: Was hast Du, Freun? Gutzkow, Lorb. (2 A.) 53: Was hat nur Chataigny? Rau, Beeth. I, 296: Was haben Sie? was ist Ihnen begegnet? II, 128: Was haben Sie? frug der Director erstaunt. — Ueber die Nachahmung von avoir beau s. S. 154; avoir chaud S. 157; Mühe haben S. 157; dazu: v. Baudissin, Mol. IV, 327: Ich habe Mühe, mein Gemahl, zu fassen . . . 431: Ich habe alle ersinnliche Mühe gehabt, mich aus ihren Krallen zu retten. H. Lessing, Torso 195: Ist der Tag nicht ganz klar, so hat man Mühe, die . . . Figuren zu erkennen. Rau, Web. I, 90: Carl Maria hatte Mühe, sein Lachen zu verbergen. — Es hat (il y a), S. 153. Nachahmung von: il eut les jambes cassées, etc., wenn Einem etwas Schlimmes geschieht: F. Lewald, Lebensg. II, I, 78: Ich hatte das ganze Gesicht von der Sonne schmerzlich aufgebrannt (statt: mir war oder wurde —). Aehnlich Zschokke, Loch im A. 265: Er hatte die Augen nass und verliess das Zimmer.

β. sein statt *werden*, être (besonders je serai und je fus): Mit zwanzig Jahren war er (wurde er) Doctor, u. dgl. — Sodann viel häufiger im Praes. Passivi: Goethe, Nat. T. II, 5: Geheimnisse der Grossen sind belauscht. Zschokke, Gründ. v. M. 8: Wir sind verdrängt, gehasst, wie Bastarde. Böttiger an Merkel (Grenzb. 1867, N. 37, S. 431): Die Schlegel sind auch in Jena allgemein geflohen. Rodenb., Paris 279: Die wenigen Tänzerinnen sind ebenso kärglich bezahlt als ihre Tänzer. Besonders von „einladen, bitten“: Meissner, N. Ad. III, 280: Wenn Sie eine Viertelstunde noch übrig haben, so sind Sie eingeladen, mich in meine Wohnung zu begleiten. Hes., Diem. II, 130: Der Herr Doctor ist gebeten, bei Fräulein Lenichen einzutreten. Auch im Imperativ: Stifter, Wit. I, 188: Seid gebeten, Ihr Männer, nach Mähren in die Stadt Znaim zu reiten. — *Sein* mit dem Dativ der Person (je suis à vous) in dem Sinne des Gehörens: Gellert, D. arme Sch.: Es sind nicht mehr als hundert Gulden mein; Die sollen Deinen Kindern sein. Goethe, Stella I (Luc.): Das Haus da drüben ist wohl der Dame, der ich künftig Gesellschaft leisten soll? (Und als Erläuterung gleich darauf:) Wem ist das Haus da drüben? Jery u. B.: Dir allein ist und wird mein Leben sein. Schiller, Kab. III, 7: Jetzt ist er Ihnen. Duller, Fürst d. L. 413: Hass ist, wie Schuld, der Erde nur und Zeit, doch Lieb' und Sühne sind der Ewigkeit. König, Selts. G. 93: Ist der Azor nicht Ihnen? 94: Ei, ich dachte, er sei Ihnen. Auerbach, Auf d. H. III, 184: Deine Hand, Dein Mund, Dein Auge waren ihr. Prutz, Heiz.: Von all der schönen Gotteserde war nicht das kleinste Fleckchen, das ihnen war. Duttenh., Tasso XI, 54: So spricht der Ruf; der Ruhm sei Dir allein. Rau, Web. I, 293: Haben Sie nicht bedacht, dass das Geld nicht unser, sondern dem Herzog sei? 315: Wem sind die beiden silbernen Armleuchter dort? „Mein, Sire.“ Und mit Ergänzung des Verbi: Zschokke, Sehns. I, 53: Mein ist die Seligkeit, weil ihm die Seligkeit. (Ebenso „bleiben“: L. v. Plönnies, Mar. v. Nymw. S. 76: Mein bleibt das Bild, und Euch das Gold.) — *Sein* mit dem Genitiv. z. B. des Todes (Beute) steht meistens nur von grosser Ueberraschung oder Angst, doch auch im eigentlichen Sinne; so ruft z. B. der tödlich verwundete Bustos in v. Zedlitz Stern v. S. II, 7 hinsinkend aus: Ich bin des Todes. — *Sein von* einer Zahl, Gesellschaft, Gattung, s. S. 165. So auch v. Baudissin, Mol. IV, 304: Doch wird Dein Stock nicht von der Unterhaltung sein (mitsprechen). Zschokke, Gründ. v. M. 1: Der alte Parlamentsherr war von einer

uralten Familie. — Sein von einer Eigenschaft (Subst. und Adj.), s. S. 166. Dazu Mundt, Mir. IV, 371: Das Haar war von einer so weichen und feinen, fast durchsichtigen Beschaffenheit. F. Lewald, Lebensg. I, 109: Er war von einer ungemessenen Heftigkeit. v. Baudissin, Mol. IV, 321: Man muss von meiner Sanftmuth sein, von meiner Friedfertigkeit, um solchen Unsinn anzuhören. Ohne Artikel: Livingstone, Erf. R. 164: Die Abende sind von angenehmer Kühle. Mit dem best. Art. Spielh., Unter T. 402: Die weinenden Töchter, die beide von der Schönheit waren, welche durch Thränen nur noch schöner wird. Hackl., Fürst und K. 269: Der Fürst war während der ganzen Feierlichkeit von der allerbesten Laune.

Sich finden, statt *sein*, s. S. 149. Dazu: Zschokke, Lebensg. Umr. I, 38: Er fand sich mit den mannigfaltigsten Aemtern und Geschäften zu gleicher Zeit beladen. — Voilà statt des Vb. être ist auch nachgeahmt, vgl. S. 163. Mit folgendem abhängigen Fragesatze klingt es mehr deutsch: Galen, T. d. Dipl. II, 159: Sehen Sie da, welche Vortheile die Dichter vor uns Malern haben.

γ. gehn und *kommen* pleonastisch als Hülfsverb.: Duttenh., Tasso 13, 17: Eh Gottfried sich von seinem Lager wendet und Zion wieder zu bestürmen geht (va oder s'en va attaquer —). v. Baudissin, Mol. IV, 343: Ich gehe sie zu sehn (muss sie gleich besuchen). — Scheffel, Tromp. 189: Ueberflutet ist die alte Erde, und sie geht zu sterben. — Goethe, Faust: Und als er kam zu sterben —. Iffland, Jäg. III, 7: Und wenn ich zu sterben käme, sollten sie Riekchen zur Erbin einsetzen. Goethe, Nat. T. III, 1: An der Du, müde, durstig von der Jagd, zu klopfen kamst. Iphig. I, 1: Kam Thoas Dir als einer Gottergebnen mit Ehrfurcht und Ergebung zu begegnen. Tr. d. Empf. I, 1: Ein König oder ein Kaiser, der seinen gnädigen Spass mit uns zu treiben kommt. Schiller, Neffe I, 2: Ich komme mich in Paris zu verbergen. v. Bülow, Nov. III, 437: Bindo hatte drei erwachsene Söhne, von denen er, als er zu sterben kam, den ältesten .... zu sich rief. IV, 453: Als er zu st. k., machte er seinen letzten Willen. v. Lüdem., Alf. Pazzi IV, 3: Den, der darum zu bitten kommt. F. Lewald I, 28: Er nahm sich vor, uns in Baden-Baden noch besuchen zu kommen. — Auch Je viens de dire ist nachgeahmt: Ehlert, Röm. T. 124: Nie ist der Mensch dankbarer, als wenn er vom Verzichten kommt.

δ. wollen. Baudissin, Mol. IV, 412: Ich, Madame? Ach, ich weiss

nicht, was Ihr sagen wollt (ce que vous voulez dire, was Ihr meint). — *Was wollen Sie?* entschuldigend und achselzuckend, s. S. 172. Dazu: Ders., Mol. IV, 491: Was wollt Ihr? es war sein Schicksal! Dingelst., Nächte in P.: Der Mann hatte Recht. „Was wollen Sie? sagte er, die Menschen gähnen mir in meinen besten Zirkeln —.“ Hackl., Fürst und K. 22: Gesehen bin ich trotzdem, wie Sie sehen (trotz des Abrathens) .... was wollen Sie? der Ertrinkende greift nach einem Strohhalme. — An Jemanden wollen, (ihm zu Leibe), von Jem. wollen, Jemandem wollen, s. S. 172. Zu diesem noch: v. Zedlitz, Stern v. S. III, 4: Wo bin ich? was geschieht? was wollt ihr mir?

ε. *machen*, (den) Krieg Einem (faire la guerre à qn.), s. S. 160. Dazu: Livingst., Erf. R. 206: Die Bajiji, die unter den Flusspferden aufwachsen und ihnen herzhaft den Krieg machen. Zschokke, Alam. I, 163: Wer den Vorurtheilen offnen Krieg macht. Manche Phrasen mit folgendem Infin. scheinen den zahlreichen französischen nachgeahmt: Zschokke, Kl. Urs.: Wir machten die Jugend des Dorfes bis tief in die Nacht hinein springen. F. Lewald, Lebensg. II, I, 36: Der Tod seines Schwiegervaters, der seiner Frau ein namhaftes Vermögen zufallen machte. Mit einem Vbm transit. und doppeltem Accus. ibid. I, II, 111: Wie strenge man darauf sehe, mich auch den Schein einer Unvorsichtigkeit vermeiden zu machen. I, I, 69: Knaben, die man einmal einen aufsteigenden Luftballon bewundern machen wollte. Mit dem Particip. statt Infin. Schiller, Vieill. 261: Er wolle die Worte .... verloren machen (beseitigen) und dagegen die braven Worte .... setzen.

b. Verba reflexiva.

α. Nach Analogie des Franz. erscheint bei manchen Vbs der Veränderung und einigen andern das Pron. „*sich*“ weggelassen: Zschokke, Alam. I, 56: Diese (Verhältnisse) ändern, und der glückliche Mann wird zum unglücklichen. Verkl. II, 120: Doch alles änderte plötzlich. Creole c. 17: Die Dinge haben längst geändert. 19: Jetzt ändert's endlich. Addr. c. 48: Kein Zug seines Gesichtes änderte. Cransac: Die Sachen änderten. Stufenj.: Die Zeiten ändern und die Menschen in ihnen. Narr: Seine ganze Natur änderte. Todte G.: Der Neumond ist nahe, dann ändert das Wetter. Neuj.: Mein Barometer hat mir's vorausgesagt, das Wetter werde ändern. Mosenth.,

Sonnw. V, 1: das W. ändert. (Gutzkow, Well.: Das Wetter hatte sich umgeworfen.) — Gutzkow, Lorb. (1. Ausg.) 9: Jetzt wendet er zum Rubenssaale. v. Baudissin, Mol. IV, 103: Celia, so hoff' ich, neigt auf unsere Seite (penche). Viel auffallender: El. Schlegel, Herm. 352: Durch unsere Freyheit wird der Trutz Segestens beugen (fléchira). Goethe, Götz V (Weisl. Schl.): Es dreht mir Alles vorm Gesicht. König, Selts. G. 79: Der Hof des fürstlichen Paares verdunkelte. — Zschokke, Todte G.: Das Wetter bessert offenbar. (Dagegen wieder Gutzkow, Well.: Das Wetter hatte sich umgeworfen.)

Ferner bei *fürchten* in der Bed. *sich fürchten*, *Bedenken tragen*, c. Infin.: Zschokke, Lebensg. Umr. I, 28: Er fürchtete jedoch unter diesen Umständen nicht, die Vollmacht sich selber zu verleihen. So schon El. Schlegel, Herm. 367:

> Kann ich mein Vaterland dem Falle nicht entreissen,
> So fürcht' ich nicht, wie Du, ein Opfer bloss zu heissen.

Schiller, Jgfr. Prol. 2: Und von der freien Haide fürchtet sie herabzusteigen . . . —. Goethe, Clav. IV (Mar.): — dass ich zuletzt kaum traue, ein Glas Wasser zu begehren. — Entwaffnen, s. S. 148. — Das Schwert umgürten, nämlich sich selbst: Rehfues, 312: So würde er es (mit) jedem Priester machen, welcher gegen die kanonischen Gesetze das Schwert umgürtete.

β. Andrerseits ist oft das Pron. *sich* pleonastisch hinzugefügt in Folge französischen Einflusses: Sich eilen, s. S. 146. Dazu: Rodenb., Paris 296: Man eilt sich, in diese Läden noch zu rechter Zeit zu kommen. Sich einer Sache loben, s. S. 159. Ferner: Goethe, Wilh. M. II, 2: So hatte sich denn unser Freund völlig resignirt. Hes., 4 Junk II, 123: Aber er hatte sich bald res. und sah sein Leben nicht als ein verfehltes an. Gräf. Hahn, 2 Schw. II, 237: Man kann sich res., ich weiss das. (NB. immer allgemein, ohne Zusatz: worauf). Freytag, Handschr. II, 433: Wir (Fürsten) müssen uns oft resigniren. — Hes., Dame v. P. II, 163: Man revoltirte sich ja nicht gegen den bleichen Jäger (Ludwig XIII), — man revoltirte sich nur gegen einen gewissen Herrn Armand du Plessis (Richelieu). — v. Baudissin, Mol. II, 235: Ich meine nur, dass diese Dame sich mit Unrecht scandalisirt. — Goethe, III, 4 (Ant.): Wir wollen uns, Eleonore, nicht mit einem Gleichniss hin und wieder spielen. — Ders., Wilh. M. II, 2: Er hatte sich dieses rasche Auflodern der Leidenschaft nicht vermuthet (se douter). Egm. III, Anfang: Ich hätte mir's vermuthen sollen. Schiller,

Geisters. 263: Und konnte ich mir heute vermuthen, Ihnen so nahe —. Freytag, Handschr. I, 388: Er erstaunte sich.

Sonderbar und französirend (vous le donnez très-haut) ist *es* statt *sich* bei v. Holtei, Schneid. II, 7: Er giebt's verzweifelt vornehm. 98: Mein alter Freund B. giebt's bisweilen sehr hoch.

γ. Reflexivische Wendungen statt eines Verbum intransitivum, das *Sein* oder *Werden* auszudrücken: Sich machen, statt geschehn: vgl. S. 160. Goethe, Egm. I, 1: Was man abzuwenden sucht, das macht sich erst recht. H. v. Kleist, Guisc. 259: Das Rasende, ihr sollt es sehn, vollstreckt sich. — Goethe, Eckerm. Gespr. III, 132: Lesen Sie die Scene selbst und durchdringen Sie sich von ihrem Werthe (pénétrez-vous de —). Treitschke, Preuss. Jahrb. XVI, 207: Die gesammte (französ.) Nation durchdringt sich von solchem eitlen, nach äusserer Ehre jagenden Sinne. (!) H. v. Kleist (Tieck's Vorr. S. XXII): Ich will mich von dem Gedanken durchdringen, dass mein Werk —. — Duttenh., Tasso IX, 83: Indess sich in des Jünglings Busen weckt (erwacht, se réveille) Die Sucht nach Ruhm —. Sich stellen, S. 168.

δ. Nicht selten steht das Reflexivum fürs Passivum, was bekanntlich dem Französischen (den roman. Spr.) besonders eigen ist, vollends mit dem Nebenbegriffe des Leichten oder Schweren. Als Uebergang von der vorigen Nummer können dienen „sich leeren, sich entzücken, sich vergiften“ u. a.; es sind die Ausdrücke: sich anbringen, sich bauen, sich begreifen, sich bewahren, sich bestimmen, s. einflössen, s. einholen, s. einleiten, s. einrichten, s. entzücken, s. erkennen, s. erklären, s. erlangen, s. eröffnen, s. errathen, s. erwerben, s. fühlen, s. halten, s. herstellen, s. leeren, s. lenken, s. machen, s. meistern, s. packen, s. repräsentiren, s. tragen, s. üben, s. verdammen, s. verderben, s. verdoppeln, s. vergessen, s. vergiften, s. vergleichen, s. verkaufen, s. verlegen, s. vollziehen, s. weihen, s. zubringen, s. zurückhalten, s. zusammensetzen. — H. v. Kleist, Guisc. 246: Jetzt bringt sich das Gesuch gleich an. Rodenb., Paris 336: So hat sich denn unter dem Paris, durch welches wir . . . ., ein andres gebaut. „Das begreift sich leicht,“ im gemeinen Leben so gewöhnlich, ist mir im schriftlichen Gebrauche fast gar nicht vorgekommen, aber z. B. bei Melch. Meyr, Nov. 46. — Ehlert, Röm. T. 6: Was sich unten im Thale nur vereinzelt begreift, dort oben wirds beglückender Zusammenhang. Mundt, Mir. II, 185: Meine Abreise bestimmte sich plötzlich durch eine gün-

stige Nachricht. — Rodenb., Paris 345: Kaum dass sich von einigen noch die wiederzusammengesuchte Asche bewahrt hat. v. Bülow, Nov. I, 29: Eine unwiderstehliche Scheu flösste sich ihr ein, es zu besitzen. — Goethe, Wahlv. 184: Sein Herz verschloss sich, und das Gespräch wollte sich anfangs nicht einleiten. Dingelst., Ein R. V: Komm, hin ist hin! die alte Zeit holt sich nicht ein. — v. Bülow, Manon L. 183: Unsre kleine Wirthschaft richtete sich ein, ich lebte ordentlich. — Goethe, Vög. I, 1: Entzückst Du Dich wieder über die alten Steine? — Rehfues, Br. II, 295: Auch erkennen sich die Züge von Gutmüthigkeit, die er wirklich besass. 318: Wenigstens erkennt sie sich (die Beredsamkeit) in einigen Hirtenbriefen von ihm. — Goethe, Egm. I, 2: Wie in Einem Augenblicke die ungeheure Verschwörung sich erklärt und ausgeführt ist. II, 2: Hass und ewige Trennung vom spanischen Namen würde sich gewaltsam erklären. Rodenb., Paris 143: Der Krieg zwischen dem jungen Verbrecher und der Polizei hat sich nun erklärt. — v. Lüdem., Alf. Oct. I, 1: Denn diese Reinheit, einmal nur verloren, erlangt sich nimmer wieder. — Tieck, Vorr. zu H. v. Kl., XXX: Mit diesen Scene, die wohl anstössig ausfallen dürfte, eröffnet sich das Werk. — Riehl, N. Nov. 123: Die Wünsche der fremden Künstlerin erriethen sich leicht. — v. Lüdem., Alf. Pazzi II, 8: Im Fallen auch erwirbt sich oft der Ehre Kranz. — Grosheim, Chronol. Verz. 112: Sie (Mozart's Verdienste) fühlen sich wohl, aber umsonst suchen wir eine Sprache, sie zu beschreiben. Ehlert, Röm. T. 230: Die Juno Lodovisi zum letzten Male sehen, das fühlt sich wie Verbannung. Benedix, Wespe IV, 2: So etwas fühlt sich nur. — Collin, Regul. I, 7, Anf.: Sehr frühe hält sich heute der Senat. — Goethe, Whalv. 302: Sie machte ihm Muth, dass sich das Alles bald wieder herstellen werde. 378: — ob das Gemüth des lieblichen Kindes sich wieder herstellte. — Schiller, Geisters. 259: Die Advokaten nehmen ihn in die Mitte, die Flasche leert sich fleissig . . . — Galen, Nach 20 J. III, 457: — lenkte sich das Gespräch natürlich nach dem Zingst. Wagner, Tom Br. 271: Das Gespräch lenkte sich . . . . auf Letzteren. — Sich machen, vgl. S. 160 und kurz vorher γ. Ausserdem Rodenb., Paris 312: der Verbesserungen, die unter seiner Regierung sich gemacht. — Hes., Leb. d. T. I, 174: ich nähme mir einen Verzagten (zum Manne), der meistert sich leicht. Goethe, Götz III, 8: Dergleichen Leute packen sich nicht wie ein flüchtiger Dieb. (sonst = abziehen). — Schiller, dram. Entw. 41: Die . . . . Hersch-

sucht und die Ungeschicklichkeit repräsentiren sich in dem spanischen Prinzen. Schiller, dreissigj. Kr. I, 78: Der nahe niederländische Krieg schien sich nun auf deutschen Boden spielen zu wollen. — Charl. Birch-Pf., Ges. Nov. III, 10: Doch das Alles trägt sich noch; die Frau betet und schweigt . . . . Zschokke, Alam. I, 129: Die Tugend übt sich, ohne Rücksicht auf die Erfolge der Handlungen. — Goethe, Rein. IV geg. d. Schluss: Könnt' es mir nutzen, wenn ich euch löge? da würd' ich mich selber Ewig verdammen (me damner, um eigner Schuld willen verd. werden). — v. Baudissin, Mol. II, 244: Es ist wahr, der Geschmack des Publikums verdirbt sich mehr und mehr (se corrompt). v. Lüdem., Alf. Don G. V, 1: Die Kühnheit und der freche Muth des Widerspruchs verdoppeln sich in Dir. — Rau, Web. II, 187: So vergassen sich die Sorgen und Grillen bald. — Laube, D. Kr. I, 21: Aber auch dieser Abschluss behielt seine wunden Stellen, die sich von Jahr zu Jahr ärger vergifteten (s'envenimaient). Hes., Lil. 69: Der Bürgerkrieg vergiftete sich immer mehr. — v. Lüdem. Alf. Rosm. IV, 1: Doch, Freund, dies süsse Glück vergleicht sich selbst dem Schmerze nicht, der neu die Brust mir füllt. Rodenb., Paris 204: Der Roman . . . . wird in weniger eleganter Ausstattung feilgeboten und verkauft sich schliesslich in grossem Format mit Illustrationen. 293: Die allerletzten Novitäten in allerschlechtester Qualität verkaufen sich da. 298: Gewöhnlich waren die Läden, in denen sich diese Dinge verkauften, —. Brachv., N. Nov. I, 261: Der Hauptschauplatz verlegte sich an die Ufer des schwarzen Meeres. Rodenb., Paris 110: Die Verwischung der Standesunterschiede hat sich in gewisser Weise schon vollzogen. — Tiedge, Ur., am Schlusse der Dedication: O Dir, Du Sänger Gottes, weiht sich dieses Lied von Gott und von Unsterblichkeit. — Galen, T. d. Dipl. II, 366: Sie wissen noch nicht, wie sich eine Nacht in der Kälte dort oben zubringt. — Goethe, Wahlv. 62: Ich sah dies Zeichen, und meine Theilnahme konnte sich nicht zurückhalten. — F. Lewald, Lebensg. I, II, 194: Das Leben setzt sich eben nur aus kleinen Ereignissen zusammen. III, I, 176: — und aus Stunden setzt sich unser Leben selbst zusammen. Rodenb., Paris 85: Von den 40 Unsterblichen, aus denen sich gegenwärtig die Académie française zusammensetzt. 87: Aus allen Parteien sich zusammensetzend —. 279: Was die tanzende Männerwelt betrifft, so setzt sich dieselbe zumeist aus Advokatenschreibern etc. zusammen. 285: Das weibliche Publikum . . . . setzt sich zumeist aus Näherinnen zusammen.

Eine interessante Häufung solcher Beispiele bietet Ehlert, Röm. T. 1 f.: Was Italien an Widerwärtigkeiten und Entbehrungen mit sich bringt, in Rom vergisst es sich leicht .... Hier begreift sich's, wie die einzelne Existenz nur die kleine Facette an einem mächtigen Krystall ist .... Hier erfährt sich's: es giebt keinen falschen Ruhm, den die Zeit nicht nivellirt, u. s. w.

c. Verba impersonalia.

α. Es hat, il y a, vgl. S. 153. —

Es braucht, il faut de l'argent etc. Mit dem Genit. (franz. Theilungs-Art.): v. Baudissin, Mol. IV, 140: Und wahrlich, neuer Kränkung braucht es nicht. Mit dem Accus. der Person oder Sache, s. S. 145.

β. Persönliches Subject haben wir sonst bei den Ausdrücken „gelingen, (gelangen), werden, reuen," nicht gleich dem franz. je réussis, je parviens, je me repens, que deviendrai-je? und dgl. Dennoch finden wir: Susemihl, Gefl. II, 96: Und doch gelangte A. nicht dahin, sich von der Erinnerung frei zu machen. Zschokke, Gründ. v. M. 8: Und wir Katholiken, was soll aus uns werden? „Mylord, die Kath. werden das werden, was sie sein wollen. (Hiermit vgl. Schiller, Phädra V, letzte Sc.: Um meine Schuld Dir reuend zu gestehn; statt bereuend oder reuig.)

d. Verba transitiva.

α. Manche sonst nur intransitiv gebrauchte Vba zum Theil mit dem Dativ, erscheinen als transitiva mit einem Objects-Accus. in factitivem Sinne: Schiller, Paras. I, 4: Herr Sélicour wollte mich bei dem Lycée abonniren. — Ausdauern (endurer) s. S. 143. — Befehlen, Einen zur Tafel etc., sonst nur von höchsten Personen, und nicht mit folgendem Infinitiv: Stifter, Wit. II, 279: Ich bin der Hausvogt und bin von der hohen Frau Markgräfin befohlen (beauftragt), Euch in Eure Herberge zu geleiten. — v. Bülow, Nov. IV, 165: Mein Sohn, so Gott will, gedenke ich Dich zu beichten (Deine Beichte zu hören). — Leisewitz, Jul. II, 5: — dass ein Jüngling diese Kräfte mit einem Liebesliedchen einschlummert (einschläfert). Uhland, Ludw. d. B. IV, 2: Und der Gefangene, was hilft er mich? Schiller, Kab. II, 1:

Was helfen mich tausend bessere Empfindungen? Melch. Meyr, Nov. 129: Was hilft mich das? Hackl., Fürst und K. 40: Was nützt es mich? fragte der Andre achselzuckend. Passivisch: v. Strombeck, Darst. II, 85: Wir suchten, freundlich von den Umstehenden geholfen, mit unsern Costümen uns durchzuwinden. v. Bülow, Nov. I, 422: Ich würde von ihm . . . . bereitwillig aufgeholfen werden. — El. Schlegel, Troj. 158: Sie trotzet ohne Scheu de*n* Hass der ganzen Welt. (brave la haine). Canut 232: Trotzt' ich nicht ungestraft die Stärke seiner Flotten? 261: Ein Feuer —, das die Gefahren trutzt und selbst den Tod verlacht. 274: Und dass ich auch durch Muth das Schicksal trutzen kann. — Untergehen (hinten betont) s. S. 169. —

β. Andre pflegen sonst nur reflexiv im Gebrauche zu sein. So „ausruhn," s. S. 144. (reposer, délasser qn.) — v. Baudissin, Mol. IV, 429 lässt den Holländer etwas undeutsch sagen: Ik bedank U, Mynheer. — Einige Schriftsteller haben dieselbe Construction von bedanken (analog einem auch im gemeinen Leben überhand nehmenden Gebrauche) besonders passivisch: Hes., Frau Sch. R. II, 200: Seid von Herzen bedankt für solche Fürsorge (soyez remercié). Galen, Grüne P. II, 241: Nun sein Sie für Ihre Freundschaft bestens bedankt. Freytag, Fab. 88: Ich trag' ihn aus dem Hause. Sei bedankt! Stifter, Wit. I, 365: Jetzt, ihr Herren, seid für euern Rath bedankt! II, 117: Seid bedankt für das, was ihr . . . . gethan habt. — Hierher gehört auch: „Jemanden unterhalten" (entretenir qn.) in dem Sinne des gewöhnlichen: „sich mit J. unterhalten," und zwar zu ernster Mittheilung: s. S. 169. Ueber „verwundern, erstaunen, entsetzen" als transitiva (étonner qn.), sowie „sich erstaunen" (s'étonner) s. S. 170.

γ. Besonders ist die Abweichung im Passivum bemerkenswerth, so wie der Franzose sagt: j'obéis à mon père, und dann wieder: mon père veut être obéi. Stahr, Weim. I, 167: Wir gingen vom Monde geleuchtet die dunkeln Wege hinab. — Dies trifft besonders die Verba: gehorchen, folgen (befolgen), schmeicheln, zuvorkommen und widersprechen. Schiller, dreissigj. Kr. II B. 4, 423: *Gehorcht* zu sein wie er (Wall.), konnte kein Feldherr . . . . sich rühmen. Aehnlich Weisse, Rich. III, A. III, 5: Ich will *befolget* sein (obéi), eh' noch der Tag vergeht. Schiller, Send. M. 413: Despoten sind nicht immer gut befolgt, wenn sie Abscheulichkeiten gebieten. Am Häufigsten und zur widerlichen Epidemie geworden ist die Construction „*gefolgt von* —" (statt etwa: begleitet von —). Klopstock, Mess. XIV, 165: — ein

römischer Hauptmann, von der Wache gefolgt. Raufseisen, Ged. 31: gefolgt von wenig Frauen. Schiller, Wall. T. III, 11: gefolgt von einer Heeresmacht. v. Strombeck, Darst. I, 164: gefolgt von ein paar Lakayen. 234: gef. von mehren Damen. v. Lüdem. Alf. Rosm. I, 3: gefolgt von Wenigen. Fr. Förster, Elba 896: Seine Tirailleure, gefolgt von einer Batterie, vertrieben die Engländer aus dem Walde von Bossu. Dralle, Vict. Hugo's Rhein, I, 170: immer vom Küster gef. 196: von ihren schlanken Windhunden gef. Immermann, Münchh. V, 2, 12: gef. von dem Spielmann. Sealsfield I, 83: gef. von seinen Truppen. 191: gef. v. der Duenna. Aloys Schnapp, Pol. Irrg. I, 108: gef. von einem Mädchen. L. Mühlbach, Hz. v. B. 49: gef. v. beiden Schwestern. 111: gef. von dem Sacristan und dem Reitknecht. 118: gef. von den Chorknaben. 239: gef. von dem Offizier und den Soldaten. 270: gef. von ihren Müttern, Schwestern und Bräuten. Hes.,* Krumm. I, 238 und sonst. Ders., 4 Junk. II, 234: von seinen Reitern gef. III, 132: von dem grossen schwarzen Hunde gef. Dame v. P. II, 68: von dem Prinzen dicht gefolgt. Diem. I, 178: von seinem gelben Hunde dicht gef. 87: kurze Glückseligkeit, von schwerem Herzeleid gefolgt. 218: von etlichen Reitern gef. 264: von zwei Trompetern gef. Essend. L. I, 133: von seinen Hunden dicht gef. 243: von den Seinigen gef. II, 88: von Gerd und Reep gef. 98: immer von seinem grossen schwarzen Hunde gef. 153: immer dicht von Spr. Hunden gef. Franz. Hofg. 69: gef. von vier Edelleuten. Leb. d. T. II, 178: gefolgt von Enkeln und Enkelkindern. Stahr, Weim. 115: gef. von vier brabantischen Edeln. Bodenst., 1001, T.: Jeder von einem Adam (Diener) gef. Streckfuss, Quitz. I, 106: gef. v. einem grossen Haufen Bauern. 263: gef. v. den Seinen und dem Bräutigam der Tochter. Alb. Baudissin, Car. M. I, 134: gef. von ihrem Sohne. Mundt, Mir. I, 99: gef. von den übrigen Prinzen. III, 116: von keinem Bedienten gef. IV, 15: gef. von der Königin. 58: gef. von einer Kammerfrau und einem Bedienten.

Meissner, N. Adel III, 272: von Eschburg gefolgt. Winterfeld, Mannek. P. 77: von dem zitternden Intendanten gefolgt. 164: von dem treuen van B. gef. Freytag, Handschr. II, 92: von der Bäuerin

* Wie bei Hesekiel, ist diese Construction auch bei andern Romanschriftstellern bis zur Manie beliebt, z. B. bei Bacher, Ein Urtheilsspruch Washington's.

gef. III, 329: gef. von einem Trupp Arbeiter. Fab. 155: von Virginius gef. F. Lewald, Mädch. v. H. II, 65: von den Booten gef. Lebensg. II, II, 235: von einer Anzahl Trauerwagen gef. v. Puttlitz, Test. 76: Luise, gef. von ihren Damen; ebenso 82. Breier, S. d. Gr. B. II, 38: von dem Diener gef. Auerbach, Auf d. H. I, 33: gef. von der Frau Schneiderin Schneck und andern Frauen. III. 493: von den Dienern gef. Wachenh. Rouge et n. I, 184: gef. von dem glücklichen Diplomaten. II, 98: von ihrer Kammerfrau gefolgt. 135: von einem Herrn gef. 213: von einem alten Diener gef. Brachv., Hog. 866; gef. von Allen. ibid. von der Pariafamilie gef. N. Nov. I, 99: von Andrews gef. 231: von Münnich . . . gef. 236: von Jagusinski gef. Haml. I, 19: gef. von Green etc. 63: Der König verliess den Saal, gef. vom lautlosen Hofstaate. II, 1: gef. von der glänzenden Garde der Königin. 251: gef. von ihnen. Spielh., In R. und Gl. III, 124: von ein paar Männern gef. 498: von einem Bedienten in Livree gef. 502: von Amelie gef. Unter T. 367: gef. von Frau Winzig. Hackl., Kstlr-R. I, 292: gef. von einer Masse neugieriger Buben. 311: gef. von einer zahllosen Menschenmenge. II, 4: gef. von dem ganzen Musik-Corps. 32: gef. von Sancho Pansa. III, 79: gef. von ihrem Dienstmädchen. 88: gef. von dem Stubenmädchen. 274: gef. von ihrer Marketenderin. 359: ein Wort gef. von ewiger Trennung. 364: Der Rothschimmel, gef. vom Braunen. IV, 81: gef. vom dicken van der Maassen. 294: R. sagte dies so heiter . . . und gefolgt von einem so herzlichen Lachen, dass —. V, 41: von Don John gef. Meissner, N. Ad. III, 272: Er stürzte von Escheburg gefolgt zur Thür hinaus. C. Vogt, Bern 1. Nov. 1846: von zahlreichen Neugierigen gef. Dav. Strauss, kl. Schr. 135: Schlegel gef. v. Platen. H. Rau, Beeth. I, 66: gef. von den Ministern. III, 51: gef. von einer älteren Dienerin. Fr. Förster, Elba 875: gef. von der ganzen Reiterschaar. 1036: von einigen Schwadronen gef. Mag. f. Litt. d. Ausl. 1866, No. 46, S. 647 a: die Kleinen von ihren Angehörigen gef. R. Pohl, Berlioz Schr. I, 294: gefolgt von Feuergeistern und Meteoren. Hebbel, Nib. II, 114: Werbel . . . unbemerkt gefolgt von Eckenrath. Borbstädt, Feldz. 56: gef. von dem zweiten Armee-Corps. 59: gef. von der andern Division. Galen, Betty's R. I, 28: von ihrer Tochter gef. 268: von Betty gef. IV, 19: von Paul gef. 218: von Friedrich und den vier Bütteln gef. Nach 20 J. III, 438: — von unzähligen Booten gef. Stifter, Wit. I, 268: von dem Knechte gef. II, 64: gef.

von einem Häuflein Reiter. Caj. Müller, Volt. 117: gef. von seiner ganzen Geistlichkeit. 266: gef. von mehren Hofdienern. M. Ring, E. verl. G. II, 30: zwei Stabträger gef. von Ministranten. 125: gef. von Croupiers. Rodenb., Paris 333: von Männern mit schwarzem Flor gef. Livingst., Erf. R. 88: gef. von einer Schaar Sclaven. 230: die wildeste Fresserei, gef. von nicht minder ausschweifenden Fressgelagen. H. Lessing, Torso 138: gef. von einer Künstlerschaar. Scherr, Sündfl. 294: von einer Anzahl von Grenadieren und Husaren gef. Dingelst., Holl.: nur von einem Reitknechte gef. Riehl, N. Nor. 69: von der Dienerin gef. 381: gef. von der ganzen Bürgerschaft. Hackl., Fürst und K. 55: gef. von zahlreichem Dienertross. F. Lewald Lebensg. II, II, 50: — als aus dem Dunkel des Waldes, gefolgt vom Chor der Priesterinnen, Norma hervortrat. Rau, Web. I, 310: — eine Ordonnanz des Königs, gefolgt von zwei Gensdarmen. Jul. Burow, E. Lebenstr. III, 118: Goldau trat ein, gefolgt von einem jungen Manne. —

Ueber diese jetzt völlig Mode gewordene Construction „gefolgt von“ hat sich entschieden missbilligend ausgesprochen Herm. Lessing in „Daheim und Draussen,“ Berl. 1865, wo er S. 247 im Kapitel „Die sprachliche Anarchie“ sie als Nachäffung des Französischen bezeichnet. In Grimm's Wörterb. III S. 1878 wird die Construction folgen m. d. Accusativ (Luther, Liscov) in dem Sinne von „nacheifern,“ gemissbilligt, und dann heisst es: „Erträglicher wird (?) das Partic. *gefolgt* für *begleitet;*“ wozu 2 Stellen aus Klopstock und Goethe angeführt werden, mit dem Zusatze: „alles nach franz. suivi de —.“ Hätte Grimm geahnt, wie gräulich nachher (seit 1862) diese sehr vereinzelten Vorgänge zur Modesache werden würden, — er hätte gewiss ein ernst mahnendes Wort nicht unterlassen.

Schmeicheln mit dem Accusativ ist selten: Zschokke, Addr. c. 18: Sie will Dich mit süssen Namen schmeicheln. Todte G.: Der Baron konnte den Grafen nicht genug loben und schmeicheln. v. Holtei, Lammf. III, 150: Wer hat mich denn geschmeichelt. — Weit häufiger passivisch; zunächst in der Phrase „sich geschmeichelt *fühlen*,“ (vgl. S. 149) wo wahrscheinlich das „sich“ ursprünglich richtiger als Dativ, erst allmählich fälschlich als Accusativ verstanden ist, und dann das „mich“ und „Dich,“ sowie die übrige Passiv-Construction nach sich gezogen hat: Goethe, Wahlv. 254: Er schien auf eine wunderbare Art geschmeichelt, ein Frauenzimmer zu besitzen —

Dichtung und W.: Der Graf Thorane war geschm. von der Mühe, welche die Hausfrau sich gab —. An Carl Aug. I, 33: Ich hoffe, er wird von dieser Ehrenbezeugung sehr geschmeichelt sein. Dieser an G. II, 284: Bernhard wird sehr geschm. von dieser Ehre sein. Becker. Dichtk. 326: Wie der Dichter schmeichelt, so will er auch geschm. sein. Schiller, Don C. V, 4: Verfassungen wie meine wollen geschm. sein. Ders. Dram. Entw. 41: Er wird von den Freiern geschm., gepriesen und beschenkt. Zschokke, Verkl. II, 77: Graf Hormegg, nicht minder geschm. durch des Prinzen Bewerbungen. II, 79: Diese, wiewohl durch des Prinzen Aufmerksamkeit geschm. Ders. Pr. v. Wfb.: Ich, die von Tausenden .... immer nur geschm. worden war. Dingelst., Unt. d. E.; Seine Eitelkeit ist geschm. v. Bülow, Nov. IV, 194: Das Weib ist von Natur veränderlich, und will beworben, geliebt und geschm. sein. Hes., Fr. Schatz R. I, 61: Der Amtmann streichelte sich höchst geschm. das Kinn. Leb. d. T. II, 22: Der gräfliche Arzt verbeugte sich geschmeichelt. Gutzkow, Lorb. (2. Ausg.) 108: Richelieu, geschmeichelt. v. Baudissin, Mol. Ar. III, 6: Nicht die Schmeichler sind die Schuldigen, sondern sie selbst, die geschm. sein wollen. Melch. Meyr, Nov. 22: Die Eltern, geschm., wussten die Ehre sehr zu schätzen. König, Selts. G. 161: Die Kleine schien sehr geschm. Laube, D. Kr. II, 26; Gang. war geschm. Waldst. I, 46: Dieser Kammerdiener fühlte sich gestreichelt und geschm. Hackl., Kstlr.-R. III, 365: Rüding verbeugte sich geschm. IV, 207: Walter verb. s. geschm. Rau, Beeth. I, 219: Sie haben Recht, sagte geschm. der Churfürst. Web. I, 201: Der Gläubiger ging geschm., ja freudestrahlend nach Hause. Galen, Betty's R. III, 142: Der Rentmeister verbeugte sich ehrerbietig und lächelte geschm. M. Ring, E. verl. G. IV, 90: Sie hatte so viel Eitelkeit, sich durch diese Aufmerksamkeit geschm. zu fühlen. Caj. Müller, Volt. 117: Der Bischof, höchlich geschmeichelt, einen Huronen taufen zu sollen —. M. Ring, E. verl. G. II, 67: Das hat —, entgegnete der geschm. Vater IV, 86: Nein, mein alter Freund, sagte der geschm. Fürst. Rodenb., Paris, 272: Das Porträt ist nicht geschmeichelt (aus Schmeichelei verschönert; so auch im gemeinen Leben). Hackl., Fürst u. K. 129: Nachdem sich der Kellner geschm. verbeugt, —. — So auch v. Bülow, Nov. II, 23: Ich will errathen, ich will *zuvorgekommen* sein. — Stifter, Wit. II, 20: Seid für das Erscheinen bedankt.

Endlich: Schiller, dreissigj. Kr. I, 1, 17: Eine Versicherung, die

von dem katholischen Reichstheile *widersprochen*, keine Gesetzeskraft erhielt (statt bestritten). Auch mit dem Dativ der Person: ibid. 49: Noch in den goldenen Zeiten ihrer geistlichen Herrschaft war den Päpsten dies Recht widersprochen worden. Goethe, Wahlv. 15: Nun fühlte er sich zum erstenmal widersprochen (contrarié), zum erstenmal gehindert. (Ungewöhnlich, doch nicht falsch ist: Einen bestreiten, wie combattre qn.). König, Selts. G. 224: Erst bestritt sie den Vetter mit dem lebhaftesten Widerspruch. — So auch R. Pohl, Berlioz I, 333: Einen Contrabass würde Beethoven auf Ihrem Kopfe zerschlagen, wenn er sich so beschimpft und getrotzt sähe.

Bemerkenswerth ist, dass, während „widerstehen" nie mit dem Accusativ gebraucht wird, doch „unwiderstehlich," nach der Analogie des richtigen „unausstehlich" falsch gebildet und gebraucht, ebenso gewöhnlich geworden ist, wie das französische irrésistible. Ein Unterschied ist freilich noch zwischen dem adverbialen und dem adjectivischen Gebrauche. Goethe, Ged.: Warum ziehst Du mich unwiderstehlich ach in solche Pracht? Schiller, dreissigj. Kr. II, III, 239: Kein Wunder, dass an der Spitze einer solchen Armee .... Gustav Adolph unwid. war.

Der Ausdruck parler musique, politique etc., wo dem Deutschen die Präp. *von* natürlicher scheint, ist nachgeahmt von Mendelssohn-Bartholdy, Reisebr. 299: Wenn er nicht gern Politik spräche —, und ibid. 314: Sie sprach Saint-Simonismus. Zu vergl. ist „Jehova denken" und ähnliches in der hochpoetischen Sprache eines Klopstock, allenfalls auch zulässig bei Zschokke, Alam. I, 145: Wenn ich wanke, will ich Alamontode denken (mich stärken durch die Erinnerung an seine edle Geduld).

Umgekehrt werden transitiva selten zu intransitivis, z. B. nach der Analogie von „siegen" im Vergl. mit „besiegen" (beides vaincre): Goethe, Götz V (Zig.): Rettet Euch! die Feinde überwältigen. Gutzkow, Ur. Ac., Schluss; Nicht was wir meinen, siegt, de Santos! Nein, Wie wir es meinen, das nur überwindet.

e. Verba mit dem Genitiv.

Wir verweisen hier wegen der verschiedenen Nachahmungen von être d'un parti, être d'une étonnante grandeur, avoir besoin de qch.,

douter und se douter de qch., se louer de qch., und Andres auf die früheren Abschnitte.

f. Verba mit dem Dativ.

α. Das Vbm *„rufen“* in der Bed. „nach Einem rufen“ (crier à qn.) hat öfters den Dativ: Wieland, Sixt und Kl. X, 154: Was ruft mir? welche Hand ist dies? Goethe, Götz I, 1. Sc.: Ich muss meiner Frau rufen. Claud. III (Rug.): Schon gut, lass mich allein; ich rufe Dir. Fischerin (Niklas): Sie wird bei Susen sein. Ruft ihr doch. Erdgeist im Faust: Wer ruft mir? Schiller, Neffe II, 5: Die Mama rief mir, und ich musste ihrem Befehle gehorchen. Zschokke, Pr. v. Wfb.: Der Bediente des Herrn W., der ihm schlechtweg nur Paul gerufen habe. Hackl., Kstl.-R. IV, 382: Ja ja, und Sie riefen dem kleinen Rafael, um ihm den Text zu lesen. Zur R. s. IV, 8: Gustav hat ihm gerufen. — So auch „flehen, beten:“ Gluck's Iphig. T. singt deutsch: Dir fleh' ich. Gutzkow, Ur. Ac. II, 7: Die Götter, die wir beide glauben, ... ihnen lernet beten! (Aehnlich Müllner, Yng. IV, 9: Marduff! wohin? Dir hab' ich eine Bitte).

„Erinnern“ (se rappeler qch.) mit dem Dat. der Person: v. Strombeck, Darst. II, 126: Ich habe der Darweisung der Heiligthümer beigewohnt, wovon ich mir jedoch nicht Vieles erinnere. — „Ueberreden“ (mehr Latinismus): Schiller, Piccol. III, 1: Genug, wenn wir's dem Herrn nur überreden (einreden). — „Heissen“: v. Bülow, Nov. III, 347: Herr von V. hiess ihm sein Amt wieder antreten. 575: Er hiess ihm zwei Pferde bereit *zu* halten. v. Baudissin, Mol. II, 7: Wer hiess Dir mich *zu* suchen. 300: Leute, denen der König es gar nicht geheissen hat.

„Lehren“ mit französ. Construction: apprendre qch. à qn., ist nur allzu gewöhnlich geworden. (Man hatte wohl dabei die Absicht, die persönlichen und sächlichen Objecte besser zu unterscheiden; doch hat es damit im Deutschen weniger Noth wegen der deutlichen Verschiedenheit von *mir* und *mich* etc.) Goethe, Wilh. M. V, 1: Sie lehrte ihm kleine Lieder. VI, 186: Das, was einem Jeden lehrt, dass ein Gott ist. Tasso II, 3 (Ant.): Das Leben lehret Jedem, was er sei. (Doch sagt er eben da II, 1 auch: O lehre mich das Mögliche zu thun.)

Schiller, dreissigj. Kr. I, 1, 81: Die Schrecken der Hinrichtungen

würden den übrigen Landständen künftig einen schnellen Gehorsam lehren. Vieil. 264: So hatte es ihm der Connetable gelehrt. Campe, Rob. I, 41: — wenn man ihm das nicht gel. gehabt hätte. ibid: Willst Du mir auch noch mehr von Gott lehren, wie Du den Andern schon gelehrt hast? 92: Schönen Dank, dass Du mir das gel. hast. II, 72: — bemüht, seinem Gehülfen soviel von der deutschen Sprache zu lehren. 82: Fr. lehrte ihm allerlei kleine Künste, und dann lehrte ihm R. wieder andre Sachen. 84: Er lehrte ihm, dass Gott ein unsichtbares Wesen sei. 94: Er erinnerte ihn an das, was er ihm davon gelehrt hatte. v. Lüdem., Don G. I, 2: Wohl besser als das Wort hätt' ihm die That zu unterscheiden zwischen uns gelehrt. III, 1: Denn meinem Herren weiss ich nichts zu lehren. Becker, Dichtk. 136: Prom. erzählte noch weiter, welche Künste er dem Menschengeschlechte gel. habe. Schlegel, Shaksp. Was ihr wollt IV, 165: Er hat seinem eignen Schaffen Künste gelehrt. Hes., 4 Junk. I, 47: — begann ihr den Hof zu machen, wie es ihm seine Mutter früh gelehrt. Fr. Schatz R. II, 11: Die Meuterei neulich und der Anfall ... haben mir gelehrt. 95: — wo er — seiner jungen Brut das Fliegen gelehrt. Dame v. P. I, 45: Du wirst Deinem Gemahl eine Sprache lehren? Diem. II, 36: Jetzt will ich Dir ein Sprüchlein lehren, das mir durchs Leben geholfen. 55: Der Kammermeister hat ihm das Reiten auf einem Ross gar wohl gelehrt. Essend. L. I, 22: Ich denke, dass ich Dir sehr bald lehren würde mit Speer und Schwert zu fechten. 89: Ihr habt erst meinem Knaben beten gelehrt. 93: — eine Frechheit, dass er einem Priester etwas lehren wollte. 282: dem er gel. die Buchstaben seines Namens zu malen. (ibid) fassten, wie sie Ridag vorher gelehrt, (den Knittel). II, 100: — Das Gesetz, welches ihm Pater Walram gel. Lil. 51: der ... kam, um ... den jungen Mädchen neue Weihnachtslieder zu lehren. Krumm. II, I, 61: Die Handarbeiten, die man ihr lehren wollte. III, 76: Der seltsame Edelmann lehrte dem guten Philipp ... E. Polko, D. v. L. 62: Sie hatte ihrem Sohne nur Eins zu lehren gewusst. 63: — kräftige Stossgebetlein, so ihm seine todte Mutter dermaleinst gelehrt. Asmis, Blindenschr. 5: Derselbe Weg, den er bereits fast 2000 englischen Blinden gelehrt hat. Brachv., Hog. 836: Lehren Sie sie (die Gebote) den Leuten, welche Sie führen. 940: Ich wünschte, ich könnte Dir's lehren. Braum. IV, 21: Ach Majestät, ich werde Ihnen mit Leichtigkeit lehren, wie man regieren muss. Haml. III, 76: — als sie besiegt den andern Frauen Sanftmuth

und Gehorsam lehrte. v. Holtei, Lammf. II, 102: Wer hatte dem Kinde dieses Lächeln gelehrt? Dingelst., Nächte in P.: Die Kleine hatte mich sehr lieb, ich lehrte ihr Klavier. Lindner, Brut und C. III, 1: Ich lehr' ihm den Weg zum Sextus. IV, 6: Lehrt man der Freiheit übermüthigem Ross nicht gleich des Zügels lenkende Gewalt. Rau, Beeth. II, 241: ‚Lagen nicht in dem Kinde Mozart schon alle Regeln der Kunst, ehe man sie demselben lehrte? R. Pohl, Berl. 310: — denen Harmonie zu lehren, welche sie noch nicht kennen. Duttenh., Tasso XII, Str. 60: Dass diese Kund' in jedem Fall mir lehre, wer meinen Tod, wer meinen Sieg begehre. Hebbel, Nib. II, 23: Man wird ihm auch am Rhein das Fluchen lehren. Grenzb. 1867, No. 29 S. 114: Politiker, denen die Ereignisse nicht gelehrt haben, auf welchem Wege —. Bl. f. litt. Unterh. 1868, No. . . . S. 114: Freilich . . . unsrer Zeit vermag sie nichts Neues mehr zu lehren. Caj. Müller, Volt. 278: Ich werde ihm die . . . Rhetorik lehren. Livingst., Erf. R. 252: Wer anders als er konnte den Bakumo's gelehrt haben, Bauern zu tödten? H. Lessing, Torso: 269: Ihre geistlichen Erzieher haben ihnen nie diese Kunst gelehrt. Riehl, N. Nov. 345: Peter dachte . . ., er werde ihr schon in Jahr und Tag gründlich lehren.

Viele Ausdrücke mit „*machen*“ und besonders mit „*lassen*,“ entsprechen dem französ. faire savoir, faire voir à qn. und ähnl. So finden wir mit dem Dativ der Person: ahnen lassen, ausführen l., bestehen l., bezahlen l., entgelten l., erreichen l., ertragen m., finden l., fühlen l., hören l., hoffen l., lesen l., merken l., schliessen l., schmecken l., schreiben l., sehen l., thun l., unterscheiden l., verderben l., vegessen l., verspüren l., verstehn l., vorziehn l. und m., wissen l.: Hes., Krumm. II, 1, 238: — was ihm die feurige . . . Rede des Marquis ahnen liess. — R. Pohl, Berl. I, 10: — beruht darauf, jedem Instrumente das ausführen zu lassen, was . . . seiner Natur entspricht. — Grenzb. 1868, No. 17, S. 186: Sie haben bisher keinem ihrer Lehrer die Amtsprüfung bestehen lassen. — v. Bülow, Nov. I, 2: Lassen wir ihm nicht die Zeche bezahlen —? ibid. III, 484: Er liess seine Betrübniss den Pferden entgelten. Susemihl, Gefl. I, 68: Er liess dieser Letzteren die Furchtsamkeit entgelten —. Retcliffe, Von Berl. II, 23: Er wusste so viel Respect einzuflössen, dass man ihm die Schlucht erreichen liess. — Goethe an Carl Aug. I, 113: Ein Geschenk, das mir jeden neuern Verlust ertragen machte. (Aber gleich 115: Meine

Gemüthsart, die mich Manches hat leiden machen.) Alb. Baudissin, Car. M. I, 93: einen Charakter, der ihm in keiner Lage des Lebens Ruhe finden liess. — Weisse, Poet. a. d. M. I, 2: Möchte Ihnen doch dieser Kuss meine ganze Seele fühlen lassen! Schiller, Dram. Entw. 75: Ihr Verstand lässt ihr die Gemeinheit um sich herum lebhaft fühlen. 76: Die Herzogin lässt ihr fühlen, das sie sie für unwürdig halte. Fr. Förster, Elba 411: Besonders dem Adel seine souveräne Macht fühlen zu lassen —. 513: er liess den Polen fühlen, dass er der Eroberer sei. 1155: — diesmal fest entschlossen, den Parisern die Wucht seines Degens fühlen zu lassen. Storch, Haidesch. I, 202: Dann kann Ihre Schwadron .... dem Volke einmal die flache Klinge fühlen lassen. Kotzebue, Org. d. G. 103: Geh — oder ich lasse dir die flache Klinge fühlen. Hobicht, Stadtschr. III, 200: Ja, damals hatte er .... ihr schonungslos seine Macht fühlen lassen. Laube, D. Kr. IV, 159: Sie sollten ihren Pferden den Sporn fühlen lassen. Brachv., Braum. I, 22: Diejenigen, denen er sein Gewicht wünschte fühlen zu lassen. — v. Bülow, Nov. I, 339: Lasst mir den Pferden das Futter geben. Hes., Krumm. II, 2, 169: Diejenigen, welche später der Welt glauben machen wollten. Charl. v. Schiller an ihn, 10. März 1801: Sie sagte mir, dass man auch der Herzogin hatte glauben m. wollen — . Goethe, Grossc. II, 2: Dem Domherrn mache ich gl., die Prinzessin wünsche —. v. Bülow, Nov. II, 295: — Hoffnungen, der schönen Venetianerin glauben zu machen .... Brachv., Hog. II, 97: Sie haben das vielleicht meinen Freunden .... glauben machen. — Hiller an Gerber, 28. Sept. 1798: Kämen Sie doch .... zu uns, dass ich Ihnen das grösste Werk Mozart's .... könnte hören lassen! Lessing Em. G. II, 6: Wenn du in deiner Verwirrung auch ihm das hättest hören lassen! v. Bülow, Nov. I, 140: Ich habe Einiges zu erzählen, was ich nicht gerne den andern Leuten hören liesse. — Ders. I, 286: Die Auskunft, die du mir gegenwärtig hoffen lässt. — ibid. 277: — ihre Tochter werde ihn (den Brief) ihr vorher lesen lassen. — Meissner, N. Ad. III, 81: Lass dem Vater nichts merken! M. Ring, E. verl. G. II, 20: Aber ich hatte es mir zugeschworen, ihr nichts merken zu lassen. Auch Schiller sagt (Diezm. 432): Sobald mir einer merken lässt; dagegen Wieland, Idr. II, Str. 81: Indem er sich in diesem Traum verliert, macht ihn sein Freund den Abendstern bemerken. (Und Goethe, Claud. II (Al.): Ich will die Kinder singen machen; NB. ohne Sach-Object). — Lessing, Nath. V, 6: — die mir eine Mutter so wenig wissen lassen. — v. Bülow, Nov. I, 172: —

wofern ihnen ihr Bewusstsein ein Auge schliessen liess. — Hes., Frau Schatz R. I, 98: Dass er ihm seine Freundlichkeit als einen Verwandten ... schmecken liess. (Druckfehler oder Unsicherheit?). — Heinse, Brief, V, 334: Es hat mich arg erzürnt, dass der verwünschte Durchzug mir Vater Gleim keine bessere Epistel hat schreiben lassen. ibid. 337: Man hat die ganze Ernte den Sperlingen aushacken u. Wind und Regen (Datif?) verderben lassen. (351, wo *mir* den Sinn änderte, sagt er; Ich will unsern Grafen bitten, mich ungefähr für 30 Zechinen Bücher kaufen zu lassen.). — Goethe, Wahlv. 276: Als man ihm Kirche, Kapelle etc. sehen lies — . Weisse, Rich. III, A. III, 4: Du darfst jetzt meine Schuld mir nicht erst sehen lassen. Goethe an Carl Aug., Rom 1786: — wie mir jeder ihrer Briefe deutlich sehen lässt. Wilh. M. I, 14: — grössere Lust die Welt zu sehen u. sich der Welt sehen zu lassen. Tasso II, 1 (Prinzess.): Und wenn Ihr mich denn ja behalten wollt, so lasst es mir durch Eintracht sehn. Schiller, Dram. Entw. 37: Sie gewinnt Muth, ... ihm ihren Besitz im Prospect sehn zu lassen. Zschokke, Herm.: Er bat um Erlaubniss, das man mir sie sehn lasse. v. Bülow, Nov. II, 124: Nur ein einziges Gemach liess sie ihr nicht sehen. 129: Sie liess aller Welt den armen Hahn sehn. 144: Die Sehnsucht liess ihr in dem nahenden Hochzeitstage den anlockendsten ihres Lebens sehen. 396: — wo ihr Beschützer sie seinem Sohne wollte sehn lassen. Hes., Dame v. P. II, 116: Was Lefeld einst einem jungen Manne zu Cöln am Rhein sehen liess. Diem. II, 205: Du musst wilden Kriegsknechten dein artig Weib nicht sehen lassen. — Ders., Aus Ksr Jos. T. I, 123: — dass er dem alten Freunde, dem Domherrn, einen Blick .... thun lassen konnte. — Zill, Ceylon 343: Was dem Fremden .... die Geschlechter schwer unterscheiden lässt. — Retcliffe, von Berl. I, 150: Ich möchte Ihnen 500 Thaler verdienen lassen. — Goethe, Vög. I, 1 (Treufr.): Um ihnen das Recht auf die Herrschaft vergessen zu machen. (Dagegen Götz I, 1. Sc.: Der verdammte Hof hat dich beides vergessen machen.) Marlitt, Goldelse 166: — um dem jungen Mädchen die Kälte ihres Bruders vergessen oder doch weniger fühlbar zu machen. — Scheffel, Tromp. 168: Während an der Donau unten jetzt dem Türk' der Kaiseradler seine Fäng' verspüren lässt. — v. Bülow, Nov. II, 143: — so liess ihre gesunde Natur ihr doch Alles verstehen. — Goethe an Kraft, Lewes I, 335: Dies ist die Lage, die mir Jena vor Allem vorziehn liess. — ibid. 338: Lassen Sie mir bald wissen, dass Ihre Schmerzen Sie ganz verlassen

haben. Meissner, N. Ad. III, 73: — ob es recht war, mich (NB.) eine so grosse Neuigkeit wie jedem andern fremden Gaste wissen zu lassen. v. Bülow, Nov. I, 319: Ich werde dir wissen lassen, was ich für dich that. 330: Wie kommt es, dass du mir von Deiner Liebe nichts mehr wissen lässt? 411: — wo Donna E. den Eltern der castilianischen Dame ihre Ankunft wissen liess. 502: Sie liess ihren Männern die frohe Botschaft wissen. II, 140: An dem .... Sonntage liessen die Schwestern ihrer jungen Freundin wissen .... II, 190: Ich will taub u. blind sein, u. dir wissen lassen, (202: bis er sie .... beschwor, ihm ihren Willen schnell zu wissen zu thun). Hes., Dame v. P. II, 56: In der Stille wusste er .... dem Prinzen wissen zu lassen — . (v. Holtei, Lammf. I, 236: Mach ihr zu wissen, wir hätten ihr den Willen gethan.)

Dieselbe Construction zur Vermeidung des doppelten Accus. zeigt Hes., Abent. Ges. I, 147: Als er der Prinzessin ihren Hut .... nehmen sah.

G. Gebrauch der Temps.

Das Futurum als Imperativ setzen viele Sprachen; so z. B. Aloys. Schnapp, Pol. Irrg. I, 44: Begeben Sie sich von dort nach Paris; Sie werden dort diese Adresse abgeben etc. 101: Sie werden sich morgen wieder bei mir einfinden. Bemerkt muss nur werden, dass hier das Fut., wie auch im Franz. oft, einen freundlich ertheilten Befehl, ja Rath ausdrückt, während es sonst bei uns einen besonders nachdrücklichen Befehl, wie meistens in den alten Sprachen auch, bezeichnet. — Die Genauigkeit im Gebrauche dieser Zeitform, im Deutschen gewöhnlich nicht sowie im Französ. (u. Latein.) beachtet, finden wir zuweilen: v. Baudissin, Mol. III, 399: Ich muss Alles thun, was Euch gefällig sein wird mir zu befehlen. — Etwas anders ibid. IV, 487: Was werde (kann oder soll) ich ihm sagen?

h. Gebrauch des Subjonctif.

Der Gebrauch des Conjunctiv zum Wunsche elliptisch, ist im Deutschen beschränkt auf wenige Phrasen: Er lebe hoch! Es lebe —! Er sterbe! u. ähnl. Eine Nachahmung des Französ. zeigt sich in dem vorgesetzten *dass*, z. B. Goethe, Egm. V (zu Ferd.) Ich habe

gute Menschen zu Dienern; dass sie nicht zerstreut, nicht unglücklich werden!

i. Gebrauch des Imperativs.

Dem französischen voyons, allons als Selbstaufforderung ist nachgebildet: Schiller, Phädra II, 6 am Schlusse: So gehen wir. IV, 4: Zum zweitenmal lasst uns (will ich) Oenone fragen. — Eine wunderliche Nachahmung des französischeu Soyez prié, prévenu u. s. w. ist: Hes. Leb. d. T. I, 139: Seid *gebeten*, Frau, in des Teufels Namen, Euch in die Kajüte zu packen. 140 (anders): Frau, seid gebeten, u. lasst uns essen. Noch anstössiger: Seid *bedankt*, s. 5, d, γ.

k. Gebrauch der Participia.

Der freiere, fast zwanglose Gebrauch vorangestellter Participia, namentlich des Part. Perf. Passivi, erst ganz kürzlich in Aufnahme gekommen und bis zur unglaublichsten Licenz gekommen, ist gewiss auf den Vorgang des Französischen zurückzuführen. Wir unterscheiden folgende Fälle:

α. Zunächst ist nur auffallend die weite Vorausschiebung vor das Wort, woran sich das Part. schliesen muss, zumal jenes Wort nicht, wie man nach sonstigem Sprachgebrauch erwartet, das nächste Subject ist, sondern ein Zwischensatz hemmend eintritt: Zschokke. Leb. Umr. I, 5: Wegen Mangels natürlicher Anlagen zu .... Wissenschaften unfähig erklärt, rieth man, ihn in eine andere Schule zu senden. v. Strombeck, darst. I, 148: Bei einem Justiz-Collegio angestellt, konnte man kaum daran zweifeln, dass *ich* in dieser Stadt meine Lebensbahn vollenden würde. v. Bülow, Nov. I, 55: Allein u. zu solcher Tageszeit verlassen im Walde, ist ein Schauder das erste Gefühl, welches *sie* durchzuckt. Brachv. Beaum. IV, 169: Aus 6 Wunden blutend, gab es doch keine Kugel, *mir* des Lebens Schande zu ersparen. Rau, Beeth. III, 233: An der Seite ihrer Mutter Italien durchreisend, blieb es sogar unbestimmt, ob und wann *sie* nach Wien zurückkehren werde.

β. Dasselbe ohne Zwischensatz, doch so, dass sich das Participium an einem obliquen Casus der Pron. person. anschliesst: Schiller dreissigj. Kr., B. V, 470: Obgleich in zwei Actionen aufs Haupt geschlagen, gelingt es *ihm* .... Zschokke, Lebensg. Umr. I,

34: Zurückgetreten in den Privatstand, blieb *ihm* das Bewusstsein.... Wachenh., Rouge et N. I, 203: Auf Gott bauend, erscheint *mir* die Zukunft weniger trostlos als Dir. — M. Ring, E. verl. G. II, 5: Bald von dem Meister Schinkel erkannt und geschätzt, eröffnete *ihm* dieser die seltene Gelegenheit ... Lessing's Leben (Kassel 1854): Sein ganzes Leben hindurch sich eines gesunden Schlafs erfreuend, ... war diese nächtliche Stärkung *ihm* ein wohlthätiges Geschenk der Natur. Kossak, Hildebr. R. I, 121: Mit einer jungen Dame in London verlobt, hatte diese *ihm* plötzlich abgeschrieben. — Zschokke, Leb. Umr. I, 10: der Freiheit von je her gewohnt, lockte *ihn* die akademische nicht aus dem Gleise. Retcliffe, von Berl. I, 129: Meine Neigung ebenso heiss erwiedernd, demselben Taumel wie ich sich hingebend, und endlich der Betäubung erliegend, beging ich einen Frevel an ihr —. Für solche saloppe Construction können unmöglich Stellen der alten Classiker, wie Cogitanti mihi und dgl. Vorbild gewesen sein, da diese ja in dem Casuszeichen eine hinlängliche Weisung für die Construction bieten, und obenein niemals die zusammengehörigen Worte so weit von einander zerren. — Eine weitere Ausdehnung ist auch ohne Partic. mit der vorangeschobenen Apposition versucht: Gutzkow, Well.: Erbe eines bedeutenden Vermögens, erlaubten *ihm* seine Umstände —. J. Burow, Ein Lebenstr. II, 30: Die Augen zum Sternenhimmel erhoben, flüsterte es in *ihr* —. Und mit Ergänzung von *mir* (da ich bin): Adrian, Alf. Virg. I, 1: Plebejerin, ist's Ruhm, ihm gleich zu sein.

γ. Das Partic. schliesst sich an ein Pron. possessivum, nämlich an die darin steckende Person, den Besitzenden: v. Strombeck I, 265: Gewohnt oder vielmehr von Natur organisirt, schnell einen Entschluss zu fassen, ... war hier *meine* Lage oftmals die peinlichste. — (Noch lockerer mit dem Demonstrativum, ibid. I, 255: Gestiftet im Jahre 853 ... und reichlich beschenkt ..., hielt ich diese Verhältnisse (der Abtei) für viel zu verwickelt —). — König Ludwig auf Nürnberg.

Du nur, durch die Lage nicht geworden,
Was Du warst, — durch Deinen eignen Fleiss, —
Zog der Handel ein in *Deine* Pforten;
Reichthum ward erzeugt durch Deinen Schweiss.

Dieses Beispiel des königlichen Dichters, vollends durch das vorangeschobene *Du*, also völlige Anakoluthie, diene instar omnium; man weiss, dass derselbe dazu auffallend hinneigte und darob getadelt wurde, weil

geschrieben steht: Caesar non supra grammaticum. Fr. Förster, Elba 989: Niemals . . . . unentschlossen und rathlos, war auch jetzt sofort sein Entschluss gefasst. — Stahr, Weim. I, 472: An das Siechenlager gefesselt, war der letzte Gegenstand, der *seine* Hand beschäftigte, eine Composition nach Hesiod's goldenem Zeitalter. Schiller, Unr. in Fr. XI, 147: Von den frühsten Jahren einer harten Lebensart unterworfen, stählte sich *sein* Körper zu den künftigen Kriegsthaten. Wachenh. Rouge et n. I, 199: Die Frage des Mädchens überhörend, fasste *seine* Hand heftiger und zitternd die ihrige. M. Ring, E. verl. G. I, 97: Einmal auf dieser Höhe angelangt, wird sich . . . *sein* Wille schaudernd vom Leben abwenden. — Zschokke, Alam. I, 173: Von jungen schönen Männern angebetet, wusste dennoch die Verläumdung keinen Schatten in der Reinheit *ihrer* Sitten zu entdecken. Freih. c. 16: — bis, in allen Kräften erschöpft, *ihre* Thränen vom besänftigenden Halbschlummer getrocknet wurden. Aloys. Schnapp, Pol. Irrg. I, 32: Geschmückt mit allen Reizen, . . . bezaubernd in der unbewussten Liebenswürdigkeit . . ., tönten durch die stille Sanftmuth *ihres* Charakters doch auch Klänge der feurigen Entschlossenheit.

δ. Noch loser ist der Anschluss ohne Pron. possess., und etwa durch *habend* zu erklären (ayant, s'étant) in folgenden: Voss, Luise 99: That, als hörte sie nicht, und gewandt ihr erröthendes Antlitz, sprach sie ein albernes Wort. G. Grimm, Kl. Schr. I, 176: Abgewandt den Blick von so weitgreifenden . . . . Zwecken, offenbart sich eine gewisse Unzulänglichkeit der bisherigen Anstalten. König, Selts. G. 382: Dann vom Stuhl aufgestanden und den Hut aufgesetzt, bestimmte er den Termin . . . Herder, Volksl. (Dolmetscherin): Kaum das Blatt gelesen, legt der Jüngling auf sein allerschnellstes Ross den Sattel. Cid, Rom. 2: Angehört den Schimpf des Hauses, geht gedankenvoll Rodrigo . . . ibid. 68: Dies gesehn, erschraken Alle. H. v. Kleist, Guisc. 277: Getrocknet doch, beim ersten Sonnenstrahle, so Aug' wie Leib, setzt er die Reise fort. R. Prutz, Die bad. Kön.: Und gesalbt die goldnen Haare, geht sie heimwärts ihren Pfad. v. Zedlitz, Stern v. S. V, 3: Geht, und Alles wohl erwogen sprecht das Urtheil.

ε. Ohne jeden Anhalt, ausser etwa hie und da einem Adverbium Zschokke, Leb. Umr. I, 4: Der Mutter schon früh beraubt, blieben Pflege und Bildung der Kindheit (seiner) der Zärtlichkeit des Vaters anheimgestellt. Al. Schnapp, II, 88: Von der Freundin gütig

empfangen und gastlich bewirthet, entspann sich bald jene vertrauliche Unterhaltung . . . Brandes, Braunschw. Dom 12: Durch eiserne Haken zerfleischt, verwandelt sich das fliessende Blut in Milch, und in einen glühenden Ofen geworfen, erlischt das Feuer. F. Lewald, Lebensg. II, I, 37: Mit einem glücklichen Gedächtniss begabt, stets im vollem Besitze seiner geistigen Mittel, ... habe ich nie Jemand anmuthiger und geistreicher erzählen hören. Hackl., Kstlr-R. III, 222: Vor der Hausthüre angekommen, öffnete sich diese geräuschlos. Brachv., Beaum. IV, 185: Vor neun Jahren entstanden, bedurfte das Publikum des jetzt erlangten Bewusstseins, um . . . ganz die zersetzende Ironie zu empfinden . . . In dem Pract. Führer durch Paris (Gläser 1855) finden wir begreiflicherweise besonders viele Gallicismen der Art: S. 44: Mit Lettern zu 51 Sprachen versehen, sind *dort* (in der kaiserl. Druckerei) 900 Arbeiter beschäftigt. 62: Für 10,000 Bewohner eingerichtet, ist die augenblickliche Anzahl (der Inval.) derselben nur 6000. 65: Auf dem höchsten Punkte von Paris gelegen, hat man von der Kuppel (des Panthéons) die schönste Aussicht auf Paris und Umgegend. 93: Frei geworden, erhebt sich heute auf diesem Platze eine Fontaine. 102: Ursprünglich für das Vaudeville bestimmt, werden *dort* auch häufig Schauspiele . . . aufgeführt. 109: Nicht zum Ressort der Universität gehörend und weniger für Brodstudien bestimmt, hat sich hier (im Collége de France) die Wissenschaft freier entwickeln können. 113: Während des Tages geöffnet, erlangt man leicht Zutritt zu den Kellern (der Halle au vin). Rau, Web. II, 88: Unter tausend Scherzen in N. angekommen, fand sich in dem Garten . . . der Mittagstisch schon gedeckt. Breier, Söhne d. Gr. B. I, 161: Damit zu Stande gekommen, wurden die mitgebrachten Werkzeuge wieder zu einem Bündel geschnürt —. Brachv., Hog. II, 417: Zurückgekehrt, wurde des ermordeten K. Bekleidung untersucht.

ζ. Hier befinden wir uns schon auf dem Gebiete der absoluten Participien, d. h. solcher, die (wenigstens scheinbar) von jeder Verbindung mit dem übrigen Satze gelöst, selber einen Satz ausmachen wollen. So schon die Beispiele aus Herder unter δ, noch mehr die unter ε; jetzt zählen wir noch besonders solche auf, welche neutral und ohne weitere Verbindung als nur mit dem Neutrum *dies* stehn, gleich dem lateinischen Quibus dictis, Quo facto, Quibus auditis u. s. w., dem französischen Cela fait, Cela dit, Cela prédit u. s. w.: Schillers dreissigj. Kr. IV, 275: Dieses (Geschäft) berichtigt, eilen alle Statt-

halter nach ihren Provinzen. Zschokke, Feldw. II, 206: Dies kaum vollbracht, ward er mit Clementinen in das Gemach des Königs geführt. v. Bülow, Nov. III, 83: Dies gethan, tauchte er wieder auf, IV, 162: Dies g., machte er das Zeichen des Kreuzes. 177: Dies g., rüstete der Seneschall seine Leute aus. Laube, D. Kr. II, 277: Dies abgemacht in seinem Innern, widmete er sich ganz seiner lockenden Begleiterin. Scherr, Sündfl. 158: Dies gewonnen, sann König Gustav darauf .... 197: Dies geschehen, wurde der König in sein Zimmer hinaufgetragen. 290: Dies geschehen, wurden 24 Gefangene von den Zinnen des Thurmes herabgestürzt. — Voss, Luise S. 5: Dieses gesagt, entblösste der redliche Vater den Scheitel. 10: Kaum gesagt, da entflog zu dem binsigen Sumpfe der Knabe. 79: Dieses gesagt, ging schleunig hinaus die verständige Hausfrau.* Zschokke, Creole c. 17: Dies gesagt, zog er seinen Ueberrock aus. v. Bülow, Nov. III, 191: Dies gesprochen, wendete er sich zu den Seinigen. IV, 201: Dies gesagt, machte die Zofe den kleinen Laden zu .... v. Holtei, Lammf. II, 78: Dies gesagt, schickte er sich an, weiter zu lesen. Treust. II, 260: Dies ges., nahm der alte Herr seinen Enkel bei Seite. — J. Grimm, Vorr. z. Wörterb. IX: Dies alles vorausgesandt, kann in die einzeln sich erhebenden Betrachtungen eingeschritten werden. Ders. Kl. Schr. II, 175: Dies vorausgesandt, kann ich an einzelnen Gegenständen ... die Gebräuche .... erklären. F. Lewald, Lebensg. III, II, 195: Dies vorausgeschickt, fahre ich in meiner Erzählung fort. — Dem französischen vu que, attendu que entspricht im präpositionellen Gebrauche: v. Bülow, Nov. IV, 358: Angesehen aber, dass sein Scharfsinn ihr überlegen war, ... so wusste sie sich gar nicht zu rathen. — Aehnlich das gewöhnliche „abgesehen (davon), dass“ —.

η. Selten steht das Partic. Praes. Act. in absolutem Gebrauche: Grosheim, Chronol. 111: (Chladny) das Jus seinem strebenden Geiste nicht genügend, wählte er den mathematischen Theil der Musik zu seinem Studium. J. Grimm, Kl. Schr. I, 400: So musste, Poesie und Geschichte sich auseinander scheidend, die alte Poesie unter das gemeine Volk flüchten. Rau, Web. I, 42: Er glich, — den dicken Kopf aus einer feinen weissen Halsbinde herauswachsend, — einer — Boh-

* Man kann freilich auch diese Beispiele durch „habend“ erklären, so dass sie unter δ fielen. Uebrigens bemerke ich noch bei der Luise von Voss, dass dies Gedicht sonst von allen Gallicismen frei ist.

nenstange. 111: Und wie aus tiefster Seele hervorquellend spielte und sang er —. Riehl, N. Nov. 154: Lustig davonfahrend, wurden die Eindrücke des Abends noch einmal (von den Fahrenden) ausgetauscht.

Ganz vereinzelt scheint zu stehen der Gebrauch des Partic. Praes. Act. mit passivem Sinne: J. Grimm, Kl. Schr. I, 452: Was frommt die günstigste Form, sobald sie nicht anwendend in volles Licht gesetzt wird. Erklärt kann er nur werden, wie so vieles vorhin Aufgezählte, durch ein Umspringen des Sprechenden (Schreibenden) von einer Construction zur andern, also durch die leidige und viel gemissbrauchte Anakoluthie.

ϑ. Auch blosse Adjectiva (u. Subst. s. oben „Erbe", in *β* am Schlusse) stehen mit Ergänzung des ungebräuchlichen Particips „seiend" so, zum Theil als absolute Construction: Zschokke, Creole c. 7: Keiner da des Lebens sicher, rettete sich Jeder hinaus ins Freie. Breier, Söhne d. Gr. B. III, 37: Des Lebens sicher, machte der Eigennutz sich wieder fühlbarer. Laube, D. Kr. IV, 15: Keusch in reiner Menschlichkeit, liebevoll ohne sinnliche Liebe, erschien ihr warmes Wohlwollen auch nur wohlthuend. F. Lewald, Lebensg. II, II, 141: — und eingedenk der furchtbaren Zerstörung, welche früher die Stadt durch solchen Brand erlitten hatte, erregte dieser Feuerruf ein Entsetzen unter den Einwohnern. III, 1, 235: Eng, wie die Stuben und die Gastlichkeit es waren, . . ., war er doch sichtlich erfreut —. Stahr, Weim. I, 144: Gewerbthätiger als Weimar, sind die Häuser im Ganzen besser gehalten. Brachv. Hog. II, 413: Jünger als Chatam, von leichtem Hochlandsblute, waren seine Begriffe von Recht und Gesetz . . . schwach . . . .

l. Gebrauch des Infinitivs.

a. **Der blosse Infinitiv** wird zuweilen in französischer Weise angewendet: erstlich in der Nachahmung der Phrase J'avais beau contredire, il a beau crier und dgl. (S. 154); sodann in dem Ausdrucke gelten machen (faire valoir) statt geltend m. Goethe, Wilh. M. I, 11: Er hatte sein übriges Vermögen auf alle Weise gelten gemacht.

(Eine Art Accusativus cum Infinitivo, dem Latein. und Französ. zugleich nachgeahmt, doch mit *zu*, zeigt: Wieland, Idr. III, Str. 112: Der erste Blick . . . erkannte dies Zimmer das zu sein . . . v. Bülow, Nov. II, 562: — bis derselbe einen edlen Herrn auf der Reise begriffen zu sein wusste.)

β Der Infin. mit „*zu*" steht erstlich wie le premier à se soumettre, bei Goethe, Clav. I, 1, bei Brachv., Haml. III, 330 (s. S. 149); auch bei v. Baudissin, Mol. IV, 504: Ein Spitzbube, der der Erste sein sollte, Alles zu verschweigen.

Bei einigen Verbis hat das überflüssige „*zu*" vor dem folgenden Infin. wohl französischen Ursprung (aider à travailer, apprendre à parler, etc.): Susemihl, Gefl. I, 130: Ich will Euch helfen, die Enten zu schiessen. v. Baudissin, Mol. III, 283: hilf mir sie zu hassen. IV, 96: Und hilfst du mir ihn braun u. blau zu hauen —. Hackl., Zur R. s. IV, 8: Er soll ihm helfen die Lampen aufzuhängen. — Goethe, Tasso II, 1: O lehre mich das Mögliche zu thun. v. Baudissin, Mol., IV, 133: der lehrt uns fromm u. ehrbar zu leben. 155: Man wird dich lehren, Bursch, auf unsre Kosten zu lachen. (Aehnlich: M. Ring, E. verl. G. IV, 95: Sie gefiel sich diese Parallele zu verfolgen; — gewöhnlich mit dem Zusatz: gef. s. darin.)

Beim *Substantivum* (Il est homme à faire cela): Goethe, Götz IV (Rathh.): Er ist Mann, es zu halten. (Gewöhnlich: Mannes genug oder: der Mann dazu —) Clav. IV (Clav.): Ich kenne Dich, dass Du Mann bist es auszuführen. Hackl., Kstlr R. II, 111: Ist er der Mann, sich überreden zu lassen? (NB mit dem best. Art.)

Hypothetisch (à vous entendre) steht der Infin. mit *zu* bei Goethe, Stella I (Postill.): Man war ein ganz andrer Mensch, nur um zuzusehn, wie sie sich liebten (wenn man —).

C'est-à-dire: das ist zu sagen, bei Lessing, Nathan IV, 2; s. S. 163.

m. Gebrauch der Adverbia.

Hier ist zunächst die ungewöhnliche Wiedergabe von plus — plus (gewöhnlich: je mehr — desto mehr) zu erwähnen: Goethe, Wahlv. 119: — um so schneller dies in ihr vorging, um desto mehr schmeichelte sie äusserlich Eduards Wünschen.

Manches ist aber über die Negationen zu sagen, doch gestehe ich besonders hier nicht sicher zu sein über die Grenzen französischer Nachahmung u. originaler Eigenheit.

α. Verdoppelung der Negationen (nul — ne, aucun — ne, personne — ne, jamais ne, ni — ni — ne): *Kein* — *nicht* ist sehr alt. So auch Wieland, Gand. 210: Keiner Gefahr nicht auszuweichen. Ramler,

Tod Jesu: Kein Kreuz nicht achten, keine Noth noch Plagen. Lessing, Nath. V, 6: Wenn Deinem Herzen sonst nur kein Verlust nicht droht. (Aehnlich W. Heinse, Brief V, 253: So wenig wie die Ihrigen, wusste keiner von allen Gelehrten etwas von der .... Geschichte.) Schlegel, Shaksp. Was ihr w. 178: — auch wird mir keine darüber herrschen, ausser ich alleine. — Hes., Ksr Jos. I, 164: Der Zweck (? Grund) dieser Zuneigung lag nicht weder in der Schönheit noch in der Feinheit des Fräuleins. — Schiller, Abf. d. N. III, 219: Nirgends aber sieht man weder gegen die Irrlehrer selbst, noch gegen ihre Schüler Strafen geübt. — Ders., 30 j. Kr. II, 3, 245: — die schrecklichsten Schilderungen, welche zu widerlegen weder die Versicherung des Königs, noch die Beispiele der Menschlichkeit u. Duldung nie ganz vermögend gewesen sind.

β. So auch *ohne nicht*, *ohne kein* u. s. w. (sans nul —, sans aucun —): v. Bülow, Nov. II, 360: Auf diese Weise verlebte ich länger als einen Monat, ohne dass in keiner Nacht weder meine Führer mich abzuholen, noch ich meine Geliebte zu besuchen versäumte. Rodenb., Paris 286: Diese Leute tanzen, ohne weder die Ballsprünge des Mabille hier anzubringen, noch in die pedestrischen Extravaganzen der Closeries zu verfallen. Breier, Söhne d. Gr. B. II, 125: Und doch konnte er sich nicht dazu entschliessen, ohne nicht dem Bruder Thomas in Etwas beigestanden zu haben. Hes., Diem. III, 134: Selten trennte sich eine solche Reisegesellschaft, ohne nicht eine Art von Freundschaftsbündniss geschlossen zu haben. Ehlert, Röm. T. 46: — so dass es fast unmöglich ist, diese Gestalt zu sehen, ohne nicht selbst zu bacchantischem Tanz fortgerissen zu werden. Hes. Ksr Jos. I, 165: — ohne dass nicht Graf P. augenblicklich hinter ihr her gewesen wäre. Gregor., Fig. 202: Man kann sich in keine noch so stille Einsiedelei flüchten, ohne dass nicht der ernste Geist classischer Vergangenheit vor die Seele träte. — Ferner *dass nicht*, entsprechend dem fr. que — ne nach voraufgegangener Negation: Goethe, Wilh. M. 7: Ich konnte nie die Worte aussprechen, dass mir nicht die Thränen in die Augen kamen (st. ohne dass mir .... kamen). v. Lüdem., Alf. Pazzi II, 2: Niemand waget einen Schritt, dass ich ihn nicht zuvor gethan. V, 1: Ich küss' euch nie, dass euer Schicksal mich nicht heisse Thränen kostet. ibid. Mer. III, 2: Ich denke Deiner nie, dass nicht die Thräne mir ins Auge strömt. ibid. Agam. III, 2: Wie kannst Du nur in diesen Mauern weilen, gefärbt von Deiner Brüder Blut, dass nicht das Deine heiss durch jede

Ader tobte? El. Schlegel, Dido 81: Ich schwöre Dir, Achat, der Tag soll nicht verfliessen, dass nicht mein Auge schon, von tausend Gram befreit, das Ufer weichen sieht, das mir nur Unglück dräut. — Fr. Förster, Elba 570: Die Fürsten gestanden sich, dass es nahe daran war (= nicht viel fehlte), dass nicht in dem eignen Lager die Flamme des Krieges ausgebrochen wäre.

Bei Zeitrechnungen in die Vergangenheit hinein (im gemeinen Leben beliebt): Carl August an Goethe II, 247: Es ist lange her, dass ich letzteres Stück nicht gelesen habe. — Dagegen auch wieder mit tadelnswerther Auslassung der Negation: v. Lüdem., Alf. Timol. IV, 3: Nicht verschwinden wird dieser Tag, — dass ich Euch vom Bessern überführt.

γ. Ebenso nach *bis, bevor, ehe* (avant que — ne): v. Lüdem., Alf. Rosm. III, 1: Eher steh' ich hier nicht auf vor Deinen Füssen, bis du mir nicht.... III, 3: Bis der Himmel uns nicht klar gemacht, wer den Andern.... Breier, Söhne d. Gr. B. IV, 213: Ich werde keine Ruhe bekommen, bis ich dies Land nicht 500 Meilen hinter mir im Rücken habe. v. Holtei, E. Schneid. I, 241: Bis ich nicht Alles weiss, will ich keinen Stich machen. v. Baudissin, Mol. II, 8: Bis Valere sich nicht aufhängt, hat er nicht Rast noch Ruh. Ranke, D. Gesch. im Z. d. R. IV, 538: Sie gelobten einander, sich nicht zu unterwerfen, bis nicht der unterste Stein zu oberst gekommen wäre. Brachv., Haml. III, 231: Dass wir weder von Frieden noch von Anerkennung ihrer Gewalt wissen wollen, bis sie nicht den heiligen Schatten der Gemordeten versöhnt.... hat. — v. Holtei, Lammf. III, 90: Jetzund schreib' ich Dir nicht wieder, Christel, bis dass sich nicht etwas bei mir geändert hat. — Mendelssohn-Bartholdy Br. II, 18: Ich erklärte, bis das Personal und ich keine Satisfaction hätten, dirigirte ich die Oper nicht wieder. Lessing, Nath. V, 6: Steh auf! — Eh' er mir nicht verspricht —. Gregor., Fig. 8: Wir finden keine Ruhe, ehe wir nicht zur Wohnung Napoleons hinaufgestiegen sind. 12: Solche Menschen können zu herrschen nicht aufhören, ehe sie nicht im Kampfe erliegen. Mendelss. B., Reisebr. I, 291: Ich wollte mich niemals (in effigie) aufhängen lassen, ehe ich nicht ein grosser Mann geworden sei. O. Ribbeck (Schweiz. Mus. 1861, S. 141:) Ehe es nicht gelungen ist, feste objective Massstabe aufzufinden. Gräf. Hahn, 2 Schw. I, 153: Ehe dies Bild... nicht abgeliefert ist, verlasse ich Paris nicht. Hes., Fr. Schatz R. II, 147: Sie hatte es vergessen —, ehe nicht (! wenn

nicht) Maria sie aufmerksam darauf gemacht. Storch, Haidesch. I, 231: Ehe ich ihn nicht gestillt, diesen Rachedurst, schmeckt mir nicht Speise noch Trank. Habicht, Stadtschr. III, 154: Eh' wird's nicht gut, eh' wir nicht den Uebermuth dieser Herren brechen. Gutzkow, Well.: Ich kann nicht eher fort, ehe ich diese Scharte nicht ausgewetzt habe. Prutz, Mor. II, 1: Doch möchte man zu keinem Schluss mich drängen, eh nicht die eigne Ueberzeugung reif. Brachv., Hog. II, 168: Eh' wir nicht wissen, was das Jägervolk eigentlich vor hat, dürfen wir keinesfalls beginnen. 333: Eh' er nicht diese eichene Pforte durchdrang, eher hat er keine Gewalt über dieses Hauses Bewohner. N. Nov. I, 158: Ehe nicht das Werk gelungen ist, darf mein Name nicht —. Beaum. II, 88: Er dürfe unter keiner Bedingung nach Paris gehen, ehe ihm durch Monseigneur nicht Aufklärung geworden. v. Holtei, Lammf. IV, 87: Und eh' ich nicht gerufen werde, eher komm ich nicht. V, 103: Eh nicht die Tyrannei von der Erde vertilgt ist, — find' ich nicht Ruhe. 174: Ich sollte nicht ins Grab steigen, ehe ich nicht auf der Eisenbahn gesessen habe. I, 137: Und ehe unser Junge nicht da ist, wollen wir nicht zanken, ob er —. 231: An Knien u. Handküssen denk' ich gar nicht, eh' ich nicht klein kriege, woran ich bin. Schneid. III, 204: — welche eine Schneiderrechnung selten bezahlen, ehe nicht der Gerichtsdiener sie dazu zwingt. Treust. III, 341: H.'s Eltern durften nicht in der Nähe der jungen Frau leben, ehe diese sich nicht völlig sicher auf ihrem Platze bewegte. Hackl., Kstlr R. V, 145: Ehe ich diesen (Schluss der Novelle) nicht heraussprudle, wird es mir unmöglich sein —. F. Lewald, Lebensg. II, II, 207: — dass es Thorheit .... sei, sich dem Leide zu überantworten, ehe man nicht Alles versucht hätte, sich davon zu befreien. I, I, 129: Ich bekam niemals ein neues Buch, ehe ich das alte nicht mehrfach durchgelesen hatte. Duttenh., Tasso IV, 68: Doch ehe wir den unterdrückten Thoren nicht Freiheit, wie der Heerde sein, geschafft —. H. Grimm, Alf. Mirra, 8: Nun beschloss er, sein Haus nicht zu verlassen, ehe es nicht anders mit ihm geworden sei. Immerm., Münchh. IV, 159: — ehe das nicht (vom Herzen) herunter ist, — kein Gedanke an Erlösung. Galen, Betty's R. III, 186: Ehe er mir nicht seinen Rath versprochen hat, werde ich keinen Schritt weiter thun. v. Lüdem., Alf. Phil. II, A. II, 2: Ich wollte ihm, *bevor* sich *nicht* in mir der erste Sturm des Zorns gebrochen, nicht den neuen Hochverrath vor Augen halten. Pazzi III, 1: — ich wagte nicht, bevor Du selbst nicht heimgekehrt, ihm unsres

Bunds erhabnen Plan zu zeigen. Müllner, Yng. I, 5: Bevor's nicht hell getagt, kommt nichts, was nicht in Meilenstiefeln geht. II, 8: So lass den starken Leun, den kühnen Aar .... nicht fallen unter so gemeinem Feind, bevor er nicht gefallen in dem Sinn der Bessern, deren Lust und Stolz er war. M. Ring, E. verl. G. II, 138: Trotzdem muss ich noch immer Anstand nehmen ...., bevor ich nicht den Inhalt der Documente kenne. IV, 178: Weil ich meiner Sache nicht gewiss war, bevor ich nicht Beweise .... hatte. V, 170: — keine geeigneten Schritte, bevor er nicht die Fürstin selbst gesprochen hatte. (Dagegen III, 51: Weil ich keinen andern Menschen begegnen wollte, bevor ich Euch gesprochen.) Galen, T. d. Dipl. I, 258: Ich zweifle an Allem, bevor ich mich nicht gründlich überzeugt habe. Mundt, Mir. III, 153: Da er Niemand sehn wollte, bevor er nicht eine Nachricht aus Charlottenburg empfangen hatte.

δ. Nach *nicht zweifeln* u. *nicht leugnen:** Lessing, Nath. I, 1: Wer zweifelt, Nathan, dass Ihr nicht die Ehrlichkeit, die Grossmuth selber seid? v. Lüdem., Don G. III, 1: Auch zweifelte ich nicht, dass ... nicht Beide wetteifernd in der Reue zu mir eilten. Becker, Dichtk. 309: Wer zweifelt, dass die Mythen von Rübezahl etc. nicht ein ebenso poetisches Interesse gehabt haben wie die vom Tantalus etc. — Storch, Haid. I, 70: Nun leugne mir Keiner, dass Sally nicht ein guter Lootse ist! — Hackl., Kstlr. R. IV, 107: Leugne noch, dass du nicht Juanita bist!

ε. Nach *fürchten, sich in Acht nehmen:* El. Schlegel, Dido 79: — ich fürcht', Achat, dass meine Schwäche nicht .... aus jeder Sylbe spricht. El. 475: Theils fürcht' ich, dass Dich nicht die Freude ganz besiegt. Goethe, Ged. Brautnacht: Amor ... bebt, dass nicht die List .... des Brautbetts Frieden untergräbt. v. Baudissin, Mol. IV, 543: Ihr müsst euch in Acht nehmen, Euch nicht zu rühren. (Anders ibid. III, 21: Wir sind in der Besorgniss, dass unsre Gefühle nicht mit Eurer Wahl übereinstimmen werden.)

ζ. Hieran schliessen sich unmittelbar die Verba *hindern, verhindern, wehren, abhalten, hüten, verbieten:* El. Schlegel, Dido 83: Doch hindre, wenn er jaget, dass er sich nicht zu weit in fremde Wälder waget.

---

* Die Frageform steht in dieser Beziehung bekanntlich der Negation gleich. Dennoch ist als hart u. zweideutig zu bezeichnen: Hes., Franz. Hofg. 62: Wer hätte es bestreiten wollen, dass dies Paar nicht für einander geschaffen sei? (es war f. e. g.)

Herm. 336: Was hindert, dass nicht Rom mit Euch die Rechte theilet? Schiller, Tur. I, 1: 'Kaum wehrt' ich seiner wüthenden Verzweiflung, dass er den Dolch nicht auf sein Leben zuckte. Dram. Entw. 121: Was hindert den König, dass er den Ethelwold nicht gleich seiner Rache aufopfert? Fiesko III, 13: Wir konnten sie nicht mehr zurückhalten, dass sie nicht nachsprang. Iphig. V, 5: Wird das hindern können, dass man sie nicht schlachtet? Tell III, 1: Verhüt' es Gott, dass ich nicht Hülfe brauche. Abf. d. N. Beil. II, 420: Es kam bloss darauf an, zu verhindern, dass nicht einzelne von den reichern Bürgern die Vorräthe aufkauften. ibid. 420: Um zu verhindern, dass Einzelne nicht die ganze Ladung aufkaufen möchten. 30j. Kr., I, 2, 215: Pappenheim hatte nicht verhindern können, dass die Schweden nicht mehrmalen die Elbe passirten. 3, 291: Doch konnte er nicht verhindern, dass ihm die Kaiserlichen nicht Abbruch thäten. 327: Die Sorgfalt des N. Magistrats konnte nicht verh., dass nicht ein grosser Theil der Pferde .... umfiel. 4, 379: — konnte es doch nicht verhindern, dass der Feind nicht an der schwäbischen Grenze festen Fuss gewann. Send. M. 411: Diese barbarische Behandlung hinderte aber nicht, dass sie sich nicht immer stärker ausbreiteten. Vieill. 277: Er hoffte ihn zu hindern, dass er nicht zu Wort kommen sollte. Paras. I, 2: Ich stehe nicht dafür, dass mich der arme Teufel nicht dauert. Lyk. u. Sol. 477: Dies hinderte nicht, dass er im Treffen nicht wie ein Löwe kämpfte. Goethe, Egm. IV: — jetzt wehr' ich mir kaum, dass nicht das Für u. Wider mir aufs Neue durch die Seele schwankt. Wahlv. 128: Sie konnte sich nicht erwehren, dass er nicht ihren Schuh küsste. 155: — um zu verhindern, dass nicht auch der Name Ottiliens am Giebelfelde glänzte. 333: Wir müssen uns hüten, dass wir nicht noch mehr Uebles stiften. Tieck. Accor. I, 130: Um zu verhindern, dass nicht irgend ein Vornehmer in den traurigen Handel verwickelt werde. Andrews v. Fielding I, 236: — zu verhindern, dass das Gesetz seine Rechtskraft nicht erlangte. v. Lüdem., Alf. Mer. I, 2: Wie war's zu hindern, dass er nicht in diese Burg ihm folgte? Saul I, 4: So hindern wir zugleich, dass Niemand sonst ihm boshaft deine Rückkehr hinterbringt. Brut. A. IV, 2: Zu hindern, dass sich Niemand diese Nacht bewegt. Brut. J. III, 2: — wenn du ... verwehrtest, dass kein Cäsar, kein zweiter Sylla mehr in Rom erschien. IV, 2: Es hindert nicht, dass Brutus nicht der Todfeind des Tyrannen sei. Freytag. Handschr. III, 163: Haben Sie die Güte, zu verh., dass der Lakai

nicht zusieht. Brachv., Beaum. IV, 115: vermochte den Rasenden abzuhalten, dass er dem Könige nicht das Commando der Nobelgarde vor die Füsse warf. v. Baudissin, Mol. III, 331: — um Euch zu verhindern, das ihr Euch nicht vollends zu Grunde richtet. 355: Dies hindert nicht, dass man nicht bei Allem . . . Rücksicht und Höflichkeit für Andre behalten könnte. Duttenh., Tasso X, 46: Nicht Kriegsvolk hemmt ihn, nicht der Mauern Dicke, dass er nicht auf den Thron sich niedersetzt. II, 24: Sie wird verhüten, dass ungläub'ge Hand nicht Schimpf und Schmach dem heilgen Bild erweise. Ranke, D. Gesch. 538: — so konnte er doch nicht verhindern, dass nicht noch Hülfe . . . hineingekommen wäre. Livingst., Erf. R. 154: Das Vorangehn des Anführers allein kann verhüten, dass nicht die ganze Karawane plötzlich stille steht. Zschokke, Lebensg. Umr. I, 31: Oberst D., welcher verhindern wollte, dass die Landstrasse nicht rückwärts von den Landleuten besetzt würde. Fr. Förster, Elba 898: So ward durch Erlon's Hin- und Hermarschiren verhindert, dass weder Blücher noch Wellington eine vollständige Niederlage erlitten. 1079: Die Haupt-Aufgabe war, den Feind zu verhindern, weder in die Stadt einzudringen, noch . . . den Uebergang zu erzwingen. 1201: Sie wurde nur mit Mühe zurückgehalten, sich nicht in das Meer zu stürzen. H. v. Kleist, Guisc. 258: — doch dies hindert nicht, dass er nicht stets nach jener Kaiserzinne . . . . hinüberschaut. — Schiller, dreissigj. Kr. II, 4, 424: Einsmals liess er verbieten, dass in der ganzen Armee keine andre als rothe Feldbinden getragen werden sollten.

η. Dessgleichen noch: *es kann nicht fehlen*, ferner: *es fehlt wenig*, *es fehlt nicht viel* (ὀλίγου δεῖ τοῦ μὴ . . . ., non multum abfuit quin . . . ., il s'en faut peu que . . . . ne . . .). Wieland, Idr. V, Str. 40: Es mangelt ihnen nichts, um Grazien zu sein, als dass sie nicht (?) ein wenig nackter wären (scheint fast Druckfehler statt: noch, zu sein). Goethe, Wahlv. 335: Es konnte niemals fehlen, dass der Lord nicht seine Gründe dagegen abermals wiederholte. Schiller, Abf. d. N. II, 140: Es k. nicht f., dass sie auf den verschiedenen Wegen nicht zuweilen aufeinander stiessen. IV, 301: Es hatte wenig gef., dass sie sich nicht den Hugenotten auslieferten. 441: Wenig fehlte, dass der andre und grössere Brander nicht ein ähnliches Schicksal gehabt hätte. dreissigj. Kr. II, 3, 278: Wenig fehlte, dass die Wälle von Ingolstadt nicht das Ziel seiner Thaten wurden. 300:

Wenig f., dass er selbst die Verbindung mit dem französischen Heere nicht zerrissen hätte (NB. Stellung!). II, 4, 376: Wenig f., dass man ihm nicht das Erzstift Mainz zur Belohnung anbot. 423: Wenig f., dass Herzog Bernhard nicht ein ähnliches Schicksal erfahren hätte. 492: Auch fehlte wenig, dass ihre Gesandten nicht im ersten Zorn den Congress verliessen. Geisters. 221: So konnte es nicht fehlen, dass er nicht in kurzer Zeit die Schwachköpfe auf seiner Seite hatte. W. v. Humboldt an Sch., S. 355: Es kann nicht fehlen, dass nicht dieser Weg sollte auch bald wieder betreten werden. v. Bülow, Nov. II, 95: Es fehlte wenig, dass er nicht in Ohnmacht gesunken wäre. Andrews, von Fielding I, 127: Es fehlte kaum ein Haar, dass er uns nicht umwarf.

ϑ. Wie die Franzosen im abhängigen Satze nach dem Comparativ ein einfaches ne hinter que setzen, so auch manche Deutsche: Goethe, Clav. III (Guilb.): Wir schweben in einer grösseren Gefahr, als ihr alle nicht sehet. Schiller, D. Carl. I, 1: des Uebels mehr . . . ., als Gift und Dolch in Mörderhand nicht konnten. ib. . . . fürstlicher, als er noch keine gute That bezahlte. Piccol. III, 1: Das Werk in diesen nächsten Tagen weiter fördern, als es in Jahren nicht gedieh. Unr. in Fr. XI, 87: . . . . nachdrücklicher, als offene Gewalt es nimmermehr gekonnt hätten. Bürde, Uebs. v. Miltons V. P. XI, S. 230: — Purpur, glühender als Meliböa und Tyrus ihn nicht lieferte. Zschokke, Pascha v. B.: Binnen wenigen Stunden war ich vertrauter gegen ihn geworden, als ich es vorher . . . . in Jahren nicht werden konnte. Prinzss. v. W.: Ein himmlischeres Loos, als ihr im kaiserlichen Palast nie zu Theil werden konnte. Frese, Uebs. v. Lewes L. Goethe's I, 70: Er hatte eine grössere Heiterkeit gewonnen, als er lange nicht gekannt. — Goethe, an Carl Aug. I, 18: — wo ich hoffe, dass uns die Dialogen in freier Luft besser als noch nie bekommen sollen. — W. Heinse, Br. V, 120: Cramer und Frenzel werden auch aus einer gewöhnlichen Geige gewaltigere und entzückendere Melodien ziehn, als kein andrer bloss guter Spieler aus der besten Cremoneser. — Weisse, Ed. III, A. III, 2: Du bist weit redlicher, als ich es kaum vermeint.

ι. Das französische ne — que (nur erst,) wird nachgeahmt: *nicht* — *als:* Goethe, Egm.. Anfang: Er liess sich nicht sehen als in Prunk und königlichem Staate. Carl August an G. II, 34: Ligne

und Clary's kommen nicht als nach der Hälfte Juli. Susemihl, Gefl. I, 136: — so grossen Hunger, dass er während der ganzen Mahlzeit nicht sprach, als um seinen Gast aufzufordern . . . Andrews, von Fielding I, 266: Dies erfuhr ich freilich nicht als erst hernach (nicht eher als —). Grenzboten 1867 No. 7, S. 301: Der Bann, den sie nicht abschütteln können als mit dem Aufgeben ihres Glaubens. — v. Baudissin, Mol. IV, 374: Und Ihr versprecht mir, dass der schnöde Wicht nicht sterben darf als nur durch diese Hand? v. Lüdem., Alf. Rosm. IV, 2: Du willst mit mir nicht kämpfen, wie? als mit der Zunge nur? — Schiller, Phädra I, 4: Dies Unglück ist kein Geheimniss mehr, als Dir allein. v. Holtei, Schneid. II, 269: — mit der Versicherung, dass Emma keine Besuche, als in Gegenwart ihrer Mutter empfange. v. Baudissin, Mol. IV, 93: Ihr hattet keinen Durst, als wenn sie trank. Hebbel, Nibel., Vorsp. 6: Auch trink' ich keinen Wein als aus dem Horn, das ich dem Auerstier erst nehmen muss. Rau, Web. I, 277: Sie hat keine Kraft als die des Spottes. — El. Schlegel, Troj. 253: Kein Sieg ward' ohne mich erfochten, und nie ein Lorbeerkranz, als für mein Haupt geflochten. Schiller, Jgfr. I, 5: Erwarte nichts mehr als von Deinem Schwert. Zschokke, Verkl. II, 48: Sie ist nichts mehr als durch Dich (lebt nur in Dir). — Goethe, Wilh. M. I, 7: Doch schwur ich, mich nie als mit der grössten Ueberlegung an die Vorstellung eines Stückes zu wagen. Hackl., Kstlr.-R. V, 57: — dass er nie in ihre Nähe kam, als mit dem glühenden Wunsche . . . . v. Lüdem., Alf. Polyn. II, 6: der König schwor, er werde nie, als auf dem Throne sterben. J. Burow, E. Lebenstr. III, 28: Nie habe ich dies Gefühl gekannt, als in seinen zerstörenden Wirkungen bei Andern.

Merkwürdig sind noch Sätze wie diese: Schiller, dreissigj. Kr. II, 4, 421: (es) wurde eine längere Berathung gehalten, ob man ihn wirklich ermorden, oder sich nicht lieber (ob man sich n. l.) begnügen sollte, ihn gefangen zu nehmen. — Jungfr., Prol. 2: Du stössest ihn verschlossen, kalt, zurück, *noch* sonst ein andrer von den Hirten allen mag Dir ein gütig Lächeln abgewinnen (ni aucun autre, auch sonst kein andrer . . .).

Nur nicht statt *nicht einmal* (ne . . . pas seulement): Wieland, Idr. XII, 193: Doch jener schaut nur nicht, was dieser Gruss bedeute. Dafür v. Bülow, Nov. III, 510: Er erfuhr sogar nicht

(même ne pas), was Adelaïde eigentlich bewog —. — *Nur nicht gar* = *beinahe:* Schiller, Phädra III, 1: Wie grausam höhnend er Dich nur nicht gar ihm liess zu Füssen fallen. Wieland, Idr. V, Str. 73: Das Colorit der jungen Schönen, ... es brannte nur nicht gar.

n. Gebrauch der Präpositionen.

Als bemerkenswerthe Nachahmungen des Französischen in Vertauschung von Präpositionen erschienen:

Auf dies (sur cela), statt hierauf, nach diesem: Schiller, Unr. in Fr. XI, 234: Auf dieses wurde der Krieg beschlossen. Vieill. 253: Auf dieses waren sie genöthigt, das Dorf zu verlassen. — Kotzebue, Verl. K. XX, 52: Legt mir den Knaben auf den Arm, dass ich ihn segne (st. in die Arme).

Bei sich (chez —) zur Bezeichnung der Wohnung: Goethe, Egm. IV (Silra): Die andern bleiben bei sich, und vor ihrer Thüre siehts aus, als wenn ein Kranker im Hause wäre.

Durch, distributiv wie par: Andrews, von Fielding I, 69: Gegenwärtige Geschichte, in der zich die Scene durch kleine Stufen allmählich erweitert.

Für bei Liebe und Hass, statt *zu:* Hes., Ksr. Jos. III, I, 41: — des Grafen, der eine merkwürdige Zuneigung . . . für ihn gefasst hatte. v. Lüdem., Alf Don G. II, 3: Und zeig' das Unrecht seines Hasses für die eignen Brüder ihm. Trauer, statt *über* oder *um:* Goethe, Stella I (Postm.): Sie sind in Trauer? — Für meinen, den ich vor drei Monaten verlor. — Zur Bezeichnung des Bestimmungsortes, statt *nach:* Hes., Krumm. II, I, 69: Die Präsidentin hatte eben geklingelt, um ihren Brief für Paris nach der Post zu schicken (nach P. auf die P.). Zschokke, Verkl. II, 115: Es ist kein Schiff für Triest in Rimini.

In diesen Umständen statt *unter:* Goethe, Götz II, vorl. Sc.: Die Einsamkeit ist in diesen Umständen gefährlich. — Einfluss in Etwas statt auf, s. S. 146. In statt an, bei Personen: Zschokke, Freih. 6: Wohl kannte er in dem reizenden Geschöpf jene wandelbaren Launen . . . In das Vertrauen des Vaters kommen, ibid., Kl. Urs. Vgl. S

158. — In *den* Merkur, in *den* Musentempel drucken lassen, in *das* Journal Recensionen machen. Heinse, Br. 32; 34; S. 282. — Schöpfen, holen, nehmen in . . ., statt aus (puiser dans. . . . .): J. Grimm, Kl. Schr. I, 246: — ungefähr wie die Kriegskunst in Mathematik etc., die Politik in Philosophie und Geschichte schöpfen. 369: In Blumenwölbung sammelt die methtrinkende Biene ihren Honigseim. Fr. Förster, Elba 750: Er versicherte in der Stimmung des Herrschers hinreichende Hoffnung für die Freiheit geschöpft zu haben. Goethe, Götz, III (Saal): Holt sie draussen im Schrank. Schiller, Räub. V, 1: Gebt mir erst die Schlüssel, ich will drunten holen im Schrank. Wallenst. T. V, 9: In ihrer, nicht in fremder Brust muss sie Kraft schöpfen, diesen Schlag zu überstehen. v. Baudissin, Mol. IV, 9: Ein Knauser, der Euch verwehrt, in seinem Koffer, wie Ihr's wünscht, zu schöpfen.

Mit Jemand sein statt *bei*, in seiner Gesellschaft, (être avec qn.): Charl. v. Schiller, I, 333: Bester Vater, möchten Sie mit uns sein. (Der geistliche Segen „Der Herr sei mit Euch“ kommt aus dem lateinischen: Dominus vobiscum!). Goethe, Wahlv. 145: Die Nothwendigkeit, mit Ottilien zu sein . . . Wilh. M. I, 16: Es war leicht. . . ., in Hoffnung . . . ., ewig mit Dir zu sein. Hackl., Kstlr.-R. III, 318: — wo er sich gefreut, mit diesem wunderbaren Wesen ein paar Stunden sein zu können . . . . v. Lüdem., Alf. Phil. II, A. II, 19: Vielmehr, Du bleibst mit uns. Zschokke, Verkl. II, 18: Aber bleiben Sie mit uns (begleiten Sie uns auf der Reise). — v. Lüdem., Alf. Mirra I, 4: Mit Dir (wenn Du da bist) vermag ich, Theure, doch zu weinen. — Mit einem adverbiellen Zusatze (être mal avec qn., être dur avec qn.), statt *gegen:* v. Bülow, Nov. II, 29: Behandeln Sie mich ein wenig sanfter; sein Sie liebevoller mit mir. Iffland, Jäg. II, 5: Du bist etwas rauh mit ihr gewesen. Hes., Leb. d. T. I, 94: Die Altmutter war sehr freundlich und herzlich mit ihr. — Mit diesem (avec cela), d. h. zugleich damit, bei diesen Worten: Goethe, Wilh. M. I, 2: Und mit diesem erbat er sich die Schlüssel . . . .

Ueber: Hierüber statt deshalb: Heinse, Br. V, 320: Ich will ihn hierüber nicht rechtfertigen. In dem Sinne des Uebertreffens (au-dessus de —): Schiller, Räub. I, 1: Ich kenne nichts über dem, was er wirklich erreicht hat. — (Erobern über Jemanden, s. S. 149.) — Ebenso

Unter der Wahrheit, (au-dessous de —), s. S. 169.

Von: Schlacht von: Fr. Förster, Elba 791: — weil der grösste Theil der sächsischen Armee in der Schlacht von Leipzig zu uns übertrat. — Zufrieden von: Goethe an Carl August I, 72: Ich bin über alle Massen von meiner Reise zufrieden. — Verliebt von: Hes., Diem. II, 74: — wie verliebt sein junger Vetter von der Madame Pia war. 80: M. Pia, von welcher er nach wie vor aufs heftigste verl. war. 114: stellten sich, als wären sie verliebt von ihr. 144: all' den Herren, die von der Maxel verl. waren. — *Sicher von:* Goethe, Geschw. (Fabr.): Von dem Herzen des Bruders bin ich sicher. — Von Nahem (de près): Goethe, Wilh. M. Buch VI, 162: Auch war sie die Einzige, die diese Begebenheiten von Nahem ansah. (199: Und doch, wenn man uns bei Nahem betrachtete —). — Von ihrer Seite statt ihrerseits: Goethe, Wahlv. 310: Charlotte von ihrer Seite befindet sich munter und wohl.

Vor, d. h. im Vergleich, devant qch., auprès de qch. (au près de qch.): Goethe, Stella IV (St.): Und das alles, Fernando, ohne Dich? was war mir's vor Deiner Liebe?

Zu, französisch à: bei Angabe des Verhältnisses zwischen Personen (il est cousin à moi): Iffland, Jäg. II, 2: Ich bin Pathe zu ihr. — Unklar ist: Schiller, Vieill. 288: (da) riefen Offiziere zum grossen Gelächter: Nur fort vor Thionville, wo wir Alle sterben wollen.

o. Gebrauch der Conjunctionen.

Hier ist nur Weniges über Vertauschungen zu bemerken:

α. *wenn nicht* (si non) statt als: Zschokke, Addr. c. 29: Wer hat im Ebenbild Gottes die Menschenseele erdrosselt, wenn nicht die verruchte Politik der Gewaltherren?

β. *wann* st. *als* (lorsque umfasst Beides): Schiller, 30j. Kr. Buch V, 470: In seiner ganzen Feldherrn-Grösse stand er da, als die Armee über den Weichling murrte (offenbar nicht von einem einzelnen Falle gemeint).

γ. *wenn — so*, zur Bezeichung des Gleichstellung, (wie Rac. Ath. I, 1: Wenn Joad —), statt *wie*, *so:* v. Bülow, Nov. II, 325: Ich

halte dafür, dass, wenn ihr für Cäcilien entflammt seid, Cäc. mindestens (?) für euch glüht.

p. Ellipsen.

Dies ist ein weitläufiges Capital, über welches jedoch schon im Vorigen manches Einzelne an andrer Stelle gesagt ist; so S. 142 bei „(es) abgewinnen" (den Sieg), 144 bei „aussetzen" (einer Gefahr), 145 bei „bis auf" (st. Alles sogar bis auf), 146 bei „brennen" (vor Begierde), „durchsetzen" (seine Meinung), 147 bei „endigen" (sein Werk), 148: „entwaffnen" (sich oder sein Heer), 151 „geben" in die Romantik (nämlich sich), 158 „kosten" (nämlich viel Ueberwindung), 163: „desto schlimmer!" (wäre es, oder ist es), 165 „sein von einer Gesellschaft" etc. (Mitglied, Theilnehmer), 173 „Was wollen sie?" (von mir verlangen). Dazu kann man aus dem zweiten Haupt-Abschitte fügen: I, d (rue Richelien ohne de); III, 1, a, δ („in Stille" etc.); III, 1, b, α („bist Kind"); III, 3 („in 1764"); 4, a, β („Einem sprechen, reden" etc. „ich liebe zu thun," ohne „es"); 4, c, β („auf was man fragt"), c, γ. („ich, der kenne"), 5, a, β: „Einem sein" (d. h. angehörig); 5, b, α „ändern" (sich); k, δ („den Hut aufgesetzt, nämlich: habend), l, β („Mann zu thun", nämlich: der geeignete M.) und „à vous entendre" Hypothetisch: si l'on se résout à v. e.), u. wohl allenfalls noch Einiges. Wir nennen jetzt ausserdem noch folgende nachgeahmte Ellipsen:

α. Auslassung des Subjects Hes., Fr. Schatz R. II, 194: Unmöglich (ist es) einen sichern Schuss zu thun bei der verdammten Finsterniss.

β. Auslassung des Objects (ausser den bereits besprochenen Beispielen S. 142, 145, 146 u. s. w.) z. B. bei „geben", z. B. (etwas) zu denken geben. So auch Zschokke, Addr. c. 14: Messgewänder u. Altartücher mussten ihnen zu Kleidern geben (den Stoff; fournir à qch.). — Eine Auslassung des Objects und zugleich des Verbums im abhängigen Satze findet nach französischer Weise statt wie in il a de quoi vivre, je ne sais que faire. Das Verbum allein fehlt bei: Que faire? Pourquoi fuir? u. ähnlichen: Schiller, Kab. I, 6: Was an*zu*fangen? Dann, ohne die Nabelschnur des *zu*: Don C. I, 2: Unglücklicher, warum an den mich mahnen? Wall. T. II, 6: Warum die Weigerung

mit dieser kränkenden Verachtung schärfen? Phädra III, 6: Wo mich verbergen? 30j. Kr. I, I, 89: Aber mit welchen Hülfsmitteln sie erobern? (die Krone). IV, 364: Aber wie diese Vereinigung erneuern, u. wo zu Fortsetzung des Krieges die Kräfte hernehmen? Zschokke, Alam. 192: Wozu mir das sagen? Verkl. II, 6: Aber wenn ich dann dachte: Was treiben? wovon leben? Loch im A. II, 246: Wie? Sie uns verlassen? v. Lüdem., Alf. Agam. I, 3: O Mutter, was nun glauben? wie uns retten? v. Strombeck, I, 250: Aber wovon leben, wovon meine Dienerschaft bezahlen —? Iffland, Jäg. III, 2: Woher auch nehmen? (Geld) es giebt keine Arbeit. v. Zedlitz, Stern v. S. I, 3: Genug! was Dir erwiedern? Laube, D. Kr. I, 194: Aber was thun? dachte er flüchtig. II, 112: Nun ist unser Fussweg abgeschnitten, was thun? III, 107: Was thun? fuhr er fort. IV, 151: Was thun? es blieb nichts übrig als .... IV, 247: Was thun, Budowa? 307: Was thun? eine Schlacht annehmen? Waldst. I, 24: W. th.? woher das Geld nehmen? Gräf. Hahn, 2 Schw. I, 269: Denn ohne Arbeit, wovon leben? v. Baudissin, Mol. IV, 335: An wem Euch rächen? 352: Warum Euch mühn? Gutzkow, Lorb. (2. Ausg.) 6: Warum verschweigen, was gans Paris erfüllt? Dav. Strauss, Kl. Schr. II, 419: Was aber thun? Marlitt, Goldelse 427: Was nun anfangen? Caj. Müller, Volt. 284: Aber was anfangen, um diesem fürchterlichen Befehle zuvorzukommen? Retcliffe, von Berl. I, 249: Warum weinen? sagte er. II, 49: Plötzlich hörte er Schüsse ... Was beginnen? Rau, Web. I, 109: Was thun?.. Ein grosser Geist verzweifelt nie. 203: Aber wie das ändern? 257: Aber woher das Geld zu allen diesen Ausgaben nehmen: Dingelst., Nächte in P.: Was anfangen? so fragte ich mich. Hes., Ksr Jos. T. I, 17: Doch wo u. mit wem anfangen? Vacano, Virt. 204: Aber wie gegen sie kämpfen? J. Burow, Ein Lebenstr. II, 180: Wie aber dem Vater den Raub ersetzen, den er an ihm begehn wollte? So auch im abhängigen Satze nach: *nicht wissen* etc.: Lessing, Br. 8. Apr. 1773: — nicht eher das unreine Wasser weggiessen, als bis man weiss, woher reineres nehmen. Duttenh., Tasso VI, 78: Doch tausend Zweifel sind ihr aufgestiegen, denn wie die Stadt verlassen, weiss sie kaum. Zschokke, Friedf.: der Hunger ist nie heftiger, als wenn man nicht weiss, womit ihn stillen.* Neuj.: Julian wusste

* Es darf nicht ganz zufällig erscheinen, dass Zschokke zu den deutschen Schriftstellern gehört, welche am willigsten u. öftesten die fremde Redeweise in ihre deutsche Sprache eindringen lassen. Es ist so ziemlich seine eigne

nicht, wohin sich in seiner Verlegenheit drehen. ibid.: Mutter Bittner wusste nicht, ob ihren Ohren trauen. Verkl. II, 88: Wüsste ich nur, wie vergelten, sagte sie. Pfarr V.: Sie wissen nicht, wovon den nächsten Tag leben. Mill. II: Man wusste nicht, was aus mir machen. ibid. Man w. n., wie helfen. Quint 2: Weil er nicht wusste, wie sich bei Bitte oder Dank der Menschen betragen. Addr. c. 30: Du hast Alles verloren, u. weisst nun kaum, wohin Dein Haupt legen. Kl. Urs.: Nun kam ich in Noth, wohin mich zuerst wenden. ibid.: Aber wovon die Reisekosten bestreiten? ibid: Ich gebe Euch Gabriele, aber sorget vorher, wovon Euch erhalten. Loch im A. II, 256: Sie wissen nicht, was anfangen mit ihrem Reichthum. 225: Mein Vater wusste nicht, was aus mir machen. 232: Hätte er nur gewusst, wo ihn finden. 265: Er wusste nicht, was sagen. Duttenh., Tasso IX, 98: Gleich Einem, der nicht weiss, was nun beginnen. Immerm., Münchh. VI, 6, 142: Wenn ich sonst nicht wusste, wohin mein Haupt legen und was beissen oder brechen? Caj. Müller, Volt. 159: Im nächsten Augenblicke weiss ich nicht mehr, wovon leben. v. Bülow, Nov. III, 555: Für jetzt wisse er noch nicht, wo eine Zuflucht in der Nähe *zu* suchen. v. Putlitz, Test. 39: Kaum weiss ich mehr, was all' den Werbern sagen. Hes., Diem. II, 210: Wenn sie gar nicht mehr wusste, woher Nahrung nehmen. v. Holtei, Treust. I, 175: wenn sie nur gewusst hätten, wie ihm beikommen. Rau, Beeth. II, 164: Er wusste in der That nicht, was beginnen. J. Burow, Lebenstr. II, 134: Die Herren wussten nicht recht, was mit ihr anfangen. F. Lewald, Lebensg. III, I, 86 (ihr Bruder an sie): Wir werden nicht haben, wovon *zu* leben. Charl. Birch-Pfeiffer, Ges. Nov. III, 43: Das gequälte Kind wusste oft nicht, was .... beginnen. 133: Die Nacht sank schon herab, und noch wusste sie nicht, was beginnen. 169: Madelon wusste nicht, was antworten.

Zuweilen fehlt sogar der Infinitiv, — eine Ellipse, die über das Französische hinausgeht: F. Lewald, Mädchen v. H. I, 199: Du kannst

---

Herzensmeinung, was er in der eben citirten Erzählung einer Person in den Mund legt: „Wir Deutsche mögen uns nun dagegen sträuben, wie wir wollen; die Franzosen sind doch das geistreichste Volk Europa's u. die Griechen unsres Weltalters. Selbst ihre gemeinsten Soldaten studiren im Aeussern auf Grazie u. Würde; wie bei uns nur Schauspieler auf der Bühne. Ein treffender Einfall bezaubert sie, ein guter Gedanke belohnt sie, u. das Ehrgefühl belebt sie alle. Es ist in dem Volke doch etwas Geistigeres, u. nicht Alles davon Kartoffel u. Bier."

hier am allerwenigsten eine üble Nachrede vertragen und hast nicht wohin. 213: — als ich klein war und nicht wusste wohin.

In diesen zahlreichen Beispielen ist meistens ein Hülfsverbum „können“ oder „sollen,“ in denen mit „Warum —“ ein „wollen“ zu ergänzen.

Ein Verbum „sehen, bemerken“ (mit Erstaunen) muss wohl ergänzt werden bei Goethe, Geschw. (Febr.): Den Abscheu! — Etwas Aehnliches, aber mit passiver Construction („ist zu sehen, wird von mir bemerkt“) bei Schiller, Mar. St. III, 4: Der verrätherische Fallstrick! (Aehnliches ist freilich im gemeinen Leben gewöhnlich, aber als Ausdruck der Verwunderung: der grosse Mensch! dieser Ungestüm! u. s. w.); ibid. IV, 3: Der herrliche Triumph, den Ihr der arglos Vertrauenden bereitet! Vacano, Virt. 225: Das seltsame Buch! bald schleppt es sich . . ., bald galoppirt es.

Das Verbum „*nennen*“ oder „*geben*“ ist zu ergänzen in der offenbaren Nachahmung: Das Mittel! (nommez-moi) le moyen de —! Schiller, Don C. II, 15: Das Mittel jetzt, das Mittel, dass ich sie spreche! Hersch, Anna L. IV, 8: Aber das Mittel! das Mittel! (Freilich liegt im französischen Gebrauche dieser Ellipse zugleich der Nebenbegriff der Unmöglichkeit: Le moyen d'y tenir! Wie soll man oder kann man das aushalten?)

Das Hülfsverbum *sein* oder der Ausdruck *es giebt* (il y a) muss ergänzt werden in dem Negativ-Satze: Goethe, Nat. T. III, 2: Und Niemand sie zu warnen, sie zu leiten! Dies erinnert, obwohl nicht ganz im Sinne übereinstimmend, jedenfalls äusserlich an das französische: — et tous de rire. Ferner: Auerb., Auf d. H. III, 291: Für wen sollen diese Blätter?

Auslassung der Conj. *wie* bei Einschiebseln (je pense, je crois etc.), doch nur mit der Umkehrung der Wortstellung: denk' ich, glaub' ich etc. Dingelst., Nächte in P.: Ich gab mich dadurch selbst preis, dünkt mich, dem Gelächter und der Verachtung. — Die Conjunction *wenn* wird mit der gleichen Inversion auch im Deutschen sehr häufig weggelassen; doch französische Art ist es, zwischen Vorder- und Nachsatz alsdann ein Fragezeichen zu setzen. So Schiller, dreissigj. Kr. I, 2, 219: War es vielleicht die Absicht des Kaisers, den Kurfürsten . . . zu reizen . . . .? so musste man nicht weniger erstaunen . . . . Oeh-

lenschl., Corr. 75: Bin ich auch kein Künstler? Niederträchtig bin ich nicht. Hebbel, Nib. I, 94: Bist du bereit, mir diesen Dienst zu leisten? Ich fordre niemals einen mehr von Dir.

q. Pleonasmen.

An das eben erwähnte Beispiel schliessen wir als gegentheilig, nämlich eher pleonastisch ausgedrückt an: Schiller, dreissigj. Kr. II, 141: Niemand war, der diesen Vorschlag nicht .... verlachte; (il n'y avait personne qui ne —) statt des einfachen: Jeder oder alle Welt verlachte d. V. —

Kaum als pleonastisch darf bezeichnet werden der bei Schiller gewöhnliche Ausdruck „*während dass*“ (pendant que) statt des jetzt längst gangbaren „während“ als Conjunction, da ja auch z. B. „trotzdem“ heutzutage schon sehr oft ohne „dass“ in gleicher Weise, als relative Conjunction gebraucht wird. Dreissigj. Kr. II, 118: Während dass der König seine Gelehrsamkeit erschöpfte —. ibid.: Während dass man seinen Eidam in Deutschland zu Grunde richtete —. 128: W. dass Gabor den Kaiser von Ungarn aus bedrängte. II, 3. 316: W. dass er die Sachsen aus Böhmen schlug. 317: W. dass ein Platz nach dem andern in seine Hände fiel. II, 4, 379: Während dass Gustav Adolf den Zug in Sachsen unternahm. 396: W. dass sich die sächsischen Offiziere ... bei ihm einfanden. 402: W. dass sich die Jesuiten und Minister mit dem Schweisse der Provinzen bereicherten. 5, 479: W. dass man unter der Last ... beinahe zu Boden sank. 482: W. dass Lilienstern Kursachsen ängstigte —. Send. M. 420: — w. dass man im Heiligthum selbst seiner spottete. Phädra I, 1: Und während dass wir für sein Leben zittern, —.

Ein andres pleonastisches „dass“ ist: v. Holtei, Schneid. II, 36: Zum Glücke, dass es mir sonst an Arbeit nicht fehlt. (heureusement que). Treust. II, 304: Zum Gl., dass ich seine Abstammung kenne. S. S. 153. — Ueber „Es ist, dass —,“ siehe Abschnitt II, 6.

r. Vertauschung zwischen Redetheilen

finden wir auch hie und da als Nachahmung des Fremden:

1. Das participium statt des Substantivums (wie na-

mentlich lateinisch: ab Urbe condita, propter Africam domitam etc.; im Französ. nicht ungewöhlich, z. B. Ancillon, Hist. de la Réf., Einl.: L'imprimerie introduite dans . . . l'Europe, die Einführung der Buchdr. in E.). Brachv. Haml. II, 299: Diese sechs Punkte erfüllt, (d. h. die Erfüllung dieser s. P.) war nichts geringeres als der Sieg des Constitutionalismus über die königliche Prärogative. M. Ring, E. verl. G. III, 86: Die Folgen der aufgehobenen Erbunterthänigkeit (d. h. der Aufhebung der E.) vermochten nicht sein Geschick zu verbessern.

2. Adjectivum statt des Substantivs, Rodemb., Paris 87: Sie verdankte (die Acad. française) ihre Rettung ohne Zweifel ihren vielfachen Bestandtheilen (d. h. der Vielfachheit ihrer B.).

3. Adjectivum statt des Adverbiums: So besonders die Wendung „er that das der Erste," d. h. zuerst, bei Meissner, N. Ad. I, 333: Die Kapitallüge, dass Du der Erste das Clavier in den Osten getragen, hat Dir doch gefallen. II, 258: — eine Neuigkeit, in deren Besitz ich, durch besondre Umstände der Erste, gekommen bin. 283: dass uns gerade dieser, der Erste, ansprechen musste! III, 203: Ich schreie nicht der Erste, Leute, löscht! 252: Sie waren die Ersten am andern Morgen aufgestanden. 255: Borr soll der Erste (prior) einen Schlag geführt haben.

Soweit diese Uebersicht, zu der mir eine Lectüre vieler Jahre auf dem Gebiete der neueren, besonders aber der neuesten Alltags-Literatur ebenso Veranlassung wie Stoff gab. Wollte ich immer mein eignes Urtheil hinzufügen, so würde ich mir zu viel erlauben, zumal schon jetzt so viel gewiss ist, dass die Meinung namhafter Männer über Manches hier auseinder geht.* Auch erforderte es jedenfalls mehr Zeit und mehr Raum als mir gegenwärtig zu Gebote steht, wollte ich mich auf so weitführende Besprechungen einlassen, und über die einzelnen Ausdrücke und Constructionen begutachtend zu Gerichte sitzen, zumal provinzielle und persönliche Gewöhnung, Abweichungen des Geschmackes und der Ansicht über die Grenzen zwischen Patriotismus und Weltbürgerthum hier oft genug drein reden möchten. Es genügt

* Vergl. z. B. über Schiller's Sprache: Hoffmeister III c. 5 und 12; V, S. 258; Götzinger D. Dicht. I, 293, der Vieles tadelt, was Viehoff im Einzelnen in Schutz zu nehmen sucht.

mir für jetzt, eine nicht geringe Zahl verschiedenartiger und gewiss grossentheils unnöthiger und darum tadelnswerther Nachahmungen zu Gunsten der französischen Sprache, hier aus vaterländischer Gesinnung allen sich dafür Interessirenden zusammen vor Augen gestellt zu haben.

Sei es mir schliesslich erlaubt, zu dem früheren Theile des Aufsatzes einige Nachträge zu machen:

Zu S. 143, „Ansehn“: v. Baudissin, Mol. IV, 155: Der Mensch hat ganz das A., rasch bei der Hand zu sein und hitz'gen Bluts.

Zu S. 144 oben, „Ausgesprochen“: Rodenb., Paris 187: Bei den ausgespr. österreichischen Tendenzen des Blattes.

Zu S. 147, „Eintreten.“ So auch v. Baudissin, Mol. IV, 464: Es war mein sehnlichster Wunsch, in Eure Familie zu treten. — Schiller schreibt noch: (Juli 1787) . . . sobald in den Ton mit einem Andern zu entriren.

„Endigen“ (intrans.): Goethe, Clav. I, 1: Ich muss diesen ganzen Nachmittag wieder schreiben; das endigt nicht (hört gar nicht auf).

Zu S. 148, „Sich erkennen“ (s. zurechtfinden): Zschokke, Alam. I, 156: Wir kamen ans Karmeliterthor, wo ich mich plötzlich erkannte.

Zu S. 149 *Ersterben* (expirer): Galen, Grüne P. II, 338: Der Wind scheint ganz erstorben zu sein.

Zu S. 149: *Sich erwarten* (wohl nach s'attendre à qch.): Hes., Leb. d. T. I, 83: Frau Annamaria hatte sich viel mehr erwartet.

Zu S. 149, „Fest“: v. Baudissin, Mol. II, 300: Wie viele Leute sich ein Fest daraus machen, uns in die Ohren zu schreien —.

Zu S. 150, „Geschlecht“ (sexe): Auch Schiller schreibt 1788 (Diezm.): Das Schönste, das ich von dem G. habe sagen können. Wie anders klingt dagegen unserm Ohr: „Ehret die Frauen —!“

Zu S. 150, *Glück:* (nach faire bonne fortune, aller chercher fortune). Zschokke, Herming., Anfang: Als ich gutes Glück zu suchen in die Welt ging. — „Glücklich“ statt froh, mit folgendem Infin. mit *zu:* Hackl., Zur R. s. I, 4: Aber jetzt bin ich glücklich hier zu sein.

Zu S. 153 „Es hat“ (il y a): Hes., Leb. d. T. II, 179: Es hat schwere Wolken am Himmel

Zu S. 154 „Haben“ (avoir beau): Dralle, Uebers. v. Victor Hugo's Rhein I, 36: Der Vogel schläft; man hat gut um ihn toben, die Weiber zanken (Infin.?), die Kinder schreien; — der kleine Haufe Federn zuckt nicht.

Zu S. 157 „haben“: v. Baudissin, Mol. IV, 38: Was habt Ihr nur? Interessant und abweichend ist: Galen, Nach 20 Jahren II, 330: Was haben Sie? fragte der Geistliche theilnehmend. „Mein Wort als Mann gehalten und gelöst? O nein!“ Dem sonstigen Gebrauche entsprechend III, 8: Aber was haben Sie denn? fragte Mr. Mildness. Ebenso 313. 314. 453. Dagegen 364: Was ist Dir? fragte Emmy (das echt deutsche Mädchen). — „Mühe haben“ (kaum): v. Baudissin, Mol. IV, 86: Und selbst sein Lehrer würde Mühe haben, ihn zu erkennen nach so langer Zeit.

Zu S. 158, *Heruntersteigen zu E.* (descendre à qch., sich herablassen, auf etwas Erniedrigendes einlassen): Schiller, Abf. d. N., Vorr. 11: Wilhelm steigt zu einer freiwilligen Armuth herunter.

Zu S. 158, „Lassen;“ =: Veranlassen (faire): Brachv., Haml. III, 335: Ein Günstlingswesen .... blähte sich auf und liess die S. und P. dem Hofe entsagen. Marlitt, Goldelse 200: Jenes wundersame Empfinden, das sie zugleich jauchzen und weinen liess. — Statt „überlassen“ (laisser à —): v. Zedlitz, Stern v. S. III, 4: Fragt mich nicht, Stella! Lasst mich meinem Schicksal! III, 7: Lass meinem Schicksal mich! Du änderst nichts.

Zu S. 160: *Lobrede Jemandes machen* (faire l'éloge de qn.): Zschokke, Verkl. II, 13: Jetzt machte der Doctor die Lobrede des Grafen. — „Aufenth. m.“: Fr. Förster, Elba 352: Sie machte einen längeren Aufenthalt in Rom und Neapel. — „Gemacht zu E.“: Goethe, Egm. I, 1: Wir sind nicht gemacht (faits à —) wie die Spanier, unser Gewissen tyrannisiren zu lassen. — „Wohlgemacht“, d. h. hübsch (bien

fait): Hes., Leb. d. T. II, 194: Die Haushälterin war eine w. Person.

Zu S. 162 oben, „Nehmen“: M. Ring, E. verl. G. III, 107: Sie nöthigte ihn dringend, eine Tasse Thee bei ihr zu nehmen. (Aber 123: Lass uns lieber den Kaffee trinken, bevor er kalt wird.) — ibid. V, 46: Um jeden Preis musste er seine Massregeln zu nehmen suchen (st. zu ergreifen, prendre ses mesures).

Zu S. 162, „Phantasie“ in dem Sinne von fantaisie, Einfall: Rodenb., Paris 273: Eine gewisse tonangebende Fürstin hatte die Ph., Theresa's Wohnung zu sehen.

Zu S. 163, „Sehen“; auf E. sehen st. vor Augen haben, als Richtschnur (regarder qch.): Joh. El. Schlegel, Dido 86: Ich seh auf sein Gebot und nicht auf seine Werke. — „Sehen“ statt sprechen: M. Ring, E. verl. G. IV, 68: Er begegnete dem Philosophen, den er in den letzten Tagen wenig gesehn hatte.

Zu S. 167, „Sein von —“: M. Ring V, 81: Sie war . . . . von hinreissender Anmuth (ohne Artikel).

Zu S. 168, „Tragen“ (hegen, porter à qn.): Joh. El. Schlegel, El. 475: Niemand ist, zu dem in einem Tage ich grössre Feindschaft trug und grössere Liebe trage. — „Treten“, s. „Eintreten“.

Zu S. 169, „Verdienste“ statt Vorzüge (mérites, qualités): Schiller, 20. Jan. 1805: Phädra, ein Stück, welches viele Verd. hat.

Zu S. 171: „ein wenig“, statt gefälligst, bei der Bitte: v. Baudissin, Mol. IV, 210: Sagt mir nur ein wenig: macht ihre Krankheit ihr grosse Beängstigung? 545 (radebrechend): Sagen Sie mir, ein weniges, Monsieur Mann! Kotzeb., Kleinst. III, 5: Binchen, sag' uns doch ein wenig: gleichen die jungen Herren in der Residenz alle diesem Musje?

Zu S. 172: „nichts wollen von Jemandem“; so auch „mögen“: Zschokke, Addr. c. 32: Ich mag von ihm nichts. —

Zu S. 173 unten „Was wollen Sie?“ (entschuldigend, klein beigebend): Hackl., Fürst und K. 59: O unbesorgt, ich verstehe es . . . Was wollen Sie, (Komma; wie können Sie etwas fürchten?) ein armer Maler und eine Hofdame —. J. Burow, Lebenstr. II, 143: Was

willst du, Leonore? ich bin ein Narr. Galen, Nach 20 J. III, 226: Aber, mein Gott, was wollen Sie denn? wie kann ich mich so schnell in all das Glück finden?

Zu S. 173, „Wünschen“. Statt „das wünschte ich gerade“ (Je ne demande pas mieux): Zschokke, Quint 22: Mehr wünscht Herr Quint nicht (eben dies).

Danzig. Prof. Brandstäter.

Zur Etymologie der neufranzösischen Verbalformen.

Diejenigen neufranzösischen Verbalformen, welche das Sprachgefühl der Gegenwart als einfache auffasst, gliedern sich nach ihrer Entstehung in zwei Gruppen. Die Formen der einen Gruppe stammen von einfachen lateinischen Verbalformen ab, die der anderen sind aus solchen zusammengesetzt. Die zusammengesetzten Formen sind das Futurum und das Conditionale. Wir betrachten diese zuerst.

I. Futurum und Conditionale.

Die Ansicht, dass das Futurum und das Conditionale der Verba den Infinitiv derselben und das Präsens, resp. Imperfectum Indic. von avoir als Bestandtheile enthalten, kann nicht angefochten werden.* Die auf den ersten Blick befremdliche Thatsache, dass in dieser Zusammensetzung die 1. und 2. P. Plur. Präs. und das ganze Imperfectum die Stammsylbe av- (hab-) eingebüsst haben, erklärt sich leicht, wenn auf die Tonverhältnisse die gehörige Rücksicht genommen wird. Der lateinische Stamm (h)ab- hat sich in der Form von av- nur in solchen Formen von avoir erhalten, in denen er von Anfang an unbetont war. Dieses tonlose av- schwand in der Zusammensetzung vermuthlich auf folgende Weise. In Formen wie *vendr-avons lag der

* Bei *Burguy*, Gramm. de la langue d'oïl I², 206, ist der Infinitiv mit dem Stamm verwechselt. „On forma de nouveaux temps au moyen de l'auxiliaire *avoir* (*habere*), et deux d'entre eux prirent extérieurement la forme de temps simples, le *futur* et le *conditionnel:* le premier composé du radical du verbe et du présent de l'indicatif de *avoir*, le second, du radical et de l'imparfait de l'ind. du même auxiliaire.“

Hauptton auf der letzten Silbe, ein Nebenton auf der Stammsilbe des Infinitivs. Das aus b abgestumpfte v schwand zwischen zwei Vocalen, *vendr-aons, wie in nuage (nubes), viorne (viburnum), taon (tabanus), welche durch Formen mit v statt b vermittelt sein müssen. Sodann schwächte sich das unbetonte a in offener Silbe zu dem unvollkommen gebildeten ŏ (e muet), *vendr-eons, wie in acheter aus altfr. achater (adcaptare), altfr. meür aus maür (maturus), altfr. eüsse aus habuissem u. a.; und dieser flüchtige Vocalrest verstummte vor einem volllautenden Vocal, wie in neufr. mûr aus altfr. meür, neufr. eusse (= usse) aus altfr. eüsse. — Es folgten also auf einander die vier Formen *vendr-avons, *vendr-aons, *vendr-eons, vendr-ons. Uebrigens können Verstummung des v und Schwächung des a zu e muet auch gleichzeitig eingetreten sein, so dass aus *vendr-avons unmittelbar *vendr-eons entstand. — Die Präsens- und Imperfectformen von avoir, welche für das Sprachgefühl nunmehr als Personalcharaktere des Futurums und des Conditionales gelten, haben sich in der Gestalt, welche sie nach jenem Verlust der Stammsilbe gewonnen, bei allen Verben ohne Abweichung durchgesetzt und bieten so keinen Anlass zu weiteren Bemerkungen. —

Wie der zweite, so hat auch der erste Bestandtheil jener zusammengesetzten Formen, der Infinitiv, Veränderungen erfahren, aber nicht in so gleichmässiger Weise, wie jener. — Die Infinitive auf *re* verloren das e der Endung. Eine Differenz der Stammsilbe findet sich nur in *ferai* neben faire. Die Stammsilbe von faire hat in allen Formen, in denen sie unbetont ist, den unvollkommenen ŏ-Laut (e muet). Doch besitzt dieser Laut nur in den mit dem Infinitiv zusammengesetzten Formen sein eigenthümliches Zeichen (e), während in den übrigen Formen mit tonloser Stammsilbe die Vocalzeichen der betonten Stammsilbe geschrieben werden (ai). Der unvollkommene ŏ-Laut, welcher phonetisch und etymologisch unserem unvollkommenen e-Laut in „Gebet, gebet" analog ist, ist in der unbetonten Stammsilbe von ferai, faisons u. s. w. wahrscheinlich nicht aus dem digraphisch bezeichneten Laute ä (ai), sondern unmittelbar aus dem a des Stammes von facere hervorgegangen, ebenso wie das e muet in acheter, cheval aus dem a in achater, caballus. Formen mit a — fare, farai; fassons oder fasons; facoit, faseit, faseient — haben sich hier und da im Altfranzösischen erhalten, und im Präsens Conjunctivi bewahrt selbst das Neufranzösische noch den ursprünglichen Vocal.* Die graphische

Differenz zwischen ferai und faisons im Neufranzösischen wird daraus zu erklären sein, dass in der einen Form die Orthographie des einen, in der anderen die eines an deren Dialects zur Geltung gekommen ist. Nähere Angaben über die dialectischen Differenzen finden sich bei Burguy, l. c. II, 156 ff.

Das einzige Futurum, in welchem der Bindevocal ĕ vor dem r des Infinitivs erhalten ist, ist *serai*, das aus *esser-ai (von essere) verstümmelt ist. — Im Altfranzösischen sind Fälle dieser Art nicht grade selten: prendera (Auc. et Nic. 260, 38**), prenderons (262, 32; 265, 9), prenderoit (259, 12), atenderoie (259, 17), estenderai (Fabl. des Perdris 270, 38); beverai (Bernier 282, 5), beverons (O. 204), viverai (B. de Sap. 72, 34); meteroit (Auc. et Nic. 259, 12), materai (S. Bern. 102, 9), cumbaterai (Q. L. d. R. 47, 22), cumbatereit (47, 19), combaterons (Froiss. 402, 29), viverat, meteriens, perdera, renderoient, venderont (Joinville). Das e in diesen Futuren und Conditionalien würde man unbedenklich aus einer Nachwirkung des lateinischen Bindevocals in prendere; attendere, extendere, bibere, vivere, mittere, batuere, perdere, reddere, vendere erklären können, wenn sich nicht auch Formen fänden wie: frainderat (Trad. d. Ps. 42, 26), esquelderoie (Auc. et Nic. 259, 18), beneïsterat (Trad. d. Ps. 42, 37), nasterunt (R. d. R., O. 226), connoistera (Joinv.). In diesen Formen kann das e nicht der lateinische Bindevocal von frangere, ex-colligere, benedicere, *nascere (st. nasci), cognoscere sein; sie müssen aus frain-d-rat, esquel-d-rai, beneïs-t-rat, nas-t-runt, connois-t-ra hervorgegangen sein, denn die Veranlassung zur Einschiebung des d oder t kann nur in dem unmittelbaren Zusammentreffen von n, l oder s mit r gelegen haben. Bene-is-t-rat ist genau eben so aus benedicere entstanden, wie aus dicere das *dis-t-rai, welches die Formen di-t-rai, di-d-rai, S. Léger 13, 24. 22, zur Voraussetzung haben. Dass das e in den letztgenannten Formen nicht der lateinische Bindevocal, sondern ein neuer, parasitischer Laut ist, ergibt sich auch daraus, dass es sich ebenfalls in analogen Futurformen von Verben auf ir findet; denn das genannte esquelderoie, oder

* Mit Recht nimmt *Burguy* gegen *Orelli* die Form fare Trist. II, p. 128 (Si vus fare le puussez) in Schutz; dieselbe findet sich nicht nur hier, sondern auch Vie de S. Alexis 18, 22 (Quant vint al *fare*, dunc le funt gentement), neben faire 18, 20.

** Die Zahlen bezeichnen Seite und Zeile der Chrestom. de l'anc. franç. von *Bartsch*. — O. bedeutet *Orelli*, B. *Burguy*.

21*

vielmehr das vorauszusetzende esqueldroie ist aus *esquel'roi von escueillir entstanden, wie is-t-rat (Phil. de Th. 75, 35), — woraus isterat (75, 28) — aus *is'rat von issir (exire). Der Dichter braucht istrat oder isterat je nach metrischem Bedürfnisse:

Et el cri qu'el ferat,
De sa buche *isterat*
Un tel odurement
Cum fust basme u piement.
Les bestes ki l'orunt,
Ki prof e luinz serunt,
Lores se asemblerunt,
L'odurement sivrunt
Ki de la buche *istrat*,
Que pantere ferad.

Complicirter als bei den Verben auf re sind die Vorgänge des Lautwandels, welchen die drei Infinitivformen mit betonter Endung im Futurum und Conditionale erfahren haben. Gemeinsam ist denselben folgende Erscheinung. Der Infinitiv und die Form von avoir, welche ursprünglich beide betont sind, werden, wie bei den Verben auf re, so zur Toneinheit eines Wortes zusammengefasst, dass die Form von avoir, die Endung, den Hauptton erhält; der auf der Infinitivendung ruhende Ton weicht dabei vollständig, dagegen erhält der Stamm eine Art Nebenton: aus donnér aí wird dónneraí. In Folge dieses Tonverlustes tritt eine Verkürzung des langen Vocals der Infinitivendung ein. — Die Infinitive auf -ĭr erleiden gewöhnlich keine weitere Lautschwächung: aus punĭr-ai wird punĭrai. — Dagegen gehen die Infinitive der ersten Conjugation noch einen Schritt weiter. Die Futurbildung hat bei den von lateinischen Verben auf -are abstammenden oder nach Analogie dieser zahlreichen Verba umgebildeten Verben bereits stattgefunden, als der Infinitiv noch auf -ār ausging. Während das betonte ā des Infinitivs in ē überging, verflüchtigte sich das tonlos gewordene ā des Futurums, nachdem es in ă gekürzt war, zu e muet. Den Vocal a haben noch die Strassburger Eidformeln: salvar, returnar (cf. dunat, jurat, conservat) und dem entsprechend salvarai. Ferner das Fragment des Alexanderliedes: sonar, temprar, levar, mesurar, toccar; neben credreyz von credere findet sich hier das noch nicht zur Worteinheit verschmolzene contar ey:

Contar vos *ey* pleynerament
del Alexandre mandament. (25, 29 f.)

Der Infinitiv zeigt a und e abwechselnd in der Passion: orar, veinjar (vindicare), coleiar (colligare), flagellar, deramar, remem-b-rar,

aber neger und neier, parler, plorer, penser, ester, laiser; Futura baisarai, laisarai. Im Leben des heil. Leodegar steht noch mitunter ar: intrar, devastar, aber gewöhnlich er: intrer, lauder, porter, observer, ester, castier, lier, preier, re-t-nier (renegare), clergier; Futurum 3. P. laisera. Das Eulalialied und das Fragment von Valenciennes haben nur er: pleier, preier, lazsier — repauser, acheder (accaptare), Fut. *preirets* aus *preierets. Ebenso das Alexiuslied: salver, parler, regenerer, honurer, asembler, colcier, corocier, trover und truver, duner u. a. und entsprechend trovereiz, auch schon lairai 22, 17, durai (duner) 22, 32, guardrat 22, 35, aber auch noch guardarai 21, 4.

Noch einen Schritt weiter als bei den Verben der ersten Conjugation geht die Lautentstellung im Futurum derjenigen Verba, deren Infinitiv im Neufranzösischen auf *-oir* ausgeht. Hier ist der tonlos gewordene Vocal der Infinitivendung nicht nur verkürzt und in Folge dessen zu e muet geschwächt, sondern dieses e muet ist dann weiterhin gänzlich geschwunden.

Doch wir müssen an diesem Punkte etwas weiter ausholen. Ueber die Bildung der Futura der Verba auf oir gibt es zwei verschiedene Ansichten; nach der verbreitetsten, z. B. auch von *Diez* (Gr. II[2], 221) und *Burguy* (I[2], 27) vertretenen Ansicht sind diese Futura wirklich von den Infinitiven auf oir, nach der anderen, von *Mätzner* (Franz. Gr. S. 233) geäusserten, sind sie von Infinitiven auf re gebildet. Wir können uns nicht von der Richtigkeit einer dieser beiden Meinungen überzeugen. Was zunächst die letztere betrifft, so macht *Mätzner* a. a. O. folgende, etwas unklare Bemerkung: „Im Futur weicht (?) die Infinitivendung oir der Endung re: recevoir, recevrai; mouvoir, mouvrai; pleuvoir, pleuvra; savoir, saurai (d. i. savrai); valoir, vaudrai (d. i. valdrai); falloir, faudra. Auch Formen wie verrai, décherrai, pourrai setzen eine Assimilirung der Infinitive mit *verre, décherre, pourre* (?) voraus.“ In dem ersten dieser beiden Sätze will *Mätzner* doch wohl sagen: die Futura der Verba auf oir sind nicht von Infinitiven auf oir, sondern von Infinitiven auf re gebildet, welche neben jenen bestanden. Darauf ist Folgendes zu erwidern. Die Annahme, dass die Verba auf oir früher sämmtlich Nebenformen auf re gehabt hätten, ist eine unbegründete. Die Verba, in denen sich der Typus des lateinischen ĕre durchgesetzt hat, sind, wie *Burguy* mit Recht geltend gemacht hat, auf dem Gebiete der französischen Sprache

von den Verben, in denen der Typus ĕre durchgedrungen ist, mit wenigen Ausnahmen von jeher streng gesondert gewesen. Die Strassburger Eidf. haben podir et savir (3, 22) neben prindre, welches aus dem Futurum prindrai (3, 26) erschlossen werden darf. Das Eulalialied ist ohne Beweiskraft: es bietet zwar vein-t-re (vincere 3, 22), faire (3, 33), concreidre (6, 1), aber keine Infinitive zu Formen wie maent (manet 3, 35), chielt (calet 5, 2), volt (6, 4), arde (ardeat 5, 8), avret (hábuerat 3, 31), vol-d-ret (vóluerat 6, 1), vol-d-rent (vóluerant 3, 32. 33), pouret (pótuerat 4, 32), auuisset (habuísset 6, 7), denen sonst Infinitive nach dem Typus ēre entsprechen. Das Fragment von Valenciennes zeigt soueir (sedere 6, 10) neben faire (7, 16; 8, 5) und condure (? conducere 8, 11). Die Passion bietet seder (7, 23), veder (9, 15. 19) neben recognos-t-re (9, 43), respondre (10, 19), rumpre (10, 34), viure (10, 38). Im Leben des heil. Leodegar stehen neben faire (15, 12), vencre (15, 17) und penre (durch Dissimilation aus prenre, 18, 6) aver (16, 1), savier (13, 38) und tener (15, 45), aber zugleich *reciuure* (dreisilb., recipere 15, 9). Das Alexiuslied unterscheidet aver (19, 29. 33. 34) oder aveir (18, 33) von fare (18, 22) oder faire (18, 20) dire (20, 26; 21, 13), vivre (21, 17), pendre (20, 40), curre (19, 17; 21, 44), querre (20, 8. 30) und perdra (22, 13), es-t-ra (19, 33; 20, 6; 21, 2. 8; 22, 2. 10), mit eigenthümlicher Modification des auslautenden unvollkommenen Vocals, die sich übrigens auch im Nomen findet (pedra, medra 19, 39; 22, 44 neben pedre 20, 13, medre 20, 27). Das Fragment des Alexanderliedes unterscheidet dir (26, 8), fayr (27, 19; 28, 3. 5) und cabir (capēre 28, 11), welches ir hat, wie servir (26, 12), ferir (28, 8. 10), cubrir (28, 7), causir (26, 9), jausir (28, 9), discernir (28, 12). Das Rolandslied hat reconois-t-re (29, 14), faire (32, 40), es-t-re (30, 26. 35; 32, 26) und daneben vedeir (29, 13), saveir (32, 20), jedoch chaïr (30, 11), assonirend mit ami, vis, sospir u. a., mit der Endung ir, wie gesir (30, 1), ferir (31, 17), envaïr (31, 22. 25. 46), guarir (31, 23), venir (32, 41). In den Gesetzen Wilhelms des Eroberers findet sich faire (40, 7. 31) oder feire (40, 33), rendre (40, 27), querre (39, 10), aber saveir (42, 3. 15), in den Büchern der Könige faire (45, 27), rendre (45, 43), ocire (45, 45; 46, 45), se cumbatre (47, 40), cunquerre (45, 43. 45), aber véér (videre 47, 13), sedeir (44, 34), aveir (44, 35). In einer Predigt des heil. Bernhard unterscheiden sich es-t-re (103, 24 u. a.),

esleire (102, 38), soffeire (104, 20), faire (105, 20. 23), dire (105, 26; 106, 32), estingrè (105, 5), respondre (105, 35), vivre (105, 82), penre (104, 32), repenre (105, 18. 33; 106, 25), corre (103, 7. 12; 104, 37), soscore (104, 38) und chaor (102, 28), avoir (101, 20; 104, 1). — Von allen neufranzösischen Verben auf oir sind die Composita von capere und mouvoir die einzigen, welche im Altfranzösischen eine Nebenform auf re zeigen. Die Betrachtungen, welche *Burguy* (I, 205 Anm.; II, 30) anstellt, um recoivre, decoivre u. d. a. neben recevoir, decevoir u. s. w. und muevre neben movoir zu erklären, scheinen uns nicht stichhaltig. Was zunächst die Composita von capere betrifft, so ist capēre die gemeinromanische Form, welche in der römischen Volkssprache begründet gewesen sein wird; die Formen auf re, welche sich übrigens nicht erst am Ende des 12. Jahrhunderts, sondern schon in der Vie de S. Léger finden, erklären sich am einfachsten durch die Annahme, dass sich neben dem volksthümlichen capēre das klassische capĕre geltend gemacht hat. Muevre, für welches *Burguy* aus S. Bernhard und aus Rustebuef ein Beispiel anführt, hat Parallelen an dem italienischen muóvere und dem provençalischen moure neben mover. Diese Uebereinstimmung scheint darauf hinzuweisen, dass schon in der römischen Volkssprache ein movĕre neben dem klassischen movēre existirte, wie es fervĕre, frendĕre, fulgĕre, olĕre, stridĕre, tergĕre u. a. neben fervēre, frendēre u. s. w. gab (*Diez* II², 125). Das Altfranzösische besitzt ausserdem neben ardoir (ardēre), manoir (manēre) und mentevoir (ment'habere) ardre, main-d-re und mentoivre. Mit ardre neben ardoir verhält es sich, wie mit muevre neben movoir: ital. árdere, prov. ardre, wal. arde. Dagegen scheint main-d-re nach Analogie des Futurums man-d-rai, main-d-rai von maner, und mentoivre nach Analogie von recoivre, decoivre u. s. w. gebildet zu sein. Keine Nebenform auf re ist nachgewiesen für altfr. chaloir (calēre), paroir (parére), estovoir, doloir (dolēre), soloir (solēre), oloir (olēre), sowie für devoir (debēre), seoir (sedēre), valoir (valēre), voir (vidēre), choir (gemeinrom. cadēre, nicht cadĕre), savoir (gemeinrom. sapēre, nicht sapĕre), vouloir (volēre, nicht velle), pouvoir (potēre, nicht posse), pleuvoir (pluere?), falloir, eine späte Scheideform von faillir. Um des Futurums willen für diese Verba Infinitive auf re vorauszusetzen, ist man nicht berechtigt, weil man, wie sich zeigen wird, nicht dazu genöthigt ist. Nur für die Futura der Composita von capere ist demnach zuzugestehen, dass sie auch aus Infinitiven auf

re entstanden sein können. Dagegen kann movrai, mouvrai wenigstens nicht aus muevre hervorgegangen sein; denn o in der Tonsilbe konnte zwar in ue übergehen, aber das so entstandene ue konnte nicht etwa bei Verlust des Tones wieder in o zurückgehen.

Gegen *Mätzner's* Ansicht, stimmen wir *Diez* und *Burguy* insofern bei, als diese beiden Gelehrten die Futura der neufranz. Verba auf oir von einer dem Typus ĕre (nicht ēre) folgenden Infinitivform herleiten. Dagegen erscheint es uns durchaus unwahrscheinlich, dass denselben eine solche Infinitivform in derjenigen Gestalt zu Grunde liegen soll, welche dieselbe im Neufranzösischen ausschliesslich besitzt. Denn es ist nicht glaublich, dass der erst auf dem Gebiete des Französischen in betonter Silbe entstandene, schwer ins Gehör fallende Diphthong oi, nachdem er tonlos geworden, gänzlich geschwunden sein sollte, und zwar schon in sehr früher Zeit, und obendrein ohne Spuren von sich zu hinterlassen. Dieser Diphthongschwund würde ohne Analogie dastehen. Bereits die ältesten Denkmäler, welche im Infinitiv oir zeigen, z. B. die Predigten des heil. Bernhard, besitzen nur Futura ohne oi, wie vorront (103, 12. 14), porat (104, 45), poront (105, 5). Ueberhaupt findet sich unseres Wissens im Altfranzösischen mit oi nur das Futurum voirai, aber erst nach dem 13. Jahrhundert (B. II, 73). Diese Form ist natürlich von einem Infinitiv auf oir gebildet, sie ist aber eben eine jüngere Bildung neben dem älteren verrai, und so sind jüngere Bildungen die neufranz. Futura je pourvoirai, je prévoirai, je surseoirai, j'asseoirai (j'assoirai). Diese wirklich von Infinitiven auf oir gebildeten Formen haben ihr oi bewahrt: die Tonlosigkeit der Silbe ist nicht im Stande gewesen, den Diphthong auch nur zu e muet zu schwächen, geschweige denn völlig zu verflüchtigen. — Die Ansicht, dass devrai von devoirai stamme, würde sich nur durch den Nachweis begründen lassen, dass die Infinitivform oir älter sei als die Futurbildung. Dieser Nachweis liegt aber jedenfalls nicht in den Ausführungen *Burguy's* über das oir, so sehr dieser Gelehrte auch bemüht ist, zu erweisen, dass das oir ebenso alt, correct und organisch sei, wie die übrigen Gestalten, welche der lateinische Typus ēre in den altfranzösischen Dialecten gewonnen hat. Ueber „correct" und „incorrect," „organisch" und „unorganisch" sich auseinanderzusetzen, überlassen wir denen, welche auf einem Gebiete, wo es sich einfach um Anerkennung und Erklärung sprachlicher Thatsachen handelt, solchen Kategorien Werth beimessen; was aber das Alter des oir angeht, so stimm

Burguy schliesslich trotz allem mit seinen Gegnern wesentlich überein. *Burguy* beseitigt nämlich die Hypothese, dass oir aus ursprünglichem er (ēre) durch Vermittelung des eir entstanden sei, durch folgende Aufstellungen: die normannische Gestalt des lat. ēre war er, die älteste burgundische or, die älteste picardische ir; eir war den Landschaften eigenthümlich, welche zwischen dem normannischen Gebiet einerseits und dem picardisch-burgundischen andererseits auf der Grenze liegen; oir verbreitete sich vom Norden von Isle de France und vom Süden der Picardie aus über das burgundische und picardische Gebiet und verdrängte dort or, hier ir; dasselbe entstand in seiner Heimath dadurch, dass man das burgundische o mit i diphthongirte (I, 24. 27. 201 ff. 208). Gesetzt, diese Hypothese — welche übrigens nur die Orthographie, nicht den Lautwerth ins Auge fasst — ist richtig, so bleibt oi doch, was es nach der anderen Hypothese ist, und was es schlechterdings nicht sein soll, nämlich „une transformation au troisième degré de l'e long latin;" denn das burgundische o in veor, chaor, welches diphthongirt wurde, wird man doch nicht für Latein nehmen sollen, und die Diphthongirung dieses o ist doch auch eine Transformation. *Burguy's* Hypothese über die Entstehung des oir ist also, genau besehen, unserer Ansicht, dass devrai nicht aus devoirai entstanden sei, nicht nur nicht hinderlich, sondern günstig. Denn wenn oir eine Tertiärbildung ist, so wird es überwiegend wahrscheinlich, dass das Futurum nur aus dem primären normannischen er und dem secundären ir und or des Picardischen und Burgundischen gebildet ist, ja es steht nichts der Annahme im Wege, dass dasselbe nur von dem primären er (= ēre) herstamme, welches doch eine Zeitlang auch in Burgund und der Picardie geherrscht haben wird, bevor es in or und ir ausartete. Die Bildung des Futurums und des Conditionales durch Zusammensetzung des Infinitivs mit dem Präsens und Imperfectum von habere — eine Bildungsweise, welche allen romanischen Sprachen mit Ausnahme des Churwälschen und des Wallachischen gemeinsam ist — gehört nämlich zu den frühesten Ersatzbildungen dieser Sprachen. Sie erscheint in den ältesten französischen Denkmälern vollkommen ausgebildet und hat dort bereits die mannigfachsten Lautentstellungen erfahren, namentlich ist von der Stammsilbe av- von aver keine einzige Spur mehr vorhanden. Man vergleiche zu den oben angeführten Futuren von Verben auf ar, er folgende von anderen Verben: Serm. prindrai (3, 26); Cant. de Ste. Eul. sosten-d-reiet

(5, 5); Fragm. de Valenc. dolreie (6, 36), mettreiet (7, 15), fereiet (5, 31), as-t-reiet (5, 17. 31), as-t-reient (6, 27, *as-t-re st. es-t-re); Pass. venras (12, 15), ven-d-ras (12, 11), aura (11, 28), farai (10, 34), aucidrai (10, 32), resur-d-ra (13, 9 resurgere); S. Lég. aurez (16, 12 audire habetis), es-t-rai (15, 44), di-d-rai (13, 22), di-t-rai (13, 24); S. Alex. guarirunt (24, 26; 25, 2), soferai (22, 38), reven-d-rai (19, 39), is-t-rad (21, 19), avras (21, 5), avrat (18, 11), vivrai (21, 1), frai (21, 7), fereie (22, 35), prendrunt (22, 12), trairunt (22, 13), conuis-t-runt (22, 18); Fragm. d'Alex. credreyz (25, 34). Die seltenen nicht verschmolzenen Formen, wie contar — ey (Fragm. d'Alex. 25, 29) erscheinen bereits als Archaismen; Spuren lateinischer Futura finden sich nicht mehr, ausgenommen Formen von ero: Serm. er (? ero 4, 22); S. Lég. er (erit 14, 28); S. Alex. ierc (ero 20, 31), ert (20, 31. 38), iert (17, 11). — Das ē der Infinitivendung ēr, welche der Futurbildung zu Grunde liegt, hat sich, verkürzt und zu dem unvollkommenen ŏ-Laute geschwächt, also in Gestalt des sogenannten e muet, im Altfranzösischen vielfach erhalten. So finden sich deveroies, deveries, doveroient; conciverat, perciveront, recheverons, receveront; averat, avera, averoie, avereie; saverai, -as, -at, -ez (-eiz), -oie, -oit, -iez; moverai, removeras, mouverons u. a. Die Belegstellen bei *Orelli* und *Burguy*.

Es bleibt uns noch übrig, diejenigen neufranzösischen Futura von Verben auf er, ir, oir zu beleuchten, zu deren Erklärung die oben erörterten Bildungsgesetze nicht ausreichen. Zu diesen gehört übrigens *j'irai* nicht, da es aus dem Infinitiv ir* (ire) ebenso regelrecht gebildet ist, wie je périrai aus périr (per-ire).

Von den abweichenden Futuren fassen wir die mit eingeschobenem d und die mit rr zusammen, nachdem wir vorher die wenigen anderen in Erwägung gezogen haben.

Ob *je cueillerai* und *il saillera* von Infinitiven auf -er oder von solchen auf -ir ursprünglich gebildet worden sind, mag unentschieden bleiben. Ein Infinitiv cueillier nebst dem Participium requeillié (410, 25) findet sich bei Froissart, recuellier belegt *Burguy;* auch einen Infinitiv assailler führt *Burguy* an (III, 332), sailer steht Trist. 169, 44. Andererseits liefert das Altfranzösische unanfechtbare Beispiele für die Entstellung

* Den Infinitiv ir glaubt *Bartsch* in einem Verse der Passion durch Conjectur restituiren zu dürfen (Chrest. de l'anc. franç. 11, 36).

des tonlosen und gekürzten i in e: soffrera (1. P., bei Joinv.), ferner souferrai, descuverrat, durch Metathesis aus soufrerai, descuvrerat; soferai, durch Dissimilation aus sofrerai. Auch morerons (morir) (H. de Val., B.) wird so zu erklären sein.

Wie je cueillerai und il saillera, falls sie aus cueillir und saillir gebildet sind, sich nur dadurch von der regelmässigen Futurbildung unterscheiden, dass in ihnen die Lautentstellung einen Schritt weiter fortschreitet, ähnlich verhält es sich mit den Futuren *j'aurai* und *je saurai* von aver und saver: die Lautentstellung geht hier um zwei Stufen über die Stufe hinaus, auf welcher die gewöhnliche Futurbildung von Verben auf -er = ĕre stehen geblieben ist. Der Spirant v in j'avrai, je savrai ist zu dem organverwandten Vocale u (= u, nicht = ü) erweicht, und der Diphthong au ist in den einfachen Vocal o übergegangen. Die Schrift bezeichnet nur den ersten dieser beiden Vorgänge. Man bemerke übrigens, dass die Erweichung des v nur in den beiden Verben eingetreten ist, deren Stammvocal a ist, dagegen nicht in devrai, recevrai; mouvrai; pleuvra. Es zeigt sich auch darin eine strenge Gesetzmässigkeit.

Viendrai, tiendrai; faudra, vaudrai, voudrai. — Einschiebung eines d an Stelle des geschwundenen Vocals der Endung findet sich in Futuren nur bei Verben auf -ir und -oir (-er), und zwar nur bei solchen Verben, deren Stamm auf n oder t ausgeht. Beim Schwinden des i oder e entstanden venrai, tenrai, falra, valrai, volrai — Formen, welche das Altfranzösische sämmtlich aufweist. Das unbequeme Zusammentreffen von n oder l mit r suchten nun die altfranzösischen Dialecte auf drei verschiedene Arten zu beseitigen. Entweder schob sich ein d ein: ven-d-rai, ten-d-rai; fal-d-ra, val-d-rai, vol-d-rai. Oder es trat Assimilation ein: verrai, terrai; farra, varrai, vorrai. Oder endlich es wurde l in u erweicht: faura, vaurai, vourai. Indem nunmehr auch vor dem eingeschobenen d das l sich in u erweichte, entstanden die Formen, welche im Neufranzösischen zur Alleinherrschaft gelangt sind: fau-d-ra, vau-d-rai, vou-d-rai. Das Altfranzösische bietet noch vodrai aus voldrai und vorai statt vorrai. Ausserdem finden sich im 15. Jahrhundert und später fauldra, vauldrai, vouldrai. Diese letzten Formen haben keinen eigenthümlichen phonetischen Werth; sie lauteten gleich faudra, vaudrai, voudrai. Die graphische Restitution des stammhaften l neben dem aus ihm hervorgegangenen u beruht auf einer ungenügenden etymologischen Reflexion. Uebrigens ist il faudra

nicht von einem faller, sondern von faillir gebildet; falloir ist eine erst der neueren Zeit angehörige Scheideform; ein dem valer, voler entsprechendes faller ist nicht nachgewiesen. – Auffallend ist die Diphthongirung der Stammsilbe in viendrai, tiendrai, da doch Diphthongirung des e zu ie sonst nur in betonten Silben eingetreten ist. Veranlasst ist diese Diphthongirung, welche sich schon im Altfranzösischen findet, ohne Zweifel durch das Interesse, die Futura der Verba venir und tenir von den Futuren der Verba vendre und tendre zu unterscheiden, wie *Diez* annimmt. Allein die Möglichkeit derselben begreift sich doch nur durch die Annahme, dass die Stammsilbe der betonten Endung gegenüber nicht tonlos war, sondern dass sie, während der Hauptton auf jener lag, einen Nebenton besass.

Wir kommen schliesslich zu den Futuren mit doppeltem r: *j'acquerrai, je conquerrai, je m'enquerrai, je courrai, je mourrai*; — *je verrai, je décherrai, j'écherrai, je pourrai;* — *j'enverrai.* Die Entstehung derselben ist nach der Beschaffenheit des Verbalstammes eine dreifach verschiedene. Eine Klasse bilden die Verba, deren Stamm auf r, eine andere diejenigen, deren Stamm ursprünglich auf d oder t ausgeht; für sich steht j'enverrai.

Was zunächst die Futura der ersten Klasse betrifft, so stammen *courrai* und (ac-, con-, en-) *querrai* nicht von courrir, (ac-, con-, en-) quérir, sondern von den älteren und noch jetzt nicht ganz abgestorbenen Infinitiven courre (currĕre) und (ac-, con-, en-)querre (quaerĕre). „Le verbe *courir* a appartenu à la quatrième conjugaison non-seulement durant tout le XIIIe siècle, mais encore longtemps après.“ „La forme primitive du verbe *quérir* a été *querre.*“ „*Quérir* ne se montre que tout à la fin du XIIIe siècle, et encore est-il fort rare. C'est dans Orléanais et au sud-ouest de l'Ile-de-France, que l'on en rencontre les premières traces.“ (B. 1², 324 und 372). — Dagegen ist ein mourre* neben dem aus moriri (st. mori) hervorgegangenen mourir unseres Wissens nicht nachgewiesen, und die Annahme einer solchen Nebenform wegen des Futurums *mourrai* könnte nur durch die Unmöglichkeit gerechtfertigt werden, das Futurum anders zu erklären. Je mourrai erklärt sich aber sehr wohl aus mourir. Im Altfranzösischen ist das i im Futurum nicht selten geschwunden, namentlich nach r. So finden sich venrai, tenrai und, mit Assimilation, vettrai

* Das Altfranzösische kennt wohl ein mourre, morre aus molre (molere).

(vestir), gerroit (gésir); ferner guarrad, ferrai, morrai neben flurirad, perirat, garira, guarirunt, meriroit, feriroie.

Die Futura *verrai*, (*dé-*, *é-*) *cherrai*, *pourrai* setzen nach *Mätzner*, wenn wir anders den zweiten Satz der oben aus der Französischen Grammatik citirten Stelle richtig verstehen, die Infinitive verre (dé-, é-) cherre, pourre voraus, welche durch Assimilation entstanden sein sollen. Allein so wenig jene Infinitivformen von vorn herein für unmöglich gelten dürfen, da clorre (claudere), occirre (occidere), escorre (excutere) vorhanden sind, so wenig haben sie in Wirklichkeit existirt. Es kam in den Infinitiven jener Verba der Typus des lateinischen -ēre zur Geltung. Aus vidēre, cadére (st. cádere), potére (st. posse) entstanden veder, cader, poder, Formen, welche sich im Provençalischen erhielten. Auch in den ältesten französischen Denkmälern finden sich noch manche Formen mit erhaltenem d: *veder* (Pass. 9, 15. 19), vedeir (Ch. de Rol. 29, 13; Q. L. d. R., B.), vedeit (videbat, Q. L. d. R., B.), vidist (vidisset, Vie de S. Lég. 16, 45; Fr. d'Alex. 25, 16), vidrit (viderit, Pass. 7, 37), vidra (viderat, ib. 13, 4); *cadeir* (Ch. d. Rol., B.), caden (Pass. 8, 24), chedent (ib. 8, 26), chiedent (Ch. d. Rol., B.); *podir* (S. de Strasb. 3, 22), poedent (Ch. d. Rol., B.), podist (potuisset, Fr. d. Val. 5, 37). Aus der ältesten Form dieser Infinitive mit erhaltenem d wurde das Futurum gebildet. Wie devrai aus dever, so entstanden *vedrai, *cadrai, *podrai aus veder, cader, poder. Durch Assimilation entstanden aus diesen nicht mehr erhaltenen Formen die altfr. Formen verrai, carrai (charrai, cherrai), porrai, — ebenso, wie carré aus quadratus, équerre aus quadrum; altfr. consirrer (S. Alex. 21, 8; 23, 6) aus considerare, desirret (S. Alex. 22, 14) aus desiderat; — wie weiterhin larron aus latronem, altfr. ladron (Pass. 9, 10), larron; nourrir aus nutrire, altfr. nodrir (S. Lég. 14, 18 nodrit), norrir; errer aus iterare, altfr. edrer (S. Lég. 15, 21; 16, 21 edrat), errer. — Das Altfranzösische besass noch eine Anzahl anderer Futura mit doppeltem r, deren Ursprung ebenso zu erklären ist, nämlich: *clorra* (Rutb., B.), *occirrai* (occidere), *orrai* (audire, M. d'Ad. 77, 16; orras ib. 77, 17; orrez Ch. de Rol. 29, 44; orrés Auc. et Nic. 263, 44), *esjorrai* (exgaudere, C. Hab. 44, 20), *crerrai* (credere, M. d'Ad. 80, 19; crerras 79, 37), *purra* (putere), *lorrai* (laudare). Hier sind wir in der glücklichen Lage, die ursprünglichere Form mit d aus den Denkmälern selbst belegen zu können. In der Passion (10, 32) findet sich das Futurum *aucidrai* (cum aucidrai cui vos est reis?) und in dem

Fragment des Alexanderliedes (25, 34) steht *credreyz* (mal en credreyz nec un de lour). Man vergleiche dazu den Infinitiv concreidre im Eulalialied (6, 1).

Wie voir, choir und pouvoir, so hat auch seoir (sedere) einen ursprünglich auf d ausgehenden Stamm. Formen mit erhaltenem d finden sich noch in den ältesten Denkmälern: *seder* (Pass. 7, 23), sedeir (Q. L. d. R., B.), sedent (S. Alex. 24, 43), siedent (Ch. d. R., B.), sedeit (sedebat, Q. L. d. R., B.), sedant (S. Alex. 20, 10). Dem verrai, décherrai, pourrai würde demnach ein serrai aus *sedrai entsprechend sein. Und dies ist in der That im Altfranzösischen die herrschende Form. Das neufranzösische *il siéra* zeigt, wie je viendrai, je tiendrai, Diphthongirung in einer Silbe, welche nur einen Nebenton besitzt. Veranlasst ist dieselbe vielleicht auch hier, wie bei viendrai, tiendrai, durch das Interesse eine Scheideform zu gewinnen: *séra konnte leicht mit sera von être verwechselt werden. Dieses vorauszusetzende séra kann unmittelbar aus sedra hervorgegangen sein, vielleicht aber ist es erst aus serra entstanden. Die oben genannten Formen mit doppeltem r haben nämlich durchweg Nebenformen mit einfachem r: wie clore, occire, so finden sich clora (Poit., B.), ocirai Q. L. d. R. 48, 19; ocireit ib. 47, 4. 8), aurez (S. Lég. 16, 20; orez Ren.); crerai (Myst. d'Ad. 79, 25), veront, veries (B.), cheras, und, wie siéra, mit Diphthongirung, chiera, chierons (B.), pores, poroie, poroit, poriens, poriies, pouroient (B.). Dagegen scheint sich kein courai, mourai, querai neben courrai, mourrai, querrai vorzufinden; obwohl auch das nicht mehr auffallen könnte, als wenn sich bei Joinville neben demourrai, demourra von demourer gelegentlich demouront findet; in der That sind die Schreibungen cure, coure, soscore, acquire vorhanden.

Wir kommen endlich zu *j'enverrai*. Dass diese Futurform nicht aus dem Infinitiv envoyer gebildet sein kann, liegt auf der Hand; die Entstellung des Diphthongs oi in e ist unglaublich. Das von envoyer gebildete Futurum j'envoierai, welches dem picardischen und dem burgundischen Dialecte angehörte (envoieres Fl. et Bl., envoierons Chron. de Jan van Heilu, B.; envoieroit, envoieroient Joinv.; envoierons Villeh. 213, 35; envoiera ib. 218, 13; envoira 218, 30) und noch bei Rabelais und Montaigne im Gebrauch war, ist durch j'enverrai verdrängt worden. Dieses letztere erklärt *Burguy* aus dem normannischen Infinitiv enveer (inviare). Aber auch bei dieser Erklärung bleibt das doppelte r etymologisch befremdlich. Denn man sollte erwarten, dass

aus *enveerai enverai entstanden wäre, wie emploîrai, ennuîrai, paîrai, tûrai, oublîrai aus emploierai, ennuierai, paierai, tuerai, oublierai hervorgegangen sind, und wie auch créerai den Lautwerth crérai erhalten hat, wenn auch diese Schreibung nicht in Gebrauch gekommen ist. Uebrigens gibt *Burguy* auch enverai als normannische Form an, freilich ohne Belegstelle. Da sich nun im Normannischen auch sonst Verdoppelung des r vorfindet, die etymologisch nicht begründet ist — serrums (= serons Q. L. d. R. 45, 44), irrai (ib. 47, 33), serrat (Trad. d. Ps. 42, 35) neben serunt (41, 30), dirrunt (42, 34), serrait (Trist. 172, 10), serrai (Myst. d'Ad. 82, 19), serrat (79, 12), serra (77, 26; 80, 45), serrez (79, 1. 5), dirrai (77, 15; 78, 12), ferra (79, 24) neben ferai (77, 17; 79, 8. 43; 80, 35), feras (78, 36), ferat (82, 23), fera (79, 25) — so wird man enverrai als eine dem Normannischen eigenthümliche, rein phonetische Entstellung von enverai betrachten müssen. Die Vorliebe des Normannischen für rr zeigt sich auch in dem häufigen Vorkommen von Futuren wie: jurrad (jurer, L. de Guill. 39, 12; 40, 32. 40), jurra (42, 7), merrad (mener, 39, 11), durrad (duner, 39, 34. 37. 39. 40; 40, 17); demerra (demener, Cant. Hab. 44, 23), durrai (Q. L. d. R. 48, 14. 21), durrad (47, 1), durreit (47, 3. 7), also bei Verben, deren Stamm auf r oder n ausgeht. —

Aus den vorstehenden Erörterungen ergibt sich der für die Auffassung der Futurformen wichtige Satz, dass das Futurum, nachdem es einmal von einer bestimmten Infinitivform gebildet worden, eine von der des Infinitivs relativ unabhängige Geschichte gehabt hat. Dieser Satz bestreitet natürlich nicht die Möglichkeit, dass in verschiedenen Dialecten von verschiedenen Infinitivformen Futura gebildet worden sind, wohl aber vernichtet er den alten, noch immer nicht gänzlich beseitigten Irrthum, dass man aus einer Futurform direct eine entsprechende Infinitivform erschliessen könne, aus der jene entstanden sei. — Wir stellen zum Schluss diejenigen neufranzösischen Futura zusammen, welche nicht aus den im Neufranzösischen üblichen Infinitivformen hervorgegangen sind. 1) Irai ist das einzige Futurum, welches aus einem Infinitiv von anderer Wurzel gebildet ist. 2) Von ursprünglicheren, theils hinsichtlich des Stammes, theils in dem Vocal der Endung älteren Infinitivformen stammen folgende Futura her: ferai von fare; serai von essere (aus welchem erst nach der Bildung des Futurums es-t-re, ê-t-re entstanden sein kann); sämmt-

liche Futura der Verba auf oir, ausgenommen prévoirai, pourvoirai, surseoirai, asseoirai (assoirai), die von Infinitiven auf oir, und faudra, welches von faillir stammt, sind von Infinitivformen auf er (= ēre) gebildet, insbesondere verrai, (dé, é-)cherrai, pourrai und siérai von veder, cader (cheder), poder und seder. 3) Von Nebenformen stammen enverrai (von dem normannischen enveer), courrai, (ac-, con-, en-)querrai (von courre und ac-, con-, enquerre) und vielleicht cueillerai, saillera (von cueiller, sailler?).

Berlin. Dr. Lücking.

Aber hundert niederdeutsche Sprichwörter,

gesammelt

aus mittelniederdeutschen und mittelniederländischen Dichtungen.

Den im 43. Bande dieser Zeitschrift S. 411 ff. mitgetheilten Sprichwörtern lassen wir hier ein weiteres Hundert folgen. Auch für vorliegende Mittheilung gilt, was dort über Zweck und Anordnung der Sprichwörter gesagt ist. Von den neu hinzukommenden Citaten bedeutet: Antw. Lb. das Antwerpener Liederbuch ed. Hoffmann von Fallersleben (Horae belgicae pars XI.); Vruwenlof, Baumgarten und Theophilus stehen bei Bruns Romantische und andere Gedichte in altplattdeutscher Sprache; Kraneshals und Namelos bei Staphorst Hamburg. Kirchengeschichte, Bd. 4; Esmoreit, Lippijn, Gloriant, Dri daghe here, Winter ende Somer, Truwanten und Rubben in Horae belgicae, Bd. VI; Lauremb. bedeutet Lauerembergs Scherzgedichte ed. Lappenberg (Publ. des lit. Vereins Bd. 58) und Niederd. Sat. den Anhang dazu; Verl. S. ist Burkard Waldis Parabel vom verlorenen Sohn ed. Höfer, und Ps. meint die als Anhang gegebenen deutschen Psalmen; das Gedicht Fuchs und Hahn steht in Haupt Zeitschrift, Bd. 5; Sündenf. bedeutet Sündenfall und Marienklage ed. Schönemann.

Alt.

It is vorwar noch als men secht:
en olt man kindesche sinne drecht. Verl. S. 251.

Ein jungelink wol entlopen kan
avers nicht entraden êm olden man. ibid. 406.

Arg (Böse).

In allen Landen
nicht so argen hernsson is,
men vynt jo eynen arger, dat is wis. Fuchs und Hahn 109.

Jo krummer holt, jo beter krucke,
jo arger schalk, jo groter glucke. Verl. S. 1446.

Quade werken comen te quaden lone. Esmoreit 997.

Die quaet doet, quaet ontmoet. Hor. belg. II. p. 104.

De quat deit de schuwet gern dat licht. R. V. 25.

Arzt.

Den gesunden mach de arst nicht fromen. Verl. S. 1552.

Baum.

En gut bom drecht sote vrucht. Vruwenlof 64.

Bettler.

Dem enen beddeler is altit let
dat de ander vor der doren stet. Verl. S. 1712.

Bogen.

Ein bage altid gespant
werd nagerade schlap und brekt intwei tohand. Lauremb. Beschlut 15.

Spant jo den bagen nich to hoch, de seid werd noch wol schlap. Niederd. Sat. 7, 7.

Dieb.

De riken deef entlopen,
de armen hengt men up. ibid. 8, 193.

Eltern (Vater).

De siner olderen lere nicht enwil volgen
deme enkan nummer neyn gud gescheen. Fuchs u. Hahn 78.

De nicht sins vaders straf kan dragen
de geit van al sinen goden dagen. Verl. S. 356.

Ende.

Dat anbegin heft en got behagen,
dat ende mot de last dragen. ibid. 366.

Esel.

De esel heft sik sat gefreten
unde deit sik groter ding vormeten.
dan geit he danssen up dat is
unde brekt en ben, so wert he wis. ibid. 362.

Falsche (böse) Zunge.

Een falsche tonghe, gheen argher fenijn. Antw. Lb. 121, 6, 5.

Quade tonghen breken wel een been,
en si enghenesen gheen. ibid. 202, 6, 5.

Onsuyvere tonghe onsuyveren sin heeft,
want elc vat uut gheeft nae dattet in heeft. ibid. p. 307.

Finden.

Dic vint men dat men heeft ghesocht. Drie daghe here 366.

Froh.

So blider tijt so blider herte,
so blider herte so meer minnen. Winter ende Somer 266.

Geld.

Dat ghelt maket den helt springhen. Red. Sp. 117.

Gades ere vorblift umme geldes profit. Cl. B. 564.

Umme gelt let man van Gades werken. ibid. 578.

Gerne.

Ek hebbe ein olt gesproken wort
vaken unde vel wol gehort:
och wat einem leve schut
wan ein sut dat he gerne sut. Sündenf. 2679.

Gewohnheit.

Gy hebben dat vaken wol gehort:
wes ein bewonen is, dat lovet me,
tut he sik af, dat deit om we. ibid. 2362.

Gleich.

Ghelijc soect altijt zijn ghelijck. Antw. Lb. 37, 4, 4.
Vögel van einer fedder flegen gern tosamen. Lauremb. 4, 66.

Gold.

De des goldes werde nicht enwet,
de strikestên de gift dem beter beschet. Cl. B. 939.

Gott.

Wol by Gode is, de heft genoch. Namelos 2610.

Den God wil beraden
de enkan komen to vro edder to spade. Fuchs u. Hahn 52.

Als God zijn dienaers helpen wilt,
teghen em enhelpet swaert noch schilt. Antw. Lb. 197, 12, 1.

Al moi unde sorge vorgeves get
wo Godes hulp nicht bi uns stet. Ps. 127, 5.

Wo Got nicht sülfs bewart de stat,
da helpt ken gelt noch minschen rat. ibid. 8.

Wo Got nicht heft to waken lust
da is al hode und wacht umsust. ibid. 12.

De on (Got) fruchten den velt it to
im slap ane alle not unde moi. ibid. 19.

It wert nemant vorschamet stan
van den de up Got büwen. Ps. 24.

Sine gelofte holt God truwelik. ibid.

Alle wege des heren sint warhet. ibid.

Grab.

Dodengraver sint buten wit unde rên,
inwendich sint se vul dodenbên. Verl. S. 1998.

Grosse (viele) Worte.

Dat sprikwort dat min oldervader sprak:
grote wörde füllen nicht den sack. Lauremb. 4, 84.

Vele wort fullen nicht den sack. Verl. S. 398.

Vele spreken heeft in meneghen stonden
dicwile beraden toren.
bi vele spreken es die meneghen verloren. Esmoreit 554.

Gute Tage.

Vorwar de bene sint stark unde gesunt
de gode dage dregen kunt. Verl. S. 360.

Handwerk.

Twar jedes handwerk wol einn boddem heft van golde. Lauremb. 1, 143.

Herr.

It is der heren sede:
se mogen nicht liden lange rede. Sündenf. 3603

Hund.

Tween honden aen eenen beyne,
si dragen selden wel overeen. Antw. Lb. 103, 3, 3.

Huth.

Daer goede hoede es, daer es goeden vrede. Gloriant 609.

Kampf.

Beter kamp den hals af. Namelos 1614.

Kessel.

So wie hem selven aen den ketel wrijft,
hi heeft gaerne vanden roet. Antw. Lb. 83, 13, 1.

Leichtgläubigkeit.

Bi lichte gheloven es die meneghe bedroghen. Lantslot 91.

List.

Mit behendigheit bringet vort de man
dat he mit macht nicht don enkan. Fuchs u. Hahn 14.

Behendicheit gaet voor cracht. Gloriant 500.

Mann.

Sülvenst is de man. Niederd. Sat. 6, 44.

Neen keerl is so ring, der besten is he weert. ibid. 4, 170.

De broeck hördt jo tho dragen dem man. Fastnachtsspiele (Publ. des liter. Ver. 29.) 961, 25.

Minne.

Der minnen vier
is sneller vele dan enich ghescot. Gloriant 450.

Dies heeft die minne vremden sede
dat haer die rouwe volghet mede. Floris ende Blancefloer (Hor. belg. III.). 17.

Mord.

En was nie ondaet noch moort,
si enmoeten comen voort. Esmoreit 791.

Müssen.

Wat eyn jo don mot,
dat is dicke mate gud. Theophilus 187.

Wes ein nicht enkan
dat mot he van not wesen lan. Sündenf. 760.

So wie zijn boel niet hebben enmach,
die moet se varen laten. Antw. Lb. 221, 9, 3.

Narr (Thor).

Ein jeder nar let sik sin kapken wol gefallen. Lauremb. Beschlut 138.

Vele claffen anè sin
dat is der doren eyn anbegyn. Fuchs u. Hahn 11.

Niedrigkeit.

Wol simpel bi der erden wil krupen,
de krigt wedder to freten noch to supen. Lauremb. 4, 89.

Perlen.

It is nicht goet und plecht nicht to tögen
dat man de perlen werpet vor de sögen. ibid. 4, 351.

Pfaffen.

Papen horen sint vor allen to schouwen. Cl. B, 90.

Pfand.

Dat pant enis nicht gud
dar eyn man dat lyff to pande laten mod. Fuchs u. Hahn 136.

Rath.

Ik hebbe dicke gehort: vil beter twyer mans rat
wan eynes mannes daet. ibid. 102.

Eyn eder man de hode sik vor valscheme rade,
de dar nicht enwil to seen to tyden, de see to to spade. ibid. 114

Riechen.

Dem einen oftermals gar leflik etwas rükt
darvör ein ander minsch de nese wol todrükt. Lauremb. 2, 461.

Van junkheit rükt dat wol, wat korts van older stunk. ibid. 2, 750.

Ruhm.

Hoghen roem enwas noit goet. Gloriant 782.

Te hoghen roem enwert nie ghepresen. ibid. 29.

Sauer.

Na suere comt tsuete. Antw. Lb. 181, 6, 3.

Schaf.

Dat beste schap schit jo in den stal. Red. Sp. 1805.

Schmeicheln.

Schmeicheln maket fründ, de waerheit fiendschop gift. Lauremb. 2, 496.

Sieben.

Als men von söven secht so liegt men gern.* Schauspiele des Herzogs H. J. von Braunschweig ed. Holland p. 319 (Publ. des lit. Ver. 36.).

Sünde.

Godt plecht sünde dorch sünde tho plagen. Fastnachtsp. 961, 25.

Thorheit.

Doerheit maket arbeit,
wysheit maket salicheit. Fuchs u. Hahn 215.

Wat mocht doch groter dorhet sin,
so dat werk lert den mester sin. Verl. S. 1730.

---

* Dieses Sprichwort ist etwas dunkel. Vgl. die ebenfalls nicht völlig durchsichtige Redensart: He swatset mer dan seven an der galgen. Verl. S. 865.

Tod.

Des synt wy seker und ghewiss:
des dodes ghan wy nicht miss. Fastnachtsp. 1074, 21.

Treu.

Truwe geste vint me clene,
doch weren se gut gemene. Baumgarten 50.

Uebermacht.

Nu isset also men to seggende plecht:
we over den anderen mach
de deit om selden guden dach. Sündenf. 589.

Unglück.

Ungeluk mach komen bolde. Verl. S. 925.

Cranck auontuer schent menighen man. Antw. Lb. 126, 1, 5.

Vorbedacht.

We ein dink to vorne bedechte,
wu it na komen möchte,
so hedde it wol na gebleven. Sündenf. 1157.

Wagen.

Wagen plegt to gewinnen. Niederd. Sat. 9, 87.

Weib (Frau).

En reine wif an reiner var
is ores mannes spegel clar. Vruwenlof 23.

En gut wif is der vonden vunt. ibid. 46.

Wif is vor alle swere gut,
wif gift hogen mot,
wif is en soverynne
mannes torne un boser synne,
wif is en sote anevanc,
wif bringet mennich gut gedank,
wif is der doget ein vorspan;
wif alle vrauden bringen kan,
wif is en bloende rose
alse de leve sittelose,
wif is en spegel der renicheit
dar alle kuscheit ane steit. ibid. 89.

Eyne fredesam frouwe ys alles laves groth. Fastnachtsp. 985, 25.

Nycht levers is up erden
alse frouwenleve weme de kan tho dele werden. ibid. 985, 26.

Dem eyn dögetsam frouwe ys beschert,
de ys baven eddeln perlen werdt. ibid. 985, 22.

This waer dat men ghemeynlick seyt:
die sulcke zijn sinnen aen vrouwen leyt
hi vint hem selven ter doot ghewont. Antw. Lb. 94, 4, 1.

Vrouwen raet is dicwils quaet. ibid. 122, 7, 1.

Vrouwenlist is quaet te gronden. Rubben 162.

Vrouwen sijn van herten wanc. Esmoreit 240.

Eyne frowe dede kuscheit nicht enhat
de is boven alle frowen quat. Kraneshals 213.

Men seet, hine heeft niet sinen wille
die aen een quaet wijf es ghehuut. Drie daghe here 2.

Men seet, mit ghenen dinghen
enmach men een quaet wijf ghedwinghen. ibid. 5.

Het sijn quade wive die niet ensaten. ibid. 136.

Weise.

Hort ein klok man einen wisen reden,
he wert wiser, wil ik juk bescheden. Sündenf. 2809.

Wille.

Vrige wille to dem quaden
deit selden vromen, sunder vaken scaden. ibid. 276.

Vrig wille heft vele to wege gebracht. ibid. 499.

De gude wille heft vel dinges vorwunnen. ibid. 342.

Die mach gheven ende swighen stille,
hie doet altoos sinen wille. Drie daghe here 309.

Wanneer dat willeken is gedaen
dan is die vrienschap wte. Antw. Lb. 218, 11, 4.

Wolf.

Wan er de wulf wil roven gan
so tuet he schapes kleder an. Verl. S. 1994.

Wohlthat.

Woldat de enwart ne vorloren. Red. Sp. 150.

We de woldeit deme mach wol gelingen. Fuchs u. Hahn 43.

Die wel doet enderf ghenen wisc uutsteken. Truwanten 7, 81.

Zu.

Ik hebbe jo doch an deme boke lezen:
en man schal nenes dynghes to wis syn. Red. Sp. 791.

Zuvor.

Den stal mot men betteren to vorn
er wen de ossen werden verlorn. Verl. S. 376.

Zweifel.

He enwart up erden nu so gut,
he enwünne wol twivel mot. Vruwenlof 109.

Erlangen. Dr. C. Schröder.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

The vowel elements in speech: a phonological and philological essay, setting forth a new system of the vowel sounds, accordant with the mode of their formation by the organs. By Samuel Porter. (From the American Journal of Science and Arts.) New York, B. Westermann & Co. 1867.

Im Gegensatz zu der Ansicht, dass alle Vocale sich nur durch grössere oder geringere Offenheit oder Geschlossenheit, d. h. nur durch die grössere oder geringere Weite der Mundhöhle unterscheiden — eine Meinung, welche übrigens längst als überwunden gelten darf — stellt der Verfasser folgendes Vocalsystem auf. Sämmtliche Vocale werden in einem von Zunge und Gaumen gebildeten Rohre „articulirt", welches der Verfasser den Vocaltubus (vowel tube, vowel passage) nennt. Das hintere Ende desselben liegt stets zwischen dem äussersten Ende des Gaumensegels und der Zungenwurzel; das vordere Ende ist nach der Lage der Zunge variabel: es kann bis an den vordersten Theil des harten Gaumens reichen. Bei jeder Länge ist dieser Vocaltubus seiner Weite nach variabel. Der Laut entspringt stets, beim Sprechen und Flüstern, im Kehlkopf und wird dann durch verschiedene Reflection (reverberation) des tönenden Luftstroms (vocal current) an den *festen* Wänden des verschieden langen und weiten Vocaltubus *der Art* modificirt, dass der akustische Effect bald dieser, bald jener Vocal ist. Bei einigen Vocalen fungiren als *secundäres* Mittel der Modification des vocal current die Lippen: werden dieselben nämlich zusammengezogen und vorgestossen, so bilden sie ein *zweites* Rohr, in welchem der Laut noch eine Reflection (a further reverberation) erfährt. Gemäss dieser Grundanschauung theilt der Verfasser die Vocale zunächst nach der verschiedenen *Länge* des linguopalatalen Vocaltubus in *neun Gruppen*, a, å, o, u, ö, ä, e, é, i, von denen a den kürzesten, i den längsten Tubus hat, und innerhalb jeder Gruppe unterscheidet er nach der verschiedenen *Weite* des Tubus *vier Grade*, welche er close, middle, open, open-depressed nennt und mit a^1, a^2, a^3, a^4 u. s. w. bezeichnet. Indem nun noch von å^2; o^1, o^2; u^2; ö^2, ö^4 und i^1, i^2 die Vocale å^{21}; o^{11}, o^{21}; u^{21}; ö^{21}, ö^{41}; i^{11}, i^{21} als solche Laute unterschieden werden, welche bei derselben Länge und Weite des linguopalatalen Tubus eine Modification *durch das Lippenrohr* erfahren, so umfasst das System $(9 \times 4) + 8 = 44$ einfache Vocale. Es ist noch zu bemerken, dass å^1, u^1, ö^1 nicht vorkommen, sondern an deren Stelle å^{11}, u^{11}, ö^{11}. Dagegen haben die Gruppen a, ä, e, é keine Mitwirkung der Lippen aufzuweisen. Für die einzelnen Vocale werden hauptsächlich englische, französische und deutsche Belege beigebracht.

Um sich über den Werth dieses Systems zunächst in Betreff der akustischen Auffassung zu orientiren, muss man in Erwägung ziehen, dass dem Verfasser die glänzenden Leistungen von Helmholtz nur aus dem bekannt sind, was Max Müller in seinen Lectures davon mittheilt. „As I have not seen the work of Helmholtz, heisst es p. 8, and as the account of his investigations which Müller gives is probably very imperfect, I shall express no opinion upon their merits or bearing. They run on a different line of inquiry from that which I have here in hand, and neither supersede it nor interfere with it." Der Verfasser hat es nämlich nicht auf eine akustische Theorie, sondern auf eine „physiologische Analyse" der Vocale abgesehen. Daraus erklärt es sich, dass derselbe hinterher (p. 9) zu seinen eigenen akustischen Voraussetzungen eine kritische Stellung einnehmen kann. „I would have distinctly understood what I do not, as well as what I do, affirm. I do not say that the character of the several elements depends on the length of the vowel-tube, or on its shape, or the structure of its parts. I believe it, however, to depend on a combination of all these. I do not fail to perceive that, even in the anterior groups, the position and action of the tongue are, in each case, attended with a particular configuration and action of the soft-palate, which is important as affecting the quality of the vowel. I will not deny that the reverberation against the dome of the palate, at a point forward of the proper palato-lingual tube, may bear an important part in impressing upon some of the elements their proper character. I state simply that the vowel-passage is made as I have described, and that the forward terminus of the palato-lingual tube is in fact as I have indicated in each case." Durch diesen Rückzug auf dem Gebiete der akustischen Auffassung giebt der Verfasser, ohne es zu bemerken, das Recht preis, auf die Differenzen der Länge und Weite des von ihm beschriebenen Tubus ein System der Vocale zu begründen. Freilich lassen sich die Vocale, obwohl sie als Schallempfindungen nur von Seiten der physiologischen Akustik begriffen werden können, doch in gewissem Sinne auch rein anatomisch oder physiologisch definiren, da der akustische Effect durch die Lage der Organe, welche sich zwischen dem Schallherde, der Stimmritze, und der Grenze zwischen eingeschlossener und freier Luft befinden, genau bedingt ist. Zu einer solchen Definition ist aber die genaue Beobachtung sämmtlicher Bewegungen erforderlich, durch welche beim Uebergange von einem Vocal zum andern die Grösse und Gestalt des Ansatzrohres irgendwie verändert wird. Willkürlich wird der Kehlraum, dessen Grösse und Form bei den verschiedenen Vocalen sehr bedeutend variirt, von der Betrachtung ausgeschlossen; willkürlich sind also die Grenzen des Vocaltubus, auf dessen Längen- und Weitenverhältnisse der Verfasser sein System aufbaut. — Durch die Aufstellung der Vocalreihe a, å, o, u, ö, ä, e, é, i, welche lediglich auf dem Vorurtheile beruht, dass es wesentlich auf die Länge des linguo-palatalen vowel-tube ankomme, wird ein Satz umgestossen, welcher seit Hellwag (1781) und du Bois-Reymond (1811) als Fundamentalsatz der Vocalphysiologie gegolten hat, dass nämlich um und i einander entgegengesetzte Grenzlagen der Lippen, der Zunge und des Kehlkopfes bezeichnen, in deren neutraler Mitte a liegt. Dieser Satz steht u so fester, als mit ihm die akustische Beobachtung übereinstimmt, dass die Höhe des Eigentones der Mundhöhle von u durch a nach i hin zunimmt. Beide Beobachtungen bestätigen ferner, dass die o-Nüancen zwischen u und a und die e-Farben zwischen i und a liegen. Mit den Längenverhältnissen des beschriebenen vowel-tube stehen jene Tonhöhenverhältnisse im schärfsten Widerspruche. Nach des Verfassers Darstellung wird nun freilich das Zungen-Gaumen-Rohr bei der Bildung von å[11], å[21]; o[11], o[21]; u[11], u[21]; ö[11], ö[21], ö[11] und i[11], i[21] (d. h. dem langen und kurzen ü) durch ein mittels Contraction und Vorstossung der Lippen zu bildendes Lippenrohr ergänzt. Aber zunächst ist die Annahme unrichtig, dass überhaupt

irgend eine Nüance des u, o oder ö ohne Lippenarticulation gebildet werde. Nur das a entbehrt einer Lippenarticulation, da bei der Bildung dieses Vocals die Lippenlage nur von dem Maasse der Entfernung des Unterkiefers vom Oberkiefer abhängt; die Bildung aller anderen Vocale hingegen erfordert eine specifische Thätigkeit der Lippenmuskeln. Während aber bei den Nüancen das e und i die Lippen in der Weise von der relativen Indifferenzlage bei a abweichen, dass die Mundwinkel rückwärts von einander gezogen werden, sodass die Lippenwülste die Zahnreihen gleichsam wie ein Rahmen einfassen und für die Schallbildung gleichgültig werden: so weichen bei der Bildung von o, u, ö, ü die Lippen aus der Indifferenzlage stets in der Art ab, dass die Lippenöffnung verkleinert wird, und zwar entweder so, dass mit Verringerung der Entfernung der Mundwinkel von einander die Lippen vorgeschoben werden und die Lippenöffnung sich der Form des Kreises nähert (vollkommene Articulation), oder so, dass bei constanter Entfernung der Mundwinkel von einander die Lippenwülste in ihrer ganzen Länge einander genähert werden, bei welcher Bewegung die Lippenöffnung sich der Form der Linie nähert (unvollkommene Articulation). Diese Verkleinerung der Mundöffnung hat die akustische Bedeutung, dass für o und u die Grenze zwischen eingeschlossener und freier Luft durch die Lippen gebildet wird, während sie für e und i zwischen Zunge und hartem Gaumen liegt. Aus der Nichtbeachtung der unvollkommenen Lippenarticulation für u und o erklärt es sich, dass die Lippenarticulation von dem Hrn. Verfasser als unwesentliche Beigabe zur Zungenarticulation aufgefasst werden konnte; aus den obigen Sätzen erhellt aber, dass dieselbe für u und o grade die Hauptsache ist. Das Unnatürliche der aufgestellten Vocalreihe erhellt schon aus dem beigefügten Diagramm: um von u nach ä überzugehen, muss sich der vowel-tube plötzlich um dasselbe Maass verlängern, um welches er sich auf dem Wege von a durch å und o nach u verlängert hat. Diese Kluft soll nun freilich durch ö überbrückt werden. Allein diese Stellung des ö ist verfehlt; ö entsteht durch Combination der Lippenlage des o und der Zungenlage des e, und es lassen sich so viele ö-Schattirungen bilden, als Nüancen des o und e möglich sind. Von ö wird ferner das ü völlig getrennt, und doch verhält sich ü ebenso zu u und i, wie ö sich zu o und e verhält. —

Aber nicht nur das System des Verfassers scheint uns unhaltbar zu sein; auch gegen die Belege für die einzelnen Vocale hegen wir manche Bedenken. In den deutschen Beispielen, auf welche wir uns hier beschränken, sind theils gleiche Vocale als verschieden, theils verschiedene als gleich aufgefasst. Doch erklärt sich die eigenthümliche Auffassung des Verfassers wahrscheinlich daraus, dass derselbe die bezüglichen Wörter anders hat aussprechen hören, als wir sie in gebildeten Kreisen Norddeutschlands zu hören und zu sprechen gewohnt sind. Das lange u in „Schule, Stuhl, gut“ (u^{11}) wird allerdings anders artikulirt, als das kurze in „lustig, Schuld, Bund“ (u^{21}) und das kurze in „durch“ (u^{2}); aber das u in „Butte“ ist das u in „Schuld,“ nicht das in „durch.“ Das lange o in „Ofen, lobt, Mond“ (o^{11}) wird freilich anders gebildet, als das kurze in „kochen“ (o^{21}), aber das kurze o in „Gott, flott, Rost“ (o^{2}) ist dasselbe, wie das o in „kochen“, während grade das o in „Morgen“ (o^{21}) von dem o in „kochen, Koch, flott“ verschieden ist; und nicht minder unterscheidet sich das ö in „Wörter“ ($ö^{21}$) von dem ö in „möchte“ ($ö^{21}$). Der lange Zwischenlaut der a-i-Leiter [e] in “Mädchen, täglich, gäbe, wäre“ ($ä^{1}$) ist nach der vorherrschenden Aussprache nicht genau derselbe, wie der in „leben, geben, gelegen“ ($ä^{1}$), und beide unterscheiden sich von dem langen e in „mehr, jeder, See“ (e^{1}). Der kurze Laut ein der 1. Silbe von „rächen, dämmern“ ($ä^{2}$) ist dem der 1. Silbe von „Keller“ (e^{2}) gleich. Das kurze e in „fertig“ (e^{2}) ist hingegen ein ganz anderer Laut als das erste e in „Keller“. Dagegen ist wieder das e in „denn, Bett“ ($é^{1}$) gleich dem e in „Keller, dämmern, rächen“. Nicht

erfindlich aber ist es, wie der Verfasser dazu kommt, mit den zwei verschiedenen e in „Keller“ und „fertig“ unter e² noch ein drittes, total abweichendes, nämlich den sog. unbestimmten Vocal in „Vater“ und „Liebe“ zusammenzustellen. Kinder pflegen zwar, wenn sie beim Lesenlernen die Silbe „ter“ isolirt und betont lesen, das e von „Vater“ (nicht das von „Liebe“) wie das e in „fertig“ hervorzubringen, aber Niemand spricht es so. —

Unbefriedigt lässt uns, wie aus den obigen Bemerkungen erhellt, das vorliegende Werk insofern, als in demselben auf einer unzureichenden Basis ein schiefes Vocalsystem aufgebaut wird. Wir sind jedoch weit entfernt, der eingehenden, sorgfältigen und mit Sachverständniss unternommenen Arbeit ihren wissenschaftlichen Werth absprechen zu wollen. Sieht man von einem System ab, liest man das Buch in der Absicht, sich über den Antheil der Zunge an der Vocalbildung zu unterrichten, so wird man reichliche Belehrung finden. Ueber diesen Punkt hat der Verfasser sorgfältige Beobachtungen angestellt, die um so werthvoller sind, als hier eine so grosse Menge scharf unterschiedener Vocalnüancen in den Bereich der Betrachtung gezogen ist, wie es in keinem anderen Werke dieser Art der Fall ist. Ueberhaupt ist das Buch reich an interessanten Details. — An die Darlegung des Vocalsystems schliessen sich Beobachtungen über das Verhältniss der Qualität zur Quantität der Vocale, über die Beziehungen des leichten Ueberganges zwischen Vocalen verschiedener Gruppen und über die Diphthonge. Der Verfasser wendet dann sein System auf den historischen Lautwandel an und erläutert die Verdichtung eines Diphthongs in einen zwischen den beiden Bestandtheilen desselben liegenden einfachen Vocal, den Uebergang eines Diphthongs in einen seiner Bestandtheile, die Umwandlung eines einfachen Vocals in einen Diphthong und die eines einfachen Vocals in einen andern einfachen Vocal, endlich die verwandtschaftlichen Beziehungen gewisser Vocale zu gewissen Consonanten. Den Schluss der Schrift bildet eine Erörterung des Unterschiedes zwischen Vocalen und Consonanten. —

Berlin. Dr. Lücking.

Miscellen.

Aus America ist der Redaction die nachstehende Einladung zur weiteren Mittheilung zugegangen:

A Convention of American Philologists will be held in Poughkeepsie, N. Y., commencing on Tuesday, July 27th, 1869, and continuing in session for several days. The call to this Convention is issued pursuant to a resolution passed at a preliminary meeting held in the New York University, on Nov. 13th, 1868. Measures will be taken to complete the organization of a permanent National Society for the Promotion of Philological Studies and Research in America. Papers upon different branches of Philology by distinguished American Linguists will be read and discussed. The time that may then remain to the Convention will be devoted to the discussion of the following, among other questions, relative to the position which the Study of Language should occupy in our educational system, to the best methods of Philological Instruction, and to the promotion of Philological Literature in America. 1. How much of the time in a Collegiate course of study should be given to the study of Language? 2. How much of this time should be devoted to the study of the Modern Languages? 3. Should the study of the French and German precede that of the Latin and Greek Languages? 4. What position should be given to the study of the English Language in our Colleges and other high schools of learning? 5. What is the most efficient method of instruction in the Classical Languages? 6. What is the best system of pronouncing Latin and Greek? 7. Should the written accent be observed, in pronouncing Classical Greek? 8. What more efficient measures can be taken to preserve from destruction the Languages of the Aboriginal Indians of America? Professors of Language in Universities, Colleges, Theological Seminaries and other high schools of learning, Presidents of Colleges and other schools where Languages are taught, and amateurs and patrons of Philological studies and investigation are invited to be present at this Convention.

Des Talhofers Fechtbuch.

Im Königsegg'schen Archiv zu Aulendorf liegt ein Fechtbuch aus dem Jahre 1440 kl. Fol., 74 Blätter Papier. Bezeichnet ist der Pergamentumschlag mit XIV. 7. Von Bl. 62' an ist keine Zeichnung mehr. Zwischen Bl. 43 und 44 scheinen einige Zeichnungen herausgeschnitten zu sein. Sonst sind

auch einzelne Blätter losgemacht. Die Federzeichnungen sind recht hübsch und bemalt. Als Verfertiger des Fechtbuches nennt sich ein gewisser Talhofer. Auf dem 1. Blatt b steht unten: So will livtold von Küngsegg lernen zu dem Ernst von dem Thalhofer Gott erlauss vnss aller schwer. Dieser „livtold von Küngsegg" und der Thalhofer treten in den Zeichnungen mit einander auf. Liutold starb nach dem Calendarium Aulendorfense XV. Jahrhundert „do man zalt MCCCCLXXIII. zu Maurstetten den man nampt rolli." Auf dem Bl. 1 a sind Regeln für den der zu dem Ernst will. Unter anderem heisst es: er sol alltag frü vff stän vnd hören ain mess vnd darnach haim gän vnd sol essen schnytte Santi johans brott vnd sich arbaitten zwu stund in der ler vnd nitt vil faists dings essen Vnd nach mittag aber zwu stund Vnd ze nacht so er Schlauffen will gän so sol er essen ain Ruggin schnytte brot vss ainem kalten wasser das macht ain gutten autem vnd wit vmb das hertz. Die letzte Regel: Es sol auch der schirm maister den Junckher niemen der da kempffen will vnd sol in füren in ain haimlichstat als in ain kürchen vnd soll in haissen nyder knien vnd got bitten das er im verlich ain gluckhafft stund vnd im verlich sig das er keinem Feind angesüg. Blatt 1 b hat 2, die halbe Seite einnehmende Columnen Reimereien. Anfang:

Jung man nu lern
Got lieb hann vnn frawe eren
red Frawen woll
vnd biss männlich da man soll
hüt dich vor lügen
vnd vor schamelichen krügen
setz din syn uff erlich sach
vnd gedenck nach ritterschafft
mit Freiden üben
stain werffen vn Stang schüben etc.

Das Ende der Verse:

vnd sich dein buch gar eben an
So vindst du es gemalet vor dir stan.

Auf Blatt 2 a kniet Junker Liutold und betet. Von der rechten Ecke oben herab schaut Gott der Vater aus den Wolken mit aufgehobener mahnender Hand. Ob Liutold steht: hilf got du ewiges wort dem lib hie der sel dort. Vor Liutold steht eine schwarzbehangene Bahre. Ueber jedem Blatte steht eine Linie geschrieben, die der Zeichnung Sinn angibt. Auf Bl. 9 b begegnen wir Junker Liutold und dem Talhofer. Darüber steht: hie leyt hans talhofer livtold von küngsegg an. Bl. 10 a hie gant er in den schrank vnd treit im der talhofer den zivg vor. Auf Bl. 10 b und 11 a sitzt Liutold seinem Gegner gegenüber. Auf Bl. 49 b beginnt der Kampf auf Rossen. Auf Bl. 61 a ist oben ein Strick angebracht: darunter Junker Liutold zu Pferd ohne Rüstung. Dabei steht: da git Junckher livtold dem talhofer das gelaytt. Daneben sitzt der Talhofer. Ueber ihm: Da sitt der Talhofer off seinem hamtzen vnd gaut uff den hyndern Füssen. Auf desselben Blattes Seite steht endlich: Peter will mit seiner hand, haut geschrieben end vnd anefang.

A. Birlinger.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Th. Gross, Die Nothwendigkeit des Unterrichts in der deutschen Grammatik in Bürgerschulen und den Elementarklassen höherer Lehranstalten. (Mainz, Kunze.) 5 Sgr.

A. Bailly, Manuel pour l'étude des racines grecques et latines, avec une liste des principaux dérivés français. (Paris.) 4 fr.

Grammatisches.

E. Opitz, Ueber die Sprache Luthers. Ein Beitrag zur Geschichte des Neuhochdeutschen. (Halle, Buchhandlung des Waisenh.) 7½ Sgr.

G. F. Burguy, grammaire de la langue d'Oïl ou gram. des dialectes français aux 12 et 13 siècles. II. Ed. 2 vols. (Berlin, Weber.) 5 Thlr.

Literatur.

F. Kramer, Chronologische Uebersicht der deutschen Literaturgeschichte. (Freiburg, Herder.) 6 Sgr.

H. Kurz, Geschichte der deutschen Literatur. 4 Bde. 6. u. 7. Lief. (Leipzig, Teubner.) à 7½ Sgr.

P. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied. 3. Bd. 3 Lief. (Leipzig, Teubner.) 20 Sgr.

F. Bloemer, Gotth. Ephr. Lessing. Lichtstrahlen aus seinen Schriften und Briefen. Mit einer Einleitung. (Leipzig, Brockhaus.) 1 Thlr.

J. Freymann, Kritik der Schiller-, Shakspeare- und Goethe'schen Frauencharaktere. (Giessen, Roth.) 1 Thlr.

H. T. Rötscher, Entwickelung dramatischer Charaktere aus Lessing's, Schiller's und Goethe's Werken. (Hannover, Rümpler.) 1 Thlr.

A. v. Wolzogen, Sakuntala, frei nach Kalidasa's altind. Drama. (Schwerin, Stiller.) 20 Sgr.

Th. Opitz, Alexander Petöfi. (Bern, Haller.) 1⅓ Thlr.

Gwerziou Breiz-Izel, Chants populaires de la Basse-Bretagne, recueillis et traduits par F. M. Luzel. (Lorient.) 8 fr.

Hilfsbücher.

B. Scheinpflug, Grammatik der neuhochdeutschen Sprache für Mittelschulen. (Prag, Ehrlich.) 16 Sgr.

Th. Gross, Uebungsbuch zum Erlernen der deutschen Grammatik. (Mainz, Kunze.) 7½ Sgr.

Ed. Niemeyer, Deutsche Elementargrammatik. (Dresden, Ehlermann.) 7½ Sgr.

O. Held, Lehrbuch der neuhochdeutschen Sprache. (Rostock, Stiller.) 16 Sgr.

F. Haas, Franz. Gespräche f. Knaben nebst einer Auswahl der gebräuchlichsten Wörter. (Oppenheim, Kern.) 7½ Sgr.

L. Noiré, Resumé de l'histoire de la littérature française. II. Ed. (Mainz, Zabern.) 15 Sgr.

E. Gerstl, Kurzgefasste Grammatik zu leichter Erlernung des Italienischen. (Brixen, Weger.) 15 Sgr.

Ueber moderne und akademische Richtung im deutschen Drama.

Die Frage über moderne und akademische Richtung im Drama, d. h. ob der Dramatiker seine Stoffe aus der modernen Zeit nehmen solle oder ob er zu seinem Zweck alle Zeitalter der Geschichte ausbeuten dürfe, ist namentlich aus Anlass der am 10. November 1866 von der berliner Commission gekrönten Preistragödie von Albert Lindner „Brutus und Collatinus" aufs Neue besprochen worden und wird jetzt noch verschieden beantwortet. In diesem Streit beruft sich die moderne Richtung auf unsre Klassiker, so führt Rudolf Gottschall in seiner Beurtheilung der lindnerschen Tragödie* Vischers Satz in seiner Aesthetik an: „Der günstigste Stoff der Tragödie liegt offenbar in den grossen Gährungsmomenten der neueren Zeit; die radikal einschneidenden Naturen sind häufiger und handeln nicht nur mit hellem Bewusstsein, sondern haben auch das tiefer in sich concentrirte, der Einfachheit typischer Objectivität entwachsene Leben, dessen das Drama bedarf. Als Göthe und Schiller nach Egmont, Fiesko, Don Carlos, Wallenstein, Marie Stuart griffen, zeigten sie dem neueren Drama den richtigen Weg." In dieser Aufzählung fehlt Lessing (freilich zum Theil mit gutem Grund), der Vater des modernen Dramas, und von Schiller und Göthe sind nur einige, aber bei weitem nicht alle Dramen und noch weniger die freilich erst vor ein paar Jahren veröffentlichten dramatischen Pläne Schillers berücksichtigt, wie wir diese aus dem Anhang

* In den Blättern für literarische Unterhaltung 1867, 4. 5.

zu „Schillers Kalender vom 18. Juli 1795 bis 1805, herausgegeben von Emilie von Gleichen-Russwurm, geb. von Schiller; Stuttgart, Cotta, 1865“ und aus „Schillers dramatische Entwürfe, zum erstenmal veröffentlicht durch Schillers Tochter, Emilie, Freifrau von Gleichen-Russwurm; Stuttgart, Cotta, 1867“ kennen lernen. Gewiss ist es der Mühe werth alle diese Titel, Pläne und Werke darauf anzusehen, ob sie dem akademischen oder modernen Prinzip entsprechen.

Bei Klopstock, mit dem wir die zweite klassische Periode unsrer Literatur beginnen, ist es merkwürdig, wie wenig modernen Geist er in der Wahl und Behandlung seines epischen Stoffs und seiner dramatischen Stoffe beurkundet; es ist daher auch nicht zu verwundern, dass seine Dramen noch weniger gelesen werden, als sein „Messias.“ Wir kommen später auf ihn zurück. — Lessing hat mehrere Stoffe dramatisch bearbeitet und mit anderen sich getragen, die nicht der modernen Zeit angehören. So wollte er „Neros Tod“ und einen „Spartakus,“ ferner „ein befreites Rom“ und „Alcibiades in Persien“ dichten, hat aber diese Vorsätze nie ausgeführt. In seinem „Philotas“ dichtete er eine einaktige Tragödie, deren Stoff und Geist antik ist und zu der er vielleicht, wie Stahr bemerkt, die Anregung durch die Heldengestalten seines Freundes Kleist und des Königs von Preussen bekommen hat. Der Streit über akademische und moderne Dichtung lag jener Zeit noch ferne und wiewohl nach R. Gottschalls richtiger Bemerkung Lessings „Hamburgische Dramaturgie“ in ihrem Kampf gegen die antikisirende Richtung der Franzosen in gewissem Sinn ein Kampf gegen die Römerdramen selbst war, so hat doch Lessing diese Folgerung nicht bestimmt gezogen, hat dem von ihm bekämpften Gottsched mit seinem Schablonenstück „der sterbende Kato“ nie die Wahl dieses Stoffs vorgeworfen, hat nicht die „Sophonisbe“ als tragischen Stoff, sondern nur die mehr oder weniger gelungenen Stücke, die diesen Titel tragen, besprochen, und wenn „Philotas“ in seine Jugend fällt und er sich hier zuerst vom französischen Geschmacke losriss, so schreibt er noch in einem Briefe an Nicolai vom 16. Februar 1771: „Mein Spartakus soll darum (obgleich Lessing sich mit Anderm beschäftigt) doch noch eher fertig werden, als wir in Deutschland

ein Theater haben." Man sieht, wie ihn der Gedanke eines Nationaltheaters auch in ironischer Fassung nie verlässt und wie er mit einem solchen auch antike Stoffe für vereinbar hält. Dass aber Lessing, wenn er jetzt lebte, gewiss sich eher auf die Seite der modernen, als auf die der akademischen Richtung stellen würde, dass er, der an klassischer Gelehrsamkeit alle unsre Klassiker weit überragt, doch im untersten Grund seines Wesens ein moderner Mensch, ein Bannerträger des modernen Geistes war, dies ist gewiss. Alle jene Pläne zu antiken Dramen sind Pläne geblieben. Das Werk aber, das am frischesten aus seiner Feder floss und am wenigsten Schablone hat, ist das der Zeitgeschichte Lessings entnommene Lustspiel „Minna von Barnhelm," freilich mehr Schauspiel, als Lustspiel. Goethe nennt im 7. Buch von „Wahrheit und Dichtung" dieses Werk die wahrste Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommen norddeutschem Nationalgehalt, die erste, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction, von specifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that. An diesem Beispiel sieht man klar, wie auch das Lustspiel und das Drama im engeren Sinne wohl daran thut, seine Stoffe aus der modernen Zeit zu nehmen.

Ich verweise hier auf das 97. Stück der hamburgischen Dramaturgie, wo Lessing nicht allein für die Komödie, sondern auch für die Tragödie den einheimischen Sitten, so weit sie überhaupt der Sitten bedürfe, vor den fremdländischen den Vorzug gibt, und dabei auf die Griechen verweist mit den Worten: „Die Griechen haben nie andere als ihre eigenen Sitten, nicht blos in der Komödie, sondern auch in der Tragödie zum Grunde gelegt. Ja sie haben fremden Völkern, aus deren Geschichte sie den Stoff ihrer Tragödie etwa einmal entlehnten, lieber ihre eigenen griechischen Sitten leihen, als die Wirkungen der Bühne durch unverständliche barbarische Sitten entkräften wollen." Die Griechen, — dies liegt in Lessings Worten — nahmen ihre Stoffe nicht aus der ägyptischen, babylonischen, persischen oder scythischen Geschichte; auch die „Perser" des Aeschylus sind nur dem Namen, aber nicht der Wirklichkeit nach ein ausländischer Stoff. Ein Herodot hatte ihnen durch sein grosses Werk die mythische und wirkliche Geschichte zahl-

reicher fremder Völker erschlossen; diese erweiterte Kenntniss der Welt fiel mit der Blüthe der dramatischen Poesie zusammen, aber sie widerstanden der Versuchung, wenn je eine solche an sie herantrat, barbarische Stoffe zu behandeln; ihre Poesie blieb national. Besonders merkwürdig ist, dass Lessing den früheren Plan einer Bearbeitung der geschichtlichen Virginia aufgab, von dem sich noch in seinem Nachlass ein Bruchstück fand, dass er, der Vater des deutschen Dramas, in seiner „Emilia Galotti“ vom Alterthum absichtlich ganz abgesehen und den ganzen Geist und Ton des Stücks modern gehalten hat — und dies ist wieder ein starkes Zeugniss zu Gunsten der modernen Richtung im Drama. Wir müssen bei Emilia Galotti unsre klassischen Schulerinnerungen gänzlich vergessen. Lessing schrieb eine bürgerliche Tragödie; der Sinn der Deutschen für politische Thatkraft war nocht nicht geweckt, und die antike Bewunderung des Tyrannenmords ist der christlichen (nicht blos der kirchlichen) Anschauung geradezu entgegengesetzt; glaubte doch Schiller mehr als drei Jahrzehnte später seinem „Wilhelm Tell“ eine moralische Rechtfertigung von Tells That anhängen zu müssen. Doch lag die Parallele mit deutschen Zuständen nahe genug und wurde schon zu Lessings Lebzeiten gezogen; aber auch in dieser Umdichtung enthielt die Tragödie einen politischen Gährungsstoff und nicht umsonst hat Göthe gesagt, Lessing habe in „Emilia Galotti“ seine Piquen gegen die Fürsten ausgespielt. Noch Auerbach in seinem Roman „Auf der Höhe“ tadelt die Verpflanzung einer antiken Sinnes- und Handlungsweise, wonach ein Vater den Dolch gegen seine eigene Tochter zückt, an einen modernen Hof. Freilich wird — und darin stimmt Auerbach mit Börne überein — durch Odoardo's That nichts erreicht, d. h. die Revolution bleibt aus. Aber ist denn Emiliens sittliche Rettung, des Prinzen moralische Vernichtung, Marinellis Entlassung, ist das Nachdröhnen der moralischen Eindrücke in der Brust des Zuschauers für Nichts anzuschlagen? Lessing selbst hat gesagt, das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater dargebracht werde, dem ihre Tugend werther sei, als ihr Leben, scheine ihm an und für sich tragisch genug und ausreichend, die ganze Seele zu erschüttern, wenngleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf

folgte. Im Uebrigen verweise ich auf Stahrs Kritik des Stücks und auf das, was weiter unten über die Römerdramen überhaupt bemerkt werden wird.

Lessings „Nathan“ kann uns den Weg zur Betrachtung eines Stückes bahnen, das den Grundgedanken des Lessingschen Stücks reiner ausspricht, als dieses selbst, zu Göthes Iphigenia. Beim Nathan ist das Bedenkliche immer dass die Ideen von Humanität und Aufklärung in einen Stoff aus den Kreuzzügen verlegt werden. Vischer sieht darin einen Fehler; Kuno Fischer und noch mehr Strauss (über Lessings Nathan; Berlin, 1864 S. 47 ff. 53, 61) haben den Dichter gegen diesen Vorwurf in Schutz genommen. Lessing selbst tadelt im 7. Stück der hamburgischen Dramaturgie Cronegk, dass er in einem Stücke, dessen Stoff aus den unglückseligen Zeiten der Kreuzzüge genommen sei, die Toleranz predigen und die Abscheulichkeiten des Geistes der Verfolgung an den Bekennern der mohamedanischen Religion zeigen wolle. „Denn diese Kreuzzüge selbst, die in ihrer Anlage ein politischer Kunstgriff der Päpste waren, wurden in ihrer Ausführung die unmenschlichsten Verfolgungen, deren sich der christliche Aberglaube jemals schuldig gemacht. Die meisten und blutgierigsten Ismenors hatte damals die wahre Religion.“ Im Unterschied von Cronegk hat Lessing einen solchen Ismenor in der Person des christlichen Patriarchen gezeichnet und den Fanatismus und die Engherzigkeit hauptsächlich auf christlicher Seite gesucht. Gewiss wäre Lessing ohne Boccaccio nicht auf den Gedanken gekommen, ein dramatisches Tendenzstück, wie Nathan, in die Zeit der Kreuzzüge zu verlegen. Man mag nun die von Strauss angeführten Gründe, namentlich das ausgleichende Moment, das bei aller Feindseligkeit, mit der die beiden Religionen aufeinander platzten, durch den Ideenaustausch und den ganzen Verkehr zwischen Morgenland und Abendland in den Kreuzzügen lag, noch so bereitwillig anerkennen; immerhin tritt hier der überwiegend familiäre Charakter des Stücks störend hervor; der Dichter hat jenes ausgleichende Moment zu sehr als bekannt vorausgesetzt und zu wenig dafür gesorgt, es durch grössere weltgeschichtliche Züge zu erläutern. Der Tadel, den Lessing gegen Cronegk ausspricht, trifft ihn selbst. Einzelne Anknüpfungs-

punkte in der Weltgeschichte waren gegeben, aber sie sind zu sehr anekdotisch zerstreut. Die Frage, ob Lessing ein Recht hatte, den Charakter Saladins umzudichten, hängt mit der Frage nach dem innern Werth und der physiologisch wahrscheinlichen Wirkung von den drei Ringen zusammen. Die Züge von Aufklärung, die man aus jener Zeit, namentlich von Friedrich II. und den Tempelherren anführt, sind eher Beispiele von Gleichgültigkeit oder Frivolität, einer Gesinnung wie sie der Novellist hatte, bei dem Lessing die Quelle seines Nathan fand. Fanatismus und Frivolität, Aberglaube und Unglaube haben sich zu jeder Zeit, also auch in den Kreuzzügen berührt; aber ein Alles nivellirender Unglaube ist noch nicht Aufklärung am wenigsten im Sinne Lessings. Wie sehr Lessing seinen Stoff idealisirt hat, ist bekannt. Ich für meine Person kann in die Bewunderung Nathans des Weisen nicht einstimmen und finde darin nur dasselbe, was Lessing von diesem spätgebornen Product seiner Muse sagt, eine Frucht des Alters, von der Polemik entbunden, freilich auch so noch ein bedeutendes, orginelles, geistreiches Werk. Die Wahrscheinlichkeit des Orts und der Zeit mussten vor der bestimmten Tendenz zurücktreten.

In dasselbe Jahr, wo Lessings „Nathan“ erschien, 1779 fällt Göthe's „Iphigenia“ in ihrer ersten Gestalt. Hier ist das geleistet, was Lessing nur erstrebte. Was Platen von „Nathan“ rühmt:

> „Hier ist Alles: Charakter und Geist und der edelsten Menschheit
> Bild, und die Götter vergehn vor dem alleinigen Gott“

lässt sich mit grösserem Recht auf dieses Drama der Humanität anwenden; dabei erlässt uns Göthe den widerlichen Beigeschmack einer theologisirenden Tendenzdichtung. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird hier einen noch weit schärferen Gegensatz gegen die hergebrachte Orthodoxie und doch wieder ein wärmeres religiöses Pathos finden, als im „Nathan.“ Göthe hat in seine Bearbeitung dieses Mythus nur solche Gedanken niedergelegt, welche andeutungsweise schon vorher in ihm enthalten waren. Ich mache hier besonders auf die Vorstellung vom Menschenopfer aufmerksam. Menschenopfer finden sich in dieser oder jener Form in allen Religionen, und was das Chri-

stenthum betrifft, so lag unseren Religionskriegen, den Kreuzzügen, Dragonaden, Hexenbränden und dgl. derselbe Trieb zum Grunde, wie dem organisirten Menschenopfer in andern Religionen. Auch die erzwungene Verzichtleistung auf Bildung und heitere Geselligkeit ist im weiteren Sinn ein Menschenopfer und mit Recht lässt Göthe die zum Nonnenthum gezwungene Braut von Korinth sagen: „Opfer fallen hier — weder Lamm noch Stier — aber Menschenopfer unerhört.“ In diese finster verworrenen Vorstellungen von Menschenopfer fällt nun bisweilen ein Lichtstrahl reinerer Erkenntniss herein. So begnügt sich Diana im griechischen Mythus mit einer Hirschkuh statt der Königstochter, gerade wie die hebräische Sage von der Opferung Isaaks an die Stelle des Knaben einen Widder setzt. Ueber die letztere Erzählung bemerkt Kant in seiner „Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft,“ ohne sie ausdrücklich zu nennen, dieselbe widerspreche der theistischen Ansicht von Gott. Wenn etwas, sagt Kant, als von Gott in einer unmittelbaren Erscheinung desselben geboten dargestellt werde, das doch der Moralität geradezu widerspreche, so könne es bei allem Anschein eines göttlichen Wunders doch nicht ein solches sein z. B. wenn einem Vater befohlen würde, er solle seinen, so viel er wisse, ganz unschuldigen Sohn tödten. Beide Erzählungen gehen von der Berechtigung des Menschenopfers aus; unter der Hand aber wird das Opfer des menschlichen Lebens umgedeutet in das Opfer des Willens; die Gottheit begnügt sich mit diesem. Eine reine Abfindung mit dieser Vorstellung liegt freilich nicht darin, denn immer bleibt die Frage: wie kann die Gottheit vom Menschen etwas Unsittliches verlangen? Aber doch ist eine geistigere, aufgeklärtere Vorstellung von der Gottheit dadurch angebahnt. Schon Lucretius sagt:

„Der Glaube
Hat so oft Gottloses erzeugt und frevelnde Thaten.
Wie denn die Ersten des Volks, die versammelten Danaerfürsten,
Einstens mit Iphigeniens Blut der jungfräulichen Göttin
Heilgen Altar in schmählichem Thun befleckten in Aulis.
Und es konnte zu solchen Greueln der Glaube verleiten.“

(Tantum relligio potuit suadere malorum!)

Hier erscheint die Religion ganz feuerbachisch als eine grund-

verderbliche Selbsttäuschung des Menschen, von der ihn der Denkende befreien muss (nodis relligionum animos exsolvere pergo). Das Opfer wird hier wirklich vollbracht; Göthe hält sich an eine andre Form der Sage, wonach die Göttin schon durch den Willen, die Jungfrau zu opfern, versöhnt war. Diesen humanistischen Zug in dieser Form der Sage hat Göthe zu einem ganzen Gewebe ausgesponnen und so ein Drama der Humanität zu Stande gebracht, in dem Alles äusserlich und innerlich aufs Beste motivirt ist. Die pessimistische Anschauung weicht namentlich durch die günstige Wendung des Geschicks der Hauptpersonen dem Optimismus auch auf dem Gebiete der Religion; Iphigenie, welche bei den Scythen die Menschenopfer mit sanft überredender Bitte abgestellt hat, ist reine Priesterin edler Menschlichkeit, und nach ihrer Rückkehr zum lieben Lande der Väter soll sie nicht, wie bei Euripides, der sich nicht zur Idee der völligen Abschaffung des Menschenopfers erheben kann, eine griechische Nonne werden, nein, sie soll durch den Zauber ihrer Gegenwart den Fluch vertreiben und Licht und Segen verbreiten. Die moderne Orthodoxie hat die verborgene Tendenz des Stückes wohl gemerkt; so lesen wir in der evangelischen Kirchenzeitung 1862, 9, Göthes „Iphigenia“ sei durch die Polemik gegen die Opferidee, welche der Kern dieses Mythus sei, modern heidnisch; die Gerechtigkeit Gottes, von welcher Göthe's „Iphigenia“ nichts wisse, fordere ein blutiges Opfer; der Irrweg des heidnischen Alterthums beginne erst da, wo dem Blut der Menschen, ja der Thiere die erlösende Kraft angedichtet und der unendliche Abstand zwischen der unendlichen Schuld und solchem Opfer verkannt werde, da doch nur das Blut des Sohnes Gottes uns von Sünde und Tod erlösen konnte u. s. w. Göthe hat in seinen Stoff nichts fremdartiges hineingelegt, die antike Weltanschauung nicht zerstört, sondern sie in einem hochbedeutsamen Momente aufgefasst und an die Humanitätsbestrebungen seiner Zeit angeknüpft. Diese modernen Lessing-Herderschen Humanitätsgedanken von der Bestimmung und Fähigkeit aller Menschen zur Bildung und edleren Sitte, von der Liebe der Gottheit zum Menschengeschlecht, vom Ueberwiegen des Segens über den Fluch vertreten die Hauptpersonen des Stücks nicht von Haus aus, sondern durch den erziehenden Ein-

fluss ihrer Schicksalsführungen sind sie, namentlich Iphigenia, nach und nach im barbarischen Lande so zu sagen germanisirt oder modernisirt worden. Wenn irgendwo, so zeigt sich Göthe hier als Meister der historischen Combination. Alle Klippen, an denen Lessings Nathan gestrauchelt oder gestrandet ist, sind hier mit sicherem Takt vermieden; die Tendenz ist ganz in das Stück hineingewoben, ihm immanent. Auch darin ist das Stück meisterhaft, dass es im Unterschied von so vielen Römer- und Griechendramen der neueren Zeit mit Zahl und Namen der Götter höchst sparsam umgeht. — Freilich ist dieses Drama nicht vollkommen national geworden, und zwar nicht aus dem Grunde, weil es zu wenig Handlung hätte — arm an Handlung ist es wohl im Vergleich mit Shakespeare, aber nicht mit den Alten — sondern weil es eine Reife der Bildung, eine Läuterung der Weltanschauung voraussetzt, welche sich über die Durchschnittsbildung der Gegenwart bei weitem erhebt; es steht in der Mitte zwischen den Lehrdramen und Nationaldramen und spricht mehr das Ohr, als das Auge an. Dessen ungeachtet ist Göthes Iphigenia der schlagendste Gegenbeweis gegen die einseitig moderne Richtung. Der Stoff ist aus Griechenland und zwar nicht einmal aus dem geschichtlichen, sondern aus dem mythischen Griechenland, und doch ist hier ein reineres Kunstproduct zu Stande gekommen, als in Lessings dem Mittelalter entlehnten „Nathan." Wenn Göthe sagt, der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstands sei der Anfang und das Ende der Kunst, so ist Iphigenia vermöge dieses inneren, von Göthe weiter entwickelten Gehalts einer der glücklichsten Griffe, die je ein Dramatiker gethan hat und der stärkste Beweis, dass man die Wahl des dramatischen Stoffes nicht chronologisch absperren kann.

Haben wir in der „Iphigenie auf Tauris" eine ganz eigenthümliche, geniale Verbindung des Antiken und Modernen, wobei jedoch das Hauptgewicht auf das Moderne fällt, so zeigt sich uns in Göthes Plan zu einer „Iphigenia in Aulis," der ihn in Italien beschäftigte, die Skizze eines Dramas, das in seiner Ausführung nur eine Wiederholung der schon in der taurischen Iphigenie verbrauchten Motive jedoch ohne den wesentlich modernen Charakter dieses Stücks hätte werden können. Dieser

Gedanke muss sich Jedem aufdrängen, der den Plan des Stücks in allgemeinen Umrissen bei Göthe in der italienischen Reise nachliest. Ueber einen Hauptpunkt freilich gibt uns dieser Plan keine Auskunft, worin nemlich die glückliche Wendung bestand, durch welche Elektra vor der Ermordung ihrer Schwester Iphigenie bewahrt blieb. Es hätte sich auch hier um ein Missverständniss gehandelt, wie in der ersten Iphigenie; ob aber dieses Missverständniss mit so feiner Psychologie gelöst worden wäre, wie dort, das ist die Frage. Rührender, drastischer, nervenerregender hätte sich dieses Stück ohne Zweifel gestaltet; aber über das, was wir jetzt ein wesentlich akademisches Stück heissen, hätte es sich schwerlich erhoben. Ich kann daher nicht Gödeke beistimmen, der bedauert, dass dieser Plan ganz und gar liegen blieb; ich glaube vielmehr, dass den Dichter, der mit holdem Irren nach dem Ziele zu schweifen pflegte, sein Genius auch hier auf sichere Bahn geführt hat.

„Iphigenia in Delphi“ wurde von dem modernen „Egmont“ verdrängt. Aehnlich erging es ihm mit der „Nausikaa,“ zu der sich eine Skizze in seinen Werken findet. Der Versuch, mit diesem Stoff, der noch mythischer ist als „Iphigenia,“ mit der Odyssee in die Schranken zu treten, wäre ebenso misslungen, wie seine „Achilleis,“ in der er auf eine Homers würdige Weise den Inhalt der Ilias bis zur Eroberung Trojas fortsetzen wollte. Durch den Umgang mit Fr. A. Wolf und die immer grössere Bekanntschaft mit Homer entstand „Hermann und Dorothea,“ ein Epos, dessen Stoff aus der Gegenwart, nemlich aus der französischen Revolution genommen war. Unter den drei Stoffen, die ihn in seiner Sturm- und Drangperiode am lebhaftesten beschäftigten, hat er den „Ewigen Juden“ ganz fragmentarisch behandelt, den „Prometheus“ mehr angedeutet, als ausgeführt und nur dem „Faust“ ist er ununterbrochen treu geblieben. Auch dies ist lehrreich. Die Figur und der Mythus des Ahasverus ist ohne Zweifel mittelalterlichen Ursprungs, hängt mit den Judenverfolgungen und Kreuzzügen zusammen und böte einer Bearbeitung im Geiste der neueren Zeit die grössten Schwierigkeiten; nicht durch Fortbildung und Veränderung, sondern nur durch völlige Zerstörung seines Grundgedankens liesse sich dieser Stoff ins Licht des modernen Bewusstseins erheben

(vgl. meinen Aufsatz „über die Sage vom ewigen Juden und ihre dichterische Behandlung“ in Prutz und Frenzels deutschem Museum 1867, 3. 4.). Viel tiefer und genialer ist der altgriechische Mythus von Prometheus, den Göthe ähnlich erweitert und beziehungsweise umgebildet hat, wie „Iphigenie.“ Wir haben also hier dasselbe Verhältniss, wie oben bei dem mittelalterlichen Nathan und der altgriechischen Iphigenia — ein neuer Beweis gegen die einseitig moderne Richtung, die alle jenseits des Reformationszeitalters liegende Stoffe verwirft, dass aber Göthe die griechischen Titanengestalten aufgab und sich dem Prometheus der neuen Welt, dem Vertreter des modernen Protestantismus zuwandte, spricht freilich für die moderne Richtung; Prometheus steht am Anfange der Kultur, Faust ist von Kultur übersättigt und begehrt daher eine neue Weltanschauung, eine befriedigendere Lebensgestaltung. In Faust II hat die gar zu breite Vorführung des antiken Elements und die Auskramung mythologischer Gelehrsamkeit der Einheit und Gedrungenheit, so wie dem modernen Charakter des Stücks wesentlich geschadet. „Pandora“ und „des Epimenides Erwachen“ entbehren in ihrem überwiegend allegorischen Charakter die jugendliche Frische des „Prometheus.“

So finden wir denn bei Göthe eine ausgesprochene Neigung zu griechischen Stoffen, und diese Neigung zu dem gebildetsten Volk der alten Welt darf uns bei Göthe, dem Dichter der Bildung, nicht befremden. Ueberhaupt ist es bemerkenswerth, wie das Drama dem reifen Mannesalter, einer fortgeschrittenen nationalen Entwicklung und selbst in der Behandlung mythischer Stoffe (wir erinnern an Aeschylus „Prometheus“ und „Orestie,“ an Sophokles „Oedipus“ und „Antigone,“ an Göthes „Prometheus,“ „Faust“ und „Iphigenia,“) einen relativen Uebergang von Rohheit zur Kultur, von einer dunkleren in eine hellere Zeit darstellt.

Klopstock hat Göthes „Iphigenie“ wegen des antiken, undeutschen Stoffs getadelt, „und doch führte er selbst den überepischen Kreuzzug — hin auf Golgathas Gipfel, ausländische Götter zu ehren,“ wie Göthe in „die Kränze“ bemerkt. Dieses antikisirende Drama ist moderner und deutscher, als Klopstocks Bardiete „Hermanns Schlacht“ und „Hermanns Tod,“ die für

die Schaubühne geschrieben sind, aber nie zur theatralischen Aufführung kommen und uns ebenso kalt lassen, wie Göthe die Aufführung von Schlegels „Hermann“ in Leipzig, einem Stoffe, dem Göthe das Fremdartige und unsrer Zeit fern Liegende sogleich anmerkte. Nicht einmal die Hermannsschlacht des genialen Heinrich von Kleist, die doch ganz aus der Gegenwart gegriffen und vom Rachegeist des Jahres 1809 durchhaucht war, konnte der Nation ein dauerndes Interesse abgewinnen. Was aber Klopstocks „Messias“ betrifft, so sollte man ihn nicht immer blos mit Homer und Milton, sondern vielmehr mit dem „Heliand“ und Otfrieds „Christ“ vergleichen. Die Verfasser dieser Epen oder Evangelienharmonieen dichteten im Geiste ihres Jahrhunderts und wussten die evangelische Geschichte dadurch, dass sie ihren Helden altdeutsche Sitten, Tapferkeit und Thatendrang liehen, ihren Volks- und Zeitgenossen sinn- und mundgerecht, ja auch für uns Menschen des 19. Jahrhunderts anziehend zu machen. Klopstocks „Messias“ hingegen ist eine Zwittergestalt von altprotestantischer Orthodoxie und dem sentimentalen Schönthun von Klopstocks Zeit, und sein Beruf ist — „Leiden und beten und wunderthun und lehren und leiden“ (Messias IX, 353). Die moderne Betrachtung des Lebens Jesu harmonirt weit mehr mit jener altdeutschen und wird voraussichtlich Klopstocks Epos, dessen grosse Schönheiten namentlich in den zehn ersten Gesängen wir nicht leugnen wollen, noch mehr in den Schatten stellen.

Indessen finden sich bei Göthe noch zwei dramatische Stoffe, welche nicht der griechischen Welt angehören: „Mahomet“ und „Cäsar.“ Im „Mahomet,“ von dem ein Bruchstück auf uns gekommen ist, wollte Göthe Alles darstellen, was das Genie durch Charakter und Geist über die Menschen vermag und wie es dabei gewinnt und verliert. Mahomet offenbart sich als Genie durch die Stiftung einer monotheistischen Religion und durch die sittliche Läuterung, mit der er aus allen zeitweisen Verirrungen hervorgeht. Erinnert der letztere Zug an „Faust,“ so der erstere an den „westöstlichen Divan,“ wo Göthe ganz im Sinne dieser Dichtungen in einer Anmerkung sagt: „Der Glaube an den einigen Gott wirkt immer geisterhebend, indem er den Menschen auf die Einheit seines eigenen Innern zurück-

weist.“ Wie „Mahomet,“ so ist auch der unausgeführte „Cäsar“ aus Göthes eigenster, innerster Erfahrung geschöpft. Cäsar sollte das zum Herrschen berechtigte Genie, welches alle Hindernisse, alles Widerstreben überwindet, darstellen — offenbar als Doppelgänger des Dichters selbst, der „landend oder scheiternd seinen Göttern vertrauet,“ der „landen oder sich selbst mit seiner Ladung in die Luft sprengen“ wollte. Nur war Cäsar ein politisches und militärisches Genie, während Göthes Grösse auf einem anderen Gebiete lag — und vor dem einseitigen Römerpatriotismus graute ihm. Ein Beweis aber für Göthes politische Einsicht ist seine Parteinahme für Cäsar. Dadurch unterschied er sich namentlich von dem abstrakten Römerpathos und der schwärmerischen Begeisterung für Brutus, die in Schillers „Räubern“ waltet. Auch später noch in der „Farbenlehre“ nennt er die Ermordung Cäsars die abgeschmackteste That, die jemals begangen worden. Man könnte mit diesem Zug seine Sympathie für Napoleon in Verbindung bringen.

Wir sind damit wieder bei einem Gegenstande angekommen, den wir schon bei Lessing berührt haben, bei den Römerdramen und ihrer fraglichen Berechtigung für die dramatische Bearbeitung. Wir wollen unsre Klassiker selbst sprechen lassen und in diesem Zusammenhange, um den Gegenstand abzufertigen, auch Schiller betrachten. Es ist merkwürdig, dass Lessing, Schiller und Göthe über den sittlichen und künstlerischen Gehalt der Römer sich sehr ungünstig ausgesprochen haben.

Lessing sagt im Laokoon: „Ich bekenne, dass ich an der Philosophie des Cicero überhaupt wenig Geschmack finde; am allerwenigsten aber an der, die er in dem zweiten Buche seiner tusculanischen Fragen über die Erduldung des körperlichen Schmerzes auskramt. Man sollte glauben, er wolle einen Gladiator abrichten, so sehr eifert er wider den äusserlichen Ausdruck des Schmerzes. In diesem scheint er allein die Ungeduld zu finden, ohne zu überlegen, dass er oft nichts weniger als freiwillig ist, die wahre Tapferkeit aber sich nur in freiwilligen Handlungen zeigen kann. Er hört bei dem Sophokles den Philoktet nur klagen und schreien, und übersieht sein übriges standhaftes Benehmen gänzlich. Wo hätte er auch sonst die Gelegenheit zu seinem rhetorischen Ausfalle wider die Dich-

ter hergenommen? „Sie sollen uns weichlich machen, weil sie die tapfersten Männer klagend einführen.“ Sie müssen sie klagen lassen, denn ein Theater ist keine Arena. Dem verdammten oder feilen Fechter kam es zu, Alles mit Anstand zu thun und zu leiden. Von ihm musste kein kläglicher Laut gehört, keine schmerzliche Zuckung erblickt werden. Denn da seine Wunden, sein Tod die Zuschauer ergötzen sollten, so musste die Kunst alles Gefühl verbergen lehren. Die geringste Aeusserung desselben hätte Mitleiden erweckt, und öfters erregtes Mitleiden würde diesen frostig grausamen Schauspielen bald ein Ende gemacht haben. Was aber hier nicht erregt werden sollte, ist die einzige Absicht der tragischen Bühne und fordert daher ein gerade entgegengesetztes Betragen. Ihre Helden müssen Gefühl zeigen, müssen ihre Schmerzen äussern und die blosse Natur in sich wirken lassen. Verrathen sie Abrichtung und Zwang, so lassen sie unser Herz kalt und Klopffechter im Kothurne können höchstens nur bewundert werden. Diese Benennung verdienen alle Personen der sogenannten seneka'schen Tragödien, und ich bin der festen Meinung, dass die gladiatorischen Spiele die vornehmste Ursache gewesen, warum die Römer in dem Tragischen noch so weit unter dem Mittelmässigen geblieben sind. Die Zuschauer lernten in dem blutigen Amphitheater alle Natur verkennen, wo allenfalls ein Ktesias seine Kunst studiren konnte, aber nimmermehr ein Sophokles. Das tragische Genie, an diese künstlichen Todesscenen gewöhnt, musste auf Bombast und Rodomontaden verfallen. Aber so wenig als solche Rodomontaden wahren Heldenmuth einflössen können, ebensowenig können philoktetische Klagen weichlich machen. Die Klagen sind eines Menschen, aber die Handlungen eines Helden. Beide machen den menschlichen Helden, der weder weichlich, noch verhärtet ist, sondern bald dies, bald jenes scheint, so wie ihn jetzt Natur, jetzt Umstände und Pflicht verlangen. Er ist das Höchste, was die Weisheit hervorbringen und die Kunst nachahmen kann.“ Eine Ausführung, die meinen vollkommenen Beifall hat. Wenn aber das römische Volk aus Mangel an rein künstlerischem Sinne keine Tragödie erzeugen konnte, so liegt der Schluss nahe, dass die geschichtlichen Charaktere dieses Volks durch ihren Mangel an dem, was wir das

allgemeine Menschliche nennen und was recht wohl mit scharfer Ausprägung des charakteristisch Nationalen sich vereinigen kann, der dramatischen Bearbeitung ausserordentliche Schwierigkeiten in den Weg legen. Es fehlt den grossen Männern Roms die versöhnende, lösende, läuternde Weihe der Poesie; das Idealisiren ist hier eine Riesenaufgabe. Wie erhaben stehen hier die Griechen über den Römern! Die Kämpfe der Wagen und Gesänge bei den griechischen Festspielen belebten den Schönheitssinn, beförderten die harmonische Ausbildung des innern und äussern Menschen und standen auch zur dramatischen Kunst in einem freundlichen Verhältnisse. Aehnlich urtheilt Göthe über die Römer in der schon genannten Stelle der „Farbenlehre.“ „Die Römer, sagt er, waren aus einem engen sittlichen, bequemen, behaglichen bürgerlichen Zustande zur grossen Breite der Weltherrschaft gelangt, ohne ihre Beschränktheit abzulegen; selbst das, was man an ihnen als Freiheitssinn schätzt, ist nur ein bornirtes Wesen. Sie waren Könige geworden und wollten nach wie vor Hausväter, Gatten, Freunde bleiben; und wie wenig selbst die Besseren begriffen, was Regieren heisst, sieht man an der abgeschmacktesten That, die jemals begangen worden, an der Ermordung Cäsars. Aus eben dieser Quelle lässt sich ihr Luxus herleiten. Ungebildete Menschen, die zu grossem Vermögen gelangen, werden sich dessen auf eine lächerliche Weise bedienen; ihre Wollust, ihre Pracht, ihre Verschwendung wird übertrieben sein. Daher denn auch jene Lust zum Seltsamen, Unzähligen und Ungeheuern. Ihre Theater, die sich mit den Zuschauern drehen, das zweite Volk von Statuen, womit die Stadt überladen war, sind, wie der spätere kolossale Napf, in welchem der grosse Fisch ganz gesotten werden sollte, alle Eines Ursprungs; sogar der Uebermuth und die Grausamkeit ihrer Tyrannen läuft meistens aufs Alberne hinaus.“ — Heisst dies nicht: sie faulten ehe sie reif wurden? Hat Göthe Recht, so sind sogar dramatische Stoffe aus der Kaiserzeit bedenklich. Der passendste dramatische Stoff wäre dann der zwischen jenem ersten engen und beschränkten bürgerlichen Zustande und der moralischen Fäulniss der späteren Kaiserzeit in der Mitte liegende Abschnitt, und dieser wäre der, den Shakespeare in zwei Dramen bearbeitet hat, die Ge-

schichte Cäsars, seiner Mörder, seiner unmittelbaren Erben und Nachfolger.

Gervinus sagt zwar in seiner deutschen Literaturgeschichte: „Dem glücklichen Laufe des römischen Volks war die eigentliche Tragödie fremd, und und erst die tragischen Kaiserzeiten riefen in etwas diese Kunstform hervor.“ Wenn aber auch der Verlauf der römischen Geschichte bis zur Kaiserzeit im Allgemeinen ein glücklicher ist, so ist dieselbe doch reich an einzelnen unglücklichen, in ihrer düstern Erhabenheit tragischen Charakteren. Ich erinnere nur an Brutus und Collatinus, an Coriolan, an Titus Manlius Torquatus, der in rücksichtsloser Starrheit seinen eigenen Sohn hinrichten liess, weil dieser seinem Befehl zuwider den Feind angegriffen und besiegt hatte; eine ganze Klasse von Schauspielen, zu welchen namentlich Heinrich von Kleists „Prinz von Homburg“ gehört, betitelt Cholevius in seiner „Geschichte der deutschen Literatur“ als manlianische Dramen. Vergleichen wir aber diese Erzählung (Livius VIII, 7) mit ähnlichen Stoffen, wie mit Saul und Jonathan 1. Sam. XIV, mit Schillers „Kampf mit dem Drachen,“ mit dem schon genannten „Prinzen von Homburg,“ so wird uns dort eine ähnliche starre Einseitigkeit, ein Mangel an Verleugnung des allgemeinen menschlichen Gefühls, ein barbarischer, für ein gebildetes Publikum widerlicher Zug begegnen, wie bei Brutus, der nach dem Zeugniss des Livius seine eignen Söhne hinrichten liess und mit unverwandten Augen zusah. Auch Timoleon liess seinen Bruder, der sich in Korinth zum Tyrannen aufwerfen wollte, niederstossen; aber er stand mit verhülltem Angesicht weinend dabei.

Doch kehren wir zu Göthe zurück. Hauptsächlich kommt hier in Betracht seine Beurtheilung von Collins Tragödie „Regulus.“ Dieses Stück erregte, wie wir aus Göthe sehen, bei seiner Erscheinung lebhafte Sensation, ist aber jetzt vergessen. Göthe tadelt nun nicht bloss die Bearbeitung, sondern auch die Wahl des Stoffs; er sagt, der Verfasser habe sich dabei sehr vergriffen; es sei darin Stoff allenfalls zu e i n e m Act, aber keineswegs zu fünfen. Er wirft dem Stück vor, dass der wackere Held durch Frau und Kinder gar jämmerlich gequält werde, indessen der Zuschauer gewiss überzeugt sei, dass er nicht

nachgeben werde, und bemerkt dabei: „Wie viel schöner ist die Lage Coriolans, der seinem Vaterlande wieder erbeten wird, nachgeben kann, nachgeben muss und darüber zu Grunde geht!“ Göthe macht hiebei folgende sehr wahre, aber ziemlich unbekannte Bemerkung über geschichtliche Stücke: „Unglücklicherweise sind eben diese historischen Stoffe mit der Wahrheit ihres Details dem dramatischen Dichter das grösste Hinderniss. Das einzelne Schöne, historisch Wahre macht einen Theil eines ungeheuren Ganzen, zu dem es völlig proportionirt ist. Das historisch Wahre in einem beschränkten Gedicht lässt sich nur durch grosse Kraft des Genies und Talents dergestalt beherrschen und bearbeiten, dass es nicht dem engeren Ganzen, das in seiner Sphäre eine ganz andere Art von Anähnlichung verlangt, als störend erscheine.“ Ganz ebenso sagt Rümelin in seinen Shakespearestudien, S. 110, aus Anlass von Shakespeares „Cäsar:“ „Die Zeichnung von Cäsar selbst kann zum Beweise dienen, dass es eine wenn nicht unlösbare, doch ungelöste Aufgabe ist, welthistorische Persönlichkeiten auf die Bühne zu bringen. Grosse geschichtliche Thaten setzen voraus, dass man in schwierigen Lagen unter mancherlei möglichen und plausibeln Entschlüssen unbeirrt durch verworrene Rathschläge, mit raschem und sicherem Takt denjenigen wählt und zur Ausführung bringt, der den Zwecken, die man verfolgt, am meisten und sichersten dient. Das lässt sich aber nicht wohl dramatisch behandeln, schon weil es ein zu grosses realistisches Detail erfordert und der Dichter die Gattung von Verstand, die dazu nöthig wäre, nicht leicht haben kann, da er sonst schwerlich ein Dichter geworden wäre. So werden denn die grossen Männer im Drama gewöhnlich nur dadurch gezeichnet, dass sie grosse Worte im Munde führen. Diese klingen dann aber leicht prahlerisch und thrasonisch, und das trifft namentlich auch bei Shakespeare's „Cäsar“ zu.“ Daher, können wir hinzusetzen, bei einem historischen Stoff der Reiz, ein Stück in Stücken, eine Reihe von Bildern, die freilich unter sich zusammenhängen, statt eines Gesammtgemäldes, einzelne Scenen statt eines enggeschlossenen Ganzen zu geben, wie wir dies in Göthe's „Götz von Berlichingen“ sehen; daher das Ueberwiegen des epischen chronikartigen Elements in Shakespeare's Stücken aus der englischen

Geschichte. Aus demselben Grunde wollte Schiller im „Ficsko“ die kalte unfruchtbare Staatsaction aus dem menschlichen Herzen herausspinnen und ebendadurch an das menschliche Herz wieder anknüpfen. Daher auch das pathologische Element in der „Maria Stuart“ und der „Jungfrau von Orleans;“ daher im „Wallenstein“ die Gliederung in drei Theile, von denen schon der erste uns sein Verbrechen erklären soll und eine Fülle geschichtlicher Einzelheiten und realistischer Züge in humoristischer Form zum Verständniss des Ganzen beibringt.

Ausserdem tadelt Göthe an Collins „Regulus,“ dass keine Charaktere in dem Stück sind. „Die Leute stehen wohl durch Zustände und Verhältnisse von einander ab und meinen auch einer anders als der andere, aber es ist nirgends ein Zug, der ein Individuum, ja auch nur im rechten Sinne eine Gattung darstellte.“ Das abstracte Römerpathos freilich begünstigt keine concrete Charakterzeichnung. Dies erinnert uns an Vischers oben mitgetheiltes Wort von dem tiefer in sich concentrirten, der Einfachheit typischer Objectivität entwachsenen modernen Leben, wie es unser Drama verlangt. Man sollte meinen, Schiller, der sich (vgl. „Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt, S. 59) längere Zeit lebhaft mit dem Plane einer Geschichte Roms beschäftigte, dessen Ausführung er sich für höhere Jahre aufsparte, wenn ihn vielleicht das Feuer der Dichtung verlassen hätte, und der besonders durch die Idee ergriffen wurde, wie sich die grössesten welthistorischen Verhängnisse im Alterthum und in der neueren Zeit gerade an die Oertlichkeit dieser Stadt anknüpften, Schiller, der Dichter, der besonders das politische Pathos vertritt, werde sich zu den Stoffen aus der römischen Geschichte besonders hingezogen gefühlt haben. Aber ausser einzelnen Anklängen an das abstracte Brutuspathos, beziehungsweise auch an Lessings „Emilia Galotti“ finden wir in seinen Werken nichts der Art. Ehe wir jedoch die antiken Stoffe in seinem Nachlass und Kalender betrachten, wollen wir die Hauptstelle in dem Aufsatze „Ueber die tragische Kunst“ vom Jahre 1792 ins Auge fassen. Schiller spricht hier von den Bedingungen, unter welchen das tragische Mitleid befördert und die Lust der Rührung am unfehlbarsten und am stärksten erweckt wird und nennt als zweite Haupt-

bedingung die Wahrheit dieser Eindrücke. „Eine Vorstellung, sagt er, welche wir mit unserer Form zu denken und zu empfinden übereinstimmend finden, welche mit unserer eigenen Gedankenreihe schon in gewisser Verwandtschaft steht, welche von unserem Gemüth mit Leichtigkeit aufgefasst wird, nennen wir wahr. Betrifft die Aehnlichkeit das Eigenthümliche unseres Gemüths, die besondern Bestimmungen des allgemeinen Menschencharakters in uns, welche sich unbeschadet dieses allgemeinen Charakters hinwegdenken lassen, so hat diese Vorstellung blos Wahrheit für uns; betrifft sie die allgemeine und nothwendige Form, welche wir bei der ganzen Gattung voraussetzen, so ist die Wahrheit der objectiven gleich zu achten. Für den Römer hat der Richterspruch des ersten Brutus, der Selbstmord des Cato objective Wahrheit. Die Vorstellungen und Gefühle, aus denen die Handlungen dieser beiden Männer fliessen, folgen nicht unmittelbar aus der allgemeinen, sondern mittelbar aus einer besonders bestimmten menschlichen Natur. Um diese Gefühle mit ihnen zu theilen, muss man eine römische Gesinnung besitzen oder doch zu augenblicklicher Annahme der letzteren fähig sein. Hingegen braucht man blos Mensch überhaupt zu sein, um durch die heldenmüthige Aufopferung eines Leonidas, durch die ruhige Hingebung eines Aristides, durch den freiwilligen Tod eines Sokrates in eine hohe Rührung versetzt und durch den schrecklichen Glückswechsel eines Darius zu Thränen hingerissen zu werden. Solchen Vorstellungen räumen wir im Gegensatz mit jenen objective Wahrheit ein, weil sie mit der Natur aller Subjecte übereinstimmen und dadurch eine ebenso strenge Allgemeinheit und Nothwendigkeit erhalten, als wenn sie von jeder subjectiven Bedingung unabhängig wären.“ Und die verlangte Lebhaftigkeit und Wahrheit solcher Schilderungen aus der römischen Geschichte würde nach Schiller auch dann nicht erreicht, wenn als dritte Eigenschaft Vollständigkeit, vollständige Darlegung aller äusseren und inneren Umstände, durch welche z. B. der Entschluss Cato's bewirkt wurde, dazu käme. — Ich enthalte mich auf die genaue Uebereinstimmung Schillers mit Lessing hinzuweisen. Aber auch Göthe meint in der angeführten Recension von Collins „Regulus:“ „Wer den Entschluss des Regulus als gross und heldenmüthig anerkennen

soll, muss den hohen Begriff von Rom mit zum Stücke bringen: die Anschauung dieser ungeheuren specifischen Einheit einer Stadt, welche Feinde, Freunde, ja ihre Bürger selbst für nichts achtet, um der Mittelpunkt der Welt zu werden. Und solche Gesinnungen sind es, die den einzelnen Römer charakterisiren, so auch die Römerin.“ Wie urtheilt aber Göthe in der Recension von J. v. Sonnenfels „über die Liebe des Vaterlandes“ von dieser Gesinnung? „Römerpatriotismus! davor bewahre uns Gott wie vor einer Riesengestalt! wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen, kein Bett, drinnen zu liegen.“ Man mag nun diese Aeusserungen aus dem bekannten weltbürgerlichen Sinn Göthe's erklären, der ebenso einseitig gewesen sein soll, wie der römische Patriotismus, jedenfalls hat auch dieses Weltbürgerthum seine relative Berechtigung und ist das Ziel, dem die Geschichte der Menschheit zustrebt, nicht die Befestigung, sondern die Beseitigung des Nationalhasses, derjenigen Gesinnung, der auch die Sage vom Lebensende des Regulus ihr Dasein verdankt. Im Unterschiede von den Griechen klebt den Römern immer etwas Beschränktes, ja Barbarisches an. Schiller, um zu diesem zurückzukehren, war gleich stark auf Heroismus und Humanismus angelegt; aber die ungebührliche Beeinträchtigung schöner und edler Menschlichkeit durch die starre, rücksichtslose, alle anderen Zwecke sich unterordnende Politik Roms scheint ihn, nachdem mit seiner Sturm- und Drangperiode das abstracte Freiheitspathos à la Brutus und die republikanische Begeisterung erloschen war, von der Bearbeitung solcher Stoffe abgehalten zu haben. Von diesem Gesichtspunkte erklärt sich wenigstens zum Theil eine viel getadelte Aeusserung Schillers in einem Brief an seine Braut vom 26. März 1789:* „Bei Ihrer Bewunderung der Schweizerischen Helden — gestehen Sie es nur — mag wohl eine kleine Vorliebe für das Land, das Sie in einer sehr empfänglichen Epoche Ihres Geistes kennen

* Diese hatte ihm nämlich zuerst geschrieben, Müllers Geschichte der Schweiz ziehe sie erstaunend an; kein Volk sei so tapfer wie die Schweizer; ihr Liebling in der Geschichte sei Winkelried, der sich für das Wohl des Vaterlandes durchbohren liess. „Es ist eine so edle That, sie rührt mich so oft ich daran denke. Müller spricht mit einem Enthusiasmus davon, der zeigt, dass er diese That fühlte.“

lernten, mit unterlaufen. Ich mache den Schweizern die Tapferkeit und den Heldenmuth nicht streitig — nichts weniger. Aber ich danke dem Himmel, dass ich unter Menschen lebe, die einer so grossen Handlung, wie die That des Winkelried ist, nicht fähig sind. Ohne das, was die Franzosen ferocité nennen, kann man einen solchen Heldenmuth nicht äussern, die Heftigkeit, deren ein Mensch in einem Zustande roher Begeisterung fähig ist, kann man der Gattung blos als Kraft, aber dem Individuum nicht wohl als Grösse annehmen. Wenn ich Ihnen Beispiele ähnlicher Stärke des Muths aus den Religionskriegen anführen wollte, so würden Sie diese und ähnliche Thaten vielleicht nur noch anstaunen, aber weit weniger bewundern." Schon fünf Tage nachher schreibt ihm seine Braut: „Ich möchte Ihnen den Krieg ankündigen, lieber Freund, dass Sie meinen Schweizerhelden nicht so gross finden, wie er uns vorkommt. Es war kein Anfall von wilder Wuth, in dem er sich aufopferte, sondern eine ganz reiflich überwogene That; er sah nur dies Mittel, um seine Nation zu retten, um die feindlichen Speere abzuwenden und seinen Kameraden Luft zu machen. Dass er es nicht unüberlegter Weise that, sieht man daraus, dass er in dem letzten Moment ihnen noch zurief: Sorget für mein Weib und für meine Kinder, treue liebe Eidgenossen, gedenket meines Geschlechts. Nennen Sie es nicht ferocité — bitte! Ich möchte rechte Beredsamkeit haben und die Dinge so schön darstellen können, wie Sie, um Sie zu überzeugen. —" Schiller antwortet nun kein Wort mehr über diesen Punkt; Charlotte aber kommt schon wenige Tage nachher auf Müllers Schweizergeschichte zurück und findet manche Auftritte gar schön beschrieben, namentlich wie die drei Schweizer zuerst an einem Platz an dem Waldstädter See zusammenkommen und über das Wohl ihres Vaterlandes Rath pflegen. „Ich habe den Ort gesehen, es ist ein schöner Platz!" u. s. w. Möglich, dass Schillern bei seinem Urtheil der rauhe Römerpatriotismus der beiden Decius, die sich den Todesgöttern weihten und sich dann ins dichteste Kampfgewühl stürzten, mehr oder weniger klar vorschwebte. Von selbst drängt sich die Parallele mit W. Tell auf; nur handelte Winkelried freiwillig, Tell, wie er in seinem Monolog vor der Erlegung des Landvogts ausdrücklich sagt, gezwungen; wird aber dadurch Win-

kelrieds That gegen die Tells in Schatten gestellt? Gewiss nicht. Wenn sodann Schiller den sterbenden Attinghausen Winkelried's That prophetisch verkündigen lässt, so liegt hier allerdings ein Widerspruch Schillers mit jener früheren Aeusserung vor, der sich nicht wegbringen lässt. Sehr nahe liegt endlich die Vermuthung, dass Schiller, der nie in der Schweiz war, nicht allein, wie man wohl weiss, durch Göthe, sondern schon vorher durch seine Gattin auf die dichterische Bearbeitung der Tellsage aufmerksam gemacht oder doch in seinem Vorhaben bestärkt wurde.

In Schillers dramatischen Entwürfen finden wir ein einziges Bruchstück aus der römischen Geschichte: „Agrippina." Der Hauptheld darin ist der Kaiser Nero. Der Charakter dieses Kaisers hat als psychologisches Räthsel für Dichter eine besondere Anziehungskraft; schon Lessing trug sich mit einem Drama „Nero;" von Ewald v. Kleist besitzen wir ein tragisches Bruchstück „Senekas Tod;" aus der neusten Zeit ist Gutzkow's Drama „Nero" und Hamerling's „Ahasverus in Rom" anzuführen, ein Epos, in dem Nero die Hauptrolle spielt. Auch in diesem dramatischen Bruchstück begegnen wir, wie fast in allen Dramen Schillers, einem Familienzerwürfniss. „Agrippina soll hier (ganz wie bei Hamerling) einen Versuch machen, die Begierden des Nero zu erregen, so weit dies nemlich ohne Verletzung der tragischen Würde sich darstellen lässt." Es soll dies mehr errathen, als ausgesprochen werden. So äusserte sich Schiller über seinen Plan. Das Bruchstück enthält von diesem Theile des Plans keine Ausführung. Was sich aber im Epos kaum darstellen lässt, erscheint im Drama, das doch immer auf die Ausführung berechnet ist, noch bedenklicher. Hauptsächlich durch Bildung und Interesse für die Kunst ist Nero Vertreter jener Zeit, die, wie Schiller in dem Aufsatz über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter" sagt, ihre Ruhe von der Unterdrückung erhielt, ihre Kultur mit ihrer Freiheit erkaufte. „Da Rom noch Scipionen und Fabier zeugte, fehlten ihm die Weisen, die ihrer Tugend das Ziel gezeigt hätten; als seine Weisen blühten, hatte der Despotismus seine Opfer gewürgt und die Wohlthat ihrer Erscheinung war an dem entnervten Jahrhundert verloren." Nero vereinigt die Kulturelemente und

die moralische Fäulniss der ganzen Zeit in seiner Person; zugleich fällt in seine Zeit das Auftreten einer neuen Religion, des Christenthums; Paulus und nach der Sage auch Petrus sterben unter seiner Regierung den Tod der Blutzeugen; man sieht, wie der Cäsarismus und der Charakter einer Religion, die aufs Neue mit der Philosophie im Kampfe liegt, ihre Fäden bis ins achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert fortspinnen.

Ein weiterer, wenn auch nicht römischer, so doch antiker Stoff ist „Themistokles“ vom Jahre 1803. Das Stück hätte den Konflikt zwischen der Vaterlandsliebe und der Treue gegen das dem Perserkönig gegebene Wort, ihm zur Unterjochung Athens zu verhelfen, dargestellt; die Vaterlandsliebe hätte gesiegt, Themistokles aber hätte keinen andern Ausweg gewusst, als freiwilligen Tod. Einen bei Weitem nicht in allen, aber doch in mehreren Hinsichten ähnlichen Stoff, freilich mit ganz verschiedenem Ausgang, hatte früher schon „Wallenstein“ behandelt.

Man mag sich zu Gunsten der Römerdramen auf Shakespeare, Racine und Corneille berufen. Was die Letzteren betrifft, so haben wir Deutsche durch Lessing, Göthe und A. W. v. Schlegel uns längst in formeller und materieller Hinsicht von der Herrschaft des französischen Geschmacks befreit; ich erinnere in diesem Zusammenhang namentlich an Schillers Gedicht: „An Göthe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte.“ Zudem hat bei der französischen Nation der Geschmack an der antik klassischen Richtung sehr nachgelassen, und vergleichungsweise selten schreiten diese Cinnas und Phädren über die Bretter. In Betreff Shakespeares aber verweise ich auf Göthes Urtheil, diese Römer erschienen ihm wie eingefleischte Engländer, aber sie seien freilich dabei echte Menchen, denen am Ende auch die römische Toga zu Gesicht stehen müsse. Das englische Temperament hat an und für sich schon viele Aehnlichkeit mit dem römischen. Der Drang nach Herrschaft und Eroberung, der einseitige Nationalstolz, die rücksichtslose Behandlung anderer Völker, ja sogar eine gewisse Wildheit und Grausamkeit, eine Freude am Grässlichen und Schrecklichen machen sich bei Shakespeare nicht allein in den Römerdramen, sondern auch in den Stücken aus der englischen Geschichte, zu denen wir im weitern Sinn den an Gräueln aller Art überreichen „König

Lear“ und „Macbeth“ rechnen können, bemerklich. Der deutschen Sinnesweise sagt dieser einseitige Römerpatriotismus, diese unheimliche „Riesengestalt“ weniger zu, als der griechische Charakter mit seinem Halten auf Mass, Besonnenheit, Klarheit. Im Uebrigen verweise ich auf Rümelin, der in Shakespeares Römerdramen wohl nicht mit Unrecht Zeitbeziehungen und persönliche Tendenzen gefunden hat.

Mittelalterliche Stoffe finden sich bei Göthe gar nicht, bei Schiller einigemale. In der „Jungfrau von Orleans,“ in „Wilhelm Tell,“ in den „Maltesern,“ um von seinem Nachlass und den Plänen vorerst abzusehen, hat er solche Stoffe bearbeitet. Er hat — und dies ist das Grosse, das echt Protestantische an Schiller — das Wahre weder in der Religion, noch in der Philosophie, noch in der Politik an eine einzelne Erscheinungsform gebunden geachtet, sondern es in allen Erscheinungen aufgesucht, er hat auch (namentlich in dem Aufsatz „über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter“ und in der Vorrede zu „Vertots Geschichte des Malteserordens“) an den Menschen des Mittelalters das echt Menschliche, das ewig Wahre, er hat sogar die Züge an ihnen hervorgehoben, in denen sie uns überlegen sind — „sie setzten das Theuerste an das Edelste und fochten für ein Phantom mit Begeisterung“ — und darin liegt das allgemein Menschliche, das ewig Bleibende der romantischen Tragödie „die Jungfrau von Orleans.“ Indessen ist, wie ich in einem Aufsatz über die J. v. Orleans in Prutz deutschem Museum 1865, 32 auseinandergesetzt habe, der Stoff eher episch als dramatisch; auch hat sich Schiller so viele auf die Wirkung berechnete Zuthaten erlaubt, dass dem Leser und Zuschauer darüber oft Hören und Sehen vergeht. Das Herz als Quelle grosser Thaten, die mittelalterliche Weltanschauung in ihrem relativen Recht als Mutter der Tapferkeit und des Thatendrangs ist das Thema des Stücks; aber in Folge zweier entgegengesetzter Fehler, nemlich einerseits der einem Dramatiker unerlaubten Ueberspannung dieser mittelalterlichen Weltanschauung, andrerseits des unbefugten Eindringens der modernen Reflexion und des erkältenden Zweifels ist die Ausführung dieses Themas weit hinter dem Willen zurückgeblieben. Ebenfalls überwiegend episch ist Stoff und Behandlung im „W. Tell,“ aber mit den unange-

nehmen Zugaben, die uns in der „Jungfrau von Orleans“ stören, hat Schiller uns hier verschont. Das Stück, dessen Stoff um anderthalb Jahrhunderte früher fällt, ist weit moderner, als die romantische Tragödie „Jungfrau von Orleans;“ wieder ein Beweis, dass man die dramatische Brauchbarkeit geschichtlicher Stoffe nicht chronologisch abgrenzen kann. Ebensowenig streng mittelalterlich sind „die Malteser“ gehalten; ganz modern aber ist der Malteser Marquis Posa im „Don Carlos.“

Das Mittelalter ist seinem ganzen Wesen nach eher episch als dramatisch; es hat nur schwache Vorspiele des eigentlichen Dramas hervorgebracht, seine Weltanschauung mit dem Lichte des modernen protestantichen Bewusstseins, in dem recht eigentlich das Drama wurzelt, zu durchdringen, ist eine sehr schwere Aufgabe. Das spätere Mittelalter war eine an originellen dichterischen Werken sehr fruchtbare Zeit. Wie kommt es denn nun, dass die Hohenstaufen keinen Dichter gefunden haben, der ihre Thaten und ihren Untergang dargestellt hätte? Epischer Art sind und episch behandelt wurden die Völkerwanderung und die Kreuzzüge und Karls des Grossen Zug gegen die Ungläubigen. Diese massenhaften Wanderungen und Zusammenstösse von Völkern und Welttheilen mit der *ἀριστεία* einzelner hervorragender Heroen sind so gewiss episch wie der Stoff der Ilias. Kaiserdramen sodann, insbesondere Hohenstaufentragödien wurden bis auf die neueste Zeit gedichtet; ich nenne nur J. G. Fischers „Friedrich II.“ und Lindners „Welf.“ Der Dichter kann zu diesen Stoffen eine zweifache Stellung einnehmen. Entweder lässt er sich von dem romantischen Glanz, der sie umgiebt, blenden, feiert diese Männer als echt deutsche Männer und Vorbilder der Gegenwart und betrauert in ihrem Untergang den Untergang der deutschen Macht und Herrlichkeit, oder nimmt er einen Standpunkt ein, wie wir ihn z. B. in Wilhelm Zimmermanns „Geschichte der Hohenstaufen“ ausgesprochen finden. „Alle Welt, bemerkt W. Zimmermann im Vorwort, sagt, die Geschichte der Hohenstaufen sei die grosse Tragödie des Mittelalters. Aber wo ist die Bearbeitung, welche dieselbe im tragischen Styl als Tragödie darböte? Alle dichterischen Versuche sind verfehlt, missglückt: in Zimmermanns „Friedrich II.“ allein ist hohenstaufischer Geist. Alle historischen Arbeiten

sind weit unter dieser Idee geblieben. Oder wo sind mit kräftiger Hand die zerstreuten Gewitterstoffe der Zeit zusammengezogen und geladen zum Blitz, zum tragischen Donnerkeil, der einschlägt, einbricht in die Herzen und erhebt, indem er zermalmt? Hat man nicht vielmehr, statt wie es die historische Wahrheit verlangt, die Blitze zum tragischen Gewitter zu laden, dadurch, dass man die Schuld der hohenstaufschen Helden nicht nur nicht mit den brennenden Farben der Wirklichkeit zeichnete, sondern sie überall zu entschuldigen suchte und sie ins Schöne malte, geradezu die tragische Wirkung vernichtet? — Ich betrachte die Zeit der Hohenstaufen als den Kampf zwischen angestrebter Universalherrschaft des Königthums gegen Hierarchie und republikanische Freiheit. Der Hohenstaufen Untergang war ihre eigene Schuld. — — An dem Widerspruch mit sich selbst und dem Geist in der Zeit gingen sie zu Grunde. Sie drängten die republicanische Freiheit, die mächtigen Städte Oberitaliens selbst gewaltsam auf die Seite des Papstes, und Hierarchie und Freiheit schlossen den unnatürlichen, aber für den Vortheil des Augenblicks berechneten Bund zu ihrem Untergang. Wie Titanen stehen die Hohenstaufen in diesem Kampfe; aber wie schön stehen die italienischen Städte mit der Bürgerkrone ihnen gegenüber! Sie fochten für ihre Freiheit, für ihre Sitte, Bildung und Nationalität gegen fremde Unterdrückung. Was Deutschland gegen Napoleon und die Frankenherrschaft that, was Nordamerika gegen England, was das gefeierte Griechenland gegen die persischen Barbaren und was zu allen Zeiten mit Ruhm und Bewunderung genannt werden wird, war es etwas Anderes, als was Oberitalien gegen die Hohenstaufen that? In den Städten war der Gedanke der Unabhängigkeit, ja in mehr als Einem grossen Kopfe Italiens der Gedanke an Einheit seines herrlichen aber zerrissenen italischen Vaterlandes die herrschende und leitende Idee. An der Freiheit und an dem Geiste in der Zeit zertrümmerte sich der Titanenübermuth der Hohenstaufen, die grösste physische Macht. Der Geist in der Zeit siegte, nicht das Papstthum. Mit dem Untergang der Hohenstaufen beginnt auch das Abnehmen der päpstlichen Macht. Aber auch an dem Baume der Städtefreiheit, weil er nicht im Boden des Sittlichen wurzelt, sondern zu unbändiger Unsittlichkeit

ausschiesst, nagt schon die Verwesung, der Tod. Das ist das Erhabene und Erhebende des Trauerspiels." — So urtheilte schon 1838 ein Mann, der Dichter und Geschichtschreiber zugleich ist. Will man auch die Schuld der Hohenstaufen mildern und sie als Erben einer von den früheren Kaisern überlieferten, in der damaligen Zeit liegenden Idee auffassen, so fehlt doch die patriotische Begeisterung, welche früher das Jünglingsherz für die schwäbischen Kaiser entzündete. Von selbst bietet sich hier die Vergleichung mit Schillers „Wilhelm Tell" dar; die vier Waltstädte haben, wenn auch nicht in der Geschichte, so doch in der Sage gegen den Kaiser und die Vögte ebenso sehr Recht, wie die lombardischen Städte gegen den Rothbart.

Auch auf Schiller übten die grossen Gestalten seiner Landsleute, der schwäbischen Kaiser, eine gewisse Anziehungskraft aus. In seiner Kindheit brachte er drei Jahre in Lorch zu, in dessen Kloster „die Gebeine der Mächtigen dieser Erde sich befinden; da liegt begraben der Gründer der Hohenstaufengewalt, der Stamm einer Reihe von herrlichen Kaisern. Der Vater wusste sie zu nennen; gedrängt von den unruhigen Fragen des Kleinen begann er zu erzählen, bis die vieltheure Gestalt Konradins mit einem tragischen Fall ohne Gleichen schloss. Die uralte Linde, welche droben vor dem Kloster stand und edele Geschlechter der Menschen überdauert hatte, mochte den tiefen Seufzer des aufathmenden Knaben empfangen und stimmte ohne Zweifel mit einem sympathetischen Säuseln ein. (Palleske, Leben und Werke Schillers 1, 21.)"

Man hat gesagt, diese religiösen und geschichtlichen Eindrücke in des Kindes Gemüth aufgenommen seien vielleicht die ersten Fäden des magischen Gewebes der tragischen Darstellung, die der Genius in seiner Seele anlegte. Ich will dies nicht leugnen; aber eben so gewiss ist, dass Schiller nicht wie andere Dichter * mit dem Alterthum oder Mittelalter anfing, um von da zur neueren Zeit fortzuschreiten, dass in den „Räubern" nur

* Diese Entwicklung finden wir bei zwei der bedeutendsten Dramatiker der Gegenwart, bei J. G. Fischer (Saul, Friedrich II., Florian Geyer, Maximilian von Mexico,) und bei A. Lindner (Brutus und Collatinus, Welf, Katharina II).



ein Zug übrig geblieben ist, der sich von Lorch herschreiben mag, wonach nemlich der Stammvater des gräflichen Hauses seinen Adel von Barbarossa erhielt, dem er wider die Seeräuber diente (IV, 2), dass er endlich freilich ein Trauerspiel „Konradin“ dichten wollte, aber den Plan gegen den modernen „Fiesko“ wieder aufgab. In dem Aufsatz „universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I.“ ist die Bewunderung der päpstlichen Politik merkwürdig, eine Bewunderung, welche schon keine rechte Begeisterung für die Hohenstaufen aufkommen lassen konnte. Am Schlusse dieses Aufsatzes wird schon Heinrich der Löwe genannt, und im Schillerskalender finden wir ausser der „sicilianischen Vesper“ von 1799—1800 wahrscheinlich als dramatischen Stoff aus dem Jahre 1804 wieder „Heinrich den Löwen von Braunschweig.“ Vielleicht hat auf die Wahl dieses Stoffs, von dem wir aber nicht einmal ein Bruchstück besitzen, Iffland, damals Theaterdirektor in Berlin, eingewirkt, der (vgl. Hoffmeister, Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke V, 130) in mehreren Briefen Schillern vor der Bearbeitung des Oedipus für die Bühne warnte, überhaupt die griechischen und römischen Stoffe verwarf und über die letzteren bemerkte, sie schrecken wegen der Herbheit der Sitten und des Starrsinns in den Charakteren ganz zurück, und er werde blass, wenn er Plebejer, Senatoren und Centurionen auf den ersten Bogen angekündigt finde, und dann weiter fragt: „Sollte nicht die deutsche Geschichte aus der Zeit der Reformation ein historisches Schauspiel liefern? Der Vorgang mit dem Kurfürsten von Sachsen vor und nach der Mühlberger Schlacht? Karl der Fünfte, der wilde Hesse, Kardinal Granvella, die Gemahlin und die Kinder des Kurfürsten? In neuern Zeiten ist der grosse Kurfürst von Brandenburg ein dramatischer Gegenstand. — Ja, wenn Sie Heinrich den Löwen uns geben wollten! das wäre trefflich! Sie sehen, ich bin höchst begehrlich! — Wäre Gustav Adolph mit seinem romantisch religiösen Wesen nicht dramatisch?“ Ein ebenso günstiges Urtheil über diesen Stoff fällt Hans Prutz in seiner Abhandlung über Heinrich den Löwen (in Friedrich von Raumers historischem Taschenbuch 1866, 4.): „Der dramatische Dichter kann kaum einen dankbareren Vorwurf finden,

als die Geschichte Heinrichs des Löwen; die gewaltige Persönlichkeit des Herzogs mit ihren scharf ausgeprägten Zügen ist recht eigentlich wie für das Drama geschaffen, und auch der verhängnissvolle Conflikt, in den er mit dem Kaiser geräth, sowie sein schliesslicher vergeblicher Kampf und tiefer Sturz entbehren schon in der einfachen historischen Darstellung weder der dramatischen Spannung noch der tragischen Weihe. Nichtsdestoweniger ist unter den zahlreichen Dramen, welche dieses Thema behandeln, nicht eines, in welchem der verborgene Schatz wirklich gehoben wäre; nicht eines hat sich im Andenken der Gegenwart erhalten. Ausser Grabbes Werk sind alle vergessen. Grabbe stellte ihn als rohen Krieger und den Kaiser als Tyrannen dar. Das andere Extrem zu Grabbe ist Raupach. Es bleibt hier noch ein Kranz zu erringen: Heinrich der Löwe lebt noch heute in der von der Gesammtheit des Volks gedichteten, darum auch der Gesammtheit des Volks noch immer verständlichen und lieben Sage fort.“ Aber auch dieser Stoff — abgesehen von der höchst wirksamen Scene des Fussfalls in Chiavenna (oder Partenkirchen) — ist eher episch als dramatisch; denn was man von den Hohenstaufentragödien überhaupt gesagt hat, trifft auch hier zu: die Zersplitterung der Interessen und der Wirksamkeit nach verschiedenen Seiten raubt der dramatischen Dichtung die centrale Einheit, so dass fast alle deutsche Kaiserhistorien sich in eine epische Breite verflüchtigen. Für wen sollte ferner der Dichter Partei ergreifen? Sind Heinrichs des Löwen Pläne klar? Ist seine Weigerung, dem in Italien hart bedrängten Kaiser beizustehen, aus persönlichem Ehrgeiz zu erklären oder reichte sein Blick weiter und trug sich mit dem Gedanken, ein nordisches Reich zu gründen? Soll der Dichter in Friedrich I. oder in Heinrich oder in beiden ein Gemälde des emporsteigenden und gestürzten Ehrgeizes geben? Die Einheit der Zeit und des Orts und damit des Interesses zu wahren wäre bei diesem durch eine Reihe von Jahren sich hindurchziehenden und an den verschiedensten Orten spielenden Stoff ausserordentlich schwer; die auseinander strebenden Elemente dramatisch zu binden und zu ründen hätte Schiller wahrscheinlich nicht vermocht, ohne auf bedenkliche Weise hier wie in anderen Dramen sich ins Epische zu verlieren. Heinrichs

Massenkämpfe mit den Slaven sind epischer Natur und liegen uns ziemlich ferne. Die Sagen, die noch über ihn fortleben, beziehen sich auf seine Meerfahrt nach Palästina und seine wunderbare Heimkehr (vergleiche J. Grimm, deutsche Sagen II, 216).

Die ganze mittelalterliche Welt hat für uns etwas Fremdes; ihre dramatische Neubelebung dürfte kaum einem ausserordentlichen Genius gelingen. Shakespeare stand der Zeit der Bürgerkriege, die er dramatisirte, näher, als wir der Zeit des Mittelalters, und in Richard III. liegt wirklich ein dramatischer Abschluss vor, während in der Hohenstaufengeschichte weder das Schicksal Konradins, der die Schuld der Väter büsste und unschuldig litt, noch auch nur die sicilianische Vesper, ein anderer dramatischer Plan Schillers, einen solchen bildet. Immerhin aber ist bei Shakespeare bemerkenswerth, dass sein gelungenstes Trauerspiel „Macbeth" uns weiter in der Zeit zurückversetzt, als die eigentlich geschichtlichen Dramen; ein neuer Beweis, dass es weniger auf die Zeit, als auf den Geist der Zeit bei der Wahl eines Stoffes ankommt, und dass Stoffe, die ganz oder halb mythisch sind, oft vielmehr Poesie enthalten, als streng geschichtliche Stoffe; der Idealisirungsprocess, der für den Dichter oft, wie Schiller sich einmal ausdrückt, eine Riesenarbeit wird, ist dort schon von der Sage vorgenommen.

Schiller's Landsmann Uhland hat zwei Stoffe aus der Zeit des Mittelalters dramatisirt, „Ludwig den Baier" „und Herzog Ernst von Schwaben." Diese Dramen sind jedoch wie Liebert sagt, nur entwickelte Balladen, das specifisch Mittelalterliche tritt in ihnen wenig hervor, um so mehr das allgemeine Deutsche, um mich so auszudrücken, namentlich die Idee der Treue und die Mahnung zur Eintracht. Dass Uhland sich keinen Täuschungen über die Hohenstaufenzeit hingab, sieht man aus dem dramatischen Bruchstück „Konradin," wo Truchsess den kaiserlichen Jüngling vor Italien warnt und dem romantischen Abenteurer zuruft:

„Unglücksel'ger Durst
Nach Macht und Schätzen und nach eitlem Ruhm!
Verwünschte Gier, die uns nach Fremdem spornt,
Indess schmachvoll des Heimische verdirbt!"

Konradin lässt sich nicht warnen.

> „Mir bleiben die Entwürfe meiner Väter.
> Der Hohenstaufen Tagwerk ist nicht klein.
> Ich muss es früh beginnen, wie die Vordern
> Es früh begannen. Nicht das einzle Land
> Ist unser Ziel. Von jedem Fleck der Erde
> Kann unser Streben ausgehn."

Uhland kannte die Achillesferse der Hohenstaufen; dass er es blos zu einem Fragment gebracht hat, ist bezeichnend. Konradin's Schicksal kann blos als letztes Glied eines ganzen Cyklus von Hohenstaufentragödien dramatisirt werden; in einem solchen müsste die aufstrebende Begeisterung des Dichters immer wieder gehemmt werden durch die Betrachtung des maasslosen Strebens seiner Helden und des nur in geringem Maasse verschuldeten Todes des unreifen Jünglings, andrereits würde es dem Dichter seine deutsche Nationalität doch nicht erlauben, gegen die Hohenstaufen für den Papst und die Städte lebhaft Partei zu ergreifen; ein schwieriges Dilemma, in das der deutsche Dichter sich hier hineingestellt fände.

Ein einfach wahres Wort über die Hohenstaufen spricht Strauss in seinen kleinen Schriften, neue Folge 1866, S. 420: „Man ehrt die Hohenstaufen unter uns wie man kann. Standbilder errichtet man ihnen keine, weil man nicht mehr weiss, wie sie ausgesehen haben, Feste feiert man ihnen nicht, weil sie nicht mehr in lebendigen Wirkungen fortdauern; aber man studirt ihre Geschichte, erhebt sich an ihrer Grösse und belehrt sich an ihren Fehlern, man singt ihnen Lieder, betrachtet ihren Berg mit Nachdenken und besteigt ihn mit Andacht." Man singt ihnen Lieder, dichtet ihnen aber keine Tragödien. Selbst der modernste unter den Hohenstaufen, Friedrich II., liegt uns viel ferner, als Friedrich II. von Preussen. Er war ein Aristokrat des Geistes und hätte am wenigsten sich zu seines Namensbruders Satz bekannt: „In meinen Staaten darf Jeder nach seiner Façon selig werden."

Wir betreten mit dem Reformationszeitalter die Schwelle der neueren Zeit, und diese ist es, in der wir heimisch sind und die uns der Dramatiker nahe bringen soll. Nur muss man nicht meinen, alle dramatischen Stoffe müssen diesseits dieses

Zeitalters liegen, und in diesem Zeitalter selbst seien alle Stoffe dramatisch. Schon die dramatische Darstellung der Reformation und ihrer Helden ist sehr bedenklich. Erasmus hat gesagt, die Reformation fange wie eine Tragödie an und endige wie eine Komödie mit Heirathen. So viel ist gewiss, dass mit dem Jahr 1525 das dramatische Interesse und die drastische Kraft des Lutherthums erlischt.

Welche Rolle sollte denn Luther in einer dramatischen Darstellung des Bauernkrieges spielen? Eine einseitig theologische, aber keine deutschnationale. Göthe ist in seinem „Faust" der Versuchung, Luther und Faust zusammenzuführen oder auch nur Luther allein auftreten zu lassen, sorgsam aus dem Wege gegangen, ebenso sorgsam wie im „Götz von Berlichingen;" und er konnte nicht anders; denn Luther und Faust, schon der Faust der Sage, sind zwei grundverschiedene Naturen; in der Theologie, die Faust gleich bei seinem ersten Auftreten hinter sich hat, ist ja Luther sein Lebenlang stehen geblieben; die Naturwissenschaften, denen Faust treu bleibt, lagen ausserhalb des engen wittenberger Horizonts; man weiss recht gut, wie z. B. Fausts Landsmann, Melanchthon, mit dem ihn die Sage zusammenführt, die Gefährlichkeit des copernikanischen Systems und die Pflicht der Obrigkeit, gegen die Verkündiger dieser Lehre mit den strengsten Strafen vorzuschreiten, behauptet hat. Luther ist der geistliche, Faust der weltliche Protestantismus, zwei weitauseinandergehende Stämme, die freilich aus einer Wurzel entsprossen sind. Man stelle sich nur einmal Melanchthon und Faust in einem Dialog auf der Bühne vor; ein grösserer Gegensatz kann nicht gedacht werden. Luther hat eher etwas Faustisches in seinem Wesen; er übt aber das Faustrecht des Geistes nur gegen Rom, den Papst, die Mönche; weiter zu gehen däucht ihm gefährlich. Das achtzehnte Jahrhundert mit seiner grossen Literatur- und Culturperiode liegt diesseits der Reformation, wurzelt aber in einer andern Weltanschauung, welche allerdings in der humanistischen Richtung des Reformationszeitalters stark angedeutet ist, aber dem specifischen Lutherthum und dem sogenannten theologischen Zeitalter mit seinen theologischen Zänkereien, Religionskriegen, Ketzerverfolgungen und Hexenprocessen zuwiderläuft. Weiter als zu einer übrigens

unbekannt gebliebenen Festcantate auf „unsern Heros“ Luther brachte es Göthe nicht. Schiller missbilligte in seinem dreissigjährigen Krieg die starre Formulirung des protestantischen Bewusstseins im augsburger Glaubensbekenntniss, das doch im Vergleich mit den späteren Bekenntnissen kindlich naiv und einfältig ist. Lessing in seiner Hamburgischen Dramaturgie hält den Charakter des wahren Christen für ganz untheatralisch. „Streiten nicht etwa, fragt Lessing, die stille Gelassenheitt, die unveränderliche Sanftmuth, die seine wesentlichsten Züge sind, mit dem ganzen Geschäfte der Tragödie, welches Leidenschaften durch Leidenschaften zu reinigen sucht? Widerspricht nicht etwa seine Erwartung einer belohnenden Glückseligkeit nach diesem Leben der Uneigennützigkeit, mit welcher wir alle grosse und gute Handlungen auf der Bühne unternommen und vollzogen zu sehen wünschen? Deswegen ist mein Rath, man lasse alle bisherige christliche Trauerspiele unaufgeführt. Dieser Rath, welcher aus den Bedürfnissen der Kunst hergenommen ist, und uns um nichts als sehr mittelmässige Stücke bringen kann, ist darum nicht schlechter, weil er schwächeren Gemüthern zu statten kommt, die, ich weiss nicht welchen Schauder empfinden, wenn sie Gesinnungen, auf die sie sich nur an einer heiligen Stätte gefasst machen, im Theater zu hören bekommen.“ Hier ist klar gesagt, welcher Zwiespalt zwischen dem geistlichen und weltlichen Protestantismus besteht. „Ein Christ,“ äusserte sich Luther, „ist ganz und gar Passivus, der nur leidet; ein Christ soll nichts in der Welt haben noch wissen, sondern ihm genügen lassen an dem Schatz im Himmel.“ Dies ist denn auch überhaupt die Anschauung der altlutherischen Theologie. Diese Passivität aber ist der Tod des Dramas, das seinen Namen vom Handeln hat und das nichts lieber schildert, als den Kampf des unterdrückten Rechts gegen den übermüthigen Unterdrücker. Dramatischer, tragischer schon durch seinen Ausgang ist das Leben des weltlich freieren, politisch gebildeten, humanistischen Schweizers Zwingli. Luthers und des Lutherthums Grösse liegt auf einem andern Gebiete, als auf dem der Kunst. In diesem Punkt zeigt sich eine bedenkliche Kluft zwischen dem Griechenthum, wo das Drama erst unter Aristophanes und Euripides in einen relativen Gegensatz zur Volksreligion trat und in seiner

Blüthezeit dem Priester des Dionysos ein Ehrenplatz bei den theatralischen Aufführungen vorbehalten blieb, und dem christlichen, insbesondere protestantischen Kirchenthum, wo der Theaterbesuch, und sogar wenn eine shakespearische oder schillersche Tragödie aufgeführt wird, in weiten Kreisen für unchristlich, ungeistlich, untheologisch gilt. Wo Kunst und Kirche sich so feindlich oder doch gleichgültig gegenüberstehen, wie kann da von einem Nationaltheater oder einer nationalen Kirche die Rede sein? Nun haben sich freilich Viele in unserer Zeit die Aufgabe gestellt, Christenthum, richtiger Kirchenthum und Kultur miteinander zu versöhnen; den meisten Versuchen dieser Art aber fehlt es an klarer Einsicht in den wahren Sachverhalt. Davon später.

Schiller war so wenig wie Göthe ein Formalist; die Wahl des Stoffes hatte für ihn eine grosse Bedeutung. Nach einer Mittheilung von Conz äusserte er gegen diesen in Jena, er sei über einen tragischen Stoff, an dem er seine erste Kraft hätte versuchen können, oft so verlegen gewesen, dass er seinen letzten Rock und Hemd um einen ihm willkommenen mit Freuden würde gegeben haben (siehe Schillers Sämmtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe I, 38). Er sprach sich über epische Stoffe, mit denen er sich trug, auf eine Weise aus, die auch für das Drama von Bedeutung ist. Ein nationaler Gegenstand, schrieb er 1791 an Körner, würde den Vorzug verdienen. Kein Schriftsteller (also, setzen wir hinzu, auch kein Dramatiker), so sehr er auch an Gesinnung Weltbürger sein möge, werde in der Vorstellung seinem Vaterlande entfliehen. Wäre es auch nur die Sprache, was ihn stempele, so würde diese allein genug sein, ihn in eine gewisse Form einzuschränken und seinem Producte eine nationelle Eigenthümlichkeit zu geben. Treffe die Wahl aber nun einen auswärtigen Gegenstand, so würde der Stoff mit der Darstellung immer in einem gewissen Widerspruch stehen, da im Gegentheil bei einem vaterländischen Stoffe Inhalt und Form schon in einer natürlichen Verwandtschaft stehen. In den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen“ sagt er ausdrücklich, den Stoff werde der Dichter aus der Gegenwart nehmen. Er schreibt im Jahre 1798: „Merkwürdig ist es mir, dass es allen Nichteuropäern der Erde

nicht sowohl an moralischen, als an ästhetischen Anlagen gänzlich fehlt. Der Realismus, sowie auch der Idealismus, zeigten sich bei ihnen, aber beide Anlagen fliessen niemals in eine menschlich schöne Form zusammen. Ich hielt es für absolut unmöglich, den Stoff zu einem epischen oder tragischen Gedichte in jenen Völkermassen zu finden oder dahin zu verlegen.“ Er sagt schon in den Künstlern: „Von ihrer Zeit verstossen flüchte — die ernste Wahrheit zum Gedichte — und finde Schutz in der Camönen Chor.“ Man hat mit diesem Ausspruch schon die Römerdramen rechtfertigen wollen; aber Schiller ist ohne solche Rückgriffe der hohen Aufgabe, die er sich gestellt hatte, gerecht geworden. Der Geist der Freiheit, der durch alle seine Werke weht, kommt nicht von den sieben Hügeln. Er hat in seinen Dramen die Zeitgeschichte theils begleitet, theils ist er ihr, wie in seinem Hauptwerk, im „Wallenstein,“ einem „divinatorischen Vorbild Napoleons,“ vorangeeilt. Er ist, abgesehen von der hier und da zu stark auftretenden fatalistischen Idee, ganz überwiegend ein moderner, das Pathos des Jahrhunderts aussprechender Dichter. Doch hat er sich vor Einseitigkeit gehütet; er ist auch dem Mittelalter gerecht geworden; er verweilt gern in Zuständen, wo das mittelalterliche Dunkel allmählich in das hellere Bewusstsein der modernen Zeit übergeht; dieses Zwielicht von halb sagenhaften, halb geschichtlichen Stoffen vereinigt den Reiz der Romantik und des modernen protestantischen Geistes.

Gervinus tadelt die peinliche Unsicherheit, mit der sich Göthe und Schiller fortwährend in ihren Stoffen zu vergreifen fürchteten, und allerdings zeigt sich eine solche Unsicherheit mehrfach, namentlich bei Schillers grösstem Werke, dem „Wallenstein;“ er stellt ihnen Shakespeare gegenüber, wobei freilich sogleich zu bemerken ist, das wir über die allmähliche Entstehung von Shakespeares Dramen und über die verschiedenen Zweifel und Pläne in des Dichters Seele nicht so aufgeklärt sind, wie in Betreff unsrer grossen Dichter, deren Lebens- und Bildungsgang bis in die kleinsten Einzelheiten erforscht ist. Sind solche Werke, wie „Iphigenie“ „Tasso,“ „Egmont,“ „Wallenstein“ „Schmerzenskinder,“ so sind sie dafür auch völlig ausgetragene Kinder. Das Blatt hat sich in der neusten Zeit sehr

zu Gunsten Schillers und noch weit mehr Göthes gewandt, und zwar hauptsächlich durch Rümelin. Dieser sagt in seinen Shakespearestudien: „Göthe trug die Stoffe, die in ihm einen Widerklang gefunden hatten, Jahre und Jahrzehnte in seinem Herzen; sie reiften innerlich mit ihm heran und gestalteten sich zu vollem Ausdruck der Ideen, die sich an ihn angeschlossen hatten, das Fremdartige fiel ab und es schoben sich neue Mittelglieder ein, die seinem Zwecke entsprachen. So lebten die Gestalten von Faust, Prometheus, Tasso, Iphigenie in ihm fort, bis sich die reife Frucht in guter Stunde von ihm ablöste; selbst in seiner Lyrik sieht man, wenn man die rohen Stoffe, die den ersten Anlass gaben, vergleicht, diesen wunderbaren Verwandlungsprozess der Handlung. Alles Fremdartige und Widersprechende des Stoffs ist vorher entfernt, der Stoff selbst ist zu einem Werke des Dichters geworden. Shakespeare dagegen, der für eine stets nach Neuem gierige Bühne arbeitete, nahm die Stoffe bald da bald dort aus Büchern und goss dann die Fülle seines Genius über sie hin; es fehlte dem Stoff die zweite Geburt, die neue Taufe aus Wasser und Geist. Er hat wahre Charaktere in unwahren Situationen, Göthe wahre Charaktere in wahren Situationen. Der Stoff ist bei Shakespeare nicht genug in den Schmelztiegel der Phantasie geworfen, um gereinigt und geläutert daraus hervorzugehen.“ Eine vollkommen treffende Bemerkung. Rümelin hat überhaupt den shakespearischen Stücken denselben Dienst erwiesen, wie Schleiermacher den kirchlichen Glaubenslehren, und man könnte ihn daher den Schleiermacher der Shakespearekritik nennen. Er hat namentlich auf den Mangel an Zusammenhang und genauer Motivirung, an Stetigkeit und Consequenz in der Charakterzeichnung aufmerksam gemacht. Dies hängt freilich mit der Wahl seiner Stoffe zusammen. Wenn, wie Rümelin sagt, die Sujets romanhaft, unglaublich, ohne wahre Motivirung sind, so ist es schwer, ausserordentlich schwer, die verlangte Wiedergeburt mit ihnen vorzunehmen. Shakespeare ist weit weniger ein moderner protestantischer Dichter, als Schiller und Göthe. Er steht noch halb im Mittelalter, wie er denn auch eine Reihe von dramatischen Stoffen aus mittelalterlichen Novellen genommen hat. Das Volk, der Bürgerstand spielt bei ihm eine geringe Rolle, und schon deswegen kann er

nicht der vorzugsweise germanische Dichter sein. Sodann — und dies ist ein sehr wichtiger Punkt — sind unsre grossen Dichter in der Luft der Aufklärung, des Rationalismus, der Philosophie (in Betreff Göthes nenne ich Spinoza, in Betreff Schillers Kant) gross gewachsen; Shakespeare hatte diese Periode erst vor sich; der wesentliche Mangel an Zusammenhang, Causalnexus, innerer Begründung, der für die protestantische Kirchenlehre ebenso kennzeichnend ist, wie für die katholische, ein gewisser Zug zum Pessimismus und Dualismus ist eben aus der religiösen Luft, die Shakespeare sein ganzes Leben lang eingeathmet hat, als aus der letzten Ursache zu erklären. Darum sind unsre grossen Dichter nicht zu tadeln, sondern zu loben, wenn sie nicht den nächsten besten interessanten und pikanten Stoff aus einer Novellensammlung oder Chronik dramatisirten, sondern die Wahl des Stoffs wohl erwogen, seinen Geist mit dem Zeitgeist in Parallele stellten und in schönem Freundschaftsbund Lob und Tadel, Gründe und Gegengründe austauschten. (Den besprochenen Mangel Shakespeares hat auch die geniale George Sand erkannt. Sie sagt: „Als Shakespeare sich dem glühenden Aufschwung und der köstlichen Laune seiner Begeisterung überliess, trat er mit den Regeln der Composition auch gewisse legitime Bedürfnisse des Geistes mit Füssen, Ordnung, Mässigung, Harmonie und Logik.")

In einem Punkt freilich war Shakespeare günstiger gestellt, als die deutschen Dichter. Er durfte es wagen im „Macbeth" und „Heinrich VIII" Mitglieder des regierenden Königshauses auf die Bretter zu bringen; in Deutschland sind Stücke, in denen Vorfahren des regierenden Hauses auftreten, von der Bühne ausgeschlossen oder haben sie doch mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen. Rinne in seinem Werkchen „über Göthes Iphigenie 1849" sagt darüber: „Unser gebildeter Geschmack erlaubt es nicht, Personen, denen wir eine Heiligkeit und religiöse Erhabenheit beilegen, in Scene zu bringen; ja es rechtfertigt sich sittlich auch vollkommen, dass man verbietet die Regenten eines herrschenden Königshauses als solche über die Bretter gehen zu lassen. Daher fand es auch bekanntlich gerechten Anstoss, als Veit Weber Luthern zuerst auf die Bühne brachte, und nur der ganz rohe Geschmack des Mittelalters konnte es

ertragen, Christus und die Apostel nebst allen Patriarchen, Engeln und Teufeln in den Mysterien und Moralitäten sich scenisch vorführen zu lassen. Für die erhabene religiöse Auffassung der Deutschen, die das Göttliche nicht sowohl in dem allgemein Menschlichen, als in dem über demselben Erhabenen und geistig Allgemeinen erblickt, ist die Personification des Göttlichen unerträglich.“ Warum Luther sich nicht wohl auf die Bretter bringen lässt, haben wir oben gesehen; so lange die Einigung des geistlichen und weltlichen Protestantismus noch nicht erfolgt ist, ja so lange die Spannung zwischen Protestantismus und Katholicismus fortdauert, ist dies kaum möglich. Ueberhaupt nachdem einmal Kritik und Reflexion sich auf das kirchliche Dogma gerichtet hat, ist die theatralische Darstellung heiliger Gegenstände bedenklich, namentlich die Dramatisirung und scenische Aufführung von neutestamentlichen Erzählungen und Personen ist zu verwerfen. Dräsekes Schrift „das Heilige auf der Bühne“ 1817, in welcher die Einführung religiöser Gegenstände in die Bühnenwelt vertreten und nur die Kreuzigung Jesu und die Gesetzgebung auf Sinai als zu kolossal für die Bühne ausgenommen wurde, ist spurlos verklungen.

Schleiermacher sträubte sich gegen die theatralische Darstellung neutestamentlicher Stoffe auf der berliner Bühne und betrachtete namentlich die Darstellung der Person des Erlösers durch einen Schauspieler als einen Frevel. Mit Recht: man wird doch gar zu sehr an den grossen Abstand zwischen dem Ideal und der menschlichen Persönlichkeit erinnert — und wenn vollends der Schauspieler ein unsittlicher Mensch ist! Auf Göthes Faust, wo Gott und der Teufel auftreten, kann man sich nicht berufen; Göthes Faust ist das letzte Mysterium und geht doch weit über das Mysterium hinaus, ist wesentlich modern. (Näheres über das Verhältniss von Kirche und Schauspiel findet sich in meinem so betitelten Aufsatz im „deutschen Museum“ 1863, 45. 46.) Muss denn aber Alles dramatisch bearbeitet werden? Hat nicht auch das Epos seine Rechte, noch weit mehr als der in unsern Tagen ungebührlich angebaute Roman? Namentlich die Stoffe aus der späteren römischen und aus der Reformationsgeschichte eignen sich fürs Epos, wie Hamerling gezeigt hat. Warum aber unsere Regenten und vollends

die Vorfahren des regierenden Hauses von einem Heiligenschein umgeben sein sollen, dies gestehe ich nicht zu begreifen.

„Es winken sich die Geister aller Zeiten“ sagt Göthe und so gibt es auch im Alterthum und im Mittelalter Geister und Zeiten, welche dem Geiste des 19. Jahrhunderts näher liegen, als lange Strecken des 16. und 17. Jahrhunderts. Greift freilich der Dichter zu Stoffen, die nicht allein durch Ort und Zeit, sondern noch mehr durch Vorstellen und Empfinden weit von uns getrennt sind, so ist ein solches Zurückgreifen einfach ein Missgriff. Es muss ein innerer und wesentlicher Zusammenhang zwischen einem durch Jahrhunderte und Jahrtausende von uns getrennten Stoff und der Gegenwart stattfinden; in dieser Hinsicht ist die Art, wie Göthe einen Stoff aus der griechischen Mythenwelt mit dem Lichte der Aufklärug seiner Zeit durchdrungen hat, genial. Immerhin aber sind solche Stoffe selten, und es ist bei ihrer Wahl grosse Vorsicht zu empfehlen. Unser Repertorium ist, wie Göthe in seiner Beurtheilung von Collins „Regulus“ mit Recht bemerkt, nicht so reich, dass wir Stücke, die jenseits des Reformationszeitalters liegen, ganz entbehren könnten; sie dürfen aber nur in zweiter oder dritter Linie stehen, und man sollte wohl zusehen, ob sich ein solcher Stoff (wie z. B. dies bei der Jungfrau von Orleans der Fall ist) nicht eher für das Epos eignet. Die einseitige Bevorzugung des antiken Stoffs erinnert an die ersten Anfänge des deutschen Dramas und an die Aufführungen solcher Stücke in Schulen und Gymnasien; das Zurückgehen ins Mittelalter und die Hereinziehung aller möglichen ausländischen Stoffe ins Gebiet des deutschen Dramas ist ein Vermächtniss der Romantiker und sie haben dadurch unsrer nationalen Dichtung „das Herz ausgebrochen“ (Gervinus). Unsere Klassiker zeigen uns auch hier die rechte Spur. Herder, um diesen noch anzufüren, hat freilich antike Dramen, wie „Brutus“ gedichtet, aber nur für die Aufführung in der Hofkapelle zu Bückeburg. Im Uebrigen behandeln die Hauptwerke unsrer zweiten klassischen Literaturperiode vorzugsweise Gegenstände aus der Reformationsgeschichte — „Götz,“ „Faust,“ „Egmont,“ „Don Charlos,“ in gewissem Sinn „Wallenstein.“ Wir sehen daraus, unsere grossen Dichter schenkten jener Periode grössere Aufmerksamkeit, suchten ihren Geist in lebendig-

protestantischem Sinn zu fassen und ihn durch poetische Verkörperung in das Gesammtbewusstsein des deutschen Volks hineinzuleiten. Unsere Zeit hat mit der Reformationszeit noch grössere Aehnlichkeit als das Ende des vorigen oder der Anfang des jetzigen Jahrhunderts; es ist ihre Aufgabe, die Ideen der Reformationszeit wieder aufzunehmen, den geistlichen und weltlichen Protestantismus zu versöhnen, wobei freilich beide Theile nachgeben müssten, in Schillers, Lessings, Göthes, Herders Sinne den Heroismus und Humanismus, die Vaterlandsliebe und das Weltbürgerthum, die Religion, die Kunst und die Wissenschaft durch eine vernünftige Erziehung der Jugend in eine harmonische Verbindung unter einander zu bringen. Wäre dies Ziel erreicht, dann hätten wir das, was Lessing vor hundert Jahren in Hamburg zu gründen beabsichtigte, ein Nationaltheater. Der nationale Gedanke, der entsprechend der Centralstellung Deutschlands in der modernen Welt zugleich die weltbürgerliche Tragweite hätte, das Jahrhundert in seinem Dulden und Streben, der moderne Geist in seinen Siegen und Niederlagen, die Gegenwart in der Geschichte früherer Jahrhunderte vorgebildet, so dass das deutsche Volk auf der Bühne auch in fremdländischen Stoffen sich selbst erkennen und sich selbst geniessen lernte, dies wäre zu gleicher Zeit Stoff und Princip, Inhalt und leitender Geist einer solchen Anstalt, dies das gemeinschaftliche Band, das die verschiedenen einzelnen Theater Deutschlands zu einem Nationaltheater vereinigen müsste. Einem solchen Ziele wenigstens entgegenzustreben, ist die Aufgabe der Gegenwart. Schon unsre grossen Dramatiker, schon Lessing, Schiller und Göthe haben diese nationale Richtung verfolgt, und wir haben nichts zu thun, als in ihre Fusstapfen zu treten, das nationale Princip und das Ziel der modernen Zeit uns recht klar zu machen und das Theater in eine Harmonie mit unserm gesammten Kultur- und Geistesleben zu bringen.

Was die Religion betrifft, so wusste Schiller recht wohl, dass sie zu einem harmonischen Volksleben unentbehrlich ist. Schon in dem Aufsatz „über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten“ nannte er neben der Kunst die Religion als einen Anker, an welchem das Wohl der Menschheit befestigt sei, und 1804 schrieb er an Zelter: „Dass es hohe Zeit ist, für die Kunst

etwas zu thun, fühlen Wenige; dass es mit der Religion nicht so bleiben kann, lässt sich Allen begreiflich machen. Berlin hat in den dunkeln Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet; dies war damals ein Ruhm und ein Bedürfniss. Jetzt in Zeiten des Unglaubens ist ein anderer Ruhm zu erlangen, ohne den ersten einzubüssen; es gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte und veredle den Protestantismus, dessen Metropole es einmal zu sein bestimmt ist.“ Worte, die dem Geist und Herzen Schillers gleiche Ehre machen und jetzt noch ihre Wahrheit haben. Es ist überhaupt ungerecht, den tiefen, religiösen Zug bei Lessing, Schiller und Göthe und vollends bei Herder zu verkennen. Man kann es nicht für zufällig halten, dass Lessing, Schiller und Göthe sich so vielfach mit der Frage nach dem ursprünglichen Christenthum beschäftigt und von ihm mit der höchsten Achtung gesprochen, aber auch viel früher als die Reformatoren, schon in seiner ersten Zeit es entartet und seinem ursprünglichen Charakter entfremdet gefunden haben. Sie unterscheiden daher scharf zwischen Kirchenthum und Christenthum, zwischen der Religion von Jesus oder an Jesum und der Religion Jesu. Hierher gehört namentlich Herder, der durch zwei Werke der Vorläufer der neuesten Versuche, Jesu Leben und Lehre geschichtlich zu begreifen, geworden ist. Gewiss steht die urchristliche Weltanschauung in einer engen, wahlverwandten Verbindung mit dem germanischen Trieb nach freier Entwicklung des Individuums und idealer Auffassung und Gestaltung des Lebens, und hat so betrachtet nicht allein ein vorwiegendes, sondern auch ein bejahendes Verhältniss zur Kunst und zum Drama. Es wäre daher die Aufgabe der Gegenwart, das reformatorische und urchristliche Element in den grossen germanischen Kulturperioden der neueren Zeit aufzusuchen und weiter fortzubilden. In gewisser Weise ist Schillers Wunsch durch Schleiermacher erfüllt worden, dessen Hauptwirksamkeit freilich Schiller nicht mehr erlebte. Aber auch nur in gewisser Weise, nur im Streben nach Vereinigung von philosophischer Freiheit und religiösem Abhängigkeitsgefühl; die Sätze seiner Glaubenslehre selbst mit ihrer sonderbaren Verquickung von Spinozismus und Herrnhuterei können nie tiefer ins Volksbewusstsein eindringen. Fassen wir

die Zeit nach Schleiermacher ins Auge und fragen uns, ob Berlin die ihm von Schiller gestellte Aufgabe erfüllt hat, so dürfte die Antwort kaum bejahend ausfallen. Wir müssen uns daher begnügen, die Thatsache zu verzeichnen, dass bei dem religiösesten d. h. vom lebendigsten Drang nach religiöser Wahrheit und Klarheit beseelten Volke der Erde die grösste Verschiedenheit der religiösen Ansichten stattfindet; ja dass Kunst und Wissenschaft, dass namentlich Drama und Theater der kirchlichen Lehre und Praxis meistentheils nicht nur gleichgültig, sondern feindlich gegenüber stehen.

Soll die moderne und deutschnationale Richtung den Sieg erlangen, so muss die Erziehung der Jugend in wesentlichen Punkten umgeändert werden.

Die Begünstigung der Römerdramen, wie die Krönung der von einem Gymnasiallehrer verfassten Tragödie „Brutus und Collatinus“ wäre nicht möglich, wenn nicht die römische Sprache und Literatur gegen die Sprache des mit uns weit mehr wahlverwandten griechischen Volks, dessen Literatur auf unsere Klassiker weit tiefer eingewirkt hat, ungebührlich bevorzugt würde. Schon Klopstock sagt:

„Die Römer leset ihr, die Griechen lasst ihr liegen;
Ihr nehmt das Ei und lasst die Henne fliegen.“

Dieses Uebergewicht des Lateinischen ist der unmittelbare Ausdruck davon, dass das formelle Bildungselement bei uns das Beherrschende ist, nicht aber das bestimmte Leben und Wesen der antiken Welt. Gewichtige Worte in diesem Sinn hat K. Christian Planck in der deutschen Vierteljahresschrift 1859, III. Heft, I. Abtheilung gesprochen.

Lange genug sind wir in der Fremde herumgeschweift und haben dort gesucht, was wir zu Hause besser haben. Soll es mit dem ganzen Volke besser werden, so muss sich der ganze Jugendunterricht national und modern zugleich gestalten. Die einseitig akademische Richtung hängt mit dem einseitigen Jugendunterricht zusammen. Stücke aus der neueren vaterländischen Geschichte wurden lange Zeit und werden vielleicht noch jetzt auf verschiedenen Theatern bedenklich angesehen und kaum zugelassen, und aus ähnlichen Bedenken wurde und wird vielleicht jetzt noch die Jugend in der für ideale Begeisterung

empfänglichsten Zeit in gar vielen Anstalten vorzugsweise mit antiker oder mittelalterlicher Geschichte, Geographie, Literatur beschäftigt, hingegen wird die neuere und neueste Geschichte und Literatur so spät, so stiefmütterlich und von dem übrigen Unterrichtsstoff so abgetrennt als möglich behandelt. Und doch wäre bei der Behandlung der antiken und mittelalterlichen Geschichte und Literatur die nemliche Aufgabe, die wir oben beim Drama nachgewiesen haben, nemlich Gegenwart und Vergangenheit fortwährend in lebhafter Wechselbeziehung zu erhalten. Nur durch eine solche Methode bleiben die der Gegenwart entrückten Lehrstoffe von der Gefahr befreit, in futuram oblivionem vorgetragen zu werden. — Ein Publikum, das schon in der Schule mit dem wesentlich modernen Geist unsrer grossen Denker und Dichter genährt worden ist, lässt sich nicht so leicht von der Bühne herab kalte akademische Prachtstücke bieten.

Die Untersuchung über die akademische und moderne Richtung im Drama hat uns von selbst zur Idee des Nationaldramas geführt; ein nationales Drama aber ist kaum möglich ohne eine nationale Akademie, in der Literatur, Sprache und Dichtung die erste und bevorzugte Klasse bilden. Wie wir die erste Frage hauptsächlich am Faden der neueren nationalliterarischen Entwicklung verfolgten, so können wir uns auch bei diesem Punkt auf den als einseitig weltbürgerlich verschrienen, und doch in den wichtigsten Angelegenheiten so recht deutsch gesinnten Herder berufen. Er fasste (Werke: zur Literatur und Kunst 28, 203) eine solche Akademie als erstes patriotisches Institut für den Allgemeingeist Deutschlands. Herder hielt seine Zeit (der Aufsatz ist vom Jahr 1788), in der trotz der politischen Zerissenheit Deutschlands doch überall so viel Licht verbreitet sei, dass daraus eine gemeinschaftliche Flamme werden könnte, für die zur Ausführung dieses Vorschlags geeignete, und mehrere Fürsten Deutschlands trugen sich mit demselben Gedanken. Die Akademie sollte ein Vereinigungspunkt mehrerer Provinzen zur allgemeinen praktischen Geistes- und Sittenkultur werden. Herder fasste die deutsche Sprache, die deutsche Geschichte und die „thätige Philosophie der Nationalbildung und Glückseligkeit" als Hauptgebiet für die Wirksamkeit der Akademie ins Auge. Wie hängt dies aber, höre ich fragen, mit dem nationalen Drama und der modernen Richtung im Drama zusammen? Herder sagt, ein patriotisches Studium der deutschen Geschichte sei noch nicht weit verbreitet und doch sei zum patriotischen Geist des gesammten Ganzen dieses Studium unentbehrlich. „Die Poesie kann Scenen der Menschheit schildern, ja auch einzelne Auftritte der Begebenheiten unserer Nation rührend und merkwür-

dig machen; da aber nach dem Zustande Deutschlands ein allgemeines Nationaltheater in den Wirkungen, die man von ihm gehofft hat, beinahe unmöglich ist, so muss ohne Zweifel eine philosophische Geschichte ersetzen, was der Dichtkunst abgeht. Und sie kann dies reichlich, wenn sie, sowohl in Theilen, als im Ganzen, ihrem Beruf treu bleibt, die Begebenheiten und Veränderungen in dem Licht der unparteiischen Klarheit darzustellen, und jede derselben mit Patriotismus fürs Ganze, für die Heiligkeit der Gesetze sowohl, als für die Rechte der Menschheit unparteiisch zu schildern." So schrieb Herder 20 Jahre nach dem Ende des Hamburger Unternehmens und mit offenbarer Beziehung auf dasselbe. Eine philosophische Geschichte verlangt Herder, natürlich nicht blos in Büchern, sondern auch im öffentlichen Unterricht „und zwar wird sich ihr (der Akademie) Blick unverrückt auf eine patriotische Geschichte des gesammten Vaterlandes richten" — und diese Geschichtsauffassung soll, wenn anders der politische Zustand Deutschlands dies erlaubt, dem allgemeinen Nationaltheater vorarbeiten. Man sieht, dass auch Herder auf der Seite der national-deutschen und nicht der akademisch-weltbürgerlichen Richtung steht. „Die Akademie wird sodann ihr Augenmerk besonders auf die Reinheit, Stärke und ungekünstelte Einfalt der Sprache richten, und kein Werk des deutschen Geistes und Fleisses, es sei poetisch oder in Prosa, Uebersetzung oder eigene Arbeit, wird, sofern es die Vollkommenheit unserer Sprache betrifft, ihrer Aufmerksamkeit unwerth erscheinen." Man lese den ganzen Aufsatz bei dem so wenig gekannten Herder nach; er enthält für unsre Zeit gar viel Beherzigenswerthes. So lange hier nicht energisch geholfen ist, wird sich der Sinn für Reinheit und Richtigkeit im deutschen Ausdruck immer mehr verlieren, und ein gemüthlicher Schlendrian, eine träumerische Anarchie wird da herrschen, wo nach der Weise der Franzosen, denen wir leider in diesem Punkt nicht nachahmen, eine aus den besten Köpfen der Nation zusammengesetzte Behörde gesetzgebend auftreten sollte. Eine ihrer Aufgabe gewisse Akademie würde die Einheit (nicht Einerleiheit) auf dem Gebiete der Sprache und Literatur darstellen und namentlich die höchste Stufe der Poesie, das Drama, ihrer besondern Aufmerksamkeit würdigen; sie wäre das beste Gegenmittel gegen die weltbürgerliche Verschwommenheit der einseitig akademischen Richtung und die kräftigste Unterstützung der wahrhaft nationalen Entwicklung auf dem Gebiete des Dramas.

Gustav Hauff.

Fritz Reuter in französischem Gewande.

Nicht ohne grosses Interesse werden die deutschen Leser der Revue des deux Mondes beim Oeffnen der Lieferung vom 15. November 1868 einen Artikel bemerkt haben, welcher die Ueberschrift trägt: „En l'An Treize, Récit d'un burgher mecklembourgois pendant l'occupation française en Allemagne, de Fritz Reuter, Première Partie, par M. E. D. Forgues.“ Fritz Reuter, der plattdeutsche Fritz Reuter, der ehrliche, naive, breitspurige, aber dabei so gemüthreiche, so ächt provinzielle und doch auch wieder so ächt deutsche Fritz Reuter in französischem Gewande! Der gemüthliche, zum Herzen sprechende Dialect eines Vadder Witt und Vadder Swart, eines Entspekter Bräsig und Korl Hawermann in der Sprache Voltaire's und Balzac's! Ein Schriftsteller, der vor weniger als zwanzig Jahren seine ersten prosaischen und poetischen Versuche schüchtern und verstekt in dem Winkelblatte des kleinen an der meklenburgischen Gränze liegenden preussischen Städtlein Treptow an der Tollense veröffentlichte, welcher in einem Provinzialdialekte schreibt, der noch vor zehn Jahren ausserhalb der plattdeutschen Sprachgegend so unbekannt war, dass der bekannte Berliner Recensent Ludwig Rellstab, als er eine Besprechung der „Reis' nah Belligen“ gab, dieses Belligen für Berlin hielt, während es doch Belgien bedeutet, übersetzt in einem der ersten fachwissenschaftlichen und belletristischen Journale Frankreichs — das beweist gewiss ausserordentlich für die rasche Geistescommunication unserer Tage zwischen den verschiedenen Völkern. Wenn man bedenkt, wie

lange es dauerte, bis Schiller's und Goethe's grössere Werke ins Französische übersetzt wurden, wenn man in den französischen Literaturgeschichten liest, dass noch im Jahre 1827, also bereits 22 Jahre nach den Tode Schiller's, die Partei der Klassiker bei der Nennung der Namen Goethe und Schiller so ausser sich gerieth, dass z. B. der Feuilletonist Hoffmann (ein Mann noch dazu mit deutschem Namen, also wahrscheinlich auch deutscher Abkunft!), alles Maass und allen Anstand vergessend, in die Worte ausbrach, dass ein Mensch, der ein Stück wie die Jungfrau von Orleans geschrieben habe, verdiente öffentlich ausgepeitscht zu werden, * dass selbst ein Béranger sang

> Redoutons l'anglomanie:
> Elle a déjà gâté tout,
> N'allons point en Germanie
> Chercher des règles de goût.

so muss man sich über diesen Culturfortschritt ebensosehr im Interesse der Franzosen, wie in dem unsrigen, ganz entschieden freuen.

Dabei wird man sich zur Erklärung des Factums allerdings sagen müssen, dass der Vorgang der Engländer in der Uebertragung der Reuter'schen Werke, ein Vorgang, auf den die Franzosen seit einiger Zeit so sehr viel zu geben geneigt sind, dabei maassgebend gewesen ist, ja dass diese Bearbeitung, wenn wir eine beigegebene Note richtig verstehen, wahrscheinlich erst aus der englischen von Ch. Lee Lewes gemacht ist, und dass ferner gerade der gewählte Stoff „Ut de Franzosentid" für die Leser der Revue etwas sehr anziehendes haben musste, wie denn die erwähnte Note auch sagt: Ce récit naïf de Fritz Reuter (Ut de Franzosentid, der plattdeutsche Titel steht wirklich ganz richtig mit lateinischen Lettern da!) traduit du Platt-Deutsch (bas-allemand) par Ch. Lee Lewes, nous a paru comme une réplique au Conscrit de mil huit cent treize par M. M. Erckmann - Chatrian. Cest la contre - partie allemande du roman français. Nous l'avons donc cru susceptible d'une de ces libres

* S. Demogeot Hist. de la Litt. franç. Paris 1864 p. 642: qu'un homme qui avait fait d'aussi pitoyables tragédies que la Pucelle d'Orléans, méritait d'être fouetté sur la place publique.

interprétations fort abrégées auxquelles nous encourage la bienveillance des lecteurs de la Revue. Also einer captatio benevolentiae bedarf es denn doch noch immer für ein so kühnes Unterfangen; indess die Bahn ist damit doch einmal gebrochen und hoffentlich wird Mehreres nachfolgen und den plattdeutschen Dichter auch in Frankreich heimisch machen, was aber freilich immer nur bis zu einem gewissen Grade wird geschehen können.

Für uns aber hat es ein gewisses gemüthliches Interesse, die wohlbekannten Gestalten — denn wir dürfen wohl voraussetzen, dass sie auch den Lesern des Archivs wohlbekannt sind — eines Amtshauptmann Wever — dieser Titel ist zuerst durch chef de district erklärt, wird dann aber im Texte immer ohne Weiteres angewandt, wo sich dann das „Herr Amtshauptmann" zu Anfange des französischen Satzes oft sehr scherzhaft macht — Mamzelle Westphalen, la femme de charge (Ausgeberin) — Hannchen et Corlin, die beiden Dienstmädchen — Fritz Sahlmann, le factotum — le burmeister — le meunier Voss de Gielow — la gentille Fieka — Friedrich, le garçon meunier — Herr Droz ou Droï, l'horloger — le rathsherr Herse — in französischem Gewande vor uns vorüberschreiten zu sehen und wenn sie auch ein gut Theil von ihrer plattdeutschen Urgemüthlichkeit verloren haben, so kommen sie doch gewiss manchem Leser der Revue auch so noch wie Wesen aus einer anderen Welt vor.

Für die Kenner des plattdeutschen Originals ist denn auch in der That gar Vieles verloren gegangen. Da fehlen zuerst fast alle jene lebensvollen Sprüchwörter und Vergleiche, welche der Redeweise des Niederdeutschen etwas einerseits so eigenthümlich Kraftvolles, andrerseits so Farbenreiches verleihen, und keinesweges bloss eine Eigenthümlichkeit der unteren Klassen, wie man nach den von uns in dem vorigen Jahrgange des Archivs aus Dickens (unter dem Titel Odd Similes von Ch. Dickens) veröffentlichten Sprachproben glauben könnte, sondern den Meeresanwohnern, wie auch den Anwohnern grosser Ströme, überhaupt eigenthümlich sind.* So z. B. wenn der Amtshauptmann den

* S. die interessante Stelle in Goethe's Dichtung u. Wahrheit, in welcher er erwähnt, dass er als Student in Leipzig wegen seiner vom Hause mitge-

betrübten Müller damit trösten will, dass sein Prozess ja nun bereits in vollem Gange sei und also auch wohl zu Ende kommen werde und Dieser ihm erwiedert: „In'n Gang, Herr Amtshauptmann, he is in'n Swung, as de Düwel säd, dunn hadd hei Gottswurt in de Pietsch bunnen un swenkt't sik um den Kopp rüm.“ Oder als Derselbe dem Amtshauptmann den Wucherer Itzig als seinen Gläubiger nennt und dieser ihn fragt, wie er zu dem Kerle gekommen sei, worauf der Müller: Herr Amtshauptmann, wo kümt de Esel tau de langen Uhren? Wed gahn nah'n Irbeerplücken un verbrennen sik in'n Nettel, un de Gägelowsch Köster glöwt, hei hadd sin Schuvkohr vull heilige Engel, un as hei baben up den Berg kamm, un as hei glöwt, sei süllen nu upbueren, dun satt den Düwel sin Grossmoder dorin un grint em an un säd: Vadder, wie spreken uns wider!“ u. s. w.

Ebenso hat auch der Humor bedeutenden Schaden gelitten. Im französischen lautet das Zechgespräch zwischen dem französischen Chasseur und dem Müller folgendermassen: A Vous! disait le soldat qui semblait apprécier le vin rouge de l'Amtshauptmann. Dieu vous mène loin d'ici! répondit le meunier avec un sourire tout amical. Serviteur! recommençait poliment le fils de la Gaule. Mauvais chenapan! répliquait le meunier plus affectueux que jamnai ... Möglich, dass der Uebersetzer hier sein Aeusserstes gethan hat. Wie viel spasshafter heisst es jedoch in dem plattdeutschen Originale: “A Wuh!“ un de Möller namm denn sin Glas, drünk und säd: „Na nu!“ un den städ de Möller wedder mit den Franzosen an, un de Franzos' bedankt sik und säd: „Serwitör!“ un de Möller drünk denn ok und säd: „Sett en vör de Dör!“ un so redten sei Französch mit enanner un drünken.“

Besonders auch derjenige Humor, der auf den Wortverwechselungen beruht, ist so gut wie ganz verloren gegangen. Dieser tritt besonders in den Gesprächen des französischen Uhrmachers mit der Mamsell Westphalen hervor. So in jener

---

brachten Eigenthümlichkeit häufig Sprüchwörter, biblische Kernstellen, treuherzige Chroniken-Ausdrücke und bilderreiche Vergleiche in die Unterhaltung einzumischen, vielfach von Herren und Damen gehofmeistert wurde. Goethe Sämmtl. Werke Ausgabe von 1869 4. Band p. 21 sq.

hübschen Stelle, wo der Uhrmacher, nach wohlgelungener Durchführung des Streiches, durch welchen er die Marodeurs vom Schlosshofe weggebracht hat, in Mamsell Westphalen ihrem Boudoir d. h. in der Küche, mit zwei Flaschen guten Weines vor sich sitzt und sich mit derselben unterhält. „As hei bi de tweite Buddel Win was,“ heisst es daselbst, „redte hei vel von de schönen „Wäng dö Walangäng“ un von „der szöne Sweiz.“ Un Mamsell Westphalen säd: Sei hewwen recht, Herr Droi, Sweit is 'ne schöne Sack, vör Allen bi'n Snuppen: ik drünk denn immer Flederthee.“ „Ah,“ seggt Herr Droi, Fierteh! Wui, sche swi fiähr von meine Land. Ah, Sie muss mal kommen in die Land, da singen die Vögel un da brummen die Bachen.“ Dies lautet nun Französisch folgendermassen: il s'était attablé devant deux flacons de vin — cette fois du meilleur — et les vidait à loisir; ils lui rappelaient, disait-il, le bon vin du pays de Vaud, beau pays, où il se déclarait fier d'être né. C'est là que les oiseaux chantent et que les ruisseaux murmurent, ajoutait-il avec un accent pathétique. Der liebenswürdigste Humor und die trockenste, reizloseste Prosa!

Ganz fortgeblieben ist folgende hübsche Stelle aus demselben Dialoge: „Herr Droi, Sei grugen sik woll gor nich? — Ah noug! seggt Herr Droi, sitt äwer still un horkt nah dat Weder 'rut un seggt endlich: Attangdeh, dü Tonnähr! — „Wat Pommdetähr?“ frögt Mamsell Westphalen, „wat hett dat Weder in dese Johrstid mit de Tüften tau dauhn?“ Ik meinen nich die kleine Garssong mit die graue Jak, ik meinen — un hei rückt mit den Finger krüz un quer in de Luft — ik meinen der helle Szick-Szack mit Rumpel, Pumpel, Rattetetah. „Denn hewwen Sei recht, Herr Droi,“ seggt Mamsell Westphalen, „denn buten geiht dat würklich: Rumpel, Pumpel, Rattetetah.“*

Das plattdeutsche Original ist derber, dafür aber auch wahrer und lebensfrischer. Der französische Text sagt: ce damné juif Itzig, wie viel kräftiger aber klingt das plattdeutsche: „de dreimal distellirte Jud,“ les Français que Dieu maudisse! plattdeutsch: „de gottverdammten Hallunken-Franzosen“ und „dat

* Natürlich waren auch die deutschen Wortverwechselungen „Purgirmantel statt: Pudermantel, „Prinzess“ statt: Prozess u. s. w. nicht nachahmbar.

Takeltüg, de Franzosen." — Als Mamsell Westphalen in Begleitung von Herrn Droz, Friedrich und Fritz Sahlmann in der Studirstube des Amtshauptmanns erscheint, und des betrunkenen Chasseur's in der Schlafmütze und dem Schlafrocke ihres Herrn ansichtig wird, da heisst es im Französichen sehr trocken: elle lui arracha lestement le bonnet de nuit profané, puis étonnée elle-même d'avoir osé tant; Friedrich, dit-elle etc. etc. Aber im Plattdeutschen: „Dormit geiht sei up den Franzosen los, un ritt em de Slapmütz von den Kopp un sleiht sei em tweimal um de Uhren un seggt blot de beiden Würd: De unschüllige Slapmütz! un: Du farken!"

Ueberhaupt ist die Sprache des plattdeutschen Originals viel farben- und bildereicher. Als der nächtliche Lärm in Mamsell Westphalen's Stube losgeht und alle erschreckten Hausbewohner, aus ihrem ersten Schlafe aufgestört, dort und auf dem anstossenden Gange sich versammeln, da heisst es von der Mamsell im Französischen, sie wäre erschienen court-vêtue, elle aussi, mais toujours imposante; das ist sehr schwach gesagt gegen das Plattdeutsche: „se hett 'ne grote Stalllücht in de Hand, süs äwer man in sehr bedrängten Kledungsumstän'n." Als Friedrich den beiden französischen Gensdarmen, die ihn um den Weg nach der Gielower Mühle befragt haben, eine ganz verkehrte Richtung angegeben hat, fragt ihn der Müller erstaunt: „Wo? Plagt hei Di, oder ritt hei Di?" Das klingt denn doch noch ganz anders, als das französische: Avez-vous le diable au corps? demanda le meunier. Von dem als Deserteur unter der Aufsicht der beiden Ordonnanzen im Zimmer der Westphalen festgehaltenen Uhrmacher heisst es französisch: M. Droz, coiffé de son bonnet à poil, mais triste et déconfit; dagegen im Plattdeutschen: „ünner sin Borenmütz kek en Gesicht rut, dat redt von niks anners, as von Waddik un Weihdag."

Während nun die französische Uebertragung so manchen reizenden Zug des plattdeutschen Originales fortlässt, will sie ab und zu doch auch Etwas hinzuthun, ist darin aber noch weniger glücklich, als mit ihren Auslassungen. So sagt sie gelegentlich der Unterhaltung des Herrn Droz mit der Mamsell Westphalen: la digne demoiselle goûtait tout spécialement la compagnie d'un respectable causeur, fidèle aux traditions de l'an-

cienne galanterie, assez respectueux pour quon n'eût rien à craindre de lui, et cependant assez porté au madrigal pour que certaines allusions flatteuses ne fussent pas absolument dépourvues de toute vraisemblance. Das ist denn wohl echt Französisch, aber es ist sehr wenig Meklenburgisch! Die gute Mamsell Westphalen hat sich wohl ebenso wenig darauf verstanden, Galanterieen anzuhören, als der gute Fritz Reuter welche zu sagen, oder seine „Mannslüd'“ sagen zu lassen! — Wenn man aber gar bedenkt, wie wenig der Herr Droz der deutschen Sprache mächtig war, so sieht man das Unnatürliche einer solchen Voraussetzung noch deutlicher ein. — Ebenso unglücklich ist die Annahme der Uebertragung, dass Mamsell Westphalen zuerst den Versuch macht, mit dem Oberst französisch zu reden, und Dieser sie dann, von ihren barocken Ausdrücken belustigt, mit den Worten unterbricht: Mademoiselle, (dit-il en très pur allemand), je ne vois pas pourquoi vous vous obstineriez davantage à estropier le français. La langue que vous parlez habituellement est aussi la mienne etc. Die Ausgeberin auf dem Schlosse eines meklenburgischen Amtshauptmannes und Französisch und Das noch dazu vor fünfzig Jahren — nein, eine solche Fiction ist nur der französischen Suffisance möglich! War denn nicht vorhin erzählt, dass der Amtshauptmann selbst, auch mit Hülfe eines Dictionnaire, den französischen Chasseur nicht verstehen konnte! Viel drastischer geht die Sache im Originale zu. Da versucht sie keine Entschuldigungen wegen der Anweesenheit des Herrn Droz auf dem Schlosse, wozu ja auch noch einstweilen gar kein Grund vorhanden, vielmehr richtet sie sehr entschiedene Vorwürfe an die Franzosen wegen der Störung der nächtlichen Ruhe und zwar in gutem ehrlichen Deutsch oder vielmehr Plattdeutsch „un set't halwlud vör sik hentau,“ heisst es, „Ein von't oll Takeltüg ward mi jo woll verstohn.“

So herrscht denn auch in dem plattdeutschen Originale eine weit grössere Gemüthstiefe, es giebt sich in diesen Menschen aus den unteren Klassen ein sittlicher Kern kund, von dessen Tüchtigkeit der französische Bearbeiter keine Ahnung gehabt zu haben scheint. Als die Müllerin mit Hülfe ihrer Tochter den betrunkenen Mann mit genauer Noth zu Bette gebracht hat und

darauf noch allein mit dieser aufbleibt, da heist es im Französischen: Voilà, dit la mère avec un certain découragement, voilà comment, une fois dehors, il s'occupe de ses affaires, et cela sous le coup d'un désastre presque certain, en présence des menaces de cet affreux juif. Wie viel zarter ist da das Verhältniss zu dem Vater in dem plattdeutschen Originale gewahrt! „Mutter un Fiken sitten noch' ne Tid lang up, un Fiken sitt still in Gedanken un neiht förfötsch weg. Ja, seggt Mutter endlich, Fiken, Du büst flitig, und ik legg de Hän'n ok nich in'n Schot, un uns' Vader hett sin Lewdag wirkt un dahn, wat hei künnt hett; äwet wat helpt dat All! de slimmen Tiden wassen uns äwer den Kopp" u. s. w. — Ebenso in jener schönen Beschreibung des Entsetzens, welches der Mamsell Westphalen der Anblik ihres von den Franzosen verwüsteten Zimmers verursacht, besonders derjenige des zerstörten Himmelbettes, da heisst es im Französischen: le lit — ce lit que son parrain l'ébéniste avait amoureusement édifié — son lit était sens dessus dessous. Wie Anders aber im Plattdeutschen: „Dat Bet was ehr eigen; ehr Gevadder, de Discher Reuss, de oll Reuss — nich de jung' —" (die Volksnovelle liebt solche detaillirte Bezeichnungen, die in der französischen Bearbeitung fast alle verschwunden sind) „hadd ehr de Beddlad ut dat sülwige Stük Holt makt, worut hei ehr ehr Sark hadd maken müsst, sei haddt dat Gorn tau de Inlett sülwst spunnen u. s. w. Das ist denn doch etwas Anderes als amoureusement édifié! —

Dass es übrigens in einer französischen Bearbeitung eines deutschen Originals nicht ohne einige Schnitzer abgehen konnte, liess sich leicht denken und können wir uns kaum vorstellen, dass diese Schnitzer auch schon in der englischen Bearbeitung des Lewes vorhanden gewesen sein sollten; sie sind gar zu echt französisch dazu! — So sagt der Müller, auf das geöffnete, vor ihm liegende Felleisen des französischen Chasseurs hinweisend, evec le tiers de cet argent — un peu plus de sept cents thalers — nous voilà sortis de peine. So vergisst denn dieser Bearbeiter fortwährend, was er ein paar Seiten vorher gesagt hat. Hat er uns denn da nicht selbst erzählt, dass die Schuld an den Wucherer fünfhundert Thl. betrug; wie kann er sich denn da mit einen Drittheil vor etwas mehr als sieben-

hundert Thl. aus aller Verlegenheit retten? — Und was steht im Originale? — „Wenn ik dat Drüttelgeld un dat Gold tau preussischen Courant reken, denn sünd't äwer säbenhundert Daler. Nu sünd' wi ut all uns' Noth." Also „Drüttelgeld" hat der Bearbeiter für Drittheil des Geldes genommen, während es doch die sogenannten Drittel oder Zweidrittel-Thalerstücke bedeutet, welche früher im deutschen Norden und namentlich auch in Meklenburg gebräuchlich waren und jetzt in den Vereins-Guldenstücken wieder aufgelebt sind! — Ist folgendes eigene Erfindung des französischen Bearbeiters oder blosses Missverständniss des deutschen Textes? Von dem stets heimlich thuenden Rathsherrn Herse heisst es: „Fritz, säd hei späder tau mi, dit helle Hor is von eine heldenmüthige Jungfrau de sich Anno drütteihn den Kopp för't Vaderland hett scheren laten." — Daraus macht der Franzose: une héroïne rasée pour avoir conspiré l'affranchissement de l'Allemagne. Nein, für solche Barbaren hat doch auch der Rathsherr Herse wohl die Franzosen nicht gehalten? — Weniger bedenklich ist schon, wenn aus dem „Dresler Swerdfeger" Sverdfeger, le menuisier, oder aus: „Spälmann Hartloffen sin Jung" — le fils de l'acteur Hartloff oder aus: „de Weg nah dat Kummerow'sche Holt" le chemin des bois de Cumrowsh wird, während es wieder spassig genug ist, dass der Franzose nicht begreift, dass mit der Bezeichnung „de Kanonenobberst" derselbe gemeint ist, der früher einfach Obberst genannt wurde, es war nämlich ein Oberst der Artillerie, und aus ihm eine ganz neue Person, einen capitaine d'artillerie macht.

Dies wäre denn freilich genug, um einen Franzosen, wenn er einen seiner nationalen Autoren von einem Deutschen so traktirt sähe, aufs Aeusserste zu bringen, indess wir Deutschen sind geduldiger und nachsichtiger. Wir freuen uns der unerwarteten Anerkennung, die hier einem deutschen Schriftsteller geworden ist, dessen Werke noch vor wenigen Jahren selbst in Deutschland nur zu einer ganz lokalen Bedeutsamkeit bestimmt zu sein schienen; zugleich werden wir durch diese französische Bearbeitung noch mehr von der unverwüstlichen Lebenskraft überzeugt, welche in diesen Reuter'schen Humoresken liegt, wenn sie selbst in einem so fremdartigen, verkürzten und theil-

weise sogar geradezu entstellenden Gewande noch interessiren können, und endlich wünschen wir den Franzosen, dass noch recht viele dieser Werke, aber von recht kundiger Hand, in ihre Sprache übertragen werden möchten, damit auf diese Weise von dem Gemüthsleben des Deutschen auch Etwas auf sie übergehe!

Sprottau. Dr. M. Maass.

Zur volksthümlichen Kanzelberedsamkeit des 17. und 18. Jahrhunderts.*

Hexen und Unholden.

Thema.

Vos ex patre diabolo eſtis, & deſideria patris veſtri vultis facere. Ioan. 8. v 44.

Ihr seydt von dem Vatter dem Teuffel, und die Begierden euers Vatters wollet ihr erfüllen.

Wol eine entsetzliche Tragœdi haben wir zu disen unglückseeligen Zeiten in Ungerland gesehen, darüber sich gleichsamb die gantze Welt entsetzet, Es waren von denen allerführnembsten Gräflichen Häusern einige fürtreffliche, qualificirte Herren, deren Namen auszusprechen für Erbärmbde mir mein Zung nit zulasset. Dise fasseten ein grossen Grollen und Widerwillen wider den allergnädigsten, mildreichesten, frömmsten unter allen Potentaten, wider Leopoldum den Grossen, unseren Allerdurchleuchtigsten, Grossmächtigsten Kayser und Herrn. Der Unwille wuchse so weit, dass sie nit allein von ihrem rechtmässigen höchsten Haupt lästerlich abgetretten, sonder auch mit dessen allerärgsten und grausambsten Feind, mit dem Türckischen Bluthund, sich in eine verschworne Bündnuss eingelassen. Es ware nit genug, sich dem Türckischen Tyrann zu übergeben, sonder versprachen ihme noch vil andere Leut, gantze Oesterreichische Provintzen und Länder ihme einzuraumen, ja so gar die höchste geheiligte Person dess Kaysers in dessen Händ zu liffern; Zu welchem Ende ein Anschlag gemacht worden, Seine

---

* **Geistliches Kinderspiel v. Cap. Pater Lucian. Constanz 1707.**

Majestät zu Eberstorf, da Sie eine Jagd angestellt hatten, auff-zuheben, und darvon zu führen. Gleichwie aber ein so hoher Verrath nit leicht geschehen kan, ohne dass man etwas verspühre: vorderst aber weil Gottes Obsicht augenscheinlich sich über disen frömmsten Kayser allzeit verspüren lassen. Also ist auch dise unerhörte Verrätherey bald aussgebrochen, alle nothwendige Mittel fürgekehrt, dise Haupt-Rebellen alle in Verhafft gebracht, der gerechte Sententz über sie ergangen, und also dise armseeligste Herren erbärmlich durch die Hand dess Henckers haben sterben müssen: Wie dises weitläuffig in dem in Truck gegebnen Procefs zu ersehen. Dise allertraurigste Geschicht erinnert mich des allergrausambsten Lasters, welches durch die Hexen und Unholden begangen wird. Dise als eigne Geschöpff und Creaturen Gottes, ob sie schon Leib, Seel, und alles guts, sambt täglichen hohen Gnaden von ihrem wahren HErrn und GOtt empfangen; sie doch gegen denselben, allerhöchsten und gerechtesten Herrn Himmels und der Erden, ein Abscheuhen fassen, also dass sie mit Verlassung dessen, sich wider seine höchste Majestät auflehnen, auch so gar zu dessen allerabgesagtesten Feind, dem leidigen Teuffel, schlagen, mit demselben höllischen Tyrannen wider GOtt eydlich verbinden, ihme schwören; nit allein ihr arme Leib und Seel demselben ewiglich zu überlassen, sonder auch disem Höllen-Hund so vil andere Menschen von GOtt abzuziehen, und ihme zuzueignen, als ihnen immer möglich seyn werde. So gar GOtt selbsten, und seinen einigen Göttlichen Sohn, in dem hochwürdigsten Sacrament, dise verfluchteste Gottes Verräther, vil ärger als Judas, mit einem falschen Kuss in der Communion grüssen, solchen aber denen teuflischen Höll-Hunden übergeben, und unter die Füss werffen, dass ja auff weiter Welt kein so erschröckliches Laster des Meineyds, als diser Gottes-verrätherischen Menschen, kan ersinnet oder ausgesprochen werden: Zu welchen dann kan und muss gesagt werden, was einesmahls Christus auch zu andern Teuffels-Dienern gesagt: Vos ex patre diabolo eftis, & defideria patris veftri vultis facere. *Ihr seydt von dem Vatter dem Teuffel, und die Begierden euers Vatters wollet ihr erfüllen.* Welches eigentlich von den Hexen kan gesagt werden. Quia fcilicet diaboli opera, fuggeftiones, inftinctus

ſequuntur, & reipſa exequuntur. Spricht Cornelius: *Dann sie folgen denen Wercken, eingeben und einblasen dess Teuffels, und erfüllen solche in dem Werck selbsten.* In meiner letsten Predig hab ich vermeldet, wie durch List des Teuffels die mehreste Reich der Welt von GOtt abgezogen, und in die Abgötterey seyen gestürtzet worden. Dass aber die Hexerey noch ein vil grössers und erschröcklichers Laster seye, als die Abgötterey, weil dise den wahren, von ihnen erkannten höchsten GOtt verlassen, und sich dem Teuffel übergeben, bin ich gesinnt, klar zu probiren, und darzuthun. Bitte etc.

Dass (leider!) vil grosse Sünder auff Erden seyen, gibt der Augenschein mehr dann gnug an Tag. Doch ist auch je einer ärger als der ander: wie dann solche gefunden werden, *über welche der leidige Teuffel allen Gwalt übet.* Habet dæmonium potestatem ſuper eos. Solche seynd auch alle Hexen und Unholden, welche nit wider ihren Willen vom Teuffel beherrschet werden, sonder, als die allerverzweifleteste und Gott-vergessneste Menschen, sich lediglich und freywillig in dise teuflische Dienstbarkeit ergeben. Nicolaus Remigius, ein in Rechten erfahrnester Herr, und dess Herzogen in Lothringen geheimer Rath; welcher in die fünffzehen Jahr denen Proceſſen, so wider die Hexen geführt worden, vorgestanden, und deren gar vil in dem Rauch in die andere Welt geschickt hat; Diser, aus eigner Bekanntnuss und Aussag dises Teuffels-Geschmeiss, schreibet, dass sonderbar dreyerley Menschen zu disem verteufleten Laster gerathen. Erstlich die jenige, welche der Unzucht sehr ergeben, und ihr Hertz allezeit voll von solchen schandlichen Begierden haben. Libidinibus & amori deditos. Uber solche bekombt der Teuffel so grossen Gewalt, dass er endlich in sichtbarer Gestalt sie verführet, und in den Abgrund der abscheulichsten Sünden einführet. Zu welchem gar dienlich und verhilfflich seynd die ehrlose nächtliche Zusammenkunfften der bulerischen verliebten Personen: oder auch wo die Weibsbilder nächtlicher Zeit beysammen spinnen, und jede einen Auffwarter bey ihr hat. Wie in einem bekandten Dorff in Schwaben vor Jahren geschehen: da eine alte Hex ein andere junge Tochter mit sich dahin zum spinnen geführt, und neben andern Bauren-Kerl zween unbekandte dahin kommen, welche sich zu denen zwo jetz gedachten

gesetzt. Der Jüngern entfallet ohngefähr die Spindel; Ihr Beysitz, und zugleich sie selbsten, wollen solche auffheben, sicht aber das Mägdlein, dass ihr Buhler zween Geiss-Füss hatte. Auss grossem Schröcken schreyt sie auff: JEsus! Maria! Im Augenblick werden alle Liechter aussgelöscht: welche als sie widerumb angezündt worden, und das Mägdlein gesagt, was sie gesehen: ist mithin ein grosser Argwohn auff jene alte Unhold kommen, welche desswegen von Obrigkeit angehalten, peinlich und unpeinlich aussgesagt: dass sie schon vil Jahr der Hexerei beygethan, und selbiges Mägdlein zuverführen, und mit einem Teuffel zuverkupplen Sinns gewest seye. Darfür sie auch ihren Lohn durch das Feur bekommen hat. Die andere, welche der Sathan leichter in dises Netz bringt, seynd solche Leut, *die in ihrer Armuth gar ungedultig seynd:* Pertœſos egeſtatis diutinæ largâ atque amplâ pollicitatione pellicit. Solche locket der verlogne Teuffel mit grossen Versprechungen ihnen zu helffen. Welches doch lauterer Betrug ist, wie Christus selbsten bezeuget: Ab initio in veritate non ſtetit; quia non est veritas in eo: cùm loquitur mendacium, ex proprijs loquitur, quia mendax eſt. *Er ist von Anfang an in der Warheit nit bestanden; dann kein Warheit in ihme ist: wann er lieget, so redet er eigentlich auss sich selbsten, dann er ist ein Lugner.* Wie dann gar vilmahl auss der Hexen Aussag bekandt ist: dass wann der verlogne Geist ihnen schönes Geld dargezehlt, und sie darmit verführt hat; sie nachgehends an statt des Gelds, nichts als Laub, Kohlen, auch (ſ. v.) Rosskoth, und andere Unfläthereyen, gefunden haben. Wie der bemeldte Remigius dessen gar vil Exempel erzehlet; wie auch andere Authores ins gemein. Die dritte Art der Menschen, so sich leichter dem Teuffel ergeben, seynd die Rachgierige, welche wann sie verfolgt werden, oder von andern eine grosse Unbild empfangen haben, sich aber nit rächen können. Solchen, oblatâ odij explendi facultate, *verspricht er Gelegenheit an die Hand zu geben, dass sie sich nach Wunsch rächen mögen.* Dann weil eine solche grosse Rachgier eine schwere Sünd ist, und daher solche Menschen sich ausser der Gnad Gottes befinden, so lasset jeweilen der gerechteste GOtt zu, dass der Teuffel den Zugang gewinnt, und solche Menschen zu der erschröcklichsten Hexerey ziehet. Er der Teuffel selb-

sten ist ein Vatter alles Neyds; welcher, wanns ihme von Gott zugelassen wäre, alle Menschen auff einmahl auff das erschröcklichste peinigen, (wie an denen armen besessenen Menschen zu ersehen,) und nachgehends zugleich in den Abgrund der Höllen hinunter schmeissen wurde. Er ist, welcher vil blutstürtzende Krieg anrichtet, da unzahlbare Menschen umbs Leben kommen. Er ists, der ihme bey denen blinden Heyden unzahlbare Menschen befilcht zu opffern, und also zu tödten: Darumben er billich von Christo ein *Mörder und Todtschläger* (homicida) genannt wird.

Niemand kan zweiflen, dass die Teuffel lauter Geister seyen, welche zuvor als schönste Engel im Himmel gesessen, wegen ihrer verfluchten Hoffart aber mit dem Lucifer, als ihrem Haupt, in die Höll hinunter geschlagen worden. Also dass sie von ihrer Natur keine Leiber haben, und weder gesehen, noch gegriffen werden: gleichwie die vom verstorbenen Leib ausfahrende Seel niemand sehen oder angreiffen kan, weil sie ein lauterer Geist ist. Nichts desto weniger so wird diesen höllischen Geistern von dem allmächtigen GOtt zugelassen, dass sie aus dem Lufft ihnen einen Leib machen können, welcher dem Ansehen nach eine rechte menschliche Gestalt hat. Noch öffter und leichter erscheinen dise verfluchte Geister in Gestalt abscheulicher Thieren. Im Paradeyss ist der Teuffel in Schlangen-gestalt zugegen gewest, und hat Evam, unser Mutter, verführet. Also auch noch vilmahlen sich die Teuffel sehen lassen wie Löwen, wie Tyger, wie Dracken, wie Schlangen, wie Krotten, wie Eulen, wie Rappen, wie Habbich, und in anderer schädlicher Thier Formen. Jemahlen, aber doch gar selten, erscheinen sie in Gestalt der Englen, wie S. Paulus meldet: Ipſe enim Sathanas transfigurat ſe in Angelum lucis. *Der Sathan verstaltet sich als einen Engel des Liechts.* So gar ist es geschehen, dass sie für Christum den Gecreutzigten, für die Mutter Gottes sich ansehen lassen: Aber von vilen Heiligen entdecket, und zu ihrem höchsten Spott vertriben worden. Wann er aber einen menschlichen Leib fürstellet, ist solcher niemahlen recht natürlich und vollkommen. Eintweders gross, wie ein abscheulicher Riss, oder klein, wie ein Zwerg, oder wird sonst ein Mangel an ihme seyn: oder ein überauss grosse Goschen,

oder eine hässliche Nasen; tieffe, flammende Augen, einen schweblichten Geruch, oder er wird Händ haben wie Habbich-Klauen, oder Geiss-Füss, oder gar grosse geschwollne Füss, oder was anders. Nit bald ist erhört worden, wann er schon in rechter Manns-oder Weibs-Form erschinen, dass er nit ein Zeichen an sich gehabt, daran er hat mögen erkennt werden. Zu Zeiten zeigt er sich wie ein abscheulicher Mohr: andere mahl gantz feurig, Feur zum Maul, Augen und Ohren aussgiessende. Widerumb in einer so erschröcklichen Gestalt, dass die Menschen vor Schröcken der Todts sterben müssen: wie ich selbst zween starcke Bauren weiss, zu welchen ein solches Gespenst kommen, nächst bey Lucern, in der Schweitz. Der erste starbe in wenig Tagen: Zum anderen todt-krancken in grosser Hitz ligenden, als ich selbsten kommen, ihne zu trösten, und gefragt: was er dann gesehen? antwortete er: Am vorgehenden Sonntag, da sein Weib schon in die Kirchen gangen, und er tags noch im Beth gelegen, seye ein Gespenst zu ihme kommen, und unten zu fussen für das Beth gestanden. Ich fragte: wie es dann ausgesehen? Er wuste aber kein Wort zu sagen, als allein: alle Menschen der Welt wurden dise erschröckliche Gestalt nit beschreiben können; wie er auch bald darauff gestorben. Niemahlen aber ist erhört worden, dass der Sathan die Gestalt einer Tauben, eines Lämmleins, eines Schaaffs, an sich genommen. Villeicht weil Christus unser HErr, oder seine übergebenedeyte Mutter solchen unschuldigen Thieren in der Heil. Schrifft verglichen werden. Una eſt columba mea, perfecta mea. *Nun eine ist mein Taub, meine Vollkommne.* Daher dise Gestalt zuständig ist Mariæ, und nit dem Teuffel.

Wann aber auss gerechter Zulassung Gottes der böse Feind erscheinet, einen Menschen zur Hexerei zu bringen, pflegt er solchen durch Schröcken und Betrohung in Fall zu stürtzen, oder aber mit falscher Liebkosung, und mit grossen Versprechungen ihn zu locken. Er verhaltet sich, wie sein wahrer Vorläuffer Antiochus, ein König in Syrien, und ein ausserlesnes Instrument dess Teuffels, welcher in allweg durch Gwalt und Tyranney suchte den Glauben an einen GOtt auszutilgen. Ihro sechs von denen Machabæischen Brüdern hatte er umb diser Ursach willen schon umbs Leben gebracht, an den Sibenden

und Jüngsten setzte er mit teuflischen Schmeichlungen; Non ſolùm verbis hortabatur, ſed etiam cum juramento affirmabat, ſe divitem ac beatum facturum. *Nit allein hat er ihne mit freundlichen Worten ermahnet, sonder auch mit einem hohen Schwur bekräfftiget, er wolle ihn reich und glückseelig machen.* Auff gleichen Schlag verhaltet sich der Fürst der Höllen, gegen seinem Hexenvolk. Er zeigt ihnen grosse Reichthumb und Herrlichkeit, so doch ein lauterer Betrug und Falschheit ist, und nur mit entgegen-setzung des Heil. Creutz-Zeichens; oder mit Aussprechung der H H. Namen JEsus und Maria, in einem Augenblick alles verschwindet, und der gantze Betrug zertrennet wird. Was hat sich der verlogneste Teuffel nit unterstanden, da er Christum den HErrn in der Wüsten versuchet? Oſtendit ei omnia regna mundi, & gloriam eorum, & dixit; Hæc omnia tibi dabo, ſi cadens adoraveris me. *Er hat ihme gezeigt alle Reich der Welt, sambt ihrer Glory und Herrlichkeit, sagende: Das alles will ich dir geben, wann du niderfallest, und mich anbettest.* Sehet liebste A A. die Hoffart dess verdammtesten Teuffels, der nichts anders mehr verlangt als angebettet, und für einen Gott gehalten zu werden. Christus, der Sohn Gottes, hat ihn leicht abgewisen; ach wie vil aber thorrechteste Menschen geben dem Lugen-Geist Glauben, der ihnen fälschlich Geld, Gut, Ehr, Glory, alle Freud und Wollust zusagt? da doch dise verblendte teuflische Leibeigne mit Augen sehen, dass die ihme ergebne arme Tropffen in ihrer Armuth und Verachtung bleiben, und aller versprochner Wollust nichts, als eine thorrechteste Einbildung ist. Was aber das entsetzlicheste, ist dises: dass der Teuffel dise Unholden unter sein Compagnie nit annimmt, als mit verfluchtesten Cæremonien. Dann eine so verführte Seel wird erstlich für einen höhern Teuffel geführt, der sie zwingt, den einigen, höchsten und wahren GOtt, die allerheiligste Dreyfaltigkeit, die reineste Mutter Gottes, alle liebe Heilige zuverlaugnen, sie erschröcklich und abscheulich zu lästern und zu verschwören. Erwahret sich also an solchen verlohrnen Menschen, was Christus vorgesagt: Venit diabolus, & tollit verbum de corde eorum, ne ſalvi fiant. *Es kombt der Teuffel, und reisset ihnen das Göttliche Wort*, das ist, den wahren Glauben, Hoffnung und Liebe Gottes, alle Schätz der himmlischen Gnaden, alles dises nimmt ihnen der Teuffel *auss ihren*

Hertzen auff dass sie ewiglich aller Ansprach zur Seeligkeit beraubet seyen und bleiben. Er zwingt sie abzusagen dem H. Sacrament *des Tauffs*, durch welchen sie zu Kindern Gottes seynd angenommen worden, Er treibet sie allen andern heiligen Sacramenten zu widersprechen, und forthin ewiglich den Lucifer für ihren Gott zu halten, ihn anzubetten, ihme zu dienen, alle Schand und Laster, alle Mord und Todtschläg, und alles anders zuverrichten, was ihnen der Belial eingeben und befehlen wird. Haben auch vil Unholden in denen Processen aussgesagt, wie und wo sie den höllischen abscheulichen Bock, zum Zeichen ihrer Unterthänigkeit, küssen müssen. An statt dass der Heil. Tauff und die H. Firmung in der Seel des Menschen ein Zeichen, und ewiges unausslöschliches geistliches Brandmahl eintrucken, wardurch sie als wahre Kinder Gottes gezeichnet seynd. Also ist gewiss, dass der Teuffel disem verdammtesten Geschmeiss mit seinen höllischen Klauen ein Zeichen, ein Hexen-Mahl eintruckt, wie vil tausend Hexen vor denen Richtern bekennt, und von denen Henckern gefunden worden. Und also endlich wird dises teuflische Bockgesind in ein hässliches, schwartzes, von höllischem Rauch schmeckendes Buch eingeschriben, als ewige Leibeigne dess Teuffels, und künfftige Höllen-Brand der ewigen Verdammnuss. Von dem Antichrist, welcher vom ärgsten Teuffel wird besessen seyn, schreibet der H. Bischoff und Martyrer Hippolytus, dass die Menschen durch ihn mit Gewalt werden genöthiget werden, GOtt zuverlaugnen, mit disen Worten: Nego creatorem cœli & terræ, nego baptiſma, nego adorationem, Deo à me præſtari ſolitam. Tibi adhæreſco, in te credo. *Ich verlaugne den Erschaffer Himmels und der Erden, ich verlaugne den Tauff, ich widerruffe alle die Ehr und Anbettung, die ich biss dato gegen GOtt zuverrichten gewohnt ware. Dir hange ich an, in dich glaube ich.* Ach! solte dann nit der Himmel weinen? solten nit alle Element trauren, weil der höchste GOtt, das höchste Gut, dem verdammtesten Geschwader der Teuffeln nachgesetzt, und so hoch beleidiget wird? Obſtupeſcite cœli ſuper hoc, & portæ ejus deſolamini vehementer. *Ihr Himmel verstaunet über dises, und ihr Himmels-Porten trauret über alle massen.* Spricht Jeremias. Und anderstwo; Ecce locuta es, & feciſti mala, & potuiſti? *Sihe* (O arme Seel!) *du hast geredt* (indeme du dich dem Teuffel

verpflichtet) *und hast übels gethan* (weil du dem liebreichesten und barmhertzigsten Gott hast abgesagt) Et potuisti? *mein wie ware es dir möglich?*

Nachdeme also diser Bund gemacht, und dise arme Person in dise höllische Sclaverey auff- und angenommen, wird ihr jetzo ein eigner Teuffel zugeeignet, der sie von da an statt dess H. Schutz-Engels, welcher jetz weit von diser Seel vertriben ist worden, zu allem bösen leite, führe, ermahne, und zwinge, indeme alle Hexen und Unholden fürauss und über alles dem Teuffel versprechen müssen, dass sie bey höchster höllischer Straff, erstlich weder in einem Gespräch, weder in der Beicht, noch vor denen Richteren, auff einige weiss etwas von dem Stand der Hexen offenbahren, und ehender alle Pein und Marter ausstehen, als etwas bekennen sollen. Da dann der Lugen-Vatter ihnen fälschlich verspricht, wie er sie vor dem Tod retten, die Richter erwürgen und tödten, sie aber beym Leben erhalten wolle. Zum anderen verschwören und verbinden sich dise Unholden, alles anzuwenden, damit sie gantz heimlich mehr und mehr Leut zu der Hexerei bereden, allezeit mehr und mehr Seelen von GOtt ab- und zu ihme dem Teuffel führen: wo sie aber dises nit können, auffs wenigst die Menschen an Leib und Seel zubeschädigen, zu tödten, allerhand Schaden zuzufügen. Kein menschliche Zung solte daher leicht erzehlen können, was für unsäglicher Schad von diesem verteuffelten Hexen-gesind entstehet. Vom Teuffel empfangen sie gewisse Salben und Pulver, mit welchen sie ihre Händ schmieren: und daher was sie mit solchen höllischen Tatzen anrühren, schwere unheilsame Kranckheiten, oder gar den bittern Tod verursachen. Vor gar wenig Jahren in einer vornehmen mir bekandten Stadt eine solche Unhold ware, welche (von den Leuten für fromm und heilig gehalten) solches Pulver anderen in der Kirch, oder sonst auff die blosse Haut geblasen, in Speiss und Trank geworfen, davon vornehme, auch geistliche Herren getödtet worden. Von dem bösen Geist empfangen sie strengen Befelch, denen unschuldigen unmündigen Kindern nachzusetzen, deren gar vil von ihnen getödtet werden. Sprengerus bezeuget von zweyen Unholden, deren die einte viertzig, die andere noch gar vil mehr solche Kinder, da sie grad von denen Müttern gebohren, auff eine

sondere heimliche Manier umbs Leben gebracht; davon Martinus Delrio. Vil andere, auch der Sachen Erfahrneste, lehren, dass solchen zarten Engelein dise höllische Furien mit anrühren, anblasen, so gar mit anschauen, schaden können; und welches ja das erschröcklichste, dass sie solche unschuldige Kinderlein dem Teuffel tauffen, schencken, auffopffern. Zu geschweigen, dass durch ihre Hexerey die Frucht in Mutter-Leib offt getödtet wird. Auss welchem zu erkennen, wann sie mit andern Kinderen also verfahren, was sie mit ihren eignen Kinderen thun werden. Die teuflische Tyranney, so die Hexen und Unholden gegen andern Menschen verüben, seynd mehr als bekandt. Allerhand teuflische Malefiz legen sie unter die Thürschwellen, oder anderer orthen, worvon die jenige, denen es gelegt ist, eintweders krump und lahm werden, oder gar sterben müssen. Vilen zaubern sie solche Ding in ihre Bether, darinn allerhand Ding zu sehen, als Schwebel-Höltzlin, unterschidliche Beiner, Scherben, von Federn formirte wunderliche Bildnussen; dahero die darauff ligen, Leibs und Lebens Gefahr erleyden. Vilen andern zaubern sie mit Hilff dess Teuffels solche Sachen in den Leib, daher dise die höchste und häfftigste Schmertzen leyden, solche Ding, wie obgemeldt, auch Stuck Gläser, eysene Nägel, Stuck Eysen, Nadlen, Glufen, Haar, und allerhand andere Sachen obsich oder untersich von sich geben, und nit nur die Gesundheit, sonder offt das Leben selbst einbüssen. Dem Vich und Heerden, zu schaden deren Besitzer, ist nichts gemeiners als dass sie solche bezaubern, und mit ihrem teuflischen Malefiz gar tödten. Weil auch der Teuffel ein Fürst dess Luffts, und der Finsternuss dieser Welt, so pflegen die Hexen offt mit dessen Hilff erschröckliche Ungewitter, Reiffen, Hagel, gewaltige Regen, zu erwecken, die Reben, die liebe Früchten im Feld völlig zu ruiniren, und in Grundsboden hinein zu schlagen, oder zu nichten zu machen. Daher wann die geweyhte Glocken wider solche Ungewitter geleutet werden, männiglich ermahnet wird, ihr Gebett zuverrichten, damit dess Teuffels, und der Hexen Bossheit zu Schanden werde. Liebe Eheleut bringen sie durch Zauberey in solchen Neyd und Hass, dass sie einander nit mehr leyden, oder beysammen wohnen können. Hingegen andere vergifften sie mit denen so genannten Philtris, Hexischen Liebstränken, dass fromme und

keusche Hertzen in eine solche Brunst schändlicher Begierden, oder unbesinnter Liebe gerathen, dass sie schwerlich sich enthalten, grosse Schand und Laster zu begehen. Ich will nit reden noch von hunderterley andern Ublen und Schäden durch die Hexen verursacht, also dass kein schädlichere Pest, kein grösseres Verderben in der Welt, als durch solche Hexen und Unholden geschehen. Und wann schon eine Hex mit andern Leuten, vorauss mit ihren eignen Kindern und Angehörigen Erbärmnuss hätte, und nit schaden wolte, wird sie von ihrem Teuffel dergestalten tractirt, geschlagen und geprüglet, auch mit dem greulichsten Tod bedrohet, dass sie ihr eignes Fleisch und Blut in den Untergang zu stürtzen gezwungen wird. Wie dann auch die jenige, welche zum Hexen-Tantz kommen, und von keinem zugefügten Schaden können Rechenschafft geben, erschröcklich geschlagen werden. Scheinet also, als ob dises die Zeiten seyen, von welchen S. Ioannes weissgesagt: Solvetur Sathanas de carcere ſuo, & exibit, & ſeducet gentes, quæ ſunt ſuper quatuor angulos terræ. *Der Sathan wird loss werden auss seinem Kerker, und wird aussgehen, und wird die Völker verführen, welche da wohnen ob den vier Wincklen dess Erdbodens.* Was entsetzlicheres?

Vil wäre zu reden von andern teuflischen Wercken der Hexen, unter welchen bekandt ist, dass sie durch eine Verblendung dess Teuffels allerhand andere Gestalten der Thieren an sich nemmen, oder auch andere also verstalten. Ich nenne es ein Verblendung; dann der Teuffel selbst kan nichts wenigers, als die Essenz, das ist, das eigentliche Wesen eines Dings, wie es von GOtt erschaffen, in etwas anderes verändern. Das ist: der Teuffel kan weder sich selbst, noch eine Hexe in ein Thier, in einen Wolff, Katz, Aegerst, Rappen etc. wesentlich und wahrhafftig verstellen: sonder kan allein den Menschen unsichtbar machen, und auss dem Lufft die Gestalt einer Katz, oder eines Wolffs formiren; oder kan der Teuffel die Einbildung der Menschen also verblenden und verwirren, dass sie vermeinen eine Katz, einen Wolff zu sehen, welches doch ein Mensch ist; und durch Hilff dess Teuffels solche Werck und Sprüng thut, wie ein Wolff, oder wie ein Katz; welches alles ein Werk dess Teuffels und Verblendung der menschlichen Augen ist. Vilmahlen

ist geschehen, dass man vermeint einen Rappen oder Aegerst, oder einen Wolff, oder eine Katz zu schiessen, und ist etwann ein Buschen Schlüssel herab gefallen. Wann eine solche Hex in Wolffs-Gestalt einen wanderenden Mann angefallen, auss Zwang dess Teuffels; diser aber mit Gottes Anruffung sich mit dem Degen defendirt, und den Wolff verwundt, dass irgend ein Weib sich ins Beth gelegt, als die solche Wunden an ihrem Leib empfangen hatte. Von einem frommen und gwissenhafften Religiosen meines Ordens, ist mir gantz glaubwürdig referirt worden, dass sein lieber Herr Vatter eine Katz, die ihme vil schaden im Hauss gethan, vom Tach herab geschossen, andern Tags ist ein altes Weib in ihrem Hauss, bloss, hinder dem Ofen tod gefunden worden, welche mit einer Kugel durch den Kopff geschossen ware. Dergleichen hundert andere Exempel in Büchern zu finden seynd. Kein gemeine Frag und Disputation ist bey denen Gelehrten, wann sie von denen Unholden schreiben, ob sie warhafftig ausfahren? Einige waren der Meinung von nein; sonder dass dises nur eine Einbildung und Verblendung dess Teuffels seye, welcher ihnen die Phantasey dergestalten verkehre, dass sie festiglich glauben, sie seyen da oder dort gewest, sie haben getantzet, gessen, getruncken, und anderes übels gethan, so doch nit ware. Sie bringen Exempel bey, da sie auff dem Stecken gesessen, aber wie tod nidergefallen, nach etlich Stunden wider auffgestanden, und jetz Wunder erzehlt, wo sie gewesen, was sie gesehen, oder gethan haben. Die Vätter der ersten Kirchen seynd schier auch diser Meynung gewesen. Das Ancyranische Concilium ist umbs Jahr Christi 308. und also vor 1400. Jahren gehalten worden; da die Patres neben andern auch dise Erklärung gethan; Quòd ſceleratæ quædam mulieres, dæmonum illuſionibus ſeductæ, nocturnis horis cum Diana, paganorum dea, & innumera mulierum multitudine, credunt ſe equitare ſuper quasdam bestias, & multa terrarum spatia pertranſire, quæ falsâ opinione deceptæ, hæc vera eſſe credunt & credendo à recta fide deviant. *Dass etliche lasterhaffte Weiber, durch Verblendung dess Teuffels verführet, ihnen selbsten zu glauben geben, dass sie nächtlicher Weil bey der Heydnischen Göttin Diana, und einer unzahlbaren Menge der Weiber gewest seyen, auch dass sie auff gewissen Thieren daher reutten, und also*

grosse und weite Reisen verrichten, welche dergestalten durch falsche Meynung betrogen, indeme sie solches glauben, von dem wahren Glauben abweichen. Jetziger Zeit ist gantz ungezweiflet, dass dise Unholden zu Zeiten sich einbilden, sie seyen ausgefahren, das doch nit ware. Vil öffter aber, und ins gemein ist gewiss und unfehlbar, dass dise teuflische Gabel-Reutterin zu Nachts mit Hilff ihrer gifftigen Hexen-Salb ausfahren. Alle werden vom lebendigen Teuffel getragen, ob sie schon sich einbilden, auff Stecken, Gablen, Besen, Katzen, Geissen, Böcken zu reutten. Sie werden von den Teuffeln an ein bestimmtes Orth zusammen geführt; da ihnen der Teuffel eine Mahlzeit auffstellt, welches ordinari von verfaultem Aas-Fleisch, weil dem Teuffel nit zugelassen, anderes Vich, so offt er will, zu schlachten; und doch gibt er dem Gastmahl einen Schein und Geschmacken, der denen Unholden beliebt; wie sie dann auch zu Zeiten in die Wein-Keller eingeführt werden, und dorten diebischer weiss frembden Wein ausstrincken und verzehren. Was da für Täntz, und andere erschröckliche, unerhörte Sachen und Lasterthaten fürüber gehen, sollte kein Christliches Hertz weder wissen noch gedencken. Gewiss aber ist, nach gar vilen gerichtlichen Ausssagen, dass alsdann das Hexen-Gesind dem obersten grausamen Teuffel muss Rechenschafft geben, was sie böses biss dato gestifftet; da dann welche den grösten Schaden an Leuten, Vich, oder Früchten der Erden verursacht, gerühmt; die andere aber erschröcklich geschlagen und geprüglet werden. Vil warhaffte Erzehlungen geben, dass wann irgend ein anderer Mensch darzu kommen, und nur den Namen Gottes, oder JEsu und Mariä aussgesprochen, augenblicklich wie ein Blitz alles auseinander gefahren, und verschwunden. Ist auch ein und anderes mahl geschehen, dass sie einen Becher, oder anders Geschirr zuruck gelassen: wie vor Jahren geschehen, da ein Metzger im obern Elsass bei heisser Sommers-Zeit umb Mitternacht auss- und in das Gäw gehn wollen. Da er aber in dem bekandten grossen Wald, die Hart genannt, angelangt, hat er von weitem Spilleut gehört, und dem Klang nachgehend, ein grosse Menge allerhand Leut bey denen Taflen sitzend angetroffen, und die anwesende Spilleut mit leiblichen Augen gesehen, auch nit wenig der Anwesenden wahrgenommen, die ihme wol bekandt waren. Er glaubte bey

27*

sich selbsten, weil es sehr heiss, sie hätten also wegen der Kühle diesen Spass angesehen. Er sahe ihnen zu, warde ihme auch ein Trunck, und zwar in einem schönen überguldten Becher gereicht, welchen als er empfangen, nur dise Wort geredt: GOtt gesegne es. Da, wie obgedacht, urplötzlich alles verflogen. Jetz steht der Metzger allein da mit dem Becher in der Hand; welchen er alsobald dem nächsten Dorff (dessen Namen mit Fleiss hie verschwigen wird) zu getragen; dem Herren Pfarrer alles erzehlet, wie es ihme ergangen. Diser ruffet den Edelmann, Herrn dess Orths, darzu; sie kennen den Becher, von denen darauff gestochnen Wappen, schlagen den Becher zu einem Rumpff, geben solchen dem Metzger, bey denen Juden, oder anderstwohin zu verkauffen, nachdeme er zuvor einen formblichen Eyd geschworen, disen Handel, oder die von ihme erkante Personen sein Lebtag niemahl zu offenbaren. Gantz gewisse und ungezweiflete Relationes seynd vorhanden, wie dass indeme die Hexen Nachts über Kirchen oder Klöster im Lufft durchgefahren, und grad dazumahl mit der Glocken das Zeichen dess Englischen Grusses, da Maria den Heyland der Welt empfangen, der Teuffel aller entkräfftet die Hexen herunder hat fallen lassen, und dise also gantz zerschlagen zu Fuss nacher Hauss kehren, oder geführt werden müssen, darauss zu ersehen, wie mächtig die Mutter Gottes den Gewalt dess Teuffels zu trennen.

Weil noch vil von diesem Unholden-Gesind zu sagen wäre; achte ich doch unrahtsam die Ohren meiner lieben Zuhörer länger zu plagen; nur noch muss ich sagen, wie gross dises Laster der Hexerey zu achten seye, weil es ja vor allen andern das gröste und entsetzlichste, indeme sie den wahren GOtt, die allerheiligste Dreyfaltigkeit, die Menschwerdung Christi, und Erlösung dess menschlichen Geschlechts, die Verdienst der Mutter GOttes, die lieben Englen und Heiligen Gottes verlaugnen, dem H. Tauff, und allen Sacramenten absagen und widersprechen, hingegen den ärgsten Feind Gottes, den leydigen Teuffel für ihren Gott erwöhlen, und dessen teuflisches Zeichen an statt des H. Tauffs auff- und annemmen, auch ihme sich mit Pflicht und Eyd, mit Leib und Seel übergeben, disen abscheulichen höllischen Bock würcklich verehren und anbetten: auch durch dessen Eingebung und Hilff andere erschröckliche Thaten an

Menschen und Vich verüben, vil grausame Mord an jungen Kinderen und anderen Leuten begehen, vil Menschen durch Zauberwerck mit unheylsammen Kranckheiten beladen, sich auch verpflichten, so vil immer möglich, andere von GOtt ab, und zur Hexerey zu ziehen: unausssprechliche und unerhörte abscheulichste Laster im Werck mit den Teuflen verrichten, das hochwürdigste allerheiligste Sacrament auff das allergrausambste entunehren, die allererschröcklichste Lästerungen gegen GOtt aussgiessen, das Lob Gottes aber denen höllischen Feinden zueignen: und hierdurch sich schuldig machen an denen hohen Lasteren der Apoſtasey, oder Abtrinnigkeit vom wahren GOtt, der schweristen Abgötterey, oder Glaubens-Abschwörung, der abscheulichsten unnatürlichen fleischlichen Sünden dess Ehebruchs und Blutschändung, dess Todtschlags und Kinder-Mords, dess Meineyds, Diebstahls und Rauberey, in Verderbung der Früchten der Erden, Verzauberung dess Vichs, zu Grund-richtung anderer Leuten Haab und Guts. Wegen solcher und anderer gar vil Todts-würdiger Verbrechen der H. Geist durch den H. Paulum, die Hexerey (veneficia) unter die allergrausambste Sünden zehlet. GOtt selbsten ohne Ausnahm den Sententz dess Todts über sie fället: Maleficos non patieris vivere. Das Weltliche Recht fället gleichfahls den Sententz dess Todts über solches Hexen-Volck: Qui elementa turbant, vitam infantium labefactant. *Welches die Element verwirret, das Leben der Unschuldigen vertilget.* Das geistliche Recht fället über solche den Sententz des Fluchs. Die ewige Warheit, der gerechteste Richter aller Lebendigen und Todten, fället den Sententz dess ewigen Feurs. Pars illorum erit in ſtagno, ardenti igne & ſulphure. *Ihr Theil wird seyn in dem brinnenden Teuch von Feur und Schwebel.* Und solches alles nit unbillich, weil von so vilen grausamen Lastern der Unholden ein jedes allein für sich selbsten den Tod verschuldete.

Weilen dann schliesslich die Hexerey mit dem Teuffel so nahe verpflichtet, und dises Geschmeiss mit hindansetzung des wahren Gottes-und Anbettung dess Teuffels, das erste Gebott Gottes, von dem Glauben an einen GOtt, so verzweiffelter weiss übertretten. Weil die Hexen die Versprechungen des wahren Gottes verachten, und dem verzweifleten Lugen-Vatter

allen Glauben zumessen. Weil der Sathan in menschlicher oder auch abscheulicher Teuffels-Gestalt sich den Hexen erzeiget, und dannoch angenommen und geehrt wird. Weilen die Unholden einen so erschröcklichen Pact mit dem Teuffel eingehen. Weil sie so vil Mord und übels an Menschen, an Haab und Gut verüben: zu höllischen Täntzen, und unausssprechlichen Lastern durch den Teuffel zusammen getragen, unmenschliche Ding fressen, sich in Wölff und anderer Thier Gestalt verstellen, und vil grössere Schand-Thaten verüben, als kein anderer Mensch auff der gantzen Welt verüben kan; sie auch daher verdienen mit Feur und Schwert aller orthen verfolgt und aussgetilgt zu werden. So schliesse ich daher, wünschende dass alle Richter und Obrigkeiten (doch mit nothwendiger Behutsamkeit) die Gerechtigkeit wider solche gebraucheten, zu Schutz und Erhaltung der Göttlichen Ehr. Alle Menschen aber hüten sich vor grossen Lastern, als Unzucht, Neyd und Hass, grosser Ungedult in Armuth und Verfolgung etc. weil solche Laster dem leidigen Teuffel den Zugang öffnen. Ach hüten sich ledige und andere Personen von allen nächtlichen Versammlungen, oder unehrlichen Gemeinschaft, da vil von dem Teuffel betrogen zu Hexen und Hexenmeistern gemacht werden. Ihr Eltern traget Sorg zu denen unmündigen Kindern, unterlasset nit, sie offt zu segnen, mit Weyhwasser zu sprengen, geweyhte Sachen ihnen anzulegen, wordurch der Teuffel verhinderet, den Zugang nit haben kann. Neu angehende Eheleut, welchen die Hexen stärker zusetzen, befleissen sich mit rechter und heiliger Meynung den Ehestand anzufangen, dem Teuffel weder statt noch Platz zu geben. In denen Häusern halte man das Heil. Creutz und Crucifix, wordurch dess Teuffels Gwalt zerbrochen wird. Da dann wahr ist, was der H. Apostel Jacobus meldet: Nam & dæmones credunt & contremiſcunt. Sehr nutzlich seynd auch die Bildnussen der seeligsten Mutter Gottes, welche der Schlang den Kopff zertretten hat. Dess H. Ertz-Engels Michäelis und anderer Englen, welche die Teuffel von Himmel in Abgrund der Höllen gestürtzet haben. Also dass ob schon die Teuffel auff Erden wohnen, oder im Lufft umbflattern, sie doch allezeit das höllische Feur mit sich herumb tragen. Niemahl solle das Hauss ohne geweyhtes Wasser und Saltz seyn; welches Saltz den Teuffeln also zuwider, dass bey ihren stinckenden und faulen Gastereyen niemahl solches zugelassen wird. Gar schön und recht ist es, wann Vatter und Mutter offtermahl das heilige Creutz über ihre Kinder, über Hauss und Hof, über Haab und Gut machen, weilen der Heil. Athanasius bezeugt: Signo crucis omnia magica compeſcuntur, & veneficia inefficacia fiunt. *Durch das Zeichen dess H. Creutzes wird alles Zauberwerck gedämmet,*

und das Hexenwerck unkräfftig gemacht. Findet man aber, oder zweiflet, ob nit dise Kranckheit, dises Wetter, dises Unzifer, dises Unheyl von Hexen seye, so lasse man die Priester segnen, als welchen Gewalt gegeben ist, solchen teuflischen Gewalt zuvertreiben: In nomine meo dæmonia eijcient. *In meinem Namen werden sie Teuffel vertreiben,* Zu welchem Ende von denen Apostlen, auss Christi Verordnung, die Exorcisten *(Beschwörer)* seynd eingesetzt worden. Hingegen Sorg zu haben, dass man nit alte verdachte Weiber und Teuffels-Banner gebrauche, welche villeicht einen Teuffel herauss, siben andere hinein bannen. Das fürnembste aber ist, so man fridsamb, Gottsförchtig und andächtig lebt: dann wie in den Kirchen-Legenden gelesen wird, ware die Heil. Justina, eine gar heilige und schöne Jungfrau, in welche sich ein Heyd verliebt, und den Cyprianum, einen bekandten Zauberer, ersucht, durch seine Zauberei die Juſtinam zu zwingen, dass sie ihn lieben müsse. Der Teuffel aber antwortet: Es seye ihme unmöglich wider die jenige etwas solches auszurichten, welche Christum recht verehren. Dises hat den Zauberer Cyprianum bewegt, dass er sich zu Christo bekehrt, und neben der H. Jungfrauen Juſtina die glorwürdige Marter-Cron erlanget hat. Ich ende mit den Worten Pauli; Nolo ſocios vos fieri dæmoniorum. *Ich will nit dass ihr ein einige Gesellschafft mit den Teuffeln machet.* Liebet aber und dienet dem jenigen, welcher euch hie und dort ewig vor allem Gewalt der Teuffeln bewahren kan. Welches etc.

Exempel.

Was endlich die Hexen für ein End nemmen, erweiset Vincentius, Bellovacensischer Bischoff, auss dem H. Prediger Orden. Zu Berthelia, einem Dorff in Engelland, ware ein fürnehme Frau, aber ein Unhold; welche eine, dem Ansehen nach, gar artliche, zahme Krähen allezeit bey- oder umb sich gehabt, mit welcher sie immer gespilt, und ihren Spass gehabt. Ware aber der lebendige Teuffel. Einesmahls als sie bey dem Essen ware, schwätzte diser Vogel mehr, als ihr lieb ware; darüber sie aller erblasset, das Messer aus der Hand fallen liesse, und mit gar kläglicher Stimm auffschrye: *Ach! heut hab ich dann das End meines Lebens erreichet. Heut hab ich noch grosse Gefahr zu leyden, vil übels zuvernemmen.* Da sie noch also jammerte, kommt ihro die traurigste Bottschafft, ihr einiger Sohn seye mit allen, die im Hauss waren, erschlagen worden. Vor Traurigkeit sincket sie dahin, wird in das Beth getragen. Sie hatte noch zwey lebendige Kinder in Klöstern, einen Sohn und eine Tochter, welche sie zu ruffen befohlen. Dise, als sie erschinen, und die Mutter in solchem Stand sahen, trugen gross Mitleyden.

Die Krancke aber redet sie also an: *Liebste Kinder; ich habe biss dato gelebt als ein Hexe, und dem Teuffel in allem durchauss gedient, also dass ich an meiner Seeligkeit schon längsten verzweiffelt, wann nit euere Verdienst und Fürbitt noch etwas helffen können. Nun aber ist jetz auch dise Hoffnung verlohren, weil ich weiss, dass ich die Teuffel zu Peinigern forthin haben werde, welche ich biss dato als Rathgeber angehöret habe. Nur das bitte ich, liebste Kinder, dass ihr euch befleisset, meine Peinen umb etwas zu lindern, weil ihr doch den Sententz meiner Verdammnuss nit mehr ändern könnet. Meinen Todten-Cörper nähet in eine Hirschhaut ein, leget solchen in einen steinernen Sarch; den Sarch aber verwahret mit drey starcken eysenen Ketten, lasset den drey Tag also in der Kloster-Kirchen stehen, und wann er also biss an den vierdten Tag stehen bleibet, alsdann sollet ihr mich begraben: ob ich zwar wol sorge, die Erde werde mich wegen so grausamer Laster nit wollen behalten. Fünfftzig deren Geistlichen sollen seyn, welche zu Nacht bey meinem Leib die Psalmen betten, zu Tag aber lese man alle drey Tag die Messen.* Alles, wie sie es verordnet, ist geschehen; aber umbsonsten. Dann als die Geistliche die erste Nacht die Psalmen gesungen, ist ein grausamer Teuffel durch die, obwol starck verriglete, Thür herein kommen, und ohne' alle Mühe hat er eine eysene Ketten am Sarch zersprenget. Die andere Nacht kommt ein anderer höllischer Geist, zerreiset die andere Ketten. Die dritte Nacht, da allbereit die Morgen-Röthe anbrache, hörte man ein grosses Getöss vor der Kirchen; zitterte das gantze Kloster, als ob alles zu hauffen wolte fallen. Einer unter vilen Teuffeln, welcher grösser und erschröcklicher, auch der andern Gebieter zu seyn schine, zerschmetterte die Kirch-Thür, gehet hochmüthig gegen dem Sarch, ruffet der Verstorbnen mit eignem Namen, befilcht ihr auffzustehen, da aber dise in dem Sarch antwortete: Sie könne nit wegen der Ketten und Banden. Sprach der trutzige höllische Geist; du sollest auffgelöset werden, aber zu deinem Schaden. Zerbricht zugleich die Ketten so leicht als ein Fädemlein, mit dem Fuss stosset er den steinernen Deckel hinweck, nimmt die Verstorbne bey der Hand, führet sie zur Kirchen hinauss, da ein abscheuliches Brand-schwartzes Pferdt wartete, mit lauter eysenen Stachlen umb und umb bewaffnet: auff dises als sie der Teuffel gesetzt, ist alles zugleich verschwunden, ausser dass man in die vier Meyl vom Lufft herab ein erbärmliches, Hilff-begehrendes Geschrei gehört. Und dises also ware das Ende diser Unhold, allen ihres gleichen zum Schröcken.

München. Dr. A. Birlinger.

Das Imparfait des Indicativs
und die damit zusammengesetzten Zeiten
als Ersatz des lateinischen Conjunctivs.

Das Französische unterscheidet sich im Gebrauche des Conjunctivs namentlich in drei Fällen vom Latein:

1. In Bedingungssätzen: si j'avais, si haberem.

2. Im Gebrauche des Conditionnel, der in den meisten Fällen seiner Anwendung an die Stelle eines lateinischen Conjunctivs tritt. Diez behandelt ihn deswegen auch häufig da, wo er vom eigentlichen Conjunctiv redet, z. B. Gramm. III, 202, 317.

3. In der indirecten Rede, wo im Latein der Conjunctiv überall da eintritt, wo nicht der Accusativus cum Infinitivo gebraucht wird.

In all diesen Fällen tritt vorzugsweise das Imparfait des Indicativs oder damit zusammengesetzte Zeiten, nämlich Plus-que-parfait und Conditionnel für den lateinischen Conjunctiv ein. Wie kommt nun das Französische dazu als Ersatz für diesen Modus gerade diese Zeit zu wählen? Auf diese Frage einiges Licht zu werfen, soll im Folgenden versucht werden. Die anderen romanischen Sprachen stimmen nicht überall mit dem Französischen überein, namentlich im ersten Falle, dem Bedingungssatze, nicht. Auch ist im Italienischen das mit dem Imperfectum zusammengesetzte Conditional, canteria, defectiv und wenig gebräuchlich, das gewöhnliche Conditional aber mit dem Perfectum ebbi zusammengesetzt, canterei (Diez II, 112). Um die vorliegende Abhandlung nicht zu weit auszudehnen, soll daher auch nur vom Fran-

zösischen die Rede sein. Wo die anderen romanischen Sprachen dieselben Erscheinungen bieten, wird sich das vom Französischen Gesagte leicht auch auf sie anwenden lassen.

I. Zur Beantwortung der eben aufgeworfenen Frage ist es nöthig zunächst einen Blick auf die Lehre von den Zeiten im Allgemeinen zu werfen. Die durch ein Verbum ausgedrückte Thätigkeit erscheint, abgesehen von andern Gesichtspunkten, entweder als eine im Werden, in der Entwicklung begriffene, oder als eine vollendete. Für die Gegenwart drückt das Präsens die werdende Thätigkeit aus, mag auch von Handlungen die Rede sein, die noch so kurze Dauer haben, wie: es blitzt, es knallt; die Handlung wird immer nur als eine in der Entwicklung begriffene, nie als eine zur Vollendung gekommene hingestellt. Die in der Gegenwart vollendete Handlung wird durch das Perfectum ausgedrückt: ich habe gesagt, dixi. Diesem Zeitenpaar entsprechen nun bekanntlich das Imperfectum und Plusquamperfectum für die Vergangenheit, das Futurum und Futurum exactum für die Zukunft. Dies sind die sechs Zeiten, die das Lateinische ausgebildet hat; auch das Deutsche hat deren nicht mehr, wenigstens im Indicativ. Sie scheinen auch die Gesichtspunkte, die uns eine Thätigkeit in Bezug auf Zeitformen bietet, zu erschöpfen, denn anders als in der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft werdend oder geworden können wir uns zunächst eine Thätigkeit nicht wol denken; Anfang und Ende derselben, die man etwa als der Rücksicht werth betrachten könnte, sind reine Abstractionen; sie gehören zur werdenden Thätigkeit. Mehrere Sprachen, darunter die romanischen, haben jedoch noch eine siebente Zeitform ausgebildet. Die Vergangenheit nämlich, der wir mit unsrer Erfahrung ganz anders gegenüberstehen, als der im Werden begriffenen Gegenwart und der Zukunft, in die wir uns nur mit dem Geiste versetzen können, bietet uns noch eine dritte Art eine Thätigkeit aufzufassen. In ihr haben wir nämlich auch solche Thätigkeiten kennen gelernt, die wir durch ihre ganze Entwicklung hindurch bis zu ihrer Vollendung verfolgen konnten, so dass sie für uns unter den beiden Gesichtspunkten des Werdens und der Vollendung erscheinen. Eine solche Auffassung einer Thätigkeit ist für die Gegenwart, die immer nur ein Zeitpunkt ist, nicht möglich, für die Zukunft wäre sie es allerdings, aber nur in der Einbildungskraft, während sie uns für die Vergangenheit durch unzählige Beispiele beinahe aufgedrängt wird. Zur Darstellung einer so auf-

fassten Thätigkeit hat das Französische aus dem Lateinischen Perfectum sein Passé défini entwickelt, während es die eigentliche Function der lateinischen Zeit, nämlich eine Thätigkeit als für die Gegenwart vollendet hinzustellen, seinem Passé indéfini überwiesen hat.

Mätzner (Gramm. S. 355) zählt die beiden Zeiten, Imparfait und Passé défini, zu den Zeitformen des Werdens; jenes fasst ihm zufolge die Thätigkeit schlechthin als im Werden auf, während das Passé défini dieselbe unter die einfache Anschauung eines beschlossenen Daseins d. h. als Thatsache fallen lässt. Diese Unterscheidung der beiden Zeiten ermangelt doch wol entweder der Klarheit oder der Schärfe des Ausdrucks. Die werdende Thätigkeit kann nicht gut als beschlossenes Dasein aufgefasst werden; das beschlossene Dasein ist nicht mehr werdend, sondern zum Abschluss, zur Vollendung gekommen. Das Passé défini fügt sich eben nicht in das Schema der Zeitformen entweder des Werdens oder der Vollendung, welches für das Lateinische und Deutsche ausreicht. Der Unterschied zwischen beiden Zeiten dürfte vielmehr so aufzufassen sein: Das Passé défini stellt eine Thätigkeit dar, die in der Vergangenheit ihre ganze Entwicklung durchmacht, folglich zum Abschluss kommt, während das Imparfait eine Handlung darstellt, die in der Zeit der Vergangenheit, von der gerade die Rede ist, nur im Werden begriffen ist, von deren Vollendung daher ganz abgesehen wird. Das Hauptgewicht wäre also darauf zu legen, dass eine durch das Passé défini ausgedrückte Handlung in der Vergangenheit zur Vollendung kommt. Uebrigens rechtfertigt auch der Ursprung dieser Zeitform die hier gegebene Auffassung derselben. Offenbar ist eine Thätigkeit, die in der Vergangenheit zur Vollendung kommt, eine für die Gegenwart vollendete. Eine so aufgefasste Handlung auszudrücken ist ja aber gerade die eigentliche Function des lateinischen Perfectums. Wenn diese Zeit auch als historisches Tempus gebraucht wird, so ist dies eben nur so zu verstehen, dass der Lateiner eine historische Thatsache als eine für die Gegenwart vollendete Handlung darstellt.* Dem Perfectum liegt also immer die Auffassung der Thätigkeit als einer vollendeten zu Grunde, und ebenso dem aus ihm entstan-

* Einige deutsche Dialekte machen es ebenso. Das Alemannische z. B. hat kein Imperfectum des Indicativs, sondern ersetzt dies überall, auch in der Erzählung, durch das Perfectum. Die deutsche Schriftsprache dagegen

denen Passé défini, jedoch mit dem Unterschiede, dass ersteres die Thätigkeit als für die Gegenwart vollendet, letzteres als in der Vergangenheit sich vollendend hinstellt.

Der angegebene Unterschied zwischen Passé défini und Imparfait wird die Verwendung der beiden Zeiten leicht erklären. Dies möge zunächst an einigen der hauptsächlichsten Fälle ihres Auftretens versucht werden.

Das Imparfait steht bekanntlich bei der Schilderung von Sitten, Gewohnheiten u. s. w. So würde man in einer Reisebeschreibung sagen: Je me lev*ais* tous les matins à cinq heures. Die gewohnheitsmässige Handlung wird hier, wenn sie auch in jedem einzelnen Falle zum Abschluss kommt, doch als eine werdende hingestellt, da sie sich immer wieder erneut, und in sofern als sie gewohnheitsmässig ist, nicht zum Abschluss kommt. Die nicht gewohnheitsmässige, einmalige Handlung dagegen, die zum Abschluss kommt, steht im Passé défini: Le lendemain je me lev*ai* à cinq heures. Würde man sagen: Le lendemain je me lev*ais* à cinq heures, so könnte dies nur heissen: Ich war am folgenden Tage gerade dabei aufzustehen, und da ereignete sich etwas anderes, was gleich erzählt werden soll. Dass die gewohnheitsmässige Handlung gern als im Werden begriffen dargestellt wird, zeigt auch die Verwendung des Präsens zum Ausdruck derselben. So wird im Deutschen wie im Französischen der Satz: Je me lève à cinq heures gebraucht um auszudrücken: Ich habe die Gewohnheit um fünf Uhr aufzustehen. Sein eigentlicher Sinn wäre jedoch: Mein um fünf Uhr Aufstehen ist gerade im Vollzuge begriffen. Auch hier drückt eine Zeit des Werdens die Gewohnheit aus, und zwar aus demselben Grunde, der eben für das Imparfait angeführt worden.

Das gleichzeitige Werden zweier Handlungen in der Vergangenheit wird durch das Imparfait ausgedrückt: Les vaisseaux restaient à sec, tant que durait l'hiver (Le Bas bei Mätzner S. 364). Bei gleichzeitigen Handlungen kann jedoch auch das Passé défini stehen, wenn beide als in der Vergangenheit neben einander herlaufend und zum Ab-

---

braucht in der Erzählung das Imperfectum, stellt also die historische Thatsache als in der Vergangenheit werdend dar.

schluss kommend dargestellt werden sollen: Pendant que les Romains méprisèrent les richesses, ils furent sobres et vertueux (Bossuet bei Mätzner S. 364).

Schilderungen der Zustände, der Umgebung, in der eine Handlung zum Vollzug kommt, stehen im Imparfait, diese letztere aber selbst im Passé défini: Frédéric le Grand avait 28 ans, lorsqu'il monta au trône. Das achtundzwanzigste Lebensjahr Friedrichs ist noch im Werden begriffen, und nicht zur Vollendung gekommen, als er den Thron bestieg.

Thätigkeiten, in die eine andere „abbrechend oder unterbrechend" (Mätzner S. 364) eintritt, stehen im Imparfait: J'écrivais une lettre, lorsque quelqu'un me demanda. Hier wird offenbar ausgedrückt, dass die Thätigkeit des Briefschreibens nicht zu ihrem, man könnte sagen natürlichen Abschluss kommt, der mit Beendigung des Briefes eintreten würde, sondern dass die Handlung unvollendet bleibt. Ob der Brief später fertig geschrieben wird, drückt der Sprechende nicht aus, eben so wenig wie im vorhergehenden Beispiel gesagt wird, dass Friedrich der Grosse älter als 28 Jahr geworden, so bekannt es auch sonst sein mag, dass dies geschehen. Es handelt sich bei dieser Ausdrucksweise eben nur darum das Werden der Thätigkeit, ganz abgesehen von ihrer Vollendung, darzustellen. Immerhin bleibt aber von der unterbrochenen Thätigkeit des Briefschreibens ein Ergebniss übrig, nämlich der angefangene Brief.

Nun gibt es aber auch eine grosse Anzahl von Handlungen, die, wenn sie nicht zum Abschluss kommen, in Bezug auf das Ergebniss so gut wie gar nicht geschehen sind, da sie unvollendet auch ergebnisslos bleiben. Bei solchen Verben wird der Unterschied zwischen Imparfait und Passé défini am klarsten hervortreten. J'all*ais* le voir heisst: ich war auf dem Wege ihn zu besuchen, es kam aber etwas dazwischen, das mich wenigstens für den Augenblick daran hinderte; oder auch: ich besuchte ihn zwar wirklich, aber nicht von diesem Besuch will ich sprechen, sondern von einem Ereigniss, das auf meinem Wege zu ihm eintrat. J'all*ai* le voir dagegen heisst: ich ging und besuchte ihn wirklich. Auf diesen Unterschied stützt sich denn auch die mechanische Regel, dass *aller* in Verbindungen wie *aller faire*, etwas eben

thun wollen, nicht im Passé défini gebraucht werden darf. Man kann sehr gut sagen: Je mourais d'envie de le voir, aber nicht: Je mourus d'envie de le voir. Dies wäre ganz widersinnig; wer so spräche wäre wirklich todt. Hier drückt also das Imparfait dadurch, dass es die Handlung als nicht vollendet hinstellt, auch die Nichtwirklichkeit derselben aus.

Solche Beispiele nun, in denen das Imparfait zur Darstellung nichtwirklicher Handlungen dient, sind durchaus nicht selten. So sagt Narbas zu Mérope (III, 4): Celui dont votre main tranchait la destinée, C'est Égisthe. Mérope erstach den Égisthe nicht, sondern wollte ihn nur erstechen. — Il tressaillit, il étouffait. Par bonheur, il trouva devant lui une des croisées ouvertes (Perret. Rev. d. d. Mondes 1/4, 1867, S. 586). Ein derartiges Beispiel, wo die werdende Handlung nicht zur Vollendung kommt, gibt auch Mätzner (S. 365): Moi, je me noyais un beau jour dans la Tamise, tu m'as tiré de l'eau (V. Hugo), und er sagt darüber, dass „nicht die Zeitform als solche, sondern der ausgesprochene oder angedeutete Gegensatz des Resultats mit dem veranschaulichten Werden der Thätigkeit dem Imparfait diesen Charakter gibt.“ Allerdings drückt das Imparfait an und für sich nicht die Nichtwirklichkeit der Handlung aus, wol aber das blosse Werden derselben, ohne von dessen Vollendung zu sprechen, so dass diese eben auch nicht eintreten kann, wogegen das Passé défini, das die zur Vollendung kommende Handlung ausdrückt, hier geradezu einen Widersinn geben würde. Aus eben diesem Grunde steht in dem vorletzten Beispiel étouffait neben dem Passé défini tressaillit; étouffa könnte hier eben so wenig gesagt werden wie oben je mourus d'envie. Ziemlich häufig findet sich das Imparfait bei Darstellung einer nichtwirklichen Handlung im Hauptsatz eines hypothetischen Satzgefüges. Mätzner (S. 365) bringt mehrere Beispiele dafür bei, wie: Si j'avais dit un mot, on vous donnait la mort.

In dem eben behandelten Falle, wo das Imparfait mit oder ohne hinzutretenden Bedingungssatz das zum Ausdruck der Nichtwirklichkeit der Thätigkeit dient, findet sich auch im Lateinischen das Imperfectum. Diese Erscheinung ist wol zu bekannt, als dass Beispiele nöthig wären; auch bringt Mätzner einige bei. Bemerkenswerth ist aber, dass in diesem Falle im Lateinischen auch das Perfectum ste-

hen kann. So führt Mätzner aus Livius das Beispiel an: Occasio egregie rei gerendae fuit, si protinus de via ad castra obpugnanda duxisset. In einem solchen Satz das Passé défini anzuwenden „vermeidet der Franzose," wie Mätzner sagt. Auch dem Verf. ist ein solcher Gebrauch dieser Zeit nie vorgekommen. Der Römer stellt also nicht wirkliche Thätigkeiten der Vergangenheit als in der Vergangenheit geschehend oder geschehen dar, und überlässt es dem Zusammenhang die Nichtwirklichkeit klar zu machen. Der Franzose dagegen gebraucht zu diesem Zweck nur diejenige Zeit, die eine Thätigkeit darstellt, die in der Vergangenheit in der Entwicklung begriffen ist, abgesehen von ihrer Vollendung. Da nun aber häufig die Nichtvollendung der Handlung in Bezug auf das Ergebniss gleichbedeutend ist mit der Nichtwirklichkeit derselben, wie in je mourais, so lag es nahe in den Fällen, wo man den lateinischen Conjunctiv aufgab, und wo er dazu gedient hatte, die Nichtwirklichkeit auszudrücken, dafür das Imparfait eintreten zu lassen. Dies geschah nun ein Mal in Bedingungssätzen: si j'avais, si haberem. Warum das Französische hier in der Regel den Conjunctiv aufgegeben hat, ist damit allerdings nicht erklärt; dies zu thun wurde auch nicht beabsichtigt; es sollte nur versucht werden an dem Wesen des Imparfait zu zeigen, wie gerade diese Zeit geeignet war denselben zu ersetzen.* Uebrigens möge hier bemerkt werden, dass, abgesehen von der älteren Sprache, auch im Neufranzösischen der Conjunctiv in Bedingungssätzen noch nicht ganz verschwunden ist. So findet sich der Conjunctiv des Plus-que-parfait sowol im Haupt- wie Nebensatze (Mätzner S. 367 f.). Auch das Imparfait des Conjunctiv kommt noch im Nebensatze eines hypothetischen Satzgefüges vor, jedoch wol nur, wenn statt der Conjunction *si* die Inversion des Subjectes eintritt: Dussé-je employer la force, vous ne la verrez pas (Mme. de Girardin). Auch geht in diesen Fällen der Bedingungssatz eigentlich in den Concessivsatz über (S. Mätzner S. 372).

* In dieser Lage zu zeigen, wie eine Sprache zu gewissen Formen kam, ohne nachweisen zu können, warum sie dabei von anderen verwandten abwich, befindet sich die Sprachwissenschaft ziemlich häufig. So hat sie sich bis jezt wenigstens damit begnügt nachzuweisen, dass in unserer deutschen Endung *te* des Imperfectums schwacher Verba — liebte —, das Wort **that** steht. Warum das Deutsche hier nicht zum Verbum **sein** seine Zuflucht nimmt wie andere verwandte Sprachen — in *amavi* steckt ja bekanntlich ein *fui* — hat sie nicht aufgeklärt.

Ueber den Gebrauch des Imparfait des Indicativs im Bedingungssatz sagt Mätzner (S. 368): „Hier wird dasjenige, dessen Verwirklichung der Gegenwart und Zukunft abgesprochen werden soll, in der Form der Vergangenheit dargestellt, um den Widerspruch des angenommenen und doch nicht verwirklichten Ereignisses anschaulicher zu machen.“ Es wäre zu wünschen, dass näher auseinander gesetzt worden wäre, inwiefern die Form der Vergangenheit diesen Widerspruch anschaulicher macht; so wie die Stelle jetzt lautet, dürfte sie manchem nicht recht klar sein. Wie dem aber auch sei, jedenfalls bliebe noch immer die Frage zu beantworten, warum das Französische in diesem Falle nicht das Passé défini oder indéfini verwendet. Der Grund scheint eben der zu sein, dass diese beiden Zeiten eine zur Vollendung gekommene Handlung ausdrücken, die daher als Thatsache vor uns steht.

Die englische Wendung *If I had* entspricht auf den ersten Blick ganz dem französischen si j'avais; ihr Ursprung dürfte aber doch ein anderer sein. Entweder hat nämlich der Engländer noch das Gefühl für den Conjunctiv in solchen Sätzen bewahrt, und dann entsprechen dieselben dem deutschen und lateinischen und nicht dem französischen. Oder aber er fühlt hier eben so gut wie der Franzose einen Indicativ, was durch das so häufige *If I was* für *If I were* wahrscheinlich wird. In diesem Falle wäre der Ursprung dieser Construction darin zu suchen, dass der Indicativ und Conjunctiv durch Abschleifung der Endungen schon früh mit einander verschmolzen (Mätzner. Engl. Gramm. II[1], 114), wogegen das Französische noch einen deutlich ausgeprägten Conjunctiv des Imperfectums besitzt. Bieten hier also auch diese beiden Sprachen äusserlich dieselbe Erscheinung, so sind sie doch wol auf verschiedenem Wege dazu gelangt. Ebenso wenig wie das Englische sind deutsche Wendungen wie: War ich, wofür ich gelte, der Verräther u. s. w. mit dem französischen gleichzustellen. Dies „war ich“ steht für „wäre ich gewesen,“ oder mit andern Worten, die bedingte Thätigkeit fällt in die Vergangenheit, und die Nichtwirklichkeit derselben wird gar nicht ausgedrückt, sondern geht aus dem Zusammenhang, in unserem Beispiel ausserdem noch aus der Form des Nachsatzes hervor: Ich hätte mir den guten Schein gespart.

II. Nach diesen Betrachtungen über das Imparfait wird sich der Gebrauch des Conditionnel leicht erklären lassen. Je ferais ist bekannt-

lich aus dem Infinitiv faire und dem Imparfait j'avais zusammengesetzt, diese Form ist eigentlich dasselbe wie das moderne j'avais à faire. Dies kann nun heissen: ich hatte zu thun, that oder thue auch wirklich; oder auch: ich hatte zu thun, that oder thue aber nicht. Dies sind denn auch die Bedeutungen des Conditionnel. Je vous disais hier que je vous apporterais ma nouvelle comédie, la voici — so kann ein Schriftsteller zu einem Freunde sagen, dem er sein neues Lustspiel überreicht. Er thut in dem Augenblick, wo er spricht, was er seinem Versprechen gemäss zu thun hatte; die vom Verbum ausgedrückte Thätigkeit wird verwirklicht. Häufiger aber noch als in seiner einfachen Form dient das Imparfait in seiner Zusammensetzung mit dem Infinitiv dazu die Nichtwirklichkeit auszudrücken, und entspricht dann der zweiten eben angegebenen Bedeutung von j'avais à faire. Beispiele für diesen Gebrauch des Conditionnel anzuführen wäre überflüssig; beinahe jedes hypothetische Satzgefüge kann dazu dienen.

III. In der Behandlung der indirecten Rede, oder besser des indirecten Ausdrucks, denn es handelt sich nicht immer um wirkliche Worte, muss sich schon deswegen ein grosser Unterschied zwischen Lateinisch und Französisch ergeben, weil im letzteren der Accusativus cum Infinitivo überhaupt nur selten gebraucht wird, während er in jenem bei den meisten Sätzen zur Anwendung kommt, die im directen Ausdruck Hauptsätze wären. Von dieser Construction soll daher hier ganz abgesehen werden. Wo dieselbe aber im Lateinischen nicht stattfinden kann, da tritt überall der Conjunctiv zur Bezeichnung des indirecten Ausdruckes ein. Ebenso sind im Französischen das Imparfait und die damit gebildeten Zeiten die Form desselben. Wenn Jemandem mitgetheilt wird: Monsieur N. est malade, so kann er das weiter erzählen, indem er sagt: On me disait que monsieur N. était malade. Dies entspricht ganz unserem: Herr N. sei krank. Es kann allerdings in gewissen Fällen auch heissen: Man sagte mir, dass Herr N. krank war, nämlich zu einer bestimmten Zeit, eben so wie si j'avais auch: wenn ich hatte heissen kann, gewöhnlich aber: wenn ich hätte heisst. Dadurch dass die Sprache dem Imparfait zum Theil die Functionen des Conjunctivs überweist, hat sie eben in manchen Fällen an Genauigkeit des Ausdrucks verloren. Darauf kommt es aber hier nicht an, sondern auf die Frage, ob das Imparfait in obigem Beispiel Ausdruck der indirecten Rede ist. Dass dies aber wirklich der Fall ist, wird sich

an eben diesem Beispiel genauer zeigen lassen. Tritt der krank geglaubte Herr N. unerwartet in Jemandes Zimmer, so kann ihn dieser mit den Worten empfangen: Tiens! c'est vous; on me disait que vous étiez malade; oder gar: je croyais que vous étiez malade, ich glaubte Sie seien (wären) krank. In diesem Falle kann étiez gar nicht waren heissen, sondern ist eben Mittel zum Ausdruck des Gedankens eines andern, oder auch des eigenen Gedankens, den man aber dadurch als nicht mehr vorhanden hinstellt, dass man ihm die Form des Gedankens eines anderen gibt, und ihn dadurch eben nicht mehr unter die eigene Gewähr nimmt. Das Deutsche thut dasselbe durch den Conjunctiv, den Modus des indirecten Ausdrucks.

Unter Umständen kann man aber jene Mittheilung: Monsieur N. est malade, auch so wiedergeben: On me disait (tout à l'heure) que monsieur N. est malade. Dies entspräche denn ganz unserem: Man sagte mir (eben), dass Herr N. krank ist. Wenn man sich so ausdrückt, so gibt man den Satz nicht mehr als indirecte Rede, sondern stellt dessen Inhalt als Thatsache hin. Mit diesem letzteren Fall hängt auch die Regel zusammen, die man in manchen Grammatiken, z. B. Borel, findet, dass, wenn allgemeine Grundsätze oder Wahrheiten von einem Verbum des Sagens abhängen, sie im Präsens stehen müssen, wenn auch das regierende Verbum eine Zeit der Vergangenheit bietet. So scharf hingestellt scheint dieselbe doch zu eng gefasst zu sein. Mätzner (S. 367) gibt z. B. folgenden Satz Voltaires: J'ai trouvé que la liberté valait encore mieux que la santé, dem der Schriftsteller doch wol auch allgemeine Gültigkeit beilegen will.

Zu bemerken ist übrigens, dass der Gebrauch des Imparfait in der indirecten Rede in so fern eine Beschränkung erleidet, als dasselbe nur nach Zeiten der Vergangenheit Anwendung finden kann. „Man behauptet, er sei krank“ kann nur heissen: On prétend qu'il est malade. Der Grund liegt wohl darin, dass était hier unentschieden lassen würde, ob man sagen will, er sei oder er war krank.

Wie das Imparfait in der indirecten Rede für das Praesens eintritt, so treten natürlich die damit zusammengesetzten Zeiten für die mit dem Praesens zusammengesetzten ein; also j'ai fait, je ferai werden j'avais fait, je ferais. Beispiele sind hier wol nicht nöthig. Bemerkenswerth

ist aber, dass der Conditionnel sich auch häufig findet um Aeusserungen eines Dritten wiederzugeben, ohne dass er von irgend einem Verbum des Sagens abhinge. Es sind dies Hauptsätze, in denen er ganz die Rolle unseres sollen in Sätzen wie: Er soll krank sein, übernimmt. Qui était mon père? — Un Espagnol de grande naissance ... Voilà tout ce que l'on sait. Il serait mort il y a longtemps. G. Sand. Rev. d. d. Mondes $^1/_{11}$, 64, S. 33. — Le nombre des délits s'est fort accru dans ces derniers temps. Ainsi il aurait à peu près doublé pendant les vingt-cinq dernières années. Aylies. R. d. d. M. $^1/_6$, 65, S. 710. — Quand je parle de la police anglaise, se serait-il écrié (nämlich Garibaldi), j'ôte mon chapeau.* Esquiros. R. d. d. M. $^1/_6$, 68, S. 684. Ziemlich häufig findet sich diese Anwendung des Conditionnel in Zeitungen, wenn Nachrichten mitgetheilt werden, für deren Genauigkeit man nicht einstehen will. Er unterscheidet sich in so fern von dem Conditionnel des eigentlichen indirecten Ausdrucks, als er nicht für ein Futurum oder Futurum exactum der directen Rede eintritt, sondern statt eines Präsens (est mort), oder Passé indéfini (a doublé, s'est-il écrié). Er gehört aber zu diesen Betrachtungen über den indirecten Ausdruck im Französischen, da er nur eine andere Form für denselben ist, ebenso wie unser: Er soll krank sein, so viel heisst wie: Man sagt, er sei krank.

Um zum Schluss das Voraufgehende kurz zusammenzufassen, so handelt es sich um die Frage: Wie kam das Französische dazu seinem Imparfait in mehreren Fällen die Rolle des lateinischen Conjunctivs zuzuweisen? Dieselbe wurde folgendermassen zu beantworten gesucht: Das Imparfait scheidet sich dadurch vom Passé défini, dass es eine Thätigkeit als in der Vergangenheit werdend schildert, während das Passé défini die Thätigkeit als zur Vollendung kommend hinstellt. Das Imparfait sieht zunächst von der Vollendung der Handlung einfach ab, es dient dann aber auch zur Bezeichnung solcher Handlungen,

---

* Die einzige dem Verf. bekannte Grammatik die dieses in neuerer Zeit so häufigen Gebrauchs des Conditionnel erwähnt, ist: Schmitz. Französische Grammatik. Zweite Auflage. Neue Bearbeitung. Berlin, 1867. Doch geht Schmitz wol zu weit, wenn er sagt, dass damit „die Behauptungen Anderer als unbegründete, unerwiesene, daher vielleicht unglaubwürdige angeführt werden." (S. 217).

die nicht zur Vollendung gekommen, folglich nicht in ihrer vollen Geltung verwirklicht worden sind, deren Ergebniss also entweder als zweifelhaft oder geradezu als nicht wirklich erscheint. Hier trifft das Imparfait mit dem Conjunctiv zusammen, da dieser als Modus der Reflexion auch zum Ausdruck des Zweifelhaften und Nichtwirklichen bestimmt ist.

Berlin. Franz Scholle.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Germania. Vierteljahrschrift für deutsche Alterthumskunde. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. 13. Bd. Wien 1869.

Der 13. Band der ganzen Reihenfolge ist zugleich der 1. einer neuen Reihe. Nur das 1. Heft hat Pfeiffer selbst noch herausgegeben, das 2. hatte er schon vorbereitet, als ihn der Tod ereilte, dies und das letzte hat Wagner in Wien im Auftrage des Verlegers edirt. Die demnächst folgenden Bände hat Prof. Bartsch in Rostock sich entschlossen herauszugeben. Nach demselben Prinzip, wie früher, soll strenge wissenschaftliche Unparteilichkeit in ihr herrschen, so dass auch entgegenstehende Ansichten in ihr neben einander Platz finden werden.

Das Gebiet, welches die Germania bearbeitet, wird dasselbe bleiben: alle Zweige des germanischen Stammes, ihre Sprache und Literatur, ihre Mythologie und Alterthümer, ihr Recht und ihre Sitte, ihre Beziehungen zu den Literaturen der nichtgermanischen Völker sollen in ihr Vertretung finden; den Realien, die im Titel der Zeitschrift ausdrücklich hervorgehoben sind, wünscht Prof. Bartsch eine reichlichere Pflege, als ihnen bisher zu Theil geworden. Mit diesen empfehlenden Worten kündigt Bartsch die Uebernahme der Redaction an. Ob diese Empfehlung so nachhaltig wirksam sein wird, dass nicht die unterdess in einem gewissen Gegensatz zu ihr eröffnete Zeitschrift Zachers, des, ich möchte sagen, persönlichen Widersachers Pfeiffers neuesten Datums, welche ganz dieselbe Tendenz für sich beansprucht, ihr wesentlich Abbruch thun wird, muss die Zeit lehren.

Der Band zerfällt, wie die meisten früheren, in Abhandlungen, Kritik, Literatur überschrieben, und in Miscellen. —

Was die Abhandlungen betrifft, so sind dieselben in keinerlei Weise, wie es auch wohl die Natur eines solchen Redactionsgeschäftes mit sich bringt, nach bestimmten Rubriken oder Kategorien geordnet oder verzeichnet. Es folgen in bunter Reihe grössere oder kleinere Aufsätze aus den heterogensten, nach Zeit und Raum entlegensten Gebieten der ganzen germanischen Philologie. Demnach werde ich, um den Bericht conform und übersichtlicher und dadurch geniessbarer zu machen, das Zusammengehörige zusammenstellen, so gut es sich eben fügen will.

Von den Abhandlungen gehören der ältesten Zeit, also dem gothischen Sprachgebiet, der Runenschrift, der angelsächsischen, altnordischen oder isländischen Literatur folgende an.

1. Vulfila und der Codex Sinaiticus von Ernst Bernhardt. (S. 37—39.) Unter Hinweisung auf eine frühere Abhandlung des Verfassers: Kritische Untersuchungen über die gothische Bibelübersetzung, 1864 — wird durch

einige Stellen zu beweisen gesucht, dass dem gothischen Text, wo er von dem gewöhnlichen griech. Text abweicht, oft ältere handschriftliche Lesarten zu Grunde liegen.

2. Ueber isländische Apokrypha von Konrad Maurer. (S. 59—76.) Die auch in andern Literaturen hinlänglich bekannte Thatsache, dass volksthümliche Stoffe aufgefunden oder erfunden und älteren Sagen oder sagenhaften Begebenheiten an- und eingereiht werden, findet sich auch im Isländischen vor. „Gar mancher isländische Sammler, und zwar bäuerlichen sowohl als gelehrten Standes, ist eben zugleich selbst Schriftsteller, wenn auch die Bekanntschaft mit seinen Erzeugnissen vielleicht nicht über den engsten Kreis seiner Freunde und Nachbarn hinausreicht; von solchen Männern wird dann aber die Grenze zwischen der eigenen Production und der schlichten Mittheilung der überkommenen Ueberlieferungen zumeist nicht mit der wünschenswerthen Schärfe festgehalten u. s. w". Diese etwas weitschweifige aber wenigstens deutliche Darstellung der Sache geht der nicht uninteressanten und für Kenner der Isländischen Literatur ohne Zweifel wichtigen Abhandlung über solche Isländische Sagenbildung, um nicht zu Sagen Sagenfabrication vorauf. Später S. 284 folgt ein kurzer Nachtrag zu derselben.

3. Franz Dietrich, unbestritten der bedeutendste der jetzt lebenden Runenkenner, erklärt (S. 77—91) ein von Prof. Reifferscheid in Bonn aufgefundenes westphälisches Runenalphabet. Ausser einigen Eigennamen bieten die Normen der Buchstaben manches Interessante; sie gehören fast alle dem Altsächsischen an und bezeichen meistens Gegenstände der Natur z. B. alma (Ulme), bina (Biene), calda (Klee), emera (Dinkel) u. s. w.

4. Germanische Alterthümer im Beovulf von Artur Köhler. (S. 129—158.) Seitdem das Angelsächsische in neuerer Zeit von mehreren Männern vielseitiger u. gründlicher erforscht ist, ist eine umfassendere Darstellung der Alterthümer im Beovulf, in der Weise, wie dies schon vor Jahren Vilmar für dem Heliand geleistet hat, ganz zeitgemäss; um so mehr, als das Gedicht sowohl von Seiten des mythologischen als auch dichterischen Gehalts alle Aufmerksamkeit verdient und uns Zustände und Verhältnisse nordgermanischer Völker aus dem 8. Jhdt., unverfälschte, altheimische Sitten und Anschauungen, ja trotz der geflissentlich aufgetragenen christlichen Uebertünchung noch recht viel Altheidnisches vorführt. Der Verf. behandelt 1. die religiöse Anschauung, dann 2. Stände, Königthum und Gefolgschaft, endlich 3. unter der Ueberschrift internationale Verhältnisse: Blutrache, Krieg und Friedensverhältnisse. Ueber das gesellige Leben verweist er auf Bouterwek und über Leichenbestattung auf J. Grimm. —

5. Oddruns Klage, übersetzt und erklärt von Wilh. Jordan. (S. 257—270.) Da die Edda immer noch in vieler Hinsicht unerschlossene Räthsel bietet, ist es sehr erfreulich, dass in der neuesten Zeit mehrere Gelehrte bemüht sind, nicht bloss durch Ausgaben und gelehrte sprachliche Arbeiten, sondern auch durch Uebersetzung und Besprechung des Inhalts das Verständniss zu fördern und das Interesse für das Studium derselben in weitern Kreisen zu beleben. Es erinnert diese Abhandlung ganz an die Art und Weise, wie Herr Dr. Werner Hahn schon mehrmals einzelne Stücke vorgelegt und verständlich zu machen gesucht hat.

6. Die Turiner Blätter des Ulfilas von Massmann. (S. 211—284.) Prof. Massmann benutzte den unfreiwilligen Aufenthalt in Italien im Winter 186⁷/₈ auch dazu, über die neuesten durch Dr. Reifferscheid in Rom und Turin gemachten Fünde sich selbst hinsichtlich des Gothischen zu orientiren. Er beschreibt seine Arbeit, verbindet damit interessante Notizen über das Schicksal der gothischen Schrift in Italien in älterer wie in neuester Zeit, bespricht die sehr verbrauchten und abgeriebenen 4 Blätter, von denen er „Tage lang blinder oder geblendeter wegging," bis es ihm endlich doch gelang ein besseres Resultat zu gewinnen, als vor langer Zeit von der Gabelentz, wenn auch der Gewinn nicht ein allzugrosser war. Ein Abdruck

des Textes theilt genau nach Beschaffenheit der Handschrift das Lesbare oder noch kaum Durchschimmernde so wie Ergänzung des gar nicht mehr Lesbaren mit.

7. Ueber das gothische Medium. Nach einem Vortrage in der nordischen Section des philologischen Studentenvereins in Upsala von Wilhelm Uppström. (S. 173—178.)

Anknüpfend an die Untersuchungen seines vor Kurzem verstorbenen Vaters und die Ansichten Grimms, Bopps, Loebe's und von der Gabelentz berücksichtigend kommt er schliesslich zu dem Resultat: „Das Medium ist aus der gothischen Grammatik zu streichen" und empfiehlt, die Sache nochmals der Erwägung und Entscheidung der Gelehrten.

So viel, man darf wohl sagen, Wichtiges oder Interessantes der ältesten Zeit.

Die Mittheilungen über Gegenstände der mittleren und neueren Zeit sind mannigfaltiger und zahlreicher, aber auch meistens kürzer und oft nur notizartig. Ich sehe mich dadurch veranlasst, meistens ganz kurz die verschiedenen Materien zu berühren und nur die grösseren Aufsätze mit einigen Bemerkungen zu begleiten. Prof. Karl Bartsch beginnt (S. 1—31) den Band mit einem Aufsatze über zwei neue Bruchstücke von Wolframs Titurel. — Schon Lachmann hielt Einiges von diesen Strophen für echt und Bartsch versucht wegen der hohen dichterischen Schönheit und Vollendung den Nachweis der Echtheit, indem er der Art und Weise näher nachgeht, wie d e r Umdichter oder d i e Umdichter mit dem älteren Gedicht umgegangen sind. Nachdem er dies mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln versucht hat, schliesst er die Untersuchung mit Mittheilung des Textes und hofft, dass der überzeugende Nachweis, dass Wolfram doch noch mehr, als die beiden bekannten Bruchstücke gedichtet, dem jüngeren Titurel neue Aufmerksamkeit zuwenden werde.

2. Joseph Strobl bespricht S. 188—193 Hartmanns Gregorius und seine Quelle und sucht zu beweisen, dass sich Hartmann ziemlich genau an die Anordnung und hie und da sogar an die Worte einer Französischen Dichtung anschliesst; und doch kann der Text, wie er bei Luzarcht steht, nicht die Vorlage Hartmanns gewesen sein. Er glaubt, Jac. Grimm habe Recht, der das Lateinische für die Quelle Hartmanns hält, nur sieht er im Lat. bloss die mittelbare. Es gilt also hier noch vollkommen das alte: sub judice lis est. —

3. Zu den Handschriften des Nibelungenliedes giebt Karl Bartsch (S. 195—201) eine Besprechung über zwei Bruchstücke und Mittheilung derselben unter besonderer Berücksichtigung der Ausgabe Zarncke's. Nicht bloss der Textkritik, sondern auch der Lexicographie und Grammatik gehören folgende Aufsätze an.

1. Ueber den relativen Gebrauch des deutschen u n d mit Vergleichung verwandter Spracherscheinungen von L. Tobler (S. 91—104): interessant und belehrend.

2. Zu Reineke Vos von Karl Schiller. (S. 160.)

3. Die Endung e r und die Partikel o d e r bei unbestimmten Zahlangaben von Friedr. Latendorf. (S. 202—207.)

4. Zu Heinrich von Mogelin von K. J. Schröer. (S. 214.)

5. Zalmolxis von demselben. (S. 214.)

6. X für U. von I. M. Wagner. (S. 270.)

7. Vergleiche bei mittelhochdeutschen Dichtern von J. Zingerle. (S. 294—301.) Eine reiche und hübsche Zusammenstellung von Vergleichen, welche die Schönheit bezeichnen sollen; Zingerle drückt dies durch die kurze Ueberschrift „schön, wie" . . . . . aus.

8. Zu den Ostfriesischen Kosenamen von L. Ruprecht. (S. 301—311.) An Starks Abhandlung über die Kosenamen der Germanen, die Herr Ruprecht eine epochemachende nennt, bespricht er eine Menge dahin einschlagender Erscheinungen, Manches ergänzend.

9. Unsälde von J. M. Wagner. Mittheilung eines Meisterliedes von 3 Gesätzen oder Strophen. (S. 318.)

10. Zu Freidank von J. Zingerle. (S. 320.) Belegstelle des Namens Fridank aus dem 13. Jhdt.

Sachliche Abhandlungen, die in der Regel für die grössere Masse der nichtgermanistischen Philologen, so wie für Gebildete und Männer aller Facultäten oft das grösste Interesse haben, enthält der Band folgende.

1. Tell als Zauberschütze. Von E. L. Rochholz. (S. 39—59.)
2. Schwabenstreich. Von Benedix Greiff. (S. 76.)
3. Der Tod als Jäger. Von K. J. Schröer. (S. 104)
4. Der Leviathan am Angel. Von Reinhold Köhler. (S. 158—160.)
5. Die Todten von Lustnau. Von Felix Liebrecht. (S. 161—173.)
6. Segenssprüche. Von Reinhold Köhler. (S. 178—188.)
7. Aus einem Briefsteller von 1492. Von E. L. Rochholz. (S. 207—210).
8. Zu den agrarischen Bräuchen in der Schweiz. Von Alois Lütolf. (S. 210—212.)
9. Die kurzen Griffe der Bronzeschwerter. Von Theophil Rupp. (S. 285—294.)
10. Schweizersagen von der Weibertreue. Von E. L. Rochholz. (S. 311—318.)

Den zweiten allerdings kürzeren und mit kleineren Lettern gedruckten Theil der Germania bildet die Kritik neuerschienener Werke, Literatur überschrieben. In den beiden ersten Heften werden folgende Werke zum Theil sehr ausführlich besprochen.

Moritz Heyne: 1. Kleinere altniederdeutsche Denkmäler. 2. Altniederdeutsche Eigennamen. Von W. Crecelius. Ernst Windisch: Der Heliand und seine Quellen. Von K. Bartsch. Adolf Bacmeister: Alemannische Wanderungen. Von F. Stark. Ernst Schulze: Gothisches Wörterbuch. Von Ernst Bernhardt. Friedrich Zarncke: Das Nibelungenlied. Von Karl Bartsch. Dr. Julius Zupitza: Ueber Franz Pfeiffer's Versuch, den Kürenberger als den Dichter der Nibelungen zu erweisen. Von demselben.

Im 3. Hefte (S. 321—356) werden 629 Nummern der neuesten Erscheinungen der deutschen gelehrten Literatur und der stammverwandten Dialecte mit grosser Sorgfalt und Genauigkeit verzeichnet.

Die Miscellen enthalten als Fortsetzung zur Geschichte der Deutschen Philologie diesmal Briefe an Joseph Freiherrn von Lassberg, 1. von Benecke, 2. von Jacob Grimm. Ich darf wohl kaum die Bemerkung machen, welche Bedeutung diese Briefe haben, und wie diese, so wie die der vorigen Bände die wesentlichsten Aufschlüsse über das Leben der deutschen Philologie im 1. u. 2. Viertel unseres Jahrhunderts geben. Ausserdem bringen sie auf S. 250—256 einen kurzen Nekrolog Pfeiffer's von Karl Bartsch und das schon oben erwähnte Verzeichniss der literarischen Arbeiten Pfeiffer's von Wagner — beides ist auch in besonderen Abdrücken Einzelnen zugegangen —; 2. S. 127 eine Entgegnung von A. Lübben auf eine Recension von dessen Reineke de Vos und eine Antwort des Recensenten Strobl.

Nachträglich zu Vorstehendem folge in derselben Reihenfolge der Inhalt des 4. Heftes des 1. Bandes der neuen Reihe der Germania.

Altsächsische Glossen. Von Ferd. Deycks. S. 478. Nur 51 Wörter aus einer Werdener Handschrift des 10. Jhdts. —

Zwei altdeutsche Beichten. Von Franz Pfeiffer. (S. 385—392.) Der Text ist nach Massmanns und Reifferscheids Aufzeichnungen mitgetheilt mit Einleitungen von Wagner und Anmerkungen von Scherer. —

Ueber Friesische Kosenamen. Von Franz Stark. S. 392—399. Erwiederung auf Ruprechts oben angeführten Aufsatz Germania neue Reihe, 1. Bd. S. 301—310.

Der Fisch Celebrant. Von Reinhold Köhler. S. 399. Kurze aber wichtige Notizen über das Vorkommen dieses Namens.

Nachtrag zu Germania XI, S. 412. und XII, S. 104. Von W. Crecelius. S. 444. Mittheilung einer Stelle aus einem Briefe von Agrippa von Nettesheim über Arnold Buschmann.

Zum Nibelungenliede von Fr. Zarncke. S. 445—469. Zunächst gegen Bartsch's Recension in diesem Bande S. 216 gerichtete, etwas gereizte Polemik, die ausführlich viele Stellen bespricht und die Lesarten der Zarnckeschen Ausgabe vertheidigt. Am Schlusse vertheidigt Zarncke noch einmal eine schon früher ausführlich behandelte Stelle gegen Scherers Angriff. Dieser Besprechung folgt zuletzt noch eine kurze Abfertigung eines ungenannten Germanisten und Gödekes.

Aesopus in niederdeutschen Versen, von Hoffmann von Fallersleben. S. 469—478. Aus einer Papierhandschrift des 15. Jhdts, die 125 Erzählungen in niederdeutscher mit Hochdeutsch und Niederrheinisch gemischten Sprache enthält, werden einige mit einigen Anmerkungen versehen mitgetheilt.

Hieb und Wurf als Rechtssymbole in der Sage. Von Heinrich Zeissberg. S. 401—444. Diese interessante Untersuchung soll gegenüber Grimms Rechtsalterthümern und der Abhandlung: „Deutsche Grenzalterthümer“ zeigen, „wie jene Symbole ausser und vor den Rechtsdenkmälern bereits einer Zeit Gestalt und Farbe verliehen, die weit hinter jeder schriftlichen Aufzeichnung liegt. —“

An Recensionen bringt das Heft noch folgende über folgende Werke.

1. Wilhelm Scherer: Zur Geschichte der deutschen Sprache, rec. von L. Tobler.

2. Julius Zupitza. Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen, recensirt von I. Strobl.

3. Anton Peter: Zuckmantler Passionsspiel, rec. von D. M. Wagner.

4. Heinrich Reidt: Das geistliche Schauspiel des Mittelalters in Deutschland, von demselben.

Als Miscellen enthält das Heft zur Geschichte der deutschen Philologie Briefe an Jos. Freiherr von Lassberg von Wilhelm Grimm, Karl Lachmann, Joh. A. Schmeller, H. G. von Meusebach.

Berlin. Dr. Sachse.

So sprechen die Schwaben. Sprüchwörter, Redensarten, Reime gesammelt von Dr. Anton Birlinger. Berlin. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1868.

Der unermüdliche Fleiss des vor Kurzem von München nach Berlin und Bonn übergesiedelten Herausgebers dieses Büchleins hat die gelehrte und gebildete Welt mit einem Geschenk erfreut, welches zwar in unscheinbarer Form auftritt, aber in mehrfacher Beziehung von nicht unbedeutender Wichtigkeit ist. Die Sammlung beschränkt sich auf ein kleines Gebiet, Schwaben zwischen Iller und Lech und Würtemberg bis an den Oberrhein. Aber bei dem grossen Umfange der Gelehrsamkeit, bei dem grossen Sammelfleiss und der Geschicklichkeit, das Wesentliche und Beste auszuwählen, hat Birlinger eine recht hübsche Sammlung aufgespeichert, der nächstens eine zweite Lese nachfolgen soll.

Auch ohne die ausdrückliche Versicherung des Herrn Sammlers würden wir nach unserer Bekanntschaft mit seinen Studien anzunehmen geneigt sein,

dass er das Meiste aus dem reichen, immerfort sprudelnden Born des Volksthümlichen geschöpft habe. „Hab diese Ding den mehrern Theil gesehen und auch viel von frommen Leuten erfragt und erfahren“ sagt er mit Lyrer, Schluss der schwäbischen Chronik. Dass auch anderwärts in Deutschland dies und ähnliches zu Hause ist, „das hindert nicht, es hier als den Schwaben eigen zu geben: das Lied, Sage, Sitte, Sprüchwort sind Gemeingut aller Deutschen.“

Die ganze Sammlung umfasst 1191 grössere oder kleinere Sentenzen: Sätze, Sprüche und Reime, die unter die Rubriken Sprüchwörter, Bauernregeln, Lebensregeln, allerlei Hausreime vertheilt und alphabetisch aneinander gereiht sind. Um den frischen Thau nicht zu verwischen, wie Birlinger sagt, musste er oft die Mundart beibehalten, hat aber oft erläuternde Anmerkungen und am Schlusse des Büchelchens einige Seiten Worterklärungen beigefügt. Wenn er schriftlichen Werken älterer Zeit Einiges entnahm, so war es nur aus solchen Büchern, deren Verfasser aus jeder Zeile als Schwaben kenntlich waren, und er giebt dann jedes Mal diese Quellen an. Dass sich auch manchmal „ein übelriechendes Pflänzlein eingeschlichen hat,“ ist gewiss in der Ordnung: es gehört ja, wie Birlinger nicht erst entschuldigend zu sagen brauchte, zur Sache, wie die Giftpflanzen zu Feld und Wald.

Was nun die Form dieser volksthümlichen Sprüche, Sentenzen udgl. betrifft, so sind viele derselben begreiflicher Weise den anderswo bekannten ähnlich, oft ganz gleich. Nicht anders ist es mit dem ethischen Gehalt. Manche derselben geben allgemeine und allgemein anerkannte Gedanken, manche knüpften an locale Verhältnisse an. Natürlich wird dadurch das Verständniss erschwert, und es sind daher Anmerkungen und Wörterverzeichniss sehr angenehme Zugaben, ohne welche uns Norddeutschen Vieles ganz unverständlich bliebe. Ja es will mir scheinen, als ob des Guten noch zu wenig gegeben wäre, so dass man Anfangs oft rathlos ist, und erst näheres Eingehen und genauere Bekanntschaft mehr Licht und Verständniss giebt. In jedem Falle wünschte ich Herrn Birlinger so viel Musse, dass er bei der beabsichtigten Herausgabe eines 2. Heftchens ein vollständiges Wörterverzeichniss aller süddeutschen Wörter gebe. Das allein kann das Büchlein vollständig geniessbar machen, was bei seiner unläugbaren Wichtigkeit so sehr zu wünschen ist.

Berlin. Dr. Sachse.

Heitere Kinderwelt. Von Dr. Daniel Sanders. Mit 2 Musikbeilagen von Emilie Mayer. Neustrelitz. 8. (ohne Jahreszahl).

Der Name des Verfassers vorliegenden Büchleins ist durch seine umfangreichen ernsten Studien auf dem Gebiete der deutschen Lexicographie in hervorragender Weise rühmlichst bekannt. Um so mehr wird Jeder, der jene kolossalen Leistungen Sanders kennt, überrascht sein durch diese meistens der Natur und der Fabelwelt entlehnten heiteren Bilder, denen jedoch der ernste Hintergrund, der gediegene Inhalt nicht fehlt. Manches ist älteren Erzählungen, Volksliedern und dem Reinecke Fuchs entnommen. Ja diese dem älteren Thierepos nachgebildeten dramatischen Scenen sind vielleicht das Interessanteste des ganzen Büchleins und werden sicher von Jung und Alt mit wahrem Behagen gelesen werden. Leider fehlt der Schluss. Von den andern Gedichten ist das Lied: „Hei, fauler Lenz!“ wegen der tiefen Empfindung und reizenden Strophenbildung eins der schönsten. Ueberraschend durch Naivität und Frische ist auch „der Kuckuk und sein Küster.“ Auch das längere Gedicht von Frieder und Katherlieschen

spricht durch das natürliche Interesse, welches uns die gar zu unbefangene Ehefrau und der gutmüthige Frieder abgewinnen, gar sehr an. Manches erinnert an Rudolf Loewenstein, z. B. die Vogelhochzeit von Sanders an die Käferhochzeit Loewensteins. Einige Gedichte haben einen lehrhaften Ton, wie „Das Dorf“ und das in mecklenburgischem Plattdeutsch hexametrisch gedichtete: „De Ul unn de Krei.“ Ganz der Kinderphantasie angehörig ist der „Schwank von der verkehrten Welt“ und das kettenliederartige: „Vom Würstchen und Mäuschen.“

Die ganze Sammlung enthält so einen wahren Schatz an Unterhaltung und Belehrung von den ersten, einfachsten Elementen kindlicher und kindischer Anschauung bis zu dem höheren Ton ernster Lehre und Lebensklugheit, die sich parabolisch oder in Fabeln ausspricht.

Zur besondern Zierde gereichen dem Buche die Musikbeilagen, Compositionen der Lieder: „Hei fauler Lenz“ und „Das Grab der Nachtigal“ von Emilie Mayer.

Mit dem besten Dank für die schöne Gabe sei somit das Buch Allen, denen eine heitere und doch gediegene Lectüre Freude macht, bestens empfohlen. Zu bemerken aber darf ich nicht unterlassen, dass sowohl Gedichte als Compositionen auch zum Vortrage in Schulen sich vorzüglich eignen.

Berlin. Dr. Sachse.

Einführung in das Studium des mittelhochdeutschen. Zum Selbstunterricht für jeden gebildeten. Von Dr. Julius Zupitza. Oppeln. A. Reisewitz 1868. 8. S. XIV und 106.

Der Verfasser behandelt in dem vorliegenden Werke die 42 Strophen des Nibelungenliedes, welche in der Lachmann'schen Ausgabe Nro. 325 bis 443 als ächt bezeichnet sind, indem er den einzelnen Worten des Liedes folgend, von jedem eine genaue grammatische Analyse giebt und auch nicht unterlässt, das was zum Verständniss der Metrik des Liedes und der Realien nöthig ist, beizubringen. Da nun die in Bezug kommenden grammatischen Regeln überall vollständig angeführt werden, so werden in dieser Weise so ziemlich alle Hauptregeln der mittelhochdeutschen Grammatik vorgeführt, und wer an der Hand des Verfassers seinem Gange nachfolgt und die in klarer und leicht fasslicher Form gegebenen Regeln sich eingeprägt hat, der wird sich in der That hinlänglich vorbereitet finden, um zu einem strengeren Studium mittelhochdeutscher Werke befähigt zu sein; ja man kann behaupten: es wird in ihm nun erst recht die Lust erwachen, die so erworbenen Kenntnisse zu vervollständigen und das Erlernte weiter zu verwerthen. Wir können daher den Gedanken des Verfassers, die längst bekannte Jaquetot-Hamiltonsche Methode auf das Mittelhochdeutsche anzuwenden, als einen guten und durchaus praktischen bezeichnen, und zwar ist er es grade für das hier behandelte Sprachgebiet in ganz eigner Weise. Die grosse Mehrzahl derer, die gern sich mit der mittelhochdeutschen Literatur näher beschäftigen würden, scheut sich meist zu diesem Zwecke einen regelrechten Gang durch eine ausführliche Grammatik, wie die Hahn-Pfeiffersche ist, durchzumachen oder gar das hierhergehörige aus der Grimm'schen Grammatik sich aufzusuchen; grade dass die Sprache uns so nahe steht und dass der Inhalt mehr interessirt als die Sprachform, ist für solche ein Hinderniss des Studiums der Sprache selbst. Von der anderen Seite aber fühlt sich ein solcher Leser auch der mit Noten versehenen Pfeiffer'schen Ausgaben doch nie recht befriedigt, wenn er ohne eingehende eigene Kenntniss der Sprachformen sich lediglich den Einzelbemerkungen, die den Text in diesen

Ausgaben begleiten, überlassen muss. Freilich ganz ohne geistige Arbeit wird er es auch auf dem von unserm Verfasser gezeigten Wege nicht zu einem selbstständigen Genuss der mittelhochdeutschen Klassiker bringen, aber leichter und in der That interessanter kann das Studium derselben nicht gemacht werden, als es hier geschehen ist. Das Buch leistet vollkommen, was der Titel verspricht, und das ist die beste Empfehlung desselben.

M.

Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter von Ignaz W. Zingerle. Wien 1868. Aus dem Oktoberheft des Jahrganges 1867 der Sitzungsberichte der philosophisch-histor. Classe der kaiserl. Academie der W. besonders abgedruckt. (Bd. LVII. S. 119)

Wer kennt nicht seit einer Reihe von Jahren die kleinen Abhandlungen Zingerle's auf dem Gebiete deutscher Sprache, Literatur- und besonders auch Culturgeschichte? Kaum beschenkte uns der fleissige, staunenswerth emsige Forscher und Sammler mit den Sprüchwörtern des deutschen Mittelalters, und schon haben wir auch das Kinderspiel in der Hand. Es ist eine dankenswerthe Gabe, ein guter Baustein, mit Hilfe dessen sich doch in nicht gar zu langer Zeit ein grösseres umfassenderes Gebäude anlegen liesse. Mit Rochholz's und Zingerle's Arbeiten ist eine Schuld theilweise abgetragen, die wir Deutsche längst auf uns liegen hatten. Wie in der That vom Spätern so oft auf das Frühere geschlossen werden muss, so auch hier. Hat Rochholz die Literatur vom 15.—17. Jahrhd. für sein alemannisches Kinderspiel und Kinderlied ganz vorzüglich durchgearbeitet, so fing Zingerle etwas früher im eigentlichen Mittelalter zu sammeln an und Beide ergänzen sich so schön, wie man aus Zingerle's Schriftchen ersieht.—

„Die Kindheit, fängt Z. an, ist die goldene Zeit der harmlosen Freude, des fröhlichen Spieles. — Dem ernsten schwierigen Ringen u. Streben des Mannes wird das tändelnde leichte Spielen des Kindes gegenübergestellt u. s. w.“ Dass man die Kinderspiele nicht früh aufzeichnete, kommt einfach daher, weil man solche alltägliche Hantierung wol zur Ergetzung trieb, aber fern davon war zu glauben, es rentiere sich deren Aufzeichnung; ganz ebenso ist es noch heute: das Volk liebt seine Sitten und Sagen, aber wenn sie einer sammelt und herausgibt, darüber schüttelt es den Kopf, es ist ihm gleichsam zu dumm; es kommt ihm unwohl vor, wenn man den Spiegel vorhält.

Zingerle macht auf das sehr natürliche alte Spielzeug der Kinder, auf das dargereichte Obst aufmerksam; führt auch das Jesuskind mit dem Apfel auf alten Bildern an. Das hat nun doch wol noch etwas Symbolisches: Der Apfel im Paradiese, durch den das Gift kam, soll seines Giftes beraubt werden, durch das Jesuskind!

Dass im Kinderleben der uralte germanische Zug des Zusammenseins mit den Thieren sich am längsten erhalten, ist gewiss; daher die Kinder im Spiele mit Hündchen, Vögeln, besonders den gelehrigen Staaren, Sittichen. Auch giftige, wilde Thiere schaden dem Kinde nicht: man findet den Wolf, die Schlange, welche ja Milch schlappte und dem Mägdlein bei Leibe nichts zu Leide that Beliebtes Spielzeug war wie heute für den Knaben das Pferd und für das Mädchen die Docke, linksrheinisch oft schlechthin Babili genannt. Wolfram v. Eschenbach erwähnt bekanntlich der Docken am häufigsten. Dass die Docken immer hübsch und fein gewesen sein müssen, erhellt aus den Redensarten: schön wie Dock!

Das Häuser- und Kirchenbauen aus Lehm u. s. w. ist ebenfalls eine alte Geschichte; bekannt ist die Anekdote, wie der Pfarrer vorüberging und der Buben kleine Kirche ansah: Altardiener, Messner: Alles da, aber kein Geistlicher. Auf die Frage, wo der sei, erhielt er die Antwort: der Lehm sei ausgegangen, sonst hätten sie ihn noch gemacht.

Eine allgemeine alte Kindersitte ist das Steinchen werfen auf dem glatten Wasserspiegel hin, das schon am Ende des vorigen Jahrhunderts wegen der Ausdrücke einzelne Gelehrte interessirte; hat sogar das Stuttg. Morgenblatt a. 1817 Notiz davon genommen. Das Fischartische blätteln ist noch heute alem.; schwäbisch flötzeln, Teufelen werfen.

Für das Kinderspiel im Mittelalter hat der Tristan Cod. palat. 346 f. 4 eine schlagende 20 Zeilen umfassende Stelle.

(ouch liez er in spilen darob
mit andern Kindern genuog u. s. w.)

Ueber das alem. noch erhaltene schimpfen (und spilen) = spielen hätte auch mehreres gesagt werden können.

Berlin. A. Birlinger.

Lessing's Laokoon. Für den weiteren Kreis der Gebildeten bearbeitet u. erläutert von Dr. W. Cosack, Oberlehrer an der Realschule zu St. Petri in Danzig. Berlin 1869. Haude- u. Spenersche Buchhandlung.

Ueber die Art u. Weise der Bearbeitung spricht sich der Herausgeber in der Vorrede folgendermassen aus: „Ich habe die gelehrten Anmerkungen u. Exkurse zum allergrössten Theil weggelassen, weil sie eben für die Hauptsache unwesentlich sind, u. weil Lessing selbst sagt, dass diese kleinen Ausschweifungen über verschiedene Punkte der alten Kunstgeschichte weniger zu seiner Absicht beitragen u. nur dastehen, weil er ihnen niemals einen bessern Platz zu geben hoffen konnte. Ich habe ferner alle in fremden Sprachen angeführte Citate, Dichtungen etc. in deutscher Uebersetzung wiedergegeben. — Ich habe versucht, die Schwierigkeiten, welche sich der Lectüre des Laokoon in der Schule entgegenstellen, wegzuräumen, u. Lehrern u. Lernenden alle nur möglichen Aufschlüsse zu geben, ohne doch im Geringsten der selbständigen Auffassung des Stoffes vorzugreifen.“ —

Die Herausgabe des Laokoon in dieser Gestalt ist ein sehr zeitgemässes Unternehmen. Ebenso sind die Grundsätze, welche den Herausgeber geleitet haben, durchaus richtig. Das Verdienst Lessing's, welches zu allen Zeiten wirksam gewesen ist u. ferner wirksam sein wird, liegt in der richtigen u. nachhaltigen Erweckung des Kunstsinnes u. der Kritik. Jeder Gebildete, insbesondere jeder Künstler u. jeder Kunstfreund, muss durch die aufmerksame Lectüre Lessing's sein Urtheil u. seinen Geschmack bilden u. läutern. Das blosse Vernünfteln über aesthetische Gegenstände aus allgemeinen Begriffen führt zu Grillen od. zu seichter Phrasenmacherei. Die Lectüre des Lessing bewahrt vor einer solchen falschen Richtung. Denn was sonst bei Lessing als ein Mangel angesehen werden könnte, ist für den Zweck der Geschmacks- u. Urtheilsbildung gerade ein Vorzug; wir meinen den Umstand, dass Lessing kein doctrinäres System der Aesthetik aufgestellt hat, da seine ernste Freude an der Untersuchng u. die tiefe Verehrung der Wahrheit ihn zu einem Abschlusse ungeneigt machten.* Statt allgemeine fertige und oft

* S. Geschichte der Aesthetik in Deutschland von Hermann Lotze (München 1868), S. 24.

unerwiesene Urtheile und Lehrsätze zu geben, wie es die meisten Lehrbücher der Aesthetik thun, bietet Lessing eine grosse Mannigfaltigkeit der interessantesten Einzelergebnisse, und er regt uns dadurch zum selbständigen Nachdenken an, dass er uns einzelne Beispiele vorführt, die er in der scharfsinnigsten und prächtigsten Weise zergliedert, und an denen er seine aesthetischen Lehren entstehen lässt und zur klaren Anschaunng bringt. Daher eignet sich der Laokoon auch ganz besonders zur Lectüre auf Schulen. Soll aber eine solche Lectüre in der Schule von rechtem Nutzen sein, so ist es nothwendig, dass die Schüler sich auf die Klassenlectüre vorbereiten, damit sie durch den fragenden und erläuternden Unterricht des Lehrers genügend und durchgängig gefördert werden.* Dazu bietet die vorliegende Bearbeitung das geeignetste Hilfsmittel. Aesthetische Raisonnements sind mit Recht vermieden; es ist nur Alles das erklärt, was wirklich einer Erklärung bedarf. Die Ausgabe ist daher mit Recht Lehrern und Schülern zu empfehlen.

Dr. R. Sonnenburg.

Lateinisch-Deutsches Vocabular, sachlich und etymologisch geordnet von Beck mit Gegenüberstellung der betreffenden französischen und englischen Umbildungen von Benecke, 167 pp., besonders für Real- und höhere Bürgerschulen. Berlin bei Stubenrauch 1868.

Die Zahl der sachlich geordneten Vokabularien auch für die neueren Sprachen mehrt sich zusehends. Dem Muster des Ploetz'schen Vocabulaire Systématique ist ein englisches und jüngst ein italienisches von v. Reinhardtstöttner nachgebildet worden, über welches letztere wir uns hier noch ausführlicher auszusprechen hoffen. Eine Sammlung für dieselbe Sprache von Schlickum war vorhergegangen. Es ist bekannt, dass die Arbeiter auf diesem Felde Ahnen haben. Aus dem griechischen Alterthume bleibt uns das schätzbare, dem schlechten Kaiser Kommodus gewidmete, sachlich geordnete Vokabular — Onomastikon — des Pollux. Der Zweck, den dasselbe verfolgt, ist vielfach noch heut durch solche Arbeiten zu erstreben oder zu fördern. Wo eine Sprache dem Verfall entgegengeht, sucht man die klassische Ausdrucksweise der besseren Zeit festzuhalten, indem man die gebräuchlichsten und bezeichnendsten Wörter und Redewendungen zusammenstellt, ausserhalb derer dann für den Puristen bald kein Heil mehr ist. Dahin gehört das Werk des Pollux. Aber auch da, wo eine Sprache in Dialekten, ohne festen Mittelpunkt, reich emporwuchert, wird diese Thätigkeit nützlich eingreifen, um theils aus dem Sprachgebrauch des Volkes und der Gebildeten, theils aus dem der Autoren das Beste in Form und Gehalt festzustellen und ihm Allgemeingültigkeit zu verschaffen. In dieser Lage befindet sich noch heut das Italienische, dahin gehören die trefflichen Arbeiten des Cavaliere Casetta und Anderer. Ist doch das Lexikon der Französischen Akademie ursprünglich in ähnlicher Absicht geschaffen.

Wir werden sehen, dass in dieser Beziehung auch über die vorliegende Arbeit, welche scheinbar ganz andere Ziele verfolgt, einige Bemerkungen am Platze sind. Sie gehört ferner zu den ebenfalls immer zahlreicher werdenden Versuchen, den Unterricht in den neueren Sprachen lateinischen Ursprungs auf die wichtigste der Grundsprachen zu basiren. Wir sehen darin

---

* Vergl. Erziehungs- und Unterrichtslehre für Gymnasien und Realschulen von Dr. W. Schrader, Provinzialschulrath (Berlin 1868, G. Hempel), S. 458. Dies Werk kann den Lehrern, ältern, wie jüngeren, nicht dringend genug empfohlen werden.

ein entschieden günstiges Zeichen für die Tüchtigkeit der Arbeit auf diesem Felde und für den Werth, welchen man auf eine gründliche Erlernung dieser Sprachen zu legen beginnt. Das Buch, welches wir anzeigen, darf in jeder Hinsicht als ein geschickt und sorgfältig gearbeitetes bezeichnet werden.

Die neueren Sprachen, wir wollen sagen das Französische und vielfach auch das Englische, bieten demjenigen, welcher sie ohne Kenntniss des Lateinischen lernt — wie also durchgängig von unseren Schülerinnen gilt — eine eigenthümliche Schwierigkeit. Die relative Einfachheit und Durchsichtigkeit der deutschen Ableitung nämlich, welche dem Fremden das Erlernen der anfangs so schwer erscheinenden deutschen Sprache bald so mächtig erleichtert und ihm wenigstens für das Erkennen der Wörter so freundlich zu Hülfe kommt, ist hier verschwunden. Aus loi leitet eine Schülerin, welche einige französische Suffixa kennt, allenfalls loyal, niemals légal ab. Jedes Wort muss einzeln gelernt werden; zu einer übersichtlichen Gruppirung, die für das Gedächtniss so ausserordentlich hülfreich ist, kommt es nicht. Ein Freund, der nach tüchtigen Studien im Französischen, auch das Lateinische zu lernen begann, sagte mir, er freue sich bei jeder Vokabel, nun endlich zu erfahren, wohin denn eigentlich zahllose, bis dahin mechanisch eingeprägte, französische Wörter gehörten. Unsern jungen Damen wird diese Freude nicht zu theil. Es ist deshalb ausserordentlich dankenswerth, und von Benecke in diesem Archiv vielleicht nicht hinlänglich anerkannt, das Felix-Weisshaas sich der Abfassung eines, mit vollster Berechtigung etymologisch genannten, Wörterbuches im obigen Sinne unterzogen hat. Die Sache hat nämlich eine ausserordentlich wichtige Seite. So viel als nöthig ist, um einen französischen oder englischen Roman — die Lebensgeschichte irgend eines Gefühlsjokers oder gern verführten Quäkers — zu lesen, ist bald gelernt. Handelt es sich darum, von einem Buche wie das Buckle's oder des edlen Lecky Kenntniss zu nehmen, so findet sich, dass eine grosse Anzahl der Ausdrücke, die das höhere geistige Leben aller Sphären darstellen, dem Lateinischen entnommen und dem Leser unverständlich sind. Kommt ein solches Wort in der Lectüre vor und soll einmal nachgesprochen werden, so wird es oft sehr bedenklichen Metamorphosen unterzogen. Wollte man dies für Töchterschulen gelten lassen, so wird man doch wünschen müssen, dass junge Leute, welche aus der Prima einer Realschule abgehen, im Stande sind, obige Bücher oder einen Artikel aus der Revue des deux Mondes mit Verständniss zu lesen. Auf der Realschule kann gar nicht genug Lateinisch gelernt werden. Jedes lateinische Wort hat ein Fähnlein romanisch-englischer hinter sich.

Unsere Verfasser, die an Real- und Töchterschulen unterrichten, wissen das. Herr Beck sagt es, Herr Benecke weiss es. Ihre Vorreden weisen mit Recht auf die Erleichterung des Gedächtnisses durch Etymologie und Ideenverbindung hin. In der Vorrede des Verf. der lateinischen Abtheilung möchte aber die Bemerkung, dass die französische und engliche Sprache nicht, wie die deutsche, in ihrem älteren Stadium eigentlich die Erlernung einer ganz neuen Sprache nöthig machten, unrichtig sein und gegen Ende scheint in dem Satze, in welchem bellum ducere vorkommt, ein „nicht“ sehr sinnstörend durch den Drucker gespart worden zu sein.

Das Buch stellt nun in seiner ersten Abtheilung unter den Kategorien: „Mensch — Sinne — Seele u. s. w. — Familie — Kleidung — Haus — Stadt — Kunst — Krieg u. s. w. — Gericht — Religion — Natur u. s. w.“ die üblichen Wörter und die wichtigsten Redensarten, weiterhin nach den Endungen geordnete Adjektive und von p. 66 — p. 188 regelmässige und unregelmässige Verba auf der linken Colonne zusammen, der auf der rechten die französischen und englischen gegenüberstehen, insofern sie vollständig entsprechen, in Form und Bedeutung. In Klammern geschlossen sind Wörter, welche, etymologisch übereinstimmend, doch in der Bedeutung ersterer ab-

weichen. Hier ist auch manches Seltnere aufgenommen. Den Beschlus bilden erläuternde und ergänzende Bemerkungen, welche die Etymologie einzelner Wörter oder die Entwickelung etymologischer Grundsätze betreffen, von Benecke. Wir verfehlen nicht, auf den ausgezeichneten französisch-englischen Index hinzuweisen, der die Benutzung des Buches vielfach fördert und erleichtert. Die Franz. Aussprache ist in einzelnen, schwierigeren Fällen beigedruckt; bei fast allen englischen Wörtern ist Accent und Quantität der Tonsilben angegeben worden. Herr Benecke hat die besten etymologischen Arbeiten der Neuzeit nicht nur in der Vorrede genannt, sondern auch gründlich benutzt. Nur in Bezug auf einige etymologische Ausfahrten möchten wir ihn daran erinnern, dass „audaces Fortuna juvat" für die Etymologie am wenigsten wahr ist. Vielleicht hätte er unter den benutzten Schriftstellern Brachet mehr hervorheben sollen, welcher sich um ihn verdient gemacht hat.

Es ist nicht unseres Amtes, den lateinischen oder englischen Theil des Buches zu beurtheilen. Wenn sie aber, woran wir nicht zweifeln können, denselben Werth wie der franz. haben, so möchten wir solchen Realschulen, welche von Zeit zu Zeit einen Abiturienten entlassen, die Benutzung des Buches auf das dringendste sowohl für den Lehrer als besonders für die Schüler empfehlen. Es sei uns aber gestattet, unsern Pflichten als Kritiker ganz gerecht zu werden.

Mit Bezug auf den im Anfang von uns angedeuteten Ursprung der sachlichen Vokabularien möchten wir darauf hinweisen, dass, wenn auch lexikalische Seltenheiten hier aus vielen vortrefflichen Gründen nothwendig ihre Stelle finden, doch in Hinsicht auf den praktischen Gebrauch die sorgfältigste Sichtung zwischen dem Gebräuchlichen und Veralteten, dem Eleganten und ganz Familiären eintreten muss. Da wir dem Buche eine zweite Auflage wünschen und auch vorauszusagen uns getrauen, so wird der Verf. des modernen Theiles — wir wissen, dass „Präcision" die Devise seiner Arbeiten und seines Unterrichts ist und wünschten in dieser letzteren Beziehung von ihm dankbar gelernt zu haben — einige dahin gehende Bemerkungen gewiss nicht zurückweisen. Bei dexter Bem. 2 hätte statt deveralteten fr. Formen à la dextre u. s. w. das viel wichtigere und in der Poesie noch sehr lebendige destrier erwähnt werden sollen; doch steht es auch nicht in Schelers kürzerem Wörterbuche, aber was schadet das? Zu victus hätte victuailles genannt werden können. Die Poesie, aus welcher Bem. 1. „le chef couronné de laurier" genommen ist, existirt in Frankreich kaum noch; wohl aber ist „chef" in der Bedeutung „Hauptpunkt — Hinsicht" ein oft gebrauchter und wichtiger Terminus. p. 69 Anm. hätte zu den „erreurs d'Ulysse" der „Juif errant" gepasst. „Prendre une ville d'emblée ist an und für sich richtig; die moderne Sprache gebraucht aber den Ausdruck d'emblée nach unserer Kenntniss nur noch bildlich. p. 77 Anm. scheint uns „appliquer une comparasion" so ohne Weiteres schwer zu verwerthen. p. 94 schützt die Hinzufügung von familiär und veraltet zu: cela ne vous duit-il pas" nicht hinlänglich vor dem Gebrauch dieser wenigstens von uns nie gelesenen Redensart. „Il ne sait à qui colloquer sa fille" ist darauf berechnet, schallendes Gelächter zu erregen — in einem Schulbuche sollte doch nur stehen, was vom Schüler mündlich oder schriftlich wirklich einmal angewendet werden kann. Viel eher könnte bei exclamare das jetzt oft genug gebrauchte s'exclamer stehen, obgleich ich es nicht schreiben möchte. Das Wort „le ris" hat seine Rolle so ziemlich ausgespielt. „Le rapt" hat wohl im Fr. nicht die allgemeine Bedeutung des lateinischen raptus, sondern die speciellere, technische der „gewaltsamen Entführung," wenn das „Technik" genannt werden kann. Das Verbum „conseiller" ist vielleicht als selbstverständlich übergangen oder p. 28, 29. 89 uns entgangen. Bei altus war auch der jetzt sehr gebräuchliche geographische Ausdruck „altitude" zu geben. Zu condere verbergen passt das englische recondite.

Bei demander hätten die Formen und Bedeutung von demandeur — demanderesse nicht geschadet. Das fr. Wort détracter im Sinne von „herabsetzen“ würde z. B. einfach als détracter qn. nicht anzuwenden sein. Frugifère kann nicht ein Neologismus genannt werden, sondern ist, wie zahlreiche Wörter derselben Zusammensetzung, als ein unentbehrlicher wissenschaftlicher Terminus zu bezeichnen. Warum steht bei natif nicht der hübsche volksthümliche Pleonasmus „né natif de . .“ vielleicht — cela ne vous duit-il pas? „effigie“ ist komisch, gezwungen, besser aber ein Terminus des Münzwesens. Unter den lateinischen Eigenschaftswörtern scheint surdus zu fehlen, daher fehlt auch — wenigstens im Index — sourd, und doch war es nicht unwichtig, auf die Infirmität der armen fr. Sprache hinzuweisen, welche das Substantivum surdité bilden muss. Bevorzugt ist caecus — aber warum steht nicht cécité dabei, während doch der Schüler mit aveuglement etwas ganz Anderes sagen würde. Avaricious ist jedenfals englisch, aber auch die Fr. haben avaricieux. charité hätten wir nicht mit Christenliebe übersetzt — sollten die barmherzigen Samariter wirklich unter uns verschwunden sein? Doch dies ist, wie Jedermann leicht einsieht, eine boutade — ein Wort, welches ich im Index nicht gefunden habe.

Ich bekenne, dass ich mit meinen Randbemerkungen noch nicht zu Ende bin. Wenn mir die Verf. für meine mitternächtliche Arbeit Dank wissen, setze ich dieselben noch ein wenig fort. Wir würden also noch einmal die äusserste Sichtung empfohlen haben. Und sollte es sich nicht lohnen, hier und da auch für ein Wort z. B. wie gallus das entsprechende fr. oder englische hinzuzufügen, besser vielleicht bei seltneren, weniger in Frankreich politisch und schriftstellerisch bekannten Wörtern? Doch das mag nicht im Zweck der Verf. gelegen haben, so sei es denn. Aber wie einige der oben angeführten Beispiele beweisen, der latinisirende Wörterrvorrath des Fr. — die mots savants — müsste entschieden vermehrt werden und könnte die Stelle veralteter oder seltener Wörter einnehmen.

Was den wissenschaftlichen Theil der Arbeit betrifft, so finden wir die hinzugefügten Bemerkungen allerdings richtig, schätzbar und anregend. Aber wer dieselben wie wir, aufmerksam durchgelesen hat, wird durch diese Lektüre selbst darauf geführt werden, dass es besser wäre, an ihrer Stelle einige systematische Grundlegungen zur Etymologie zu haben. Denn überall finden sich die Ansätze dazu. Da ist ein zu kurzes Kapitel über Assimilation, eine Erscheinung, welche vielleicht als die wichtigste Quelle glücklicher Etymologien anzusehen ist. Nr. 1. 3. 4. 7. 14. 17. 25. 27. 28. 50. 63 u. a. m. beziehen sich auf die in allen abgeleiteten Sprachen so zahlreichen Doppelformen — doublets nennt sie Brachet —, warum ist das nicht zusammengefasst? Vor Allem aber braucht man das Wort „Partizipial-Substantiv“ nur zu nennen, um auf die wesentliche Förderung des jugendlichen Verständnisses hinzuweisen, wenn ihm dieser Begriff klar gemacht würde. Noch bedeutender ist dafür die Ableitung neuer Verben aus dem Supinum oder Partic. Perf., die auf jeder Seite vorkommt und die in äusserst lehrreicher Weise zusammengestellt werden könnten. Zwanzig Seiten würden genügen, um einen Einblick in die Wortbildung der fr. Sprache zu gewähren. Endlich wollen wir offen gestehen, dass wir Bemerkungen, wie die zu vrai — „setzt eine Form veracus“ voraus lieber verschwinden sähen. So ohne Zusammenhang klärt sie den Schüler nicht auf und bleibt dem der Sprachgeschichte ferner stehenden Lehrer ein Geheimniss. Vielleicht bereichert sie auch den Wörterschatz des Ersteren zu seinem Unheil. In einem Schulbuche muss nichts stehen, was nicht bis auf einen gewissen Grad aus demselben erklärt werden kann oder man gehe einfach darüber weg. Diese vorausgesetzten Formen gehören in diejenigen Tiefen, wo Schiller's Taucher den „stachlichten Rochen, den Klippenfisch u. a. m.“ sah.

Es giebt eine sehr beliebte Redensart: „Ich trage meinen Lohn in mir selbst.“ Die Verf., glaube ich, haben dies schreckliche Schicksal nicht zu

fürchten. Dankbar werden ihnen alle diejenigen Lehrer sein, welche ihren Schülern nicht bloss die Kenntniss zusammengewehter Wörteratome überliefern wollen; dankbar werden ihnen auch die Schüler sein, denen die Arbeit und der Erfolg des Auswendiglernens so wesentlich gefördert wird; dankbar müssen ihnen nicht nur die Realschulen sein für die gute Meinung, welche die Verf. von ihnen haben, sondern auch die Gymnasien und zwar aus demselben Grunde. Dankbar ist ihnen endlich der Verf. dieser Anzeige, welcher gern bekennt, von ihnen gelernt zu haben und der ihr Buch hier und in seinem Kreise aus aufrichtiger Ueberzeugung von seiner Trefflichkeit empfohlen hat. Er empfiehlt sich schliesslich ihnen — auf Wiedersehn.

Berlin. Goldbeck.

Programmenschau.

Zum deutschen Unterricht. Von Oberlehrer Franz Serno. Programm des Gymnasiums zu Landsberg a. d. W., 1868.

Eine wunderliche Programmabhandlung. Was verspricht nicht alles der Titel? Der junge Lehrer greift begierig nach der Schrift, in der Hoffnung, etwas daraus für den Unterricht zu lernen; er sieht sich vollständig getäuscht, er findet — kurz gesagt eine Predigt. Zwei Punkte bespricht der Verfasser, zuerst die Stellung des deutschen Unterrichts zum Unterrichte überhaupt, womit er nach einer Fülle der üppigsten Phrasen zu dem Resultate gelangt, dass es gut sei, wenn der Lehrer die Fragen recht bestimmt stelle und der Schüler in vollen Sätzen antworte. Der zweite Abschnitt: Stellung des Unterrichts im Deutschen zu den ethischen Unterrichtsfächern, d. h. Religion, Geschichte und Geographie, — ist womöglich noch phrasenreicher. Ueber die Stellung des deutschen Unterrichts zum Religionsunterrichte, — von den Gedanken, die man etwa erwartet, findet sich nichts, dagegen staunt der Leser, wenn er nach einer Reihe von Sätzen endlich zu folgenden Schlüssen gelangt: „So stellt sich der deutsche Unterricht mit der Unterscheidung von Glaubensverkündigung und lehrhafter Betrachtung des durch Christum gereinigten Gewissens auf den Boden der Union!" oder: „Gerade der Unterricht in der Muttersprache ist es, der von dem Schüler das Missverständniss fernhalten soll, dass das Christenthum nichts sei als eine wüste Gefühlsmengerei, nichts als ein leeres Hin- und Herreden ohne Folge." — Es ist seit langer Zeit dem Referenten nicht eine so merkwürdige Abhandlung auf dem Gebiete der Methodik des deutschen Unterrichts vorgekommen.

Die antike Tragödie in ihrem Verhältnisse zur modernen. Von Professor Dr. Hermann Kluge. Programm des Gymnasiums zu Altenburg, 1868. 35 S. 4.

Wir haben hier den durch Anmerkungen erweiterten Abdruck einer Vorlesung vor uns. Als solche ist diese Abhandlung ihrer Anlage und Darstellungsweise nach zu beurtheilen. Wir glauben wohl, dass die ausführliche Schilderung des griechischen Theatergebäudes u. A. dem Publicum der Vorlesung manches Neue geboten haben mag; zweckmässiger aber wäre es gewesen, wenn in diesen Nebendingen der Verfasser sich knapper gefasst und sein eigentliches Thema eingehender behandelt hätte. Für welche Leser eigent-

lich die Anmerkungen berechnet sind, ist nicht ersichtlich. Für die Wissenschaft bietet das Programm keine Ausbeute.

Ueber den Ursprung des Bramarbas. Von Oberlehrer Dr. Georg Büchmann. Programm der Friedrichs-Werderschen Gewerbeschule. Berlin, 1868.

Dem vielbelesenen Verfasser der „Geflügelten Worte" verdanken wir hier eine treffliche Untersuchung über das Wort Bramarbas, über das selbst J. Grimm nicht ins Klare gekommen ist. — Das Resultat ist: Bramarbas d. i. ein Prahlhans, ist eine Figur, welche einem satirischen Gedichte entlehnt ist, das unter dem Namen Philander v. d. Linde, der 1732 in Leipzig gestorbene Historiograph Professor Burkhard Menke in der „ausführlichen Unterredung von der deutschen Poesie und ihren unterschiedenen Arten," welche den „Vermischten Gedichten" angehängt ist (Leipzig 1710), mittheilt. In der Uebersetzung des Holbergschen Stückes Jakob von Tyboc durch Professor Detharding hat Gottsched, als er diese in seine „deutsche Schaubühne" aufnahm, den Namen der Titelrolle mit Rücksicht auf das genannte Gedicht aus eigener Ermächtigung in Bramarbas umgeändert. Namentlich aber hat dann Langbein diesen von ihm adoptirten Namen durch das launige Gedicht „Bramarbas" volksthümlich gemacht. Von dem von B. Menke mitgetheilten Gedicht wissen wir aber nur, dass es von einem Freunde Menke's herrührt.

Beiträge zu Vilmar's Idioticon von Kurhessen von F. Bech. Programm des Gymnasiums zu Zeitz, 1868. 26 S. 4.

Das treffliche Werk von Vilmar, nicht blos für seine speciellen Landsleute anziehend, sondern auch für den Sprachforscher von grosser Bedeutung, erhält durch die vorliegende Abhandlung äusserst werthvolle Zusätze. Einerseits sind einige von Vilmar aufgestellte Erklärungen berichtigt, andererseits zu einigen seltenen Wörtern anderweitige Nachweisungen gegeben. Die ungemeine Belesenheit des Verfassers, welche hierbei sich zeigt, lässt den Leser sehnsüchtig die grössere Arbeit, mit der er beschäftigt ist, ein osterländisches Wörterbuch, erwarten. Von Einzelheiten sei bemerkt: Backsbeere, auch anderswo für kleines Gepäck gebraucht, wird als aus Backhausbeere entstanden angenommen. Brüd = stolz, grob, soll verwandt sein mit nd. wrêt, wreit = atrox; man hört sonst auch prütt. Dune, dicht, straff; dunnevoll sagt man auch ausserhalb Hessen und dafür auch einfach dune. Eisem, widerwärtig, ekelhaft; Vilmar's Zurückführung auf ein ursprüngliches egis-sam wird festgehalten; fällt damit aisk, aisch zusammen? In Düringen kommt nach dem Verfasser hier und da der Ausdruck Maulschelle für ein Gebäck aus Semmelteig vor, der Name findet sich aber weiter verbreitet; der Verfasse hält den Ausdruck für verdorben aus dem älteren mutschel, mötye, mötzhen, muntschel, mundschelle. Gerücht wird festgehalten als niederdeutsche Form von geruofti, und sicher bewiesen.

Herford. Hölscher.

Ueber die Sage von den Nibelungen. Von Oberlehrer Dr. E. Koch. Programm der Landesschule zu Grimma, 1868. 35 S. 4.

Die umfangreiche, sehr fleissige und lehrreiche Arbeit will den ganzen Nibelungenmythus darlegen. Um die ursprüngliche Gestalt der Sage zu erkennen, wird die altnordische Ueberlieferung, deren Bearbeitungen in der Einleitung besprochen worden, mit der im Nibelungenliede enthaltenen deutschen Ueberlieferung verglichen. Jene ist bedeutend umfangreicher als diese, sowohl rückwärts als vorwärts. Indess diese dem Norden eigenthümlichen Zusätze zur Sage werden als ausserhalb der vergleichenden Betrachtung liegend nicht berücksichtigt. Der immerhin noch reiche Stoff ist in zehn Abschnitte getheilt: Geschichte Sigurds vor Erlegung des Drachen, Sigurd erschlägt den Drachen und erwirbt den Hort, Sigurd trifft zum ersten Mal mit Brynhild zusammen, Sigurd und die Gjukungen, Sigurd wirbt für Gunnar um die Brynhild, Brynhild und Gudrun, Sigurds und Brynhilds Tod, Gudrun heirathet den Atli, Tod der Gjukungen, Atli's Tod. Es wird jedesmal erst der Bericht der altnordischen Quellen gegeben, dann des Nibelungenliedes. Im Gegensatz gegen die ältere Edda, die sich als ein Conglomerat verschiedener Länder kennzeichnet, nennt der Verfasser das Nibelungenlied ein Kunstepos; denn wenn auch aus der Sage, gewiss mit Benutzung vieler einzelner Volkslieder entstanden, sei es doch von Einem und zwar feingebildeten Dichter durch Hineintragung einer schönen psychologischen Motivirung zu einem Kunstepos erhoben; es sei nicht im Volk und nicht fürs Volk geschrieben, die Sprache sei die feine Rittersprache der Jahre 1185 — 1200; die geschilderten sittlichen Zustände weisen alle auf das Ritterleben hin, fast alle Handschriften seien in alten Edelsitzen aufgefunden worden, so kostbar geschrieben, dass sie für vornehme Kreise bestimmt sein mussten. Im Anhange bespricht der Verfasser den Sigfriedmythus.

Roland. Von Dr. Hugo Meyer. Programm der Hauptschule zu Bremen, 1868. 22 S. 4.

Die in Niedersachsen weitverbreiteten sogenannten Rolandssäulen haben den Verfasser zu einer sehr eingehenden Untersuchung geführt, was es ursprünglich für eine Bewandtniss mit denselben gehabt habe. So ist er zu Forschungen über die Rolandssage überhaupt und zu Resultaten gelangt, die im Ganzen sich wohl bewähren dürften. Rolandsbilder finden sich in etwa 40 bis 50 Städten; Rolands Reich ist das Land der Elbe- und Wesersachsen oder der Nordalbingier, der Ostfalen und Engern, während er den Westfalen und Niederländern fehlt. In der bekannten Sage nun vom Untergange Rolands ist überall die mythische Grundlage zu erkennen, die geschichtliche Sage verschmolz mit jenem Mythus, in dem die lichten Götter im Streite gegen die bösen Mächte besonders durch des abtrünnigen Loki oder seines Bruders, des furchtbaren Fenriswolfes, Schuld unterliegen. Die Lichtgötter sind u. a. Tyr, Heimdall, Freyr und Baldr, alle zugleich Kriegsgötter, die drei letzteren wohl ursprünglich Beinamen des Tyr oder Ziu. Nach dem Mythus verschlingt der Wolf die Himmelsgestirne. Rolands Verräther ist der vaskonische Herzog Lupus; mit ihm fällt der Name Ganelon zusammen, der auch Wolf bedeutet. Roland aber kommt von Hruodo d. i. der Berühmte, der als Beinamen des Tyr zu denken wäre. Es deuten aber Spuren auf einen kriegerischen Sonnengott, der einst Hruodo hiess und später mit dem Helden Hruodland zu dem sagenhaften Roland verschmolz. Roncevall heisst Dornenthal, das ist die alte Bezeichnung für Leichenfeld. Roland büsst im Kampfe zuletzt sein Schwert ein; so steht auch der Lichtgott Tyr schwertlos da

und geht desshalb unter. Auffallend ist in der Sage das freundliche Verhältniss zwischen Roland und Ollivier. Ganz ähnlich ist das, was von Balden, wie der Lichtgott im Norden auch heisst, erzählt wird, nämlich von seinem Tode. Sonach, meint der Verfasser, liegt der fränkischen Rolandssage ein Mythus von einem Gotte Hruodo zu Grunde, der um 800 etwa diese Form hatte: der Sonnengott Hruodo, Bertha's Sohn, ausgezeichnet durch sein Schwert und sein Horn, wird vom Altfeinde der Götter, Gamalo (Ganelon) verrathen, von seinem Blutsbruder Oller, dem Schildgott, dessen Schwester er liebt, wider dessen Willen tödtlich verwundet und endet so im Kampfe gegen die Unholde im Dornenthal unter dem Weltbaum; die Sonne bleibt nach seinem Tode still stehen, die Steine weinen über den Verstorbenen, die Geliebte folgt ihm in den Tod, darin ist dargestellt der Kampf des Lichtes und des Dunkels während der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche. In den Rolandssagen heisst der Held bald Roland bald Siegfried. Rolandsfelsen kommen mehrfach vor; die rheinischen Berge Rolandseck und Drachenfels sind Sitze des Sonnengottes, der Godesberg ist Wodansberg, Nonnenwörth, in dessen Kloster Rolands Braut nach der rheinischen Sage lebte, hiess früher Rolandswörth. Wir haben hier eine Sonnensage: die sterbende Geliebte bedeutet die Abendröthe, die mit dem Sonnengotte erstirbt, die sehnende, die nonnenhaft verschleierte Morgenröthe, die dem wiederkehrenden Sonnengotte entgegenharrt. Dem Sonnengotte zu Ehren gab es viele Feste; in diesen Frühlingsfesten erscheint er als der kriegerische Gott, aber auch als der Gott der Liebe, und so haben die Spiele bald den Charakter eines Kampfes, bald den einer Liebeswerbung. Der freundliche Sonnengott des Frühlings, der sich mit der Geliebten wieder vereinigt, wurde auch als ein Gott der Ehe verehrt. Aus dem Sonnengott, der im Herbste unterliegt, entwickelt sich ein Gott der Unterwelt und des Todes. Die Rolandssäulen sind identisch mit den Irminsäulen. Der Sonnengott, der Alles sieht, ist auch Gerichtsgott, sein Schwert straft den Verbrecher. Sinnbilder der Sonne sind das Rad, die Scheibe oder die Kugel; die Irminsäule war ein hoher Baumstamm mit einem derartigen Sonnensymbol, das war der Urtypus der Rolandssäule. Noch heute finden wir an unsern Häusern altheidnische Sonnensymbole, bald in Form von Sonnen, bald als Räder und in der Form der alten Irminsäule. Bei den Saliern hiess sie Tiodute, das ist das was Tacitus Hercules nennt. Der Gerichtsgott wurde als Ziu oder Tiu und dessen Gerichtsbaum als Tiodute angerufen; aus diesem hat sich die Rolandssäule entwickelt, indem der Beiname des Gottes, Rodo oder Roland, den Hauptnamen verdrängte. Der Ties dag, Dienstag, ist auch der älteste Gerichtstag gewesen und daher auch Dingsdach genannt. So hat die Untersuchung also auf den lichten Himmelsgott Ziu oder Tiu zurückgeführt, der bei den Franken und Sachsen auch Hrodo, bei den Irminonen Irmin hiess. Ihnen war ein säulenförmiger Baumstamm mit Kugel heilig. Diese Säulenbilder, Tiodute, Irminsäule, Rolandssäule, gingen über in die edlere Gestalt von Menschenbildern. Wo sich das Heidenthum am längsten erhielt, in Niedersachsen, dauerten die Säulen fort bis auf unsere Tage und tauschten mit der Zeit immer mehr gegen ihren mythischen Gehalt eine juristische und politische Bedeutung ein.

Die Verbreitung der Sage von Flore und Blanceflor in der europäischen Literatur. Von F. C. Schwalbach. Im Programm des Gymnasiums zu Krotoschin, 1869. 29 S. 4.

Mit seltenem Fleisse und Scharfsinn verfolgt die vorliegende Abhandlung die Verbreitung der lieblichen Sage von Flore und Blanceflor; schwer-

lich möchte dem Verfasser irgend eine Spur entgangen sein. Sowohl in der germanischen wie in der romanischen Literatur hat er aufs mühsamste nachgeforscht und seine Ergebnisse sind durchaus überzeugender Art.

Er stützt sich von vorn auf den Beweis Edélestands du Méril, dass der Erzählung ein uns verloren gegangener griechischer Roman zu Grunde liegt, doch finden wir die erste Spur einer Bekanntschaft mit der Sage bei den provenzalischen Dichtern, schon um 1150; die Troubadours aber des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts kannten die Geschichte wohl nur in der Form mündlicher Ueberlieferung. Im Nordfranzösichen aber sind wohl schon frühzeitig die Abenteuer aufgezeichnet; darauf deutet eine Romanze vom Ausgang des zwölften Jahrhunderts hin. Von den beiden überlieferten nordfranzösischen Versionen war die eine, von du Méril als première version aristocratique bezeichnet, für ein gewählteres Publicum bestimmt, die andere, die seconde version populaire, für einen weniger gebildeten Zuhörerkreis. Die erstere ist aus drei Pariser Handschriften bekannt, von denen A, aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, von Imm. Bekker veröffentlicht ist; bedeutend jünger ist B; C aus dem fünfzehnten Jahrhundert stimmt im Ganzen mit A. Die sogenannte zweite Version weicht vielfach von der ersten ab; der Verfasser hatte eine durchaus verschiedene schriftliche Ueberlieferung vor sich. — In Deutschland war die Geschichte von Flore und Blanceflor auch schon im zwölften Jahrhundert verbreitet. Konrad Flecke dichtete sein Gedicht nach E. Sommer um 1230 [zu bemerken, dass Pfeiffer (zur deutschen Literaturgeschichte) es vor 1215 setzt], und zwar nach einer französischen Quelle. — Das niederdeutsche Gedicht von Flosse und Blankflosse, wahrscheinlich erst in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts entstanden, ist ebenfalls aus einer französischen Quelle geflossen, aber nicht aus einer der uns bekannten französischen Versionen; eine Anspielung auf das niederdeutsche Gedicht findet sich in einem in der jüngeren Titurelstrophe abgefassten und bald nachher gedichteten Liede. — Der deutsche Prosaroman scheint nach Boccaccio's Filocopo bearbeitet. Aus diesem Roman schöpfte Hans Sachs den Stoff für ein Lustpiel. Das deutsche Volksbuch schöpfte aus Konrad Flecke. — Enger schliesst sich an den französischen Text der première version das niederländische Gedicht Diederics van Assenede, funfzig Jahre jünger als Flecke; mit dem Gedichte stimmen vollständig der niederländische Prosaroman und die Volksballade. — Von einer isländischen Prosaerzählung existiren vier, zum Theil lückenhafte Handschriften; jedoch haben die Skandinavier die Geschichte in irgend einer Redaction schon früher gekannt, da schon in Girardhs Rimur auf das Schicksal der Kinder angespielt wird. Aus derselben skandinavischen Quelle wie der isländiche Roman, stammt das schwedische Gedicht Flores och Blanceflor, um 1300. Das dänische Gedicht Eventyret om Flores og Blantzeflores wird von Einigen eine Uebersetzung des schwedischen genannt, von du Méril für eine Nachbildung des isländischen Romans angesehen. — Das englische Gedicht ist unmittelbar einer französischen Quelle entnommen und zwar aus einem dem Ms. A verwandten Texte; man kann es geradezu einen Abkömmling der première version nennen. — Boccaccio behandelt unsern Stoff im Filocopo in einer ganz neuen Art, den Stoff indess, so sehr auch die Form sein Eigenthum ist, verdankt er einer früheren Redaction. Vieles hat er mit der populären französischen Version gemein, aber manche Eigenthümlichkeiten beweisen, dass er heute nicht mehr zugängliche Quellen benutzt hat. Möglich, dass er direct wieder die Sage aus dem Orient erhalten hat. Ausser von ihm ist die Sage in zwei in ottave rime geschriebenen Gedichten behandelt, von denen das zweite von einem Jongleur als Verfasser herrührt; dies folgt einer zuweilen von den andern abweichenden Ueberlieferung; es lehnt sich hier an die erste französische Redaction an, dort ist es Boccaccio's Roman ähnlich u. a. In Spanien war die Sage im dreizehnten Jahrhundert nach Erwähnungen schon bekannt, aber es hat sich keine Romanze darüber

erhalten. Ein Prosaroman des sechszehnten Jahrhunderts stützt sich auf eine ältere Bearbeitung. Ja, es ist wahrscheinlich, dass den französischen Gedichten ein älteres spanisches Original zu Grunde lag. — Ein neugriechisches Gedicht ist aus einer fremden Quelle gekommen, aber nicht Boccaccio's Filocopo, wie Sommer meinte; die Quelle ist eine romanische Tradition, stimmt aber nicht genau mit irgend einer bekannten Darstellung.

Nach dieser Uebersicht über die reiche Literatur ordnet der Verfasser den ganzen Stoff systematisch nach den zwei Haupttheilen, die sich bemerkbar machen, der französischen version aristocratique und der version populaire.

Fridangi discretio — Freidanks Bescheidenheit aus der Stettiner Handschrift lateinisch und deutsch veröffentlicht von Hugo Lemcke. Programm des Gymnasiums zu Stettin 1868. 58 S. 8.

Dies ist ein genauer Abdruck von Fridanks Bescheidenheit mit der vorausgehenden lateinischen Uebersetzung, wie sie in der Handschrift der Stettiner Gymnasialbibliothek vom Jahre 1436 enthalten ist. Die lateinische Uebersetzung ist unter denen, die bekannt sind, die beste. Aber auch die deutsche Recension hat ihren Werth. Die Anordnung der Verse weicht durchaus von der bei Grimm ab, weshalb zur Vergleichung eine Tabelle beigegeben ist. Was die Schreibweise der Handschrift betrifft, so ist diese allerdings nicht der nähern Betrachtung werth, denn in der Orthographie ist die Inconsequenz des Schreibers gross.

Die religiöse Lyrik in der Blüthezeit des deutschen Minnesanges. Von Dr. O. J. W. Richter. Programm der Realschule zu Görlitz, 1868. 31 S. 4.

Die Abhandlung geht nicht auf die eigentlich kirchlichen Gesänge des deutschen Mittelalters ein, sondern wählt aus den religiösen Minneliedern die religiösen Lieder aus und stellt daraus ein Gesammtbild zusammen, welches dem Verfasser das Resultat giebt, dass unter den Minnesängern ein wirklich christlicher Sinn lebendig gewesen sei, der einen wohlthuenden Gegensatz bilde gegen die von dem biblischen Grunde sich mehr entfernende Kirchenlehre. Er beginnt mit den nur theilweis religiös gefärbten Kreuzliedern, besonders von Reinmar dem Alten, Hartmann von Aue und Walther. In diesen wird schon hervorgehoben, dass, wenn auch die irdische Minne in ihrem Werthe anerkannt wird, sie doch hinfort der himmlischen nachstehen soll; daneben kommen noch ernstere Lieder vor, in denen die Dichter ihre Gedanken mehr auf das zur Ehre Gottes unternommene Werk concentrieren, in denen sie den künftigen Lohn der ewigen Himmelsfreude als Sporn für die Zögernden gebrauchen; diese Dichtungen nehmen eine Mittelstellung zwischen den weltlichen und geistlichen Liedern ein, wegen des Wechsels der Gedanken und Empfindungen gehören sie zu den schönsten Schöpfungen der mittelalterlichen Lyrik. Die Marienlieder haben ihren Ursprung in der weltlichen Lyrik. Sie preisen vor Allem die Jungfräulichkeit der Maria. am meisten tritt dies in Walthers berühmtem Leiche hervor. Dann wird die Reinheit und Tugend der heiligen Jungfrau überhaupt gepriesen.

Aber mehr und mehr steigert sich ihr Ansehen, sie wird geradezu als diejenige bezeichnet, welche die Sühnung der Sündenschuld bewirkt, sie wird im Gebet angerufen, sie ist der Inbegriff aller göttlichen Vollkommenheiten, die vielen Namen, mit denen sie gefeiert wird, drücken die zärtlichste, sinnlich gefärbte Verehrung aus. So besonders in einem Gedichte von Reinmar von Zweter. Aber es zeigt sich auch eine Opposition gegen das damalige Kirchenthum. Viele Lieder wenden sich, oft scharf, gegen den Papst und die vornehme Weltgeistlichkeit; sie fordern die Geistlichen auf zur Mildthätigkeit und Rückkehr zu einfachen Sitten; sie verlangen, auch der Dichter von sich selbst, ein religiös ascetisches Leben. Daran schliessen sich die dem Lobe der Gottheit geweihten Lieder, zahlreiche feiern Christus, namentlich von Gottfried von Strassburg und Reinmar von Zweter; andere sind ernste Busslieder, verlangen neben dem Glauben gute Früchte, handeln von dem Werthe der irdischen Güter, wenden sich mit pädagogischen Rathschlägen an die Jugend und an die Eltern. Als Mängel der geistlichen Lieder treten die sinnliche Auffassung göttlicher Dinge und die Unmöglichkeit den Heiland zu verherrlichen, ohne seine Mutter zu lobpreisen, hervor, hinsichtlich der Form die Weitschweifigkeit. Sie dürfen überhaupt nicht den Liedern des Reformationszeitalters, die durch die Kraft der Ueberzeugung so gewaltig sind, an die Seite gestellt werden, aber viele von ihnen haben gewiss auch ihrer Zeit den erbaulichen Zweck erfüllt. — Durch zahlreiche Proben aus den Liedern hat der Verfasser diese Auseinandersetzungen erläutert.

Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes. Von Director K. E. H. Krause. Programm der grossen Stadtschule zu Rostock, 1868.

Ein kleiner, aber werthvoller Beitrag zu dem grossen Werke Wackernagels, enthält die Abhandlung zwei Kirchenlieder, nebst den sorgfältigsten literarischen Nachweisungen. Das erste ist ein Lied des Pastor Hermann Wopse oder Wepse zu Stade, 1571 in niederdeutscher Sprache gedichtet und in Lübeck gedruckt, früh vergriffen, 1617 wieder in Rostock gedruckt, welcher Druck verloren scheint, aber 1618 in hochdeutscher Uebersetzung in Leipzig bekannt gemacht; und von dieser hochdeutschen Uebersetzung bringt die Abhandlung nach einem Exemplar der Hamburger Bibliothek einen Abdruck. Es ist zu hoffen, dass von dem trefflichen, auch Zeitverhältnisse berührenden Gedichte das Original von Wackernagel werde veröffentlicht werden. Das zweite niederdeutsche Gedicht, ebenfalls werthvoll, findet sich in einem Büchlein aus dem Nachlasse des ersten lutherischen Predigers in Achim, Johannes Meier aus Minden (1559 daselbst eingesetzt) im Kirchenarchiv zu Achim; Meier, über welchen der Herausgeber Auskunft giebt, scheint nicht der Verfasser desselben zu sein.

Drei alte deutsche Uebersetzungen der Benedictiner-Regel. Von W. Käferbeck. Programm des Gymnasiums zu Graz, 1868.

Die Abhandlung giebt Proben von drei Uebersetzungen der Benedictiner-Regel neben einander; alle drei befinden sich in der Admonter Stiftsbibliothek, aus dem Anfange des vierzehnten, funfzehnten, sechszehnten

Jahrhunderts. So bieten sie ein Bild des allmähligen Ueberganges von der mhd. zur nhd. Schriftsprache, und zeigen den bedeutenden Einfluss, den der österreichische Dialekt auf die Bildung des Nhd. gehabt hat. Der Herausgeber hat den Proben eine Uebersicht der in den Handschriften sich zeigenden Laut- und Formverhältnisse vorausgeschickt und ein alphabetisches Verzeichniss der interessantesten Wörter aus der ältesten Handschrift mit Zufügung der dafür in den späteren Handschriften gebrauchten Ausdrücke angeschlossen, wodurch die kleine Abhandlung einen erhöhten Werth für die Sprachgeschichte erhält.

Ueber die deutsche Schulcomödie. Von Dr. Friedr. Straumer. Programm des Gymnasiums zu Freiberg 1868.

Nächste Veranlassung zu der Abhandlung bot ein Manuscript der Zwickauer Schulbibliothek, welches zuerst Gottsched erwähnt hat, nach ihm Kehrein, Cholevius, Heiland, Wiemore in ihren Werken oder Programmen über das deutsche Drama überhaupt oder über die Schulcomödien, das aber keiner von ihnen genauer eingesehen hat. Der Verfasser hält es aber in der besonderen Veranlassung, wegen deren das Programm erschien, für passend, für das grössere Publicum eine Uebersicht über die Entwicklung des ältern deutschen Dramas zu geben. Es ist derselben nachzurühmen, dass sie das viel zerstreute Material wohl geordnet zusammenstellt. Somit wird denn die älteste geistliche Aufführung, das Passional erwähnt, dann erzählt, wie auch komische Elemente in die Stücke aufgenommen wurden, die Lust an solchen Spielen immer mehr zunahm, und als Ueberrest der alten geistlichen Schauspiele die noch im Erzgebirge üblichen Weihnachtsspiele betrachtet, wovon die in Pfaffroda bei Sayda noch jetzt gebräuchliche Aufführung der Dienstleute als Probe mitgetheilt wird. Seit dem zweiten Drittel des funfzehnten Jahrhunderts ist das Fastnachtsspiel nachweisbar, bekannt wegen seiner Unflätherei. Am Ende des funfzehnten Jahrhunderts wird das geistliche Schauspiel in politisch-kirchlichem Sinne tendenziös; Nic. Manuel kennzeichnet diese Phase. Die eigentliche Schulcomödie aber war lateinisch, Uebung in der lateinischen Sprache Zweck und Ziel der Aufführung, Terenz und Plautus die Poeten der Schulcomödie. In Italien wahrscheinlich zuerst wurden die Stücke von Terenz und Plautus aufgeführt; die Schulen der Brüder vom gemeinen Leben folgten nach. Joh. Sturm, Tertzendorf, Melanchthon, Luther empfahlen wiederholt solche Darstellungen in den Schulen. Neben dem formellen Nutzen wurde der ethische betont. So fing man nun auch an biblische Stoffe zu behandeln und zwar in deutscher Sprache. Die Comödie gilt überall als Tugendspiegel. So geht neben der alten lateinischen die neue Schulcomödie her. Zu beiden wurde ein grösseres Publicum eingeladen. Die lateinische Comödie musste dem allgemeinen Verständniss nahe gebracht werden. Dazu wurde dem Stücke eine Inhaltsangabe in deutscher Sprache vorausgeschickt, oder vor oder nach der Aufführung wurden deutsche freie Uebersetzungen oder Inhaltsangaben gedruckt, oder der Autor stellte, wie früher beim geistlichen Schauspiele, die agirenden Personen ausführlich charakterisirt den Zuschauern vor. In diese letzte Kategorie gehört nach dem Verfasser die Zwickauer Handschrift, Einkleidungen zu des Terenz Eunuchus und Heautontimorumenos. Gottsched setzte sie ins funfzehnte Jahrhundert und deducirte mit seinen Nachfolgern daraus, dass darnach in Zwickau die erste Aufführung des deutschen Terenz stattgefunden habe. Dies ist ein Irrthum. Nach deutlichen Indicien kann Abfassung und Aufführung des Eunuchus, von dem der Verfasser umfangreiche Proben mittheilt, nicht vor der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts stattgefunden haben. Auch sind

diese Stücke nicht, wie Heiland und Andre meinen, in Zwickau aufgeführt, sondern in Freiberg. Und demnach scheint Verfasser zu sein der mehr gerühmte Poet Valentin Apelles, Kantor des Gymnasiums zu Freiberg 1545—1581.

Zuckmantler Passionsspiel. Von Anton Peter. Programm des Gymnasiums zu Troppau 1868.

Ein werthvoller Beitrag zur Geschichte des deutschen Volksdramas. Der Verfasser bespricht zuerst die Anfänge des deutschen Dramas und theilt dabei interessante Reste der alten Christkindelspiele aus Schlesien und Mähren mit. Dann berührt er die geistlichen Dramen des vierzehnten Jahrhunderts. In Schlesien kommen die geistlichen Spiele schon früh vor, besonders Christkindelspiele, und haben sich bis in die neueste Zeit erhalten. Ob Passionsspiele auch in Schlesien vorgekommen, war bisher unsicher. Der Verfasser theilt nun aber ein schlesisches Passionsspiel mit. Diese ihm zugekommene Handschrift, nach der in alten Zeiten in Zuckmantel das Leiden Christi gespielt wurde, enthält 2484 Verse; einzelne Lieder sind mit Musiknoten versehen. Zweiundneunzig Personen waren bei Aufführung des Stückes beschäftigt. Darnach wurde noch in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gespielt, der Anfang bis zur Kreuzigung in der Stadtkirche, die Kreuzigung auf dem Rochusberge. Der Text in seiner jetzigen Fassung rührt aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts her; doch ist er nur Bearbeitung eines viel ältern Stückes. Das ganze Spiel, dem eine Arie vorangeht, zerfällt in vierzehn Auftritte, und beginnt mit der Einführung Adams durch einen Cherub ins Paradies und Erschaffung der Eva. An die Vertreibung aus dem Paradiese schliesst sich, durch einen langen Prolog angekündigt, die Leidensgeschichte Christi, beginnend mit der Vertreibung der Wucherer aus dem Tempel und der Vorhersagung seines Leidens von dem Herrn, und schliessend mit der Abnahme des Herrn vom Kreuze durch Joseph von Arimathia und Nicodemus und den Klagen Maria's, worauf ein kurzer Epilog folgt. Bis auf die verwirrte Orthographie und Interpunktion ist das Passionsspiel nach dem Original abgedruckt, nämlich die vier ersten Auftritte. Es soll Vers um Vers reimen, aber Reim und Versbau ist oft sehr stümperhaft. Die Musiknoten zu den Arien hat der Herausgeber beigefügt; den Schluss des Spieles soll das nächste Programm bringen.

Narratio de Adamo Oleario Conrectore quondam scholae Nicolaitanae Lipsiensis, celeberrimo saeculi XVII. peregrinatore. Von Rob. Naumann. Programm des Nicolaigymnasiums zu Leipzig, 1868.

Die Abhandlung kann als eine Ergänzung zu der fleissigen Arbeit über Olearius von Dr. Ed. Grosse im Programm der Realschule zu Oschersleben 1866 angesehen werden. Sehr sorgfältig ist sie in den literarischen Nachweisungen über sämmtliche Schriften des Olearius. Die Reise und überhaupt das Leben desselben behandelt sie weit kürzer als die genannte Abhandlung, welche Herrn Dr. N. unbekannt geblieben zu sein scheint. Nur über den Leipziger Aufenthalt ist sie ausführlicher. Hieraus entnehmen wir, dass Olearius drei Jahre lang an der Nicolaischule thätig war. Rectoren der

Schule waren Th. Lebzelter, dann Zach. Schneider; als Coll. tertius fungirte erst Joh. Schlackenberger, dann Mich. Lembach, als Coll. IV. Paul Richter, Coll. V. Ambros. Engelmann, VI. Carp. Leister und Nic. Poldack, Coll. VII. Joh. Val. Mai und Nic. Hoffmann, VIII. Christoph Schöm. Olearius war zugleich Docent an der Universität. Befreundet war er in Leipzig mit Paul Flemming und Joh. Adolf Kihlmann aus Holstein, durch den wahrscheinlich Olearius dem Herzog von Holstein bekannt wurde.

Schiller in Marbach. Von Professor Alois Egger. Programm des akademischen Gymnasiums in Wien, 1868. 38 S. 8.

Dieser Abhandlung wünscht Referent recht viele und nachdenkende Leser; aus mehreren Gründen sieht er sich auf sie aufmerksam zu machen veranlasst. Sie durchweht von Anfang bis zu Ende die liebenswürdigste Begeisterung für den Dichterfürsten; wie die Wärme der Darstellung, so zieht auch der grosse Fleiss, den der Verfasser zeigt, an. Sie führt uns kurz zuerst die ältere Geschichte des Neckarstädtchens vor, dann giebt sie uns ein treues Bild des Ortes, wie er zu Schillers Jugendzeit war, anknüpfend an die Erzählung von der ersten Ankunft des Vaters Schillers in Marbach. Zur Verdeutlichung ist noch ein lithographirter Plan der Stadt beigefügt, den man freilich gern noch in grösserm Massstabe gesehen hätte, weil auf dem Blatte alle die bemerkenswerthen Localitäten sich nur schwer finden lassen. Hierauf stellt der Verfasser alles genau dar, was aus Schillers Leben irgend auf Marbach Bezug hat, und überall giebt sich ihm Veranlassung, die gewöhnlichen Erzählungen nach seinen genauen Untersuchungen und Forschungen in Documenten und bei sichern Gewährsmännern zu vervollständigen und zu berichtigen; auch über die entfernteren Verwandten Schillers erhalten wir manche mit Dank anzunehmende Notiz.

Der zweite Theil des Aufsatzes enthält dann eine ausführliche Erzählung von allem dem, was in und für Marbach geschehen ist, das Andenken an Schiller in seinem Geburtsorte zu feiern. Schon im Jahre 1812 dachte man in Marbach daran, dem Dichter in seinem Geburtshause ein Denkmal zu stiften. Die Angelegenheit ruhte, bis 1824 in Stuttgart der Plan gefasst wurde, ein passendes Denkmal in Marbach zu errichten; aber der Ausschuss änderte den Plan dahin, dass das erste Denkmal in Stuttgart selbst aufgestellt wurde. So auf sich angewiesen, wandte sich der Schillerverein zu Marbach 1835 in einem Aufruf an Deutschland, sowohl um Schillers Geburtshaus anzukaufen, als eine Anhöhe in der Nähe der Stadt mit einer entzückenden Aussicht in das Neckarthal mit einem Denkmal zu schmücken. Man erreichte damals nur so viel, dass die Anhöhe, nun Schillerhöhe genannt, schön eingerichtet werden konnte. Schillers Geburtshaus war noch in einem üblen Zustande, obgleich schon damals viele fremde Besucher kamen. Ein neuer Aufruf 1858 hatte günstigeren Erfolg, Schillers Geburtshaus konnte gekauft und restaurirt werden. Eine feierliche Einweihung fand beim Schillerfeste statt, und darauf wurde auf der Schillerhöhe der Grundstein zu dem künftigen Denkmal gelegt. Welche anderweitige Stiftungen damals noch gemacht wurden, die Schillerbibliothek, die Concordiaglocke von Moskau u. s. w. berichtet der Verfasser ausführlich. Aber mit ihm müssen alle Verehrer des Dichters bedauern, dass die Schillerhöhe bei Marbach noch immer des würdigen Denkmals entbehrt. Auch aus dem Grunde wünscht Referent der vorliegenden Abhandlung recht viele Leser, dass diese durch dieselbe getrieben werden, jeder in seinem Kreise dahin zu wirken, dass bald die nöthige Summe zusammen komme, um den schönen Zweck zu erreichen.

Wir wollen diese Anzeige schliessen mit dem Schluss des letzten Aufrufes des Marbacher Schillervereins vom Jahre 1865, der nicht ungehört verhallen möge: „Die Wiegenstätte des grossen deutschen Schiller entbehrt noch immer eines Denkmals. Möchte diese Stätte mit ihrem freien Ausblick in die weite Gegend des Neckarthales ihres Schmuckes nicht länger entbehren, möchte sie nicht mehr länger eine stumme aber um so beredtere Mahnung sein an die Verehrer des grossen Mannes, möchten nicht länger die Manen des Dichters, hier lauter als kaum anderswo, nach einem würdigen Denkmale rufen, damit die Verehrer Schillers, die aus allen Zonen der Erde herbeikommen, um seine Wiegenstätte zu besuchen, nicht mehr, wie häufig geschieht, umsonst fragen nach diesem äussern Zeichen der Verehrung eines Lieblings seines Volks. Möchten sowohl einzelne Kräfte als vereinigte, möchten insbesondere die deutschen Theater, ferner weitere Institute und Gesellschaften, Museen, Liederkränze, Musikvereine unsere erneuerte vertrauensvolle Bitte erhören und Gelegenheit zu Sammlungen geben, um unser Städtchen, das allein der Aufgabe nicht gewachsen ist, in den Stand zu setzen, diese Pflicht, welcher wir uns ebenso unserm grossen Landsmanne im engern Sinne als der deutschen Nation gegenüber für verbunden achten, endlich erfüllen zu können.“ — Dass der Verfasser der Abhandlung auch nach dieser Seite seine Schuldigkeit gethan hat, ersahen wir aus dem Jahresbericht, nach dem im Laufe des Jahres die Schüler des akademischen Obergymnasiums in Wien einen ansehnlichen Beitrag für das Schillerdenkmal nach Marbach gesandt, ausserdem die der obersten Klasse dem Geburtshause des Dichters ein Prachtexemplar von Wurzbachs Schillerbuch gewidmet haben.

Schiller als Aesthetiker. Von Dr. G. A. Lindner. Programm des Gymnasiums zu Cilli, 1868.

Die kleinen ästhetisch-philosophischen Aufsätze Schillers haben immer noch unter den Arbeiten desselben die geringste Beachtung gefunden, und dennoch verdienen sie dieselbe in hohem Grade. Es suchen dieselben die Beziehungen auf, in denen die Kunst zur sittlichen Aufgabe des Menschen steht, insofern sie die sittliche und vernünftige Natur vermittelt; die Kunst dient ihm zur sittlichen Befreiung des Menschen; dieser Gedanke führte ihn zur Untersuchung des Problems der Sittlichkeit. An Kant sich anschliessend und von ihm ausgehend hat er dennoch den hier nicht gelösten Gegensatz zwischen Sittlichkeit und Vernunft zu versöhnen gesucht, und diese Lösung gelingt ihm in der ansprechendsten Weise. Indem er so überall den ernsten Denker verräth und uns tiefe Blicke in das innerste Wirken des Künstlers thun lässt, entzückt er uns durch die unnachahmliche Schönheit der Darstellung, wie sie nur dem Dichter möglich war. Der Verfasser hat am Leitfaden der kleinen ästhetischen Abhandlungen die Grundgedanken Schillers anschaulich und leicht übersichtlich dargestellt; möge er in ähnlicher Weise auch die grössern Abhandlungen behandeln.

Ueber Griartas literarische Fabeln, von Dr. Adolf Laun. Programm des Gymnasiums zu Oldenburg, 1868.

Die Fabeln des Spaniers Griarta sind dadurch besonders eigenthümlich, dass sie ausschliesslich ein literarisches Gebiet, nämlich Fragen der Kritik

durch frei erfundene Erzählungen aus der Thierwelt behandeln. Das scheint auffallend, indess die Erzählungen haben etwas sehr Spannendes, sind durchaus ungezwungen. Sie zeigen uns, dass der Dichter sich mit den Kritikern viel herumgeschlagen hat, dass er über das ordinäre absprechende Urtheil sich lustig macht. Dies macht ihn auch für uns interessant. Seine Fabeln stehen auch im Gegensatz gegen die Lessingsche Theorie; er malt gern aus, das gelingt ihm vortrefflich, so sind seine Fabeln kleine Idyllen. Mitunter freilich ist er knápp wie Lessing, da nämlich wo er Satiriker wird, da passt diese Form trefflich. Kurz er ist ein Dichter, der wohl auch unter uns bekannt zu werden verdient. Die vorliegende Abhandlung bringt uns eine ziemliche Anzahl der Fabeln theils in Prosa theils metrisch; bei diesen letzteren hat es der Verfasser verschmäht, die für uns zu schwierige Assonanz nachzuahmen.

Miscellen.

Proben aus einer vorbereiteten Uebertragung* von Henry W. Longfellow's sämmtl. Werken, von Eduard Nickles.

Aus der „König Olafs-Sage."

(Forts. aus Band XLI, S. 473.)

Die Art und Weise, in welcher Olaf in seinem Bekehrungseifer zu Werke ging, erweckte überall Unzufriedenheit und veranlasste sogar da und dort Empörungen — Umstände, durch welche ihm der sichere Besitz des norwegischen Thrones in ziemlich bedenklichem Grade gefährdet wurde. Nichts desto weniger aber würde er sich wahrscheinlich auf demselben erhalten haben, wenn ihm nicht, zweier Frauen wegen, auswärtige Feinde erstanden wären.

Die eine derselben war Sigrid, die Stolze zubenannt, die verstossene Gemahlin Erich IV. des Siegreichen, Königs von Schweden. Olaf hatte um ihre Hand geworben und sie zugesagt erhalten. Als sich aber bei der gemeinsamen Zusammenkunft die königliche Wittwe weigerte, zum Christenthum überzutreten, beleidigte sie der gekrönte Glaubensbote mit beschimpfenden Ausdrücken und schlug ihr noch überdies im Zorn den Handschuh in's Gesicht. Wütend über den zugefügten Schimpf schwor Sigrid Rache — und sie hielt Wort.

Die zweite derselben war Thyri, Schwester König Swends von „Dänemark," entflohene Gemahlin König Borislafs von Wendland (Land zwischen den Mündungen der Elbe und Weichsel), mit dessen Tochter Geira Olaf früher vermählt gewesen war. Aufgefordert von Thyri, welche Olaf auf ihrer Flucht an seinem Hof aufgenommen und geheirathet hatte, deren Eigenthum in Wendland zurückzuerobern, unternimmt der König ebendahin einen Zug; darauf bezieht sich

Gesang XVI.
König Olaf und die Engelwurzblumen.

Nordwärts über Drontheim
Fliegen schreiend Möven,
Lerche singt und Hänfling
Auf der grünen Au;

Doch in stiller Kammer
Netzet Drottning** Thyri
Ihre schönen Augen
Mit der Thränen Thau.

Durch die Fenster alle
Lacht die Sonne freundlich,
Und es lockt die Taube
Gurrend auf dem Dach;

Doch für Sang und Sonne
Taub und blind sitzt Thyri,
Bittres Leid im Herzen,
In dem Burggemach.

---

* Bereits erschienen, jedoch vergriffen: H. W. Longfellow's Evangeline, übertragen und erläutert von E. Nickles; Karlsruhe bei Gutsch 1862.

** Drottning, Dronning, Königin.

Leuchtend wie der Morgen
Tritt herein nun Olaf —
Gleich der Ostersonne
Stralt sein Angesicht;

In den Händen trägt er
Engelwurzelblumen —*
Süssen Duft verhauchen
Rings die Blüten schlicht.

Wie ein Regenabend
Düster schaut die Fürstin —
Olaf's Lächeln rafft sie
Nicht vom Gram empor;

Auch der Strauss vermag's nicht,
Den er reicht mit Worten,
Worten süss und duftig
Wie der Blumenflor.

Voll von Edelsteinen
Schimmern ihre Finger
Durch das Grün des Strausses
Wie der Morgenthau;

Doch verächtlich schleudert
Auf den rauhen Estrich
Seine zarte Gabe
Olaf's stolze Frau.

„Reich're Spenden bot einst
König Harald Gormson**
Meiner Mutter“ — sprach sie —
„Denn so leeren Tand:

Als er beutelustig,
Seiner Throngenossin
Königsschätze sammelnd,
Wüst gelegt dies Land.

Doch du wagst die Fahrt nicht
Durch den Sund nach Wendland,
Um dort abzuzwingen
Borislaf mein Gut;

Denn mein gabelbärt'ger
Bruder Swend von Dänmark
Möchte deine Schiffe
„Senken in dieFlut.“

Auf springt König Olaf
Wie ein muthig Rennthier,
Und er schwört es seiner
Düstern Königin:

„Nie war König Olaf
Bang vor Swend von Dänmark:
Diese Hand noch fasst ihn
Bei dem bärt'gen Kinn!“

Aus dem Zimmer tritt er
Donnerlauten Schrittes,
Und es ächzt die Treppe
Unterm Fuss ihm bang:

Grollend ob der Kränkung
Schreitet er voll Ingrimm
Durch die Strassen Drontheims
Hin mit stolzem Gang.

Alle seine Schiffe
Sammelt er zum Kampfe,
Seine Mannen ruft er
Aus dem ganzen Rund:

Und die Küste nieder,
Wie ein Flug von Möven,
Segelt Olaf's Flotte
Durch den Dänensund.

Furchtlos steuert selbst er
Seine 'lange Schlange',***
Richtet alle Spieren,
Spannt die Taue straff:

Bis an Wendlands Küste
Seines Weibes Gut er
Wieder abgenommen
König Borislaf.

Dann spricht Olaf lachend.
„Nicht zehn Joche Ochsen
Zieh'n uns so gewaltig
Als ein Frauenhaar.

Jetzt bekenn' ich gerne:
Besser noch als Blumen
Beut ein Fürst Juwelen
Seiner Herrin dar!“

* Engelwurz, archangelica officinalis, eine 2—3 Fuss hohe, in Gebirgen wachsende Pflanze aus der Familie der Doldengewächse, mit hohlen Stengeln und grossen Schirmen. In Norwegen bäckt man die Wurzel mit in's Brot und raucht die Blätter statt des Tabaks; der Stengel wird zum Essen und die Frucht als Würze gebraucht; die einzelnen Theile der Pflanze sind überdies heilkräftig.

** Harald Gormson oder Blauzahn, König von Dänemark, Sohn Gorm des Alten und Vater Swend's mit dem Gabelbart und Thyri's.

*** Olaf's Staatsschiff.

Inzwischen aber hatten sich, aus verschiedenen Beweggründen, drei Feinde gegen Olaf verbündet: König Swend von Dänemark, zubenannt mit dem Gabelbart, welchen die mittlerweile von ihm geehelichte Sigrid die Stolze zum Kriege aufgereizt hatte; König Olaf Schooskönig von Schweden, der gleichfalls in den Racheplan gezogene Sohn der genannten Königin Sigrid aus ihrer ersten Ehe; und Jarl Erich von Norwegen, Sohn des bei der Verfolgung durch Olaf im Versteck ermordeten Jarl Hakon und Schwiegersohn König Swend's. Ihnen schloss sich noch Jarl Sigwald an, Schwager König Swend's, dessen erste Gemahlin Gunhild Schwester zu des Jarls Gemahlin und welche beide Schwestern Töchter König Borislaf's von Wendland waren. Dies zur Erklärung des in seiner Form eigenthümlichen

Gesang XVII.
König Swend mit dem Gabelbart.

Swend mit dem Gabelbart,
Um sich sein Heer geschaart,
War auf der Rachefahrt
Südlich gen Wendland:
Hier war das Inselrund
Swald* mit dem sichern Sund
Für den Dreimächtebund
Sammel- und Sendland.

Als ihm Gunhild erblich,
Bot ritterminniglich
Sigrid der Stolzen sich
Swend zum Gemal an:
Und der Erwartung voll,
Dass sie für ihren Groll
Rache nun finden soll,
Nahm sie die Wahl an.

Unter dem gold'nen Band,
Das ihr die Stirn umwand,
Trug sie von Olaf's Hand
Purpurn die Spur noch;
Doch auch ihr stolzes Herz,
Wund von dem Kränkungsschmerz,
Barg unter Lust und Scherz
Treulich den Schwur noch.

„Räche die schnöde Schmach,
Die mir die Ehre brach,
Räche sie, Swend!“ — so sprach
Oefter sie wutvoll:
Bis ihr Gemal zuletzt,
Täglich zum Krieg gehetzt,
Rührig in's Werk ihn setzt,
Lodernder Glut voll.

Desshalb zur Lenzeszeit
Rief er von nah und weit,
Dürstend nach Kampf und Streit,
Auf zu der Heerfahrt:
Und was am Dünenzug
Dänischen Namen trug,
Eilte von Karst und Pflug
Her zu der Meerfahrt.

Schweden entbot sodann
Auch seinen Kriegerbann —
Und was nur Streitersmann,
Folgte dem Schlachtruf;
Selber ein norsisch Heer
Führte mit Schwert und Speer
Ueber das Finnenmeer
Jarl Erich's Machtruf.

So denn im Monat Mai
Fuhr wie ein grimmer Hai
Nach der bestimmten Bai
Stattlich das Dreiheer;
Ihm zu geringer Zier
Schloss sich aus Beutegier
Sigwald der Jarl noch hier
An und sein Freiheer.

Und bei der Insel Swald
Hob die Dreiflotte bald
Stolz ihren Mastenwald,
Fertig zur Schlacht nun:
Während zu gleicher Frist
Sigwald voll arger List
Südwärts die Segel hisst —
Olaf, hab' Acht nun!

Glühend von Ruhmessucht
Lockt dich der Jarl zur Flucht
Aus der Stethav'ner** Bucht
Kiesigem Thorweg,
Hin, wo auf schwankem Kiel
Dir schon der Hände viel
Blutig das Lebensziel
Stecken, o Norweg!

* Swald, Swold, Swoldr, Swolderö = jetzt Insel Ruden zwischen den Inseln Rügen und Usedom, auch berühmt durch die Landung Gustav Adolf's 1630.
** Stethaven = das von den Wenden gegründete Stettin?

Aus dem Epos „Miles Standish's Brautwerbung."
(Fortsetzung aus Band XLIII, Seite 465.)

In Gesang III. macht sich nun John Alden zu der schönen Priscilla, welche unweit Plymouth im Wald eine Hütte bewohnt, auf den Weg, ist aber in der Vollziehung seiner Sendung so unglücklich, dass die Jungfrau — was übrigens durch eine Zwischenerzählung dem Leser nicht unerwartet kommt — den Werbenden zuletzt fragt, warum er nicht für sich selbst spreche? Völlig verblüfft von dieser freudig-schmerzlichen Entdeckung und fest entschlossen, mit der auf den folgenden Tag festgesetzten Rückkehr der „Maiblume" selbst nach England heimzukehren — dem einzigen Wege, den er zur Heilung seines vom Streit zwischen Liebe und Pflicht zerrissenen Herzens voraussieht — entledigt sich der Jüngling in Gesang IV. noch seines Gegenauftrags: der hierauf erfolgende Zornausbruch des Hauptmanns, der, seinen Cäsar-Erinnerungen getreu, in des Freundes Handlungsweise einen Brutus-Verrath erblickt, wird dann durch eine Abrufung des erstgenannten in den Kriegsrath, indianischer Angelegenheiten halber, abgeleitet. Wir begleiten Standish, welcher Alden in stummer Ergebung zurücklässt, mit Schluss von

Gesang IV.

in die genannte Versammlung, indem wir den ganzen charakteristischen Auftritt mit den Worten des Dichters wiedergeben:

Aber inzwischen erschien, noch wallenden Blutes, der Hauptmann 100
In dem versammelten Rath, der laut sein Kommen begrüsste:
Männner im Sommer des Lebens, von ernstem, gemessenem Ausseh'n,
Nur ein Einziger alt und nahe dem Ziele der Wallfahrt,
Schneeig das Haupt umflossen — der Aelteste war es von Plymouth.
„Aus drei Reichen erlas sich der Herr sein Korn für die Pflanzung, 105
Sichtete dann auch dies als lebendige Saat für ein Neuvolk:"
So überliefert's der alte Bericht, so glaubt es der Nachwuchs. — —
Unter den Rathenden stund mit stolzer und trotziger Haltung,
Bis an die Hüften entblöst, ingrimmigen Blickes, ein Wilder.
Mitten im Kreis, auf dem Tisch, lag offen das heilige Schriftbuch, 110
Leder der Band und Erz das Beschläg — ein holländer Druckwerk;
Aber dabei, von dem Wilden gebracht, ein bezeichnendes Sinnbild,
Glänzte die klappernde Haut der gefürchteten Schlange des Westens,
Dicht wie ein Köcher mit Pfeilen gefüllt — zum Kriege die Ford'rung.
Da, inmitten des Lärms der sich heftig bestreitenden Stimmen, 115
Die mit Entwürfen die Zeit und mit Gegenentwürfen verloren,
Welchen Bescheid dem Gesandten des Kriegs man würdig ertheile —
Einer allein im Rath, der Aelteste, stimmte für Frieden;
Denn es erheische der Geist und das Wesen des christlichen Glaubens,
Lieber nur Einen zu retten, als Viele dem Tode zu weihen: 120
Eben da trat Miles Standish herein, und das Zeichen gewahrend,
Rief er mit heiserem Ton — denn es presste die Simme der Groll ihm:
„Was, ihr vermeint wohl gar, ihr führet mit Zucker und Thee Krieg?
Habt ihr zur Eichhornjagd die Haubitze gepflanzt auf das Kirchdach,
Oder zum guten Empfang der verteufelten Kupfergesichter? 125
Wahrlich, die einzige Sprache, die diese Verräther verstehen,
Kommt aus dem flammenden Mund eines donnerberedten Geschützlaufs!"
Etwas erstaunt und verblüfft von dem schroffen und zornigen Tone,
Sagte der Aelteste d'rauf, der ergraute Berather von Plymouth:
„Das war die Lehre des Paulus nicht und der übrigen Jünger; 130
Und doch haben auch sie mit flammenden Zungen gesprochen!"
Ohne den milden Verweis zu beachten des würdigen Greises,
Fuhr, an den Tisch vortretend, der Hauptmann weiter zu sprechen:

„Lasst das Geschäft nur mir, dem billiger Massen es zukommt!
Fürchterlich zwar ist der Krieg; doch, dient er der Sache des Rechtes, 135
Dann riecht Pulver auch gut: und nun den Bescheid auf die Ford'rung!"

Sprach's und schüttelte rasch und verächtlichen Blickes die Pfeile
Aus dem gesprenkelten Balg und füllte mit Pulver und Kugeln
Bis an den Rachen ihn an, und zurück ihn gebend der Rothhaut,
Rief er in donnerndem Ton: „Da, nimm — 's ist unsere Antwort!" — — 140
Leis entschlüpfte hierauf dem Gemach der gelenkige Wilde
Mit dem gefährlichen Balg: und er selbst schien jetzt eine Schlange,
Wie den gewundenen Pfad in die Tiefe des Walds er dahinglitt.

Spät in der Nacht kehrt der Hauptmann aus dem Kriegsrath in seine Behausung zurück, wo, wie er vermeint, der treulose Freund bereits eingeschlummert ist: und, ohne Abschied genommen zu haben, ist er schon Tags darauf auf dem Marsch. Wir lassen die wenigen, den letzteren einleitenden Verse aus

Gesang V.

folgen.

Früh mit dem Grauen des Tags, als die Nebel den Matten entstiegen,
Schallte verworrener Lärm in der Gasse des schlummernden Plymouth:
Tönendes Waffengeklirr und gedämpft das gebietende Vorwärts,
Dröhnender Fusstritt dann, dann wieder die vorige Stille.
Langsam schritten darauf aus dem Dorf zehn stumme Gestalten: 5
Standish, der Tapfere, war's und acht von den muthigen Seinen,
Hobomok ihnen voran, der den Weissen befreundete Rothmann —
Nordwärts rückte der Zug, bei den Wilden zu dämpfen den Aufruhr.
Nebelumhüllt — so gemahnten sie fast an die Helden des David —*
Helden im Herzen fürwahr; denn sie glaubten an Gott und das Schriftwort, 10
Glaubten sogar noch an Kampf mit Philistern und Midianitern.
Ihnen zu Häupten erhub sein Scharlachbanner der Morgen,
Ihnen zu Füssen am Strand brach wechselnd die wogige Streitmacht
Donnernd heran und zog sich zurück in geschlossener Ordnung.

Wir überlassen das Nähere über die Ausführung von John Alden's obenerwähntem Entschluss, an dem nämlichen Tage auf der „Maiblume" nach England zurückzukehren, einer späteren Wiederaufnahme des Fadens der Erzählung und begleiten in

Gesang VII.

den Hauptmann weiter auf seinem Zuge.

Rastlos zog unterdess, durch Wald und Moräste sich schlagend,
Immer zur Seite die See, Miles Standish, der Tapfere, vorwärts.
Halt ward selten gemacht: der Verdruss und der Aerger des Herzens
Trieben ihn ruhlos fort, und die würzigen Düfte des Waldflors
Dünkten so süss ihn nicht wie der Schwefelgeruch des Gewehrdampfs. 5
Wortkarg schritt er dahin und gedachte mit Grollen des Vorfalls:
Er, der an raschen Erfolg und beständige Siege gewöhnt war,
Er — und ein Mädchen verwarf mit Schimpf und Schande sein Werben,
Er — und der Freund hinterging mit Spott und Hohn sein Vertrauen!
Nein, es war mehr als zu viel! — und er bebte vor Grimm in der Rüstung.

---

* Unter den „mächtigen Männern des David" in der engl. Urschrift sind zweifelsohne seine „(Haupt-) Helden" gemeint, deren Namensverzeichniss und Thatenpreis 2. Sam. XXIII. 8—39 enthalten ist. — Die Philister (an der Meeresküste Syriens von Tripolis bis El-Arisch) und die Midianiter (im peträischen Arabien vom Berge Sinai bis gegen das todte Meer) waren Nachbarvölker der Israeliten, mit welchen diese im Anfang ihrer Staatsbegründung viele und harte Fehden zu bestehen hatten.

„Doch mir geschah schon recht, mir Thoren!“ — so sprach er im Unmuth; —
„Was hat ein rauher Soldat, der grau und greis im Gezelt ward,
Der mit den Waffen verwuchs, mit der Gunst eines Mädchens zu schaffen?
Weg! ’s war Nichts als ein Traum: — er zerrinne, wie mancher zerronnen.
Was eine Blume mir schien — ’s war Nichts als ein schimmerndes Unkraut:
Fort aus dem Herzen für immer damit! Von nun an begrüss’ ich
Nur die Gefahr als Lieb’ und als Braut dich, donnernde Feldschlacht!“ —
Solchergestalt überdacht’ er bei sich den empfindlichen Vorfall,
Wann er des Tags auf dem Zug, wann Nachts er im Walde der Rast pflog,
Scharf auf die Bäume den Blick und den Stand der Gestirne gerichtet. 20
Zwischen dem Meer und dem Wald, an dem Saum eines Angers, erschien jetzt,
Nach dreitägigem Marsch, indianischen Baues ein Zeltdorf.
Arbeit thaten die Weiber; die Krieger, in hässlichem Farbschmuck,
Kauerten träg um ein Feuer herum und schwatzten und rauchten.
Als nun plötzlich der Zug aus der dämmrigen Ferne heranrückt, 25
Und von dem blanken Gewaff hell leuchtend die Sonne zurückblitzt:
Springen sie auf, und Zwei von der Schaar, vortretend zu Standish,
Laden ihn ein zum Gespräch und bieten ihm Pelz zum Geschenk an
Freundschaft log ihr Gesicht; denn ihr Herz war Aerger und Ingrimm.
Tapfere waren’s im Stamm: ein Og und ein Goliath* Beide — — 30
Gross wie der Riese von Gath, und stark wie der König von Basan.
Pecksuot nannte sich Einer, der Andere hiess Wattawamat.
Schmuck hing Jedem am Hals, in der Wampumscheide,** das Messer,
Wie eine Nadel so spitz und scharf mit gedoppelter Schneide.
Andere Waffen besassen sie nicht; List wog den Verlust auf. 35
„Seid willkommen bei uns, Engländer!“ — so riefen sie freundlich,
Wie sie zuweilen den Gruss von Weissen vernommen im Pelztausch.
Eifrig begannen sie dann, durch Hobomok’s kundige Zunge,
Der bei dem Hauptmann stund, in der Sprache des Stamms die Verhandlung,
Decken begehrend und Messer und Flinten vor Allem und Pulver, 40
Welche mit tückischem Sinn in den Kellern die Weissen verbärgen,
Um ihre Brüder, die Rothen, dadurch dem Verderben zu weihen.
Doch als der Hauptmann d’rauf nur die Bibel zum Gegengeschenk bot,
Fielen sie schnell aus dem freundlichen Ton und begannen mit Grossthun.
Stolzes Gebahren im Schritt und verwegenen Trotz in der Haltung, 45

* Ueber Og, den König von Baschan (der nördl. Theil des ostjordanischen Palästina), den sammt seinem gewaltigen Volk die Palästina erobernden Israeliten bezwangen, vrgl. Jos. XII. 4; über Goliath, den Riesen von Gath (eine der 5 Hauptstädte des Philisterlandes), dessen Erlegung David’s berühmte That, vrgl. 1. Sam. XVII.

** Der namentlich in Mejico und Peru wohl bekannte Gebrauch von Knotenschnüren als Erinnerungszeichen u. s. w. findet sich auch unter den nordamerikanischen Indianerstämmen allgemein verbreitet in dem sogen. Wampum. Ursprünglich bestand derselbe aus Schnüren oder Gürteln, auf welche Glas- oder Muschel-Korallen oder -Perlen von verschiedenen Farben und zu manchfachen Zeichen aufgezogen wurden; Farben und Zeichen trugen ihre besondere Bedeutung. Dann ist aber der Wampum auch ganz allgemein indianischer Schmuck überhaupt. Die Indianer betrachten übrigens noch jetzt solche Wampums als öffentliche Urkunden, welche man von Zeit zu Zeit in Gegenwart der jungen Stammesgenossen erläutert, damit ihr Sinn nicht vergessen werde.

Trat Wattawamat vor und sprach mit Geprahle zu Standish:
„Ja, Wattawamat erkennt an den flammenden Augen des Hauptmanns,
Dass im Geheimen er grollt; doch bebt sein tapferer Kampfmuth
Nicht vor dem Blicke zurück. Es gebar kein Weib Wattawamat:
Nein, bei Nacht, im Gebirg, aus dem Schoos eines berstenden Eichstamms, 50
Welchen ein Blitzstral traf, sprang, völlig bewehrt und bewaffnet,
Jauchzend er einst und rief: „Wer stellt sich zum Streit Wattawamat?“ —
Sprach's und entblöste das Messer und schliff in der Linken die Klinge,
Hub sie empor und wies einen weiblichen Kopf an dem Handgriff,
Während in drohendem Ton und mit rollenden Blicken er ausrief: 55
„Noch eine Klinge besitz ich daheim: ihr Griff ist ein Mannskopf;
Bald wird die Hochzeit sein, und es soll nicht mangeln an Kindern!“ —
Dann trat Pecksuot vor und sprach hohnlachend zu Standish,
Während wie siegesgewiss nach der Klinge des Messers er fasste,
Halb aus der Scheide sie zog und klirrend sie wieder zurückstiess: 60
„Bald wird ein Festmahl sein; hurrah, dann isst sie und — spricht nicht! —
Das ist der Held, den die Weissen geschickt, um die Rothen zu zwingen?
Klein ist der Mann: ei, sendet ihn doch zu den Weibern an's Tagwerk!“
Standish gewahrt unterdess ringsum Indianergestalten,
Welche mit lauerndem Blick im Gebüsch und den Bäumen sich bergen, 65
Schon an der Sehne den Pfeil, als legten sie an auf ein Wildpret,
Während sie enger und enger um ihn das umgarnende Netz ziehn.
Furchtlos steht er jedoch und beredet zum Scheine sie freundlich —
Also bezeugt's der Bericht aus den rühmlichen Tagen der Vorzeit.
Aber sobald er den prahlenden Trotz, den beschimpfenden Spott hört: 70
Kocht und siedet das Blut Sir Hugh's und Thurston's von Standish
Wallend im Herzen ihm auf und schwellt ihm die Adern der Schläfe.
Köpflings stürzt er heran, und der Scheide das Messer entreissend,
Bohrt er es tief in des Höhnenden Brust, der taumelnd zurücksinkt
Und ein Gesicht voll grimmiger Wut zum Himmel emporkehrt. 75
Gellend erhebt sich sogleich im Walde der grässliche Kriegsruf,
Und, einem Schneesturm gleich auf der Schwinge des pfeifenden Nordwinds,
Zischt aus den Lüften hernieder ein Hagel gefiederter Pfeile.
Aber nun kam eine Wolke von Rauch, aus der Wolke der Blitz dann,
Dann aus dem Blitze der Donner, dem schweigend Verderben voranging. 80
Heulend entflohen die Wilden und suchten in Busch und Morast Schutz,
Heiss von den Weissen verfolgt. Doch ihr tapferes Haupt Wattawamat
Flüchtete nicht — er war todt. Eine sicher gefeuerte Kugel
Traf ihm die Stirn, und er fiel, mit den Händen den Rasen umklammernd,
Gleich als woll' er im Tod vor dem Fremden noch schützen die Heimat. 85

Karlsruhe. Ed. Nickles.

Zur Bildung des romanischen Futurums.

Dr. Lücking erklärt XLIV, 321 fg. den Abfall der Silbe ar von avoir bei der Bildung der 1. 2. P. Pl. fut. und des ganzen Konditionalis im französischen auf eine solche Weise, als ob dieser Vorgang dem französischen eigenthümlich wäre (*vendravons, *vendraons, *vendreons, vendrons). Aber derselbe findet sich in allen romanischen Sprachen, soweit sie überhaupt diese Darstellung der künftigen Zeit kennen, und muss daher eine allgemeinere Begründung erfahren. Eine solche kann man nicht mit Lücking in den Tonverhältnissen suchen; denn prov. musste z. B. aus chantár avém chantàravém mit dem Nebenton auf dem mittelsten a, franz. aus chanter avons chantéra-

vons werden, da e nicht, wie in chanterai, unmittelbar vor die Tonsilbe zu stehen kommt. Zu einer Verlegung des Nebenakzentes (chàntarevém, chànteravóns) und Vermeidung des daktylischen Falls durch Auswurf einer Silbe lag aber dann kein Grund vor; die Gleichheit des Rhythmus, die uns allerdings in allen Formen des Futurums und Konditionals entgegentritt, ist als eine zufällige und nicht etwa als Ergebniss eines Strebens zu betrachten, wie es sich ganz vereinzelt in it. cantássimo, cantásti für cantavissémus, cantavissétis (entsprechend sp. pg. wal., aber nicht pr. fr.) äussert. Auch würden wir aus cantaravemo, cantarhabemos, cantarhavemos, chantaravem, chanteravons gewiss eher cantravemo u. s. w., als cantaremo (dann canteremo) u. s. w. zu erwarten haben. Wir setzen daher mit Recht voraus, dass jene romanischen Formen von habere, in welchen die tonlos gewordene Silbe hab geschwunden ist, einst neben den unverkürzten selbstständig gebraucht worden und tauglicher als diese erschienen sind, mit dem Infinitiv zum Ersatz des verlorenen lat. Futurums zusammenzutreten. Klar ist dies im Span. und Port., wo Formen wie heis = habeis haveis, hia = habia havia, ien hião = habien havião (sp. hat bemos sogar habemos verdrängt) entweder in ganz freier Anwendung, oder in loserem Anschluss an den Infinitiv (dar te ien = te darian, dir-me-hião = me dirião) aus alter, mundartlicher oder herrschender Sprache nachzuweisen sind. Das Grödnerische (zur tiroler Gruppe des Rätoromanischen gehörig) kennt gar keine anderen Formen von avëi als die mit betontem Anlaut: oη, ëis, òva, òves, òva, àn, àis, òva (η ist nasales n, ë = u in engl. but, ò offenes o, à reines, a nach e zu lautendes a). Ebenso bergamaskisch (lombard.): èm, ì, ìe, ìe(t), ìa, iem, ìem, ìe(f), ìa. reggian. (ämil.): jèmm, [avì,] ìva, ive(t), ìva, ivem, ive(v), iven (neben aviva u. s. w.; alessandr. (pedemont.): uma, èi, éiva, éive, éiva, éivo, éive, éivo u. s. w. Wenn übrigens auch von diesen kürzeren Formen, welche die gebildete Sprache aus einer Zweckmässigkeitsrücksicht jetzt fast überall verschmäht, weniger, ja gar keine Belege beizubringen wären, so würde die Annehmbarkeit unserer Voraussetzung dennoch keinen wesentlichen Abbruch erleiden. Müssen wir doch z. B. aus dem rätorom. futurum (denn ein solches existirt trotz Diez Gr.[2] II, 112, freilich nur nicht im Oberländischen ob dem Walde), Formen von habere erheben, die als für sich bestehende auf demselben Gebiete nicht zu entdecken sind; oberhalbsteinisch (eine der nidwaldischen Untermundarten des Oberländischen) niró aus nir va, oberengadinisch venderons aus vender avains abzuleiten, ist schlechterdings unmöglich. Man vergleiche:

unterengad.,	oberengad.,	oberhalbst.
hai, hà	he	va
hast, has	hest	ast
hà	ho	ò
havain	avains	vagn
havais, -t	avais	vez
han, haun.	haun.	òn.
	fut.	
— à	— ò	— ò
— ast, — as	— ost	— òst
— à	— ò	— ò
— an	— ons	— òn
— at, — ad	— os	— òz
— an.	— on.	— òn.

Am wenigsten weicht im Unterengadinischen die zweite Biegung von der ersten ab. -An, -at sind aus *áen, *áet = *a(v)én, *a(v)ét entstanden, wie wal. am, atzi neben avém, avétzi, toskan. ate neben aète u. s. w. bestehen. Eine Nebenform der 2. P. Pl. mit Imperativbedeutung (nach nun) finde ich in der Bibelübersetzung: nun duvrarai, ihr sollt nicht anwenden, nun s' farai thesaurs ihr sollt euch keine Schätze machen; nun jüdicharai,

ihr sollt nicht richten. Dieses -ai könnte aus *ait, havait abgeschwächt sein, wird sich aber wohl eher zu -at, -ad verhalten, wie in der 2. P. Pl. Imper. -ai zu -at, -ad, -à (denn unterengad. amai, amat, amad, amà = amate kommen nebeneinander vor). — Das durchgängige o im obereng. und oberhalbst. Futurum kann sich nur aus au = av, hab entwickelt haben (wie o hier gewöhnlich den Diphthongen au vertritt), obwohl an sich -ons, -on mit fr. avons, grödn. ons, piemont. uma u. s. w. stimmen würde und -o statt = hab(et) (vgl. wal. au) sich auch als ha(bet) auffassen liesse, wie fo = fa(cit), mo = ma(gis), sto = sta(t) u. s. w. -O = hab(e)o steht neben he = ha(b)e(o), wie it. ho neben sp. he, pg. hei, pr. fr. ai; fremdartiger ist -ost = hab(e)s neben hest = ha(b)es und hast = ha(be)s (vgl. altfr. ais und as); am meisten fallen auf -ons, -on = *háb(e)m(us) und os, oz = *háb(e)t(i)s. -On = hab(e)n(t) hat Nichts mit haun. zu thun, da im Oberengadinischen a vor n durch au (mit der jetzigen Aussprache ä) ersetzt zu werden pflegt. Fr. ont ist = *ha(b)unt, wie font = fa(ci)unt, vont = va(d)unt. Oberhalbst. va (im Domleschg. ve) kann weder = *(ha)bé(o), noch versetzt aus hab(eo) sein; v gehört ursprünglich nicht dazu, ebensowenig wie im Konjunktiv: vegia, vegias, vegia, vegian, vegias, vegian. Die reine Form desselben hegia = altit. aggia begegnet uns im Oberengadinischen und der entsprechende Indicativ hat sich ebendaselbst in einem zweiten, nach Carisch sogar dem gewöhnlicheren, Futurum erhalten (loderegia, sentiregia neben loderò, sentirò, wie altit. loderagio, sentiraggio). Was ist dieses v? Ich halte es nicht für euphonischen Vorschlag, als welcher es nicht nur vor u, o, sondern zuweilen auch vor a, e verwendet wird (vgl. neap. varo, vecco), vielmehr, wie in lombard. vess = esse, für ibi, it. vi, obwohl dies im Rätoromanischen (hier bedeutet vi = via hin) ausgestorben ist. Vielleicht stammt n in unterengad. nhà (oder nhai) und nhaja (n fehlt nach nun und Pronominalobjecten*) aus inde, it. ne, das freilich auch der jetzigen Sprache fremd ist. Hier liegt der Zweck, die 1. P. S. Praes. des Ind. und Konj. von der gleichlautenden 3. zu unterscheiden, klar vor Augen; weniger deutlich ist die Genesis der oberhalbsteinischen Formen. Man erinnere sich übrigens an das mundartlich-italienische Zusammenwachsen von ci (lombard. ghe) mit avere.

Gotha. Dr. Hugo Schuchardt.

In Sachen einer Kritik.

Der 4. Jahrgang des „Jahrbuchs der deutschen Shakspeare-Gesellschaft bringt auf S. 370 eine Notiz über meine erklärende Ausgabe des Hamlet, der man auf den ersten Blick das Flüchtige und Oberflächliche, wo nicht noch etwas Anderes ansehen kann. Erstlich behauptet der Verfasser der Notiz, mein Buch sei „vornämlich für den Schulunterricht bestimmt," blos um daraus die Folgerung zu ziehen, dass es „demgemäss von einer kritischen Behandlung Abstand nehme." Die Begründung dieser Behauptung vermisst man in der Notiz, sie war auch unmöglich. In der Vorrede habe ich ausdrücklich gesagt, das Buch sei für solche, die des Englischen in einigem Grade kundig seien und zugleich anderweitige sprachliche Bildung besitzen. Nach des Recensenten Ausspruch würden diese beiden Kriterien nur bei Schülern zutreffen. Dass er das nicht meinen, noch weniger Anderen aufbinden kann, ist sicher; aber — er hat eben recensirt, wie Viele, ohne das Buch, ja ohne die Vorrede gelesen zu haben. Sein Vermissen der Textkritik bestärkt mich nur noch mehr in dieser Meinung:

---

* Doch lese ich auch sonst: tràs sia grazia hai imprais, eug haja lett u. s. w.

denn wenn er es genauer hätte ansehen wollen, hätte er, für gebildete Leser, die nicht gerade nur mit Kleinigkeiten sich die Zeit verderben wollen, reichlich so viel brauchbare und geniessbare Textkritik gefunden, als z. B. in der bogenreichsten neueren Ausgabe des Hamlet, von K. Elze, der man doch noch nicht vorgeworfen, dass sie nicht genug Kritik gebe. Ich soll auch nicht „bis zu den ersten Quellen vorgedrungen sein," meint unser Recensent weiter. Nun, die ersten Quellen Shakspeare'scher Dramen sind eben die zu Lebzeiten des Dichters gedruckten Ausgaben, die ich alle so getreulich berücksichtigt habe, als es, ohne zu breit zu werden, anging; andere „erste Quellen" habe ich noch bei keinem Herausgeber gefunden. Diese und die darauf folgende Bemerkung, so unbegründet hingeworfen, wie sie hier erscheinen, führen noch auf eine andere Erklärung, als die der Oberflächlichkeit: Es giebt Recensenten, die unter Umständen sich von Vorn herein vornehmen: Dies Buch recensirst du gut, das schlecht. So wird es wohl auch hier gewesen sein. Denn wenn Recensent am Schlusse hinzufügt: „Der Verfasser . . . . . . giebt weit mehr Fremdes, als er anzuerkennen für gut findet," so steckt dahinter ein schlecht verhehlter Groll, der vielleicht daher rühren mag, dass ich einige misslungene Erklärungen einer anderen Hamlet-Ausgabe mit schlagenden Gründen zurückgewiesen habe. Recensent hütet sich wohl, näher auf seine Behauptung einzugehen, weil er die unzähligen mir eigenthümlichen Erklärungen als fremden Quellen entnommen darstellen will. Ich habe, schon um der Abkürzungen der Citate willen, an der Spitze des Commentars die Werke, die mir zu Gebote standen, aufgeführt und sie im Commentar, wenn es nicht blosse Kleinigkeiten betraf, citirt. Möge Recensent nun die Stellen, die er für entlehnt hält, auf die rechte Quelle zurückführen.

Wir schaffen die Zünftigkeit auf anderen Gebieten ab, möchte man sie doch auch aus der Literatur verbannen; möchten Redactionen die Wahrheit der Wissenschaft im Auge haben; es würde der Kritik wahrlich mehr Ehre bringen, als solch Geschreibsel, das nur aus persönlichen Gründen ins Publikum gefördert wird. Den Lesern des Shakspeare-Jahrbuchs kann mit so tendentiösen Beurtheilungen wahrlich auch nicht gedient sein.

Parchim. Dr. J. Heussi, Conrector.

Für die neuzubegründende Akademie der Wissenschaften in New-York hat der gewählte Ausschuss unter der Leitung von W. C. Bryant folgenden Organisations-Plan vorgelegt, welcher demjenigen des franz. Instituts ziemlich ähnlich ist.

Das Institut soll aus 8 bis 10 Akademien bestehen, von je 30 bis 200 Mitgliedern:

1) Philosophie (2. National-Oeconomie und Jurisprudenz. 3) Handel und Finanzen. 4) Naturwissenschaften. 5) Medicin. 6) Literatur. 7) Schöne Künste. 8) Physik, Mathematik und Technologie. Eine Person kann Mitglied mehrer solcher Akademien sein. Die Beamten jeder Akademie werden auf 2 Jahre gewählt. Die Mitglieder müssen Bürger der Ver. Staaten und mindestens 25 Jahre alt sein. Aus den ordentlichen Mitgliedern werden durch ein Majoritätsvotum die Conseil-Kuratoren (Fellows) gewählt, auf Empfehlung der respectiven Akademien und nach Abhaltung einer Dissertation vor den Mitgliedern des Instituts; von 10 Mitgliedern einer Akademie darf nicht mehr als 1 Kurator sein; die Kuratoren müssen 35 Jahre alt sein. Ehrenmitglieder können 20 für jede Akademie und 50 für das Conseil gewählt werden; die ersteren werden durch die resp. Akademie mittelst eines Drei-Viertels-Votums nominirt und durch ein Drei-Viertels-Votum des Conseil bestätigt; die Ehrenmitglieder des Conseil werden durch einstimmiges Votum des letzteren gewählt. Ehrenmitglieder müssen der Literatur, Kunst oder

Wissenschaft oder dem Institut besondere Dienste geleistet haben; sie mögen Bürger oder Ausländer sein. Das Letztere gilt auch für correspondirende Mitglieder, welche die einzelnen Akademien oder das Conseil erwählen; sie dürfen indess nicht innerhalb 50 Meilen von New York ansässig sein. Eine weitere Klasse bilden die Gründer, d. h. Personen, welche mindestens $ 1000 zu den Fonds des Instituts beitragen. Wir haben demnach:

1) ordentliche Mitglieder, 2) Kuratoren, 3) Ehrenmitglieder der Akademien, 4) Ehrenmitglieder des Conseil, 5) correspondirende Mitglieder der einzelnen Akademien, 6) correspondirende Mitglieder des Conseil, 7) Gründer.

Die Beamten des Instituts sind: Der Präsident, die Vicepräsidenten (die Präsidenten der einzelnen Akademien), der protocollirende Secretair, der correspondirende Secretär, der Schatzmeister. Diese Beamten, nebst je 2 Repräsentanten jeder Akademie (von welchen 1 ein ordentliches Mitglied und 1 ein Gründer sein muss), bilden das Conseil. Jene Repräsentanten werden auf 2 Jahre gewählt. Als Verwaltungsbehörde dient ein Verwaltungsrath von 5 Mitgliedern, von welchen 2 Gründer sein können.

Dieser Organisationsplan wurde als provisorische Constitution angenommen und ein Executiv-Comité gewählt, um eine definitive Constitution vorzulegen, Fonds aufzutreiben, einen Versammlungsplatz auszusuchen &c.

Ein ungedruckter Brief Göthe's.

Dr. Hirzel in Leipzig theilt aus seiner reichen Sammlung für Götheliteratur einen noch unbekannnten Brief Göthe's mit, der namentlich deshalb lehrreich ist, weil er eine der schwierigsten Fragen der dramatischen Kunst berührt, eine Frage, die besonders den Dichter der Gegenwart nahe berührt. Der Brief lautet folgendermassen:

„Mir sind zwar schon mehrere, sich auf die Zeitumstände beziehende Stücke mitgetheilt worden, keines derselben ist aber so glücklich erfunden, so heiter und zugleich so rührend ausgeführt, als das hierbei zurückfolgende. Was jedoch die öffentliche Darstellung betrifft, so haben Ew. Wohlgeboren selbst in Ihrem Schreiben die Gedanken, wie ich sie hege, ausgesprochen. Das Publikum überhaupt ist gar zu geneigt, bei Arbeiten, welche eigentlich nur ästhetisch aufgenommen werden sollten, stoffartige Beziehungen zu suchen, und ich habe nichts dagegen, wenn in grossen Städten die Theaterdirektionen diese Neigung benutzen, bei bedeutenden Gelegenheiten die Menge aufregen, sie anziehen und Geld einnehmen. Hier in Weimar aber habe ich seit langen Jahren darauf gehalten, dass man selbst das Nahe in eine solche Ferne rückt, damit es auch als schön empfunden werden könne, wie die Gelegenheitsgedichte bezeugen, die theils von mir, theils von Schiller verfasst worden. So habe ich auch z. B. sorgfältig aus den Kotzebue'schen Stücken die Namen lebender Personen ausgestrichen, es mochte nun der Verfasser ihrer lobend oder tadelnd erwähnen. Ja, die Erfahrung hat mich gelehrt, dass wenn, entweder ohne mein Vorwissen, oder auch wohl durch meine Nachgiebigkeit etwas dergleichen zum Vorschein kam, jederzeit Unannehmlichkeiten entstanden sind, die doch zuletzt auf mich zurückfielen, weil man allerdings von mir verlangen kann, dass ich die Effekte zu beurtheilen wisse.

Im gegenwärtigen Falle, besonders wie er jetzt eintritt, hättte ich manches Misstönende zu befürchten, welches keineswegs aus der lobenswürdigen Arbeit selbst, sondern aus Deutungen und augenblicklichen Eindrücken entspringen könnte. Dieses habe, nach vielfacher Ueberlegung und genauer Betrachtung des vorliegenden Falls, mittheilen und nichts mehr wünschen wollen, als dass die angekündigten freien und unbezüglichen Kompostitionen ebenso glücklich in Anlage und Bearbeitung sein mögen, als

das Gegenwärtige, dessen Verdienste bei wiederholtem Lesen mich beinahe von meinen alt herkömmlichen Ueberzeugungen hätten abbringen können.

(Weimar) den 4. Mai 1814. Ergebenst Goethe.

Verzeichniss katholischer Schriftsteller, welche die wirkende und thätige Hexerey und Zauberkunst theils in ihrem Umfange, theils stückweise läugnen und verwerfen.

1230. Wilhelmus Paris. Episc. Arvern. de Vniuerso. — 1400. Samuel Cassini. Relect. Theolog. — 1450. Alphonsus Spina Episc. Thermop. Fortalit. fidei. — 1460. Ambrosius Vignatus. de Haeresi. — 1500. Christoph. Landinus. Comento sopra Dante. — 1510. Martinus d'Arles. de Superstit. — 1520. Jo. Franciscus Ponzinibius. de Lamiis. — 1530. Thomas de Vio dictus Caietanus Card. Comment. supra S. Thom. — 1540. Andreas Alciatus. Parergon iuris. — 1550. Franciscus Duarenus. Tit. ad L. cornel. — 1560. Martinus Azpilcueta dictus Nauarrus. Manual. Confess. — 1570. Philippus Broideus. Histor. fori romani. — 1580. Michael Montaigne. Essais. — 1590. Petrus Erodius. Rer. iudicat. — 1590. Leonardus Vairus Episc. Puteol. de Fascinat. — 1600. Io. Baptista de Porta. Magia naturalis. — 1610. Philippus Camerarius. Oper. hor. successiu. — 1630. Fridericus Spe. Cautio criminalis. — 1630. Gabriel Naudaeus. Apologie pour les grands personages faussement soupconnes de Magie. — 1640. Petrus Gassendus. Physicae. — 1660. Franciscus de la Mothe le Vayer. Oper. tom. 1. et 2. — 1680. Paulus Minuccius. Malmantile racquistato. — 1690. Casparus Iuuenin. Instit. theologic. — 1690. Ioannes Thiers. Traité des superstitions. — 1710. Nicolaus Malebranche. de inquirenda veritate. — 1720. Augustinus Calmet. Diction. S. Scripturae. — 1730. Petrus Roger. Supplemento al Dizionar. econom. — 1730. Mr. de S. André. Lettres de la Magie etc. — 1750. Hieronymus Tartarotti. del congresso notturno delle Lamie. — 1750. Io. Rinaldus Conte Carli. Lettera intorno all'origine, e falsità della dottrina de' maghi, e delle Strege. — 1750. Bartholomaeus Melchiori. Dissertaz. epist. degli omicidi commessi con sortilegio. — 1750. Ludouicus Muratorius. della forza della fantasia umana. — 1750. Marchese Maffei. Arte magica dileguata, distrutta, annichilata. — 1750. Io. Baptista Graserius. Propugnatio Adnotation. critic. in Sermon. de Maria Renata saga. — 1750. Constantinus Grimaldi. Dissertat. della magia diabol. artific. e naturale. — 1750. Clemens Baroni delli Marchesi cavalcabò. L'impotenza del Demonio etc. — 1760. Franciscus Roncalli. de homine inuulnerabili. — 1760. Ardoinus dell' Osa. Die Nichtigkeit der Hexerey und Zauberkunst. Edit. secund.

Hexenschriften.

In der Thurg. Kant.-Bibl. zu Frauenfeld ist ein Sammelband von Hexenschriften.

1. Akademische Rede von dem gemeinen Vorurtheile der wirkenden und thätigen Hexerey, welche an Sr. Churfürstl. Durchlaucht in Baiern etc. höchst erfreulichen Namensfeste abgelesen worden von P. Don Ferdinand Sterzinger, regulirt. Priester, Theatiner, Mitgliede der Churbair. Akademie der Wissenschaften. Den 13. October 1766. München, gedruckt bey Maria Magdalene Mayrin, verwittw. Stadtbuchdruckerin. 4°. 22 S.

2. Gedanken über die Werke des Liebhabers der Wahrheit von der Hexerey. Zu finden bei Joseph Aloysius Crätz, Buchhändlern in München, 1767. 4°. 28 S.

3. P. Angelus März Kurtze Vertheidigung der thätigen Hex- und Zauberey wieder eine dem heiligen Kreuz zu Sheyrn nachtheilig-Akademische Rede, welche den 13. Octob. 1766 von P. Don Ferdinand Sterzinger (oben) etc. abgelesen worden. Zwote Auflag. Ingolstadt, gedruckt bey Johann Karl Gran, der hohen Schule Buchdruckern. 4°. 31 Seiten.

4. Drey Fragen zur Vertheitigung der Hexerey. 1. Ob P. Angelus März die Rede des P. Don Ferdinand Sterzingers gründlich und 2. bescheiden widerleget habe? 3. Und ob wohl diese academische Rede dem hl. Kreutze von Scheyrn in der That nachtheilig sey? Mit einem sichern Ja beantwortet und dem P. Angelus März selbst deduzirt von J. F. Z. 1767. 4°. 28 S.

5. P. Angeli März Verantwortung über die vom (Titl.) P. Don Ferdinand Sterzinger bei dem Hochfürstlich-Hochlöblich-Geistlichen Rath zu Freysing freywillig wider Ihn gestellten Fragen. Mit Genehmig der Oberen. Ingolstadt. Gedruckt bei Karl Gran der hohen Schule Buchdrucker 1767. 4°. 42 S.

6. Glückwünschungsschreiben an den Hochwürdigen P. Angelus März über seine Vertheidigung der Hex- und Zauberey von F. N. Blocsberger Benefiziaten zu T. Straubingen, im Jahr 1767. 4°. 8 Blätter.

7. Urtheil ohne Vorurtheil über die wirkend- und thätige Hexereey abgefasst von einen Liebhaber der Wahrheit. Gedruckt zu Sterzingen in Tyroll 1766. Mit Erlaubens d. Obern. 4°. 64 S.

8. Betrügende Zauberkunst und traumende Hexerey oder Vertheidigung der akademischen Rede von dem gemeinen Vorurtheile der wirkenden und thätigen Hexerey wider das Urtheil oder Vorurtheil gestellet von P. Don Ferdinand Sterzinger &c. Mit Erlaubniss der Obern. München zu finden in der akademischen Buchhandlung, 1767. 4°. 96 S.

9. Drey wichtige Fragen über das Hexensystem von einem gesunden, unverruckten Kopf disseits der Donau, 1767. 4°. 24 S.

10. Vertheidigung wider die geschwulstige Vertheitigung der betrügenden Zauberkunst und traumenden Hexerey. Verfasset von einem Liebhaber der Wahrheit. 1767. Mit Erlaubniss der Obern. 4°. 104 S.

11. Sr. Kaiserlich-Königlich-Apostolischen Majestät allergnädigste Landesverordg. wie es mit dem Hexenprocesse zu halten sey. 1766. 4°. 12 Bl. —

12. Metha v. Zehren, eine Hexengeschichte. Ein Beitrag zur Gerechtigkeitspflege des vorigen Jahrhunderts. Aus gerichtlichen Akten gezogen. Leipzig, bei Paul Kummer, 1799. Kl. 8°. 272 S.

13. Ungrund des Hexen- und Gespenster-Glaubens in ökonomischen Lehrstunden dargestellt von Josef Weber. Bernhard Bälm, Dilingen, 1787. 8°. 108 S.

14. Und der Satz: Teuflische Magie existirt bestehet noch. In einer Antwort des katholischen Weltmannes auf die von einem Landpfarrer herausgegebene Apologie der Professor Weberschen Hexenreformation. Augsburg, Styx 1791. 8° 350 S.

15. Gründlicher Bericht Ob Zauber- und Hexerey, die ärgst und gräulichste Sünd auf Erden sey u. s. w. durch Franziskum Agricolam, Pfarrer zu Sittart, im Fürstenthum Gülch. Mit Römisch. Keys. Majestet Freiheit Getrukt zu Ingolstadt durch Gregorium Hänlin. A. 1618. kl. 8°. 264. S.

„Vorträge deutsch“ bei Stiftung der Bonner Universität 1786 besonders betont.

Unter den Festvorträgen nenne ich auch den des Professors Thaddäus für Exegese, orient. Sprachen u. s. w.

Dienstag den 21. November war der Tag der Disputationen. In der Einleitung sagt Thaddäus: „Wenn die Gottesgelehrtheit des Katholiken — diese unserm philosophischen Jahrhunderte so gehässige Wissenschaft — ihren verdienten Werth erhalten soll, so muss sie auf Hermeneutik gegründet, mit Geschichte verbunden und in der Volkssprache vorgetragen werden.

Der reine gutgewählte Vortrag in der Muttersprache verbannet von akademischen Lehrstühlen eine Menge unnützer Schulfragen, für welche, weil sie an Begriffen leer sind, in lebenden Sprachen sich keine Ausdrücke finden; bringt Folianten von untheologischem Wortkrame auf wenige, zum Wohl der Menschheit abzweckende Wahrheiten herab und stellet ächte Gottesgelehrtheit, die weltbeglückende Tochter des Himmels in einem Gewande dar, worin sie jeder Sterbliche zur innern Beruhigung willig umarmet.

Welche selige Empfindung muss also meine ganze Seele erfüllen, da es mir erlaubet ist vor dem Throne des besten deutschen Fürsten einen Schüler zu stellen, der sich über Hermeneutik des alten Bundes nach dem Grundtexte in seiner Muttersprache darf prüfen lassen! Wie merkwürdig wird der heutige Tag in der Geschichte der katholischen Aufklärung sein, an dem es der orientalischen Muse gestattet wird unter den Augen eines erleuchteten deutschen Erzbischofes Wahrheiten in der Volkssprache zu vertheidigen, wodurch man anderswo theologische Kathedern zu entweihen glaubet.“

Aus dem bair. Intelligenzblatt vor 70 Jahren.

Etwas aus der Wortforschung.
Der Schullehrer und der Micherl.

Schull. Was denkst du dir bei dem Texte: Seyd barmherzig wie euer Vater im Himmel ist?

Micherl. Ich denke an den Himmel und die schönen Engel die drinne wohnen.

Schull. Ist just auch nicht gefehlt. Aber du sagst doch die Sache nur ums Halbe. Am ersten sollst du denken — woran? Nicht an die Barm —?

Micherl. Ja! ja! jetzt hab ichs Trum schon. — An die Barmherzigkeit und den Samaritan, der von dem Räuber Jerusalem auf den Gastgeber gesezt, ausgezogen, und geschlagen worden, und dem nachher ein Levit Essig und Baumöl in die Wunden gegossen, und das Lastthier verbunden hat. Und das nachher 2 Zehner herauszog, und sagte: sorge für ihm — nachher sprach Jesus zu ihm: Geh hin, und thu desgleichen. Nachher giengen sie davon und liessen ihn todt liegen. Nachher —

Schull. Isch! Isch! Stille. Sage mir jetzt: Woher war der Reisende? Von Nürnberg oder Augsburg?

Micherl. Er gieng hinab nach Jericho, und der Priester gieng auf eben demselben Weg vorbey. Und da fragte sein Nächster viele Propheten und Könige —

Schull. Geht alles untereinander, Micherl! wie Hansel und Gredel auf dem Rade. Doch es macht nichts. Man sieht doch schon, dass ich

diese Materie erklärt habe. Und NB. dass du auch ziemlich viel davon gefasst hast. Die Hauptsache, um die ich fragen will, ist: Was heisst denn barmherzig seyn? Weisst du nicht mehr, was ich dir vom Worte warm sagte?

Micherl. Ja! dass der Pudel des Herrn Pfarrers jedem den Hut vom Kopfe nimmt, wenn der Hr. Pfarrer sagt: Schau dem ist warm.

Schull. Ich habe freilich das neulich auch erzählet, als ich aus der Naturgeschichte der Hunde in der Schule Lektion gab. Doch die Naturgeschichte gehört nicht zum Evangelium, und das Evangelium nicht zur Naturgeschichte. Merke nur recht auf. Wo kommt barmherzig her?

Micherl. Jetzt weiss ichs. Von warm und herzig.

Schull. Wie ist mir also, wenn ich barmherzig bin?

Micherl. Es ist mir warm ums Herz.

Schull. Richtig! die lieben Alten sprachen das B wie W, nicht wie P aus. Sie sagten bonus, wie wonus, bene wie wene. Wir sind zwar lange herum gegangen, wie die Katze um den heissen Brei. Jetzt sind wir aber doch, wo wir seyn wollen. Was heisst also: Seyd barmherzig, wie euer Vater im Himmel ist.

Micherl. Dass uns eben so warm ums Herz sein soll, wie Gott Vater im warmen Himmel ist.

Schull. Nu! Nu! Es fällt kein Gelehrter vom Himmel, und es geht schon nach und nach. Nur die Ohren brav in die Höhe, wenn ich doziere. Dann ſemper aliquid hæret.

(Aus den Auszügen von katechetischen Schriften älterer Schullehrer unter dem Motto: A bove majori diſcit arare minor, ddo 1sten April.)

Aus Deliciae physico-mathematicae oder mathem. und philosoph. Erquickstunden — durch M. Danielum Schwenterum. Nürnberg 1651. 4.

No. 1. handelt von dem besonders in Märchen auch vorkommenden Thema, wie lange die Ewigkeit sei. Allein H. Johann Faulhaber, der weitberühmte Ingenicus, machet ihme solche in seinem 23. Tractätlein wol zu Nutz, indeme er mit solchen Auffgaben die Ewigkeit den Leuten etwas zu verstehen gibt, und weil solche seine Gedanken Christlich sehr gut, wil ich seine Meinung auch kurtz hierher setzen: Er spricht aber also: Demnach von den lieben alten Vättern die ewige Pein der Verdampten solcher Gestalt vorgebildet worden: Dass, wann ein Sandberg, der so gross als Himmel und Erden wäre, und in tausendmal tausend Jahren alwegen nur einmal ein Vöglein käme, welches in seinem Schnäbelein nur ein Sandkörnlein hinwegtrüge, und solcher Berg gar hinweggetragen, die Verdampten dannoch nicht Hoffnung haben würden, dass sie hernach erlöst werden könnten, und aber ich Anno 1600. schon vor dreissig Jahren dergleichen quæstion mit seiner Mass ſolvirt, und in der Stadt Vlm, mit Bewilligung der Obrigkeit, öffentlich affigirt, als habe ich den jenigen zur information, welche sich hierüber verwundern, und gleichsam nicht glauben wöllen, dass solches müglich sey auszurechnen, solche Gleichnus der Alten von der Ewigkeit, mit gewieser Mass alhier ausgerechnet, zu Papyr bringen, und vor Augen stellen, aber darbey auch eine andere Andeutung der Ewigkeit geben, und anhäncken wöllen.

No. 2. Ob es auch müglich, dass einer von sich selbst manche Sprach könne lesen lernen, wann er gleich kein ordentlich Alphabeth dar von hat.

Ich bekame auf eine Zeit ein Croatisch Neues Testament, mit Cyralischen Buchstaben gedruckt, mich kame ein Eifer an solche Schrifft lesen zu lernen, hatte doch kein Alphabeth nicht absonderlich, das mir einen Behülff hätte geben können. So nahme ich für das Geschlecht Register Christi in dem Matthaeo und Luca, in Teutscher Sprach, und sahe, wie die Nomina propria der Teutschen Sprach übereinkamen, mit den Croatischen. Daraus fande ich selbst das Alphabeth, dass ich die Wort zusammenbringen und lesen konnte. Ob aber der Accent bey allen Worten recht gesetzt ward, konnte ich nicht unterscheiden. Dienet also diss Mittel nur die Sprach zu lesen und verstehen, aber nicht zu reden. Diss aber gehet nur an in Sprachen, derer Vocales sowol als die Consonantes mit Buchstaben exprimirt werden. Eine andere Beschaffenheit hat es mit denen vornembsten Orientalischen Sprachen, in welchen nur die Consonantes durch Buchstaben, die Vocales aber durch gewise Puncten vorgestellet werden.

Bonn. Dr. Birlinger.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

R. Gosche, Archiv für Literaturgeschichte. I. Bd. I. Hft. (Leipzig, Teubner.) 3 Thlr.

Lexicographie.

Grimm, Deutsches Wörterbuch. Fortgesetzt von R. Hildebrand und L. Weigand. (Leipzig, Hirzel.) 4. Bd. 3 Lfrg. 20 Sgr.

Sachs, Encyclopäd. Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. Thl. I. I. Lfrg. . (Berlin, Langenscheidt.) 9 Sgr.

Grammatik.

C. F. Koch, Historische Grammatik der englischen Sprache III. 2 Thl. Fremde Elemente. (Cassel, Wigand.) $1^{2}/_{3}$ Thlr.

F. Diez, Grammaire des langues romanes traduite et considérablement augmentée p. G. Paris et A. Brachet. I vol. (Paris, A. Frank.)

Literatur.

Das älteste Faustbuch. Wortgetreuer Abdruck der editio princeps des Spiesschen Faustbuches vom J. 1587. Herausgegeben von A. Kühne. (Zerbst, Luppe.) 1 Thlr. $7^{1}/_{2}$ Sgr.

H. M. Schletterer, Geschichte der geistlichen Dichtung. I. Bd. (Hannover, Rümpler.) 4 Thlr.

A. F. C. Vilmar, Ueber Goethe's Tasso. (Frankfurt, Heyde und Zimmer.) 12 Sgr.

T. Carlyle, Life of Schiller, comprehending an examination of his works. (London, Chapman.) 7 s. 6 d.

Poésies Gasconnes, recueillies et publiées par M. F. T. XVII siècle. (Paris, Tross.) 20 frcs.

Molière, Shakspeare und die deutsche Kritik, von G. Humbert. (Leipzig, Teubner.) 2 Thlr. $7^{1}/_{2}$ Sgr.

Life of J. J. Audubon. Edited by his widow. (New York, Putnam) 2 D. 50 c.

H. v. Friesen, Das Buch: Shakspere v. Gervinus. Ein Wort über dasselbe. (Leipzig, Baensch.) 20 Sgr.

H. v. Friesen, Shakspere's Sonette übersetzt von . . . (Dresden, Burdach.) 20 Sgr.

A. Tennyson, Aylmer's Feld. Aus dem Engl. von H. A. Feldmann. (Hamburg, Grüning.) 15 Sgr.

H. C. Goldschmidt, Deutsche Poesie mit den vorzüglichsten englischen Uebersetzungen. (Leipzig, Hartknoch.) 1 Thlr. 20 Sgr.

P. Ch. Bruhin, Blumenlese, deutsch-americanischer Gedichte. (Zürich, Schulthess.) 9 Sgr.

Poems of Uhland. Translated by W. C. Sandars. (London, Ridgway.) 5 s.

Hilfsbücher.

F. Brümmer, Beispiel-Grammatik. Geordnete Sammlung von Musterbeispielen zum Unterricht in der deutschen Satzlehre. (Berlin, Stubenrauch.) 20 Sgr.

E. Wetzel, Grundriss der deutschen Grammatik. (Berlin, Stubenrauch.) 5 Sgr.

Th. Vernaleken, Kurzes orthographisches Wörterbuch. (Wien, Beck.) 18 Sgr.

O. Held, Lehrbuch der neuhochdeutschen Sprache. II. Thl. Satzlehre. (Rostock, Stiller.) 10 Sgr.

A. Egger, Deutsches Lehr- und Lesebuch für Obergymnasien. 2 Thl. I. Bd. (Wien, Beck.) 1 Thlr. 9 Sgr.

W. Bertram, Materialien zu deutschen, franz. und englischen Arbeiten. (Berlin, Kobligk.) 12 Sgr.

W. Bertram, Hülfstabellen z. Erleichterung und möglichst vielseitigen Einübung der franz. unregelm. Verba. (Berlin, Kobligk.) 1 Sgr.

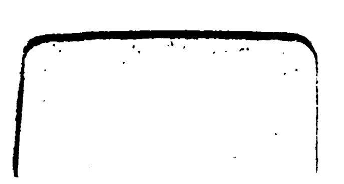
W. Bertram, Grammatisches Uebungsbuch für die mittlere Stufe des franz. Unterrichts. (Berlin, Kobligk.) 12 Sgr.

G. Büchmann, Conjugations-Tabellen für die unregelmässigen englischen Verba. (Berlin, Weber.) 1 Sgr.

H. Keller, Schulgrammatik der italienischen Sprache für höhere Lehranstalten. (Arau, Sauerlaender.) 27 Sgr.

Piezas dramaticas arregladas para traducir al castellano. I. Minna v. Barnhelm. Bearb. von Kapper. (Dresden, Ehlermann.) 7½ Sgr.

Raccolta di pezzi teatrali tedeschi proposta per la traduzione agli studiosi della lingua italiana. I. M. v. Barnhelm. Bearb. von A. de Fogolari. (Dresden, Ehlermann.) 7½ Sgr.




Widener Library
3 2044 098 636 384